









Hans Leger

Hans Seger

zu seinem 70. Geburtstage am 28. August 1934

gewidmet vom

Schlesischen Altertumsverein

Breslau

Gedruckt mit Unterstützung
des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung,
der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft,
der Provinzialverwaltung Niederschlesien
und der Stadtverwaltung Breslau

Alt Schlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins
Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Seger

herausgegeben von

Martin Jahn

Band 5



Breslau

Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins

Vertreten durch Ferdinand Hirt, Verlagsbuchhandlung, Breslau 6, Königsplatz 1

1934



06.055.5 : 571 (438) (05:061.2) SL
+ 930.26 + 930.27/25 (438) (05:061.2)
+ 069 (438) (084.1)
A1t
1177 D/V
ET 2

1177 D

Die Festschrift ist durch kostenlose Ausleihe von Bildstöcken unterstützt worden von:
dem Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen, Dr. Bierbaum-Dresden und dem
Leiter des Heimatmuseums in Riesa, Herrn Wirtschin (S. 126 f. Abb. 1 a und 4); dem
Vorsitzenden der Gesellschaft Brandenburgia in Berlin, Prof. Kieckhefer (S. 51 Abb. 5);
dem Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig,
Prof. La Baume (S. 57 Abb. 9 und S. 363 Abb. 7); dem Leiter des Landesamtes für
Vorgeschichte in Ratibor, Dr. Raschke (Taf. XII 9 und 11); dem Herausgeber der
Monatschrift „Der Oberschlesier“, Herrn Sczodrok in Oppeln (S. 379 Abb. 1 und
Taf. LXXXII 1); dem Direktor am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz,
Dr. Sprockhoff (S. 356 Abb. 1 und Taf. LXXI 4); dem Abteilungsdirektor am Landes-
museum Trier, Dr. Steiner (S. 259 Abb. 3 bis 4 und S. 266 Abb. 6)



Gedruckt von der Schlesischen Druckerei A.-G.
in Breslau

Bildstöcke hergestellt von der Chemigraphischen Kunstanstalt Antarkstrand
in Breslau

Bildtafel des Jubilars hergestellt von der Druckerei Wilh. Gottl. Korn
in Breslau

Inhaltsverzeichnis

Vgl. unten die in Buchstabenfolge geordnete Liste der Mitarbeiter

Einleitung

Seite

1. Hans Seger zum siebenzigsten Geburtstage. Mit einer Bildtafel
Von Martin Jahn-Breslau 1
2. Hans Seger als Museumsmann. Mit Tafel I—IV
Von Heinrich Rohlfhaufen-Breslau 5

Steinzeit

Vgl. auch Nr. 15 unter: Bronzezeit und Nr. 52 unter: Geistige Kultur der Vorzeit

3. Eine Hirschgeweihart aus der Mittelsteinzeit Schottlands. Mit Tafel V und einer Abbildung
Von B. Gordon Childe-Edinburgh 13
4. Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus West-Norwegen. Mit 2 Abbild.
Von J. Bøe-Bergen 16
5. Nordböhmisches Steinzeitfunde. Mit Tafel VI und 4 Abbildungen
Von Leonhard Franz-Prag 19
6. Kulturbeziehungen zwischen Schlesien und Ungarn während der jüngeren Steinzeit. Mit 4 Abbildungen
Von F. von Tompa-Budapest 29
7. Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlesien. Mit 4 Abbild.
Von Werner Boege-Breslau 33
8. Ein wichtiger Schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland. Mit Tafel VII—VIII und 3 Abbildungen
Von Walther Schulz-Halle a. d. S. 37
9. Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge. Mit Tafel IX
Von Walter Matthes-Hamburg 43
10. Der Einfluß der jütländischen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens. Mit Tafel X—XII und 10 Abbildungen
Von Ernst Petersen-Breslau 46
11. Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succase Kr. Elbing. Mit Tafel XIII—XVI und 4 Abbildungen
Von Bruno Ehrlich-Elbing 60
12. Steinzeitliche Verwahr Funde in Ostpreußen. Mit einer Abbildung
Von Wilhelm Gaerte-Königsberg i. Pr. 65
13. Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien. Mit Tafel XVII und 12 Abbildungen
Von Volko Frhr. von Richthofen-Königsberg i. Pr. 67

Bronzezeit

Vgl. auch Nr. 32 unter: Vordriftliche Eisenzeit
und Nr. 53—54 unter: Geistige Kultur der Vorzeit

14. Das frühbronzezeitliche Grab aus Neudorf Kr. Thorn. Mit 3 Abbildungen Von Wolfgang La Baume-Danzig	94
15. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz, gestützt auf die Gräbervorkommnisse. Mit Taf. XVIII—XXIII und 2 Abb. Von Otto Tschumi-Bern	96
16. Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel Von P. Bosch Gimpera-Barcelona	109
17. Die Höckergräber von Lamsfeld Kr. Breslau. Mit Tafel XXIV—XXV und 4 Abbildungen Von Fritz Geschwendt-Breslau	118
18. Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen. Mit 5 Abbildungen Von Georg Bierbaum-Dresden	124
19. Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien. Mit 4 Abbildungen Von Otto Kleemann-Dresden	132
20. Die Verbreitung der Lausitzer Kultur in der preußischen Oberlausitz. Mit 5 Karten Von Otto Friedrich Wandert-Börlitz	139
21. Ein Schatzfund der mittleren Bronzezeit aus Westpreußen. Mit 5 Abbildungen Von Kurt Langenheim-Danzig	151
22. Zwei Bronzeverwahr Funde aus Westpolen. Mit Tafel XXVI—XXVIII und 4 Abbildungen Von Wladimir Antoniewicz-Warschau	157
23. Der Verwahr Fund von Paulsdorf Kr. Namslau. Mit Tafel XXIX und 5 Abbildungen Von Lothar F. Zoh-Breslau	164
24. Schicksale eines Bronzefundes. Mit Tafel XXX—XXXI u. 2 Abbildungen Von Alfred Göze-Berlin	170
25. Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronze- zeitalters. Mit Tafel XXXII und 2 Abbildungen Von Oswald Menghin-Wien	179

Vordriftliche Eisenzeit

26. Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Oß in Holland. Mit Tafel XXXIII Von J. H. Holwerda-Leiden	194
27. Die mehrköpfigen Basenkopfnadeln aus Schlesien. Mit Tafel XXXIV—XXXV Von Wilhelm Hoffmann-Breslau	198
28. Ein germanisch-vordriftischer Friedhof bei Burgheßler Kr. Edartsberga. Mit Tafel XXXVI—XXXVII und 2 Abbildungen Von Paul Grimm-Halle a. d. S.	201

29. Ein Schmuckstück der frühen Latenezeit. Mit einer Abbildung Von Peter Goehler=Stuttgart	205
30. Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein Neundorf Kr. Görlitz. Mit Tafel XXXVIII und 4 Abbildungen Von L. von Márton=Budapest	209
31. Der Skytheneinfall in Ostdeutschland und die skythischen Funde aus Böhmen. Mit Tafel XXXIX Von Helmut Preidel=Saaß (Nordböhmen)	215
32. Funde aus Schlesien und der ehemaligen Provinz Posen im Museum der Stadt Osnabrück. Mit Tafel XL—XLII und einer Abbildung Von Hans Gummel=Osnabrück	220
33. Ein neuer Grabfund auf dem Spätlatene-Friedhof von Burschen Kr. Frau- stadt. Mit Tafel XLIII und 2 Abbildungen Von Franz Pfützenreiter=Fraustadt	227

Nachchristliche Zeit

Bgl. auch Nr. 32 unter: Vorchristliche Zeit und Nr. 55—58 unter: Geistige Kultur der Vorzeit

34. Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus. Mit Tafel XLIV— XLVI und 4 Abbildungen Von Martin Michael Lienau=Frankfurt a. d. Oder, mit einem Beitrag von Dr. Hutloff	232
35. Ein Gesamtfund sogenannter Aduatucker=Münzen aus Köln. Mit 15 Abbildungen Von Fritz Fremersdorf=Köln.	242
36. Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerowingischen Zeit nach Skandinavien. Ein Beitrag zur Geschichte des römisch-ger- manischen Handels. Mit Tafel XLVII—IL und 3 Abbildungen Von Gunnar Ekholm=Uppsala	247
37. Messing-Seiher mit Halbdeckel aus rheinischen Werkstätten. Mit 6 Abbildungen Von Paul Steiner=Trier	255
38. Skythisierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie. Mit Tafel L—LI und einer Abbildung Von Andreas Alföldi=Budapest.	267
39. Die Gewebereste aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei. Mit Taf. LII—LV u. 4 Abbildungen Von Gertrud Sage=Breslau.	272
40. Ein kaiserzeitlicher Goldfingerring aus der Mark Brandenburg? Mit Tafel LVI und einer Abbildung Von Wilhelm A. von Jenny=Berlin	285
41. Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichstal bei Schwedt a. d. Oder. Mit Tafel LVII—LVIII und 2 Abbildungen Von Hans Zeiß=München	291
42. Die Chronologie der Merowingerzeit im Lichte einiger neuer Funde. Mit Tafel LIX und einer Abbildung Von Nils Åberg=Stockholm	297

	Seite
43. Neue Grabung im Alamannenfriedhof von Oberflacht Oberamt Tuttlingen. Mit Tafel LX—LXIV und 3 Abbildungen Von Walther Deed = Stuttgart	302
44. Der Wikingerfund aus Libau in der Provinz Posen. Mit Tafel LXV— LXVII und 5 Abbildungen Von Herbert Janfuhn = Kiel	309
45. Zur Entstehung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung. Mit Tafel LXVIII—LXIX Von Birger Nerman = Stockholm	318
46. Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde Kr. Elbing. Mit Taf. LXX Von Werner Reugebauer = Elbing	321
47. Ein spätslawisches Haus am Fuße des Burgwalles von Gützkow in Vor- pommern (Aus der vorpommerschen Denkmalspflege). Mit Tafel LXXI— LXXIII und 2 Abbildungen Von Wilhelm Pehjsch = Greifswald	326
48. Zum Hadzsilberfund von Łączę-Mühle Kr. Posen-Ost. Mit Tafel LXXIV—LXXV und einer Abbildung Von Kurt Tadenberg = Leipzig	332
49. Ein mittelalterlicher pommerscher Münzschatzfund als landesgeschichtliches Denkmal. Mit einer Karte Von Otto Kunkel = Stettin	336
50. Hans Seger und die schlesischen Wehranlagen Von Max Hellmich = Breslau	340
51. Alte Wege am Siling. Mit einer Karte und einer Abbildung Von Georg Lustig = Breslau	344

Geistige Kultur der Vorzeit

52. Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes. Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels. Mit Tafel LXXVI—LXXIX Von Gustav Schwantes = Kiel	351
53. Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung. Mit Tafel LXXX—LXXXI und 7 Abbildungen Von Ernst Sprockhoff = Mainz	356
54. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Be- deutung. Mit 9 Abbildungen Von Karl Heinrich Jacob = Friesen (Hannover)	364
55. Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedzschütz Kr. Neu- stadt OS. Mit Tafel LXXXII—LXXXIII und 2 Abbildungen Von Georg Raschke = Ratibor OS.	376
56. Die Runeninschrift von Sedzschütz. Mit einer Abbildung Von Wolfgang Krause = Königsberg i. Pr.	382
57. Aurvandils tá Von Rudolf Much = Wien	387
58. Wandalismus, eine Ehrenrettung Von Paul Habel = Breslau	389

Liste der Mitarbeiter in Buchstabenordnung

	Seite
Dr. N. Åberg, Dozent an der Kgl. Hochschule, Stockholm	297
Dr. A. Alföldi, Universitätsprofessor, Budapest	267
Dr. Wl. Antoniewicz, Universitätsprofessor, Direktor des Majewski-Museums, Warschau	157
Dr. G. Bierbaum, Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen, Kustos am Staatl. Museum für Geologie, Mineralogie und Vorgeschichte, Dresden	124
Dr. J. Bøe, Konservator am Museum in Bergen (Norwegen)	16
Dr. W. Boege, Assistent am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	33
Dr. P. Bosch-Gimpera, Universitätsprofessor, Barcelona	109
B. G. Childe, Universitätsprofessor, Edinburgh	13
Dr. B. Ehrlich, Professor, Direktor des Städtischen Museums, Elbing	60
Dr. G. Ekholm, Dozent, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, Uppsala	247
Dr. L. Franz, Universitätsprofessor, Prag	19
Dr. F. Fremersdorf, Leiter der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums, Köln	242
Dr. W. Gaerte, Direktor des Preussia-Museums, Königsberg i. Pr.	65
Dr. D. F. Gandert, Direktor der Städtischen Kunst- und Altertumsammlungen, Görlitz	139
Dr. F. Geschwendt, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	118
Dr. P. Goetzler, Professor, Direktor der Staatlichen Altertümersammlung i. R., Stuttgart	205
Dr. A. Göze, Professor, Kustos am Berliner Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte i. R., Direktor des Steinsburg-Museums in Römhild	170
Dr. P. Grimm, Assistent an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S.	201
Dr. S. Gummel, Direktor des Städtischen Museums, Osnabrück	220
Dr. P. Habel, Professor, Oberstudienrat i. R., Breslau	389
M. Hellmich, Vermessungsrat i. R., Breslau	340
W. Hoffmann, Technischer Hilfsarbeiter am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	198
Dr. J. H. Holwerda, Direktor des Rijksmuseum van Oudheden, Leiden ...	194
Dr. A. H. Jacob-Friesen, Universitätsprofessor, Erster Direktor des Landesmuseums, Hannover	364
Dr. M. Jahn, Direktor des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	1
Dr. S. Janckuhn, Assistent am Schleswig-holsteinischen Museum vorgeschichtlicher Altertümer, Kiel	309
Dr. W. A. von Jenny, Kustos am Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin	285

	Seite
Dr. D. Kleemann, Assistent des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen, Dresden	132
Dr. H. Kohlhaufen, Direktor der Städtischen Kunstsammlungen, Breslau ..	5
Dr. W. Krause, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr.	382
Dr. D. Kunkel, Direktor des Provinzialmuseums pommerscher Altertümer, Stettin	336
Dr. W. La Baume, Universitätsprofessor, Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig	94
Dr. A. Langenheimer, früher Danzig, jetzt Kustos am Landesamt für vor- geschichtliche Denkmalpflege, Breslau	151
M. M. Lienau, Bezirkspfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Frankfurt a. d. O.	232
Dr. G. Lustig, Sanitätsrat, Breslau	344
Dr. L. von Márton, Direktor am Ungarischen Nationalmuseum, Budapest ..	209
Dr. W. Matthes, Universitätsprofessor, Hamburg	43
Dr. D. Menghin, Universitätsprofessor, Direktor am Naturhistorischen Staats- museum, Wien	179
Dr. R. Much, Universitätsprofessor, Wien	387
Dr. B. Nerman, Professor, Dozent an der Kgl. Hochschule, Stockholm	318
Dr. W. Reugebauer, Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Städtischen Museum, Elbing	321
Dr. E. Petersen, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	46
Dr. W. Peßsch, Studienrat, Privatdozent an der Universität, Greifswald ...	326
Dr. F. Pfützenreiter, Konrektor und Museumsleiter, Traustadt	227
Dr. H. Preidel, Professor, Saaz (Nordböhmen)	215
Dr. G. Raschke, Leiter des Landesamts für Vorgeschichte, Ratibor OS.	376
Dr. B. Frhr. von Richthofen, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr.	67
G. Sage, Technische Hilfsarbeiterin am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	272
Dr. W. Schulz, Kustos an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S.	37
Dr. G. Schwantes, Universitätsprofessor, Direktor des Schleswig-holsteinischen Museums vorgeschichtlicher Altertümer, Kiel	351
Dr. E. Sprockhoff, Direktor am Römisch-Germanischen Zentralmuseum, Mainz	356
Dr. P. Steiner, Abteilungsdirektor am Landesmuseum, Trier	255
Dr. A. Tackenberg, Universitätsprofessor, Leipzig	332
Dr. F. von Tompa, Kustos am Ungarischen Nationalmuseum, Budapest	29
Dr. O. Tschumi, Universitätsprofessor, Bern	96
Dr. W. Beek, stellv. Direktor der Staatlichen Altertümersammlung, Stuttgart	302
Dr. H. Zeiß, Universitätsprofessor, München	291
Dr. L. F. Zöb, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau	164

Alt Schlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins
Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Seger

1934 / Band 5

Hans Seger zum siebenzigsten Geburtstage

Von Martin Jahn-Breslau

Es gibt nur wenige Gaue unseres Vaterlandes, die wie Schlesien das Glück gehabt haben, daß ein Sproß der heimatlichen Scholle von Anfang an in klarer Zielstrebigkeit sein Lebenswerk auf die Erforschung der Vergangenheit seiner Heimatprovinz eingestellt und diese Aufgabe in so umfassendem Ausmaße und mit so großem Erfolge gelöst hat. Seger — in Neurode geboren, in Reize, Liegnitz und Breslau aufgewachsen — ist als Mensch, Forscher und Lehrer, in seinem ganzen Schaffen vor allem ein treuer Sohn Schlesiens. Seine unerschöpfliche Heimatliebe befähigt ihn über alle Hindernisse hinweg, durch viereinhalb Jahrzehnte hindurch unermüdlich und unbeirrt der Kulturgeschichte des Schlesiergaues vom ersten Auftreten des Menschen an bis zur Jetztzeit nachzugehen und die Früchte seiner Arbeit der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Nur die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Interessen und seines Wissens, sein nimmermüder Schaffensdrang und die klare Linie seiner auf weiteste Sicht angelegten Tätigkeit konnte es verhindern, daß der Einzelne an dieser Riesenaufgabe zerbrach. Seger ist nach Beendigung seiner Studien im Jahre 1889 von dem Augenblick an, an dem er im Breslauer Altertumsmuseum seinen Dienst antrat, diesem Dienst ohne jede Unterbrechung in beispielhafter Selbstlosigkeit bis zum heutigen Tage treu geblieben.

Diese nur der Sache dienende, die eigene Person stets zurückstellende Art Segers ist einer der Hauptgründe seiner großen Erfolge. Von allen Seiten scharten sich gleichermaßen begeisterte Schlesier als selbstlose Mitarbeiter um ihn. So entstand unter Segers Führung aus den wertvollen, aber fachmännischer Betreuung und wirtschaftlicher Sicherstellung entbehrenden Sammlungen des Schlesischen Altertumsvereins allmählich der stolze, festgefügte Bau des Schlesischen Altertumsmuseums.

Neben dem Aufbau des Museums widmete sich Seger von Anfang an der wissenschaftlichen Bearbeitung der stark anwachsenden Museumsbestände. Seit 1893 ist er der Herausgeber der angesehenen Hauptzeitschrift des Schlesischen Altertumsvereins „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“. Nicht weniger als dreizehn Bände sind in dieser Zeit entstanden. Als die Not der Nachkriegszeit eine Fortsetzung dieser kostbaren Schriftenreihe immer seltener ermöglichte, schuf Seger 1922 eine zweite Vereinszeitschrift „Altschlesien“ in einfacherem Gewande. Er verhinderte dadurch nicht nur ein Verkümmern der Veröffentlichungstätigkeit des Vereins, sondern steigerte diese trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten in immer größerem Maße. Vier stattliche Bände „Altschlesien“ hat Seger bisher herausgegeben. Im Jahre 1926 gelang es ihm, die Begründung einer dritten Vereinszeitschrift „Altschlesische Blätter“ durchzusetzen, die von seinem Schüler, Dr. Geschwendt, herausgegeben wird. Endlich schuf Seger 1931 eine Schriftenreihe des Altertumsvereins „Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte“, in der größere Materialveröffentlichungen Platz finden sollen. Damit ist der Schlesische Altertumsverein eine der fruchtbarsten wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands geworden, deren Schriften wegen ihres gediegenen und zuverlässigen Inhaltes weiten Ruf besitzen. Hervorgehoben sei hier auch, daß die meisten Zeichnungsvorlagen für die Abbildungen der Vereinszeitschriften der bewährten Hand von Frau Lucie Seger entstammen. Nicht weniger als 25 Jahre ist die Künstlerin für den Verein als wissenschaftliche Zeichnerin tätig. Sie kann daher auch an dem Ehrentage Segers den Platz neben ihrem Gemahl als Jubilarin einnehmen. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß Seger in allen drei Zeitschriften eine Unzahl von eigenen wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht hat, die das Gesamtgebiet der schlesischen Altertumskunde umfassen.

Es ist klar, daß ein Mann von den geistigen und charakterlichen Eigenschaften Segers bald auch im Schlesischen Altertumsverein eine führende Rolle zugeteilt erhielt. Als der große organisatorische Leiter des Vereins, Wilhelm Grempler, die Augen schloß, wählte 1907 der Verein Gremplers langjährigen wissenschaftlichen Berater zum Vorsitzenden. Was Seger in den bisherigen 27 Jahren seiner Führung für den Verein geleistet, welchen wichtigen Kulturfaktor im deutschen Osten er aus ihm gemacht hat, ist bei der 75-Jahrfeier des Vereins im vorigen Jahre von den Vertretern der Behörden und Körperschaften in so ehrender Form anerkannt worden und in den Herzen der Mitglieder des Altertumsvereins so fest verankert, daß wir hier nicht mehr darauf einzugehen brauchen.

Wenn sich Seger auch in dem ständig wachsenden Mitgliederkreis des Altertumsvereins einen großen Resonanzboden für seine aufklärende, werbende und lehrende Wirksamkeit zu verschaffen gewußt hatte, so trieb es ihn weiter zu rein wissenschaftlicher Mitarbeit an der Breslauer Hochschule. Er habilitierte sich 1907 an der Universität in seinem Lieblingsfache, der Vorgeschichte. Seine

Lehrtätigkeit, die er 27 Jahre lang ununterbrochen neben seinem Hauptberuf ausgeübt hat und noch weiter ausübt, hat vielseitige Früchte getragen. Ihr ist es zu verdanken, daß die Vorgeschichte in den Kreisen der Breslauer Hochschul-Lehrer schon frühzeitig als selbständige Wissenschaft geachtet wurde. Welche Anerkennung seine Schule im Dritten Reich findet, geht daraus hervor, daß die beiden ersten Lehrstühle für Vorgeschichte, die im neuen Deutschland errichtet wurden, mit Seger-Schülern besetzt worden sind. Hatte Seger schon 1908 vom Preussischen Ministerium in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Titel Professor erhalten, so wurde er 1921 auf Grund seiner Dozenten-tätigkeit zum Honorarprofessor der Universität Breslau ernannt. Entsprechend seinem selbstlosen Charakter erstrebte er in seiner ganzen langen Lehrtätigkeit keine persönlichen Vorteile, setzte sich aber in den letzten Jahren mit großer Umsicht und Fähigkeit zugunsten eines seiner Mitarbeiter für die Schaffung eines Lehr-stuhles und eines Universitätsinstitutes für Vorgeschichte in Breslau ein.

Bei der Vorbereitung des preussischen Ausgrabungsgesetzes, das den vor-geschichtlichen Altertümern den notwendigen staatlichen Schutz bringen sollte, stand Seger unter den deutschen Fachleuten an erster Stelle. Als Staatlicher Vertrauensmann für die Bodenaltertümer Schlesiens schuf er eine Organisation der Bodendenkmalpflege, die allgemein als vorbildlich anerkannt wird. Seinen langjährigen Bemühungen ist es vor allem zu danken, daß für die Boden-denkmalpflege von der Provinz Niederschlesien ein eigenes „Landesamt für vor-geschichtliche Denkmalpflege“ in Breslau errichtet worden ist, das in immer steigendem Maße die unzähligen, gefährdeten Bodenukunden der Vorzeit Schlesiens rettet, sachgemäß ausgräbt, konserviert und wissenschaftlich bearbeitet.

Liegt auch das Hauptgewicht des Schaffens Segers in seiner Tätigkeit in Schlesien, so wußte er sich als Forscher bald einen angesehenen Namen in ganz Deutschland und darüber hinaus in in- und außereuropäischen Fachkreisen zu schaffen. Neben der Münzkunde ist es vor allem die Vorgeschichtswissenschaft, in der er Weltruf errang. Sein ruhig abwägendes, vorsichtiges Forschen, seine ständige Hilfsbereitschaft gegenüber anderen Fachgenossen, insbesondere sein uneigennütziges und unverdrossenes Eintreten für die Gesamtbelange des Faches schaffte ihm bald das größte Ansehen. Keine Aufgabe war ihm zu un-dankbar, keine Gegensätze unüberbrückbar, wenn es das Wohl des Ganzen galt. So wurde er seit Jahren von den deutschen Vorgeschichtsforschern gerufen, wenn es hieß, schwierige organisatorische Aufgaben zu lösen. Sein Ansehen, seine unbeirrbare Sachlichkeit und sein völliges Ausschalten persönlicher Wünsche und Ansprüche wußten schließlich jeden zu bestimmen und zu überzeugen. Schon seine Mitherausgeber-Tätigkeit am Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in den Jahren 1904 bis 1912 und bei der Prähistorischen Zeitschrift von 1909 bis 1926 zeigte seine Anteilnahme an den allgemeinen Aufgaben der Vorgeschichtswissenschaft. In der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie,

Ethnologie und Urgeschichte war er 1910/12 und 1928/33 Vorsitzender, 1921/23 Generalsekretär. Im Jahre 1922 gelang ihm die lang ersehnte, aber bei der damaligen Verschiedenartigkeit der Interessen der Fachvertreter fast unmöglich erscheinende Vereinigung aller Berufsgenossen durch die Gründung der „Berufsvereinigung Deutscher Vorgeschichtsforscher“, der er bis 1926 vorstand.

An Ehrungen durch wissenschaftliche Gesellschaften hat es trotz des in solchen Dingen sehr zurückhaltenden Wesens Segers nicht gefehlt. Es seien hier die wichtigsten Ernennungen aufgezählt:

- 1897: Korrespond. Mitglied des Museums des Königreiches Böhmen.
2. 2. 1904: Korrespondierendes Mitglied der Kgl. Akademie der Geschichts- und Altertumswissenschaft Stockholm.
19. 11. 1904: Korrespond. Mitglied der Altertumsgesellschaft Prussia Königsberg.
3. 4. 1906: Ordentliches Mitglied d. Kgl. Nordiske Oldskriftselskab Kopenhagen.
6. 1. 1912: Korrespond. Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Danzig.
14. 3. 1912: Korrespond. Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft Wien.
5. 10. 1913: Ehrenmitglied der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz.
2. 12. 1913: Auswärtiges Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft in Helsingfors.
15. 11. 1919: Verleihung der Rudolf-Birchow-Plakette durch die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
16. 12. 1922: Ehrenmitglied der Altertumsgesellschaft Prussia Königsberg i. Pr.
21. 4. 1928: Ordentliches Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches.
24. 11. 1929: Ehrenmitglied der Ungarischen Altertumsgesellschaft in Budapest.
24. 3. 1932: Korrespondierendes Mitglied der Numismatischen Gesellschaft der Tschechoslowakei in Prag.
22. 2. 1933: Ehrenmitglied der Society of Antiquaries of London.

Mehr als äußere Ehrungen wiegt jedoch die innere Zuneigung aller, die Seger näher kennen, zu seinem lauterem, bescheidenen und uneigennütigen Wesen, die große Verehrung und Liebe, mit der seine vielen Schüler und Mitarbeiter an ihm hängen. Mit welcher Begeisterung wurde allenthalben der Plan des Schlesischen Altertumsvereins aufgenommen, Hans Seger durch eine Festschrift Dank abzustatten für all das, was er für uns getan hat! Dem Herausgeber der Festschrift ist seine ehrenvolle und schöne Aufgabe nur dadurch recht schwer geworden, daß er aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen war, die Zahl der Mitarbeiter zu beschränken. So konnte leider mancher Beweis der Anhänglichkeit in dieser Schrift nicht aufgenommen werden.

Möge es die Vorsehung Hans Seger ermöglichen, die großen Aufgaben, die er sich noch gestellt hat, zu vollenden

für Schlesien und für die Wissenschaft.

Hans Seger als Museumsmann

Von Heinrich Rohlfaußen-Breslau

Mit Tafel I—IV

Man muß den Zauber eines Museumsorganismus beschwören, der in langer, oft langsamer, mehrfach bedrohter Entwicklung heranreifte, um die oberflächliche Meinung zu zerstören, daß der Jubilar dieser Festschrift, der Restor schlesischer Vorgeschichtsforschung nur Prähistoriker gewesen sei. Ja, er selbst hat Gelegenheit gehabt, sich dagegen zu verwahren, und er selbst stand im Banne dieses Zaubers; das zeigen verschiedene Aufsätze von ihm über die Geschichte und Vorgeschichte des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Deutlicher aber als das Wort zeugen eine 44-jährige Arbeitsbindung an dieses Institut und Segers persönlicher musealer Anteil innerhalb dieser arbeitsreichen Spanne. Wer weiß, ob ohne Segers Mithilfe im letzten Jahrzehnt des verfloßenen Jahrhunderts das Museum aus der Enge und Unsicherheit einer im fremden Hause geduldeten Vereinsammlung den rechten Weg zur Betreuung und Entlastung durch die Stadt in einem eigenen, bestgelegenen Hause gemacht hätte?

Doch lassen wir uns durch seine Lebens- und Arbeitsdaten führen. Seger, von Hause aus Archäologe und Kunsthistoriker, studierte in Breslau bei August Roßbach, Robert Vischer und August Schmarsow, in München bei Heinrich von Brunn, Richard Muthet und Berthold Rhiel. 1888/89 war er mit Schmarsow in Florenz. Im folgenden Jahre trat er als Assistent in das Museum schlesischer Altertümer in Breslau ein und rückte im Dezember 1892 bei der Berufung von Czihak nach Königsberg als Kustos und Museumsleiter 28-jährig an dessen Stelle. Die nächsten sechs Jahre, die Jahre seiner verantwortlichen Museumspolitik, seiner Anlage der durchschnittlich 7000 *M* betragenden Ankaufsgelder gestatten besten Einblick in seine Auffassung vom Museum und seinen Arbeitsanteil an demselben.

In jenen Jahren erregte sich die Breslauer Öffentlichkeit für die Gründung eines Kunstgewerbemuseums nach dem Vorbilde solcher in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Köln und an anderen Orten schon längst bestehenden Anstalten, just in demselben Augenblicke, in dem man dort die vorhandene Form des Kunstgewerbemuseums gleich technologische Musterammlung zu überwinden suchte aus der gewonnenen Einsicht notwendiger kulturgeschichtlicher Bindung allen Kunstgutes. In einer Denkschrift über die Zukunft des Museums schlesischer Altertümer setzte sich Seger mit den schwebenden Fragen auseinander (1894/95), und den Gedanken des Kunstgewerbemuseums aufgreifend, konnte er vor einer unsinnigen Neugründung warnen und den weiteren planmäßigen Ausbau der mit kostbaren und reichen kunstgewerblichen Gruppen bestellten Altertümersammlung als den rechten Weg empfehlen. Er durfte sich dabei auf grundsätzliche Erkenntnisse des Hamburger Museumsdirektors Justus Brindmann in

seinem berühmt gewordenen Museumsführer berufen, die gerade heute wieder zeitgemäß wirken. In jener Denkschrift forderte Seger im Hinblick auf die unsichere Lage der wertvollen Sammlungen unter der Obhut eines privaten Vereins deren Übernahme durch die Provinz. Nachdem sich die erste Aufregung der interessierten Kreise etwas gelegt hatte, kam es zu mündlichen Verhandlungen mit Heinrich von Korn, dem Kuratoriumsvorsitzenden des Museums der bildenden Künste und — zur Übernahme der Verwaltung des Museums schlesischer Altertümer auf den Provinzhaushalt. Das kam zuerst in erwünschter Weise dem Ankaufsfonds zugute, und die Erwerbungen Segers, von denen wir einige kennzeichnende Proben erwähnen, lassen das in vollem Umfang erkennen. 1893 wurden die kunstgewerblichen Bestände des Museums der bildenden Künste überwiesen, deren Möbel, Tapissereien, Fayencen eine Bereicherung brachten, dabei das Meißener Porzellan-Service von 1734 mit schlesischen Städteansichten und das schön emaillierte Töpferinnungs-Glas von 1642. Die Kleinodien der Schießwerderschützen kamen als Dauerleihgabe ein und brachten einen Stoß prächtiger Silbergefäße der Renaissance. Unter den Ankäufen der spätgotische Bronzemörser mit figürlichen Reliefs, aus der Reihe keramischer Erwerbungen die Böttger-Statuette Augusts des Starken, die reich bebilderte Enderlein-Zinnkanne mit Becken. Der nächste größere Kauf rundete die schon bedeutende Zinnsammlung mächtig ab. Gelang es doch 1895 Seger, nach einem schwierigen Kampfe die letzte der drei monumentalen Zinnschleifkannen des Museums, die Innungskanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523, zu erwerben, nachdem er seine Überredungskünste über die Herren des Löwenberger Magistrats auf sämtliche Mitglieder der dortigen Tuchmacherzunft und einflußreiche Angehörige derselben ausgedehnt hatte (Taf. I).

Im gleichen Jahre wurden der große Goldschmiede-Altar von 1476 und der Kürschner-Altar von 1495, beide aus der Breslauer Magdalenen-Kirche, als Leihgabe eingeholt. Mittlerweile hatte der Kunstgewerbemuseum-Gedanke Wurzeln gefaßt, auch war man sich darüber einig, daß eine Betreuung des in Aussicht genommenen Kunstgewerbemuseums nur durch die Stadt Breslau erfolgen könne. 1895 beantragte und erhielt Seger das Vermögen des Schlesischen Zentralgewerbevereins von 100 000 M für das neue Museum. Bei der Suche nach einem günstig gelegenen Museumsgebäude bot sich das frei werdende Provinzialverbandsgebäude, das alte Ständehaus dar, das die Provinz für 500 000 M abzugeben bereit war. Aber es bedurfte doch der großzügigen Schenkung dieser Summe durch den Stadtältesten Heinrich von Korn, um solch einzigartige Gelegenheit zu nutzen. Wir hörten schon, daß Herr von Korn Kuratoriumsvorsitzender des Museums der bildenden Künste war. Als solcher hatte er ein Interesse daran, die unheimliche Einquartierung der schnell wachsenden Altertumsammlungen wieder aus dem Gebäude des Museums der bildenden Künste zu entfernen. Dieser reinlichen Scheidung zuliebe gab er

schon jetzt die eigentlich in seinem Testament vorgesehene halbe Million mit der ausdrücklichen Bestimmung für den Ankauf des Ständehauses durch die Stadt, die dann die Altertums- und Kunstgewerbefammlungen zu übernehmen habe. In einem 1897 in Gnadenfrei über die Einrichtung kunstgewerblicher Museen gehaltenen Vortrage hat Seger bei aller Werbung für den Gedanken des Kunstgewerbemuseums im überlandschaftlichen Sinne auf die vordringliche Bedeutung der lokalen Eigenart hingewiesen. Er betonte dabei den kulturgeschichtlichen Reiz übernommener älterer Sammlungen, denen gegenüber „die Museumsverwaltung die Pflicht habe, ihr Programm nach der angedeuteten Richtung hin zu erweitern und das einmal Begonnene in demselben Sinne liebevoll weiter zu pflegen“. Mit dieser Auffassung bejahte Seger den kulturellen Gehalt der ältesten Sammlungsbestände als des eigentlichen richtunggebenden Kernes. Und in der Tat haben in den Hinterlassenschaften der mittelalterlichen Breslauer Ratskapelle, der Renaissance-Sammlung des Thomas Reh diger (1540—76) als Mittelpunkt der Kirchenbibliotheken mit Kunst- und Wunderkammerstücken, der Barocksammlung an Bildern und kleinen Plastiken des Rats Herrn von Sebisch (1685—1748), der Romantikergründung eines Landesmuseums durch Professor Büsching (1810—29) unsere Sammlungen einen unvergleichlichen Vorsprung vor den traditionslos entstandenen Kunstgewerbemuseen der Gründerzeit. In bester Übereinstimmung mit solchen Gedanken waren 1896 die Zwingerschützen-Kleinodien den drei Jahre vorher übergebenen Schießwerderschützen-Kleinodien gefolgt und aus der unversiegbaren Quelle des Rathauses weitere Überweisungen eingereicht. Unter den Ankäufen sei vermerkt eine chinesische Porzellan-Fontaine mit europäischer vergoldeter Spätrenaissance-Bronzefassung, eines der seltenen Beispiele für die frühe Wertschätzung des damals in Europa unbekannten Porzellans, dessen Jahrhunderte anhaltende Geltung die Bestellungen Friedrichs des Großen im fernen Osten bestätigen (Taf. III 1). Aus Süddeutschland erworbene Renaissance-Bronzeklopfer, mehrere auf Jahre verteilte umfassende Käufe von Seidengeweben und Stickereien europäischer und ostasiatischer Herkunft, die zeitlich vom Mittelalter bis in die Neuzeit reichen, seien noch hervorgehoben. In der Reihe der Ankäufe der nächsten Jahre, 1897 und 1898, wurde die Bauernkunst durch solche hübschen Beiträge wie die Glazer Hochzeitsbitter-Gruppe mit dem Schmaus und den glückbringenden Bucklingen (Taf. II 3) und das aus der gleichen Zeit und Landschaft stammende Frachtfuhrwerk, an außerschlesischen Beiträgen durch die schleswigschen kerbgeschnitzten Mangelbretter bedacht, das Münzkabinett durch so schöne Renaissance-Medaillen wie die des Heinrich Ribisch und Crato von Krafftheim bereichert. Erwähnenswert ist auch der romanische Brettstein mit der Darstellung des hl. Markus, eine Kölner Arbeit des späten 12. Jahrhunderts, die in Glogau gefunden wurde. Hauptereignis des Jahres 1898 war der Ankauf der Sammlung des Freiherrn von Falkenhausen. Für die Ankauflsumme von

50 000 *M* gelang es, die über 300 Gegenstände umfassende Sammlung für Schlesien zu sichern, die zu einem gewichtigen Teile wertvolles schlesisches Kunstgut enthält, so für die Gruppen der Gläser, des Zinn und der Emailarbeiten. Von einzigartigen vor- und frühgeschichtlichen Stücken seien nur die prächtigen Grabfunde von Georgendorf mit der goldtauschierten Lanzenspitze und von Wichulla, der Bronzekessel von Sulau, das Jägerndorfer Bronzeschwert und der Halbendorfer Goldfund hervorgehoben.

Aber auch kostbare außerschlesische und außerdeutsche Stücke, wie der Kölner Buchdeckel des späten 12. Jahrhunderts mit Narwalzahnreliefs, der gleichzeitige Drachenbrettstein, die gotischen Elfenbein-Klappaltärchen, die entzückende Renaissance-Elfenbeingruppe eines Dudelsack spielenden Narren auf einem Ziegenbock (Taf. IV 3), die Meißener Porzellanstatuette eines bunt staffierten Türken aus der besten Zeit um 1745 und vieles andre. Im Frühjahr dieses Jahres sehen wir Seger als Mitglied einer Kommission zum Studium von Einrichtungen und technischen Behelfen in den damals vorbildlichen deutschen Kunstgewerbemuseen. Die Frucht dieser Reise war der im weiteren Verlaufe des Jahres gelungene Umbau des Ständehauses und der Beginn seiner Einrichtung. Im Herbst wurde Professor Masner von Wien als 1. Direktor berufen und Seger zum 2. Direktor ernannt.

Von nun an befaßte sich Seger in steigendem Maße mit der wissenschaftlichen Erschließung der Vorgeschichte, deren Zuwachs schon in der vorhergehenden Zeit tüchtig Schritt gehalten hatte, und die Seger mit außerordentlicher Fähigkeit und Folgerichtigkeit vollstündlich zu machen wußte. Seine andere Liebe galt dem Münzkabinett. In beiden Abteilungen erstrebte er in erster Linie die Abrundung des heimatischen Materials. 1901 erschien „Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit“ in Arbeitsgemeinschaft mit Ferdinand Friedensburg, der sieben Jahre später seine große Sammlung schlesischer Mittelaltermünzen dem Museum vermachte. Im gleichen Jahre mit dieser Schenkung trat die Stiftung Wilhelm Gremplers in Kraft, des langjährigen Mitarbeiters auf vorgeschichtlichem Gebiete, derzufolge bis zur Inflation jährlich rund 10 000 *M* dem Ankaufsetat, vornehmlich der Vorgeschichte zuströmen. Zu den kulturgebundenen Abteilungen, die Seger fortan betreute, gehört auch die Waffensammlung, die er 1905 bei der Versteigerung Gimbels mit bisher fehlenden frühen Schwertern erfreulich abrundete.

Für einen Mann von den wissenschaftlichen Qualitäten Segers verstand es sich von selber, daß er die ihn berufsmäßig und persönlich beschäftigenden Gebiete und Themen auch literarisch anpakte, und die Durchsicht der Aufsätze in der Alten und Neuen Folge von „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ zeigt uns, daß er außer auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch auf denen der Numismatik, der Waffenkunde, der verschiedensten kunstgewerblichen Zweige wie der Schützenkleinodien, der Volkskunde und Kulturgeschichte seinen Mann gestanden hat.

Mit dem Ausscheiden Masners im Frühjahr 1926 wurde Seger für die 3½ Jahre bis zur Erreichung der Altersgrenze 1. Direktor der Städtischen Kunstsammlungen. Noch einmal können wir aus der Reihe der Erwerbungen einzelne Proben herausgreifen. Das eine dieser Ankaufsjahre beginnt mit einer silbernen Breslauer Tauffschüssel von 1699 (2:27), das nächste mit der schwierigen Erwerbung des Gobelins aus Trebnitz (1:28). Unter den außerdeutschen Käufen ist der Bereicherung der Antiken-Abteilung durch die Dipylos-Vase (101:27) zu gedenken, die unsere Vorstellung griechischer Töpferkunst in die Frühzeit hinein vertieft. Darauf kam der aufwendig getriebene Silberschild (Taf. IV 1) der Frankensteiner Töpfer ein, mit der hochreliefierten Gestalt eines an der Töpferscheibe werkenden Hafners (105:27). Der Ankauf der Waffensammlung Engel mit nahezu 150 Gegenständen brachte das Libauer Grab mit der silbertauschierten Wikingerlanze, allein acht frühe Schwerter des 6. bis 12. Jahrhunderts und unter den spätmittelalterlichen einige, die in Schlessien gefunden waren, dann Dolche und Streithämmer des Mittelalters und der Renaissance und eine stattliche Reihe von Steigbügeln, die von der Karolingerzeit bis in das 15. Jahrhundert reichen, außerdem die beiden Kettenhemden. Vieles davon stammt aus jener Sammlung Gimbel, bei deren Auktion Seger schon wichtige Arbeiten 1905 gekauft hatte (Taf. III 2). Unter den vielen kleineren Gegenständen des Jahres 1927 ist auch eine Menge bäuerlicher Altertümer, Hauben, Haubenköpfe, Spenzer und bäuerliches Gerät zu nennen.

Im letzten Ankaufsjahre ragt an kulturgeschichtlicher Bedeutung der große Preußler-Humpen von 1727 hervor. Seine emaillierten Darstellungen, in der Oberzone der Freispruch eines Glasers unter dem Vorsitz des Obermeisters und Inhabers der Schreiberhauer Hütte, des Johann Christoph Preußler, im Beisein von fünf weiteren Namensträgern, in der Unterzone eine Glashütte in vollem Betriebe, sind durch die naive zeichnerische Kraft und Farbigkeit von einer Haltung, die die Glasmalerei in dieser Zeit des Abstiegs selten besitzt, und die gut zum Bilde jener Familie der Preußler paßt; haben sie doch über 200 Jahre ihre Hütte durch Krieg und wirtschaftliche Not auf achtbarer Höhe gehalten. Ihr Name ist aus der künstlerischen Vergangenheit Schlesiens nicht wegzudenken. Wir nehmen Abschied von Segers Ankäufen mit der 1928 in Braunau Kr. Guhrau erworbenen Pietà, einem an Ausdruckskraft hervorragenden Schnitzwerke seiner Zeit (Taf. IV 2).

Trotz mannigfacher Andeutungen ist das bisher Gesagte nicht erschöpfend für die Leistungen des hier Gewürdigten. Wichtig ist die Wirkung des von ihm nach guter alter Vereinsüberlieferung geleiteten Altertumsvereins. Seger spürte früh, daß dessen Sinn und Leistungsfähigkeit nur durch die Heranziehung der Laien und die Freimachung ihrer Arbeitswilligkeit gewährleistet werden. In Anwendung und Ausbau dieses Grundgedankens hat Seger die schlesische vorgeschichtliche Denkmalpflege und -forschung aufgebaut. In seiner Gedenk-

rede beim 75jährigen Jubiläum des Schlesischen Altertumsvereins im Jahre 1933 hat er die Leitgedanken seiner Erkenntnis und geradezu das Programm seiner Lebensarbeit mit zwei knappen Sätzen umrissen: „Die Altertumskunde kann nur gedeihen, wenn sie im Volke Wurzeln geschlagen hat, so volkstümlich wie wissenschaftlich, das ist der Wahlspruch, dem sie folgen muß.“ Wieviel Lebenskraft und Energie ist diesem Vorhaben geopfert worden. Wieviel Überwindung der eigenen Natur hat der von Haus aus zurückhaltende Gelehrte niederkämpfen müssen, um in ungezählten Versuchen und Vorstößen innerhalb von 40 Jahren zahllose Menschen und Menschengruppen aus verschiedensten Lagern zu gewinnen, sie und die heranwachsende Jugend aufzumuntern, anzulernen, anzuhalten, um die Bresche zu schlagen für dieses eine Ziel. Hat er es erreicht? — Es genügt, diese Frage zu stellen. So volkstümlich wie wissenschaftlich! Nehmen wir Jüngeren das als Mahnruf eines charaktervollen Mannes, dessen Lebensarbeit sich in einem klaren Bogen aus der Vergangenheit wegweisend in die Zukunft spannt.

Die oben als wichtige Erwerbung Segers erwähnte Zinnkanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523 ist seit ihrer Erstveröffentlichung im Jahre 1876 mehrfach in der Fachliteratur behandelt (Taf. I). Da sich trotzdem einige ihrer gravierten Darstellungen bisher einer befriedigenden Erklärung widersezt haben und in der zeitlichen Abfolge der ganzen Gruppe Fehler eingeschlichen sind, sei ein kurzes Verweilen an dieser Stelle gestattet. Diese zinnernen Schleifkannen, deren mächtigste und künstlerisch eindrucksvollste vom letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts bis um 1530 entstanden, verteilen sich hinsichtlich ihres Entstehungsortes auf ein halbes Duzend der damals rührigsten schlesischen Städte, an ihrer Spitze Breslau, das seiner Bedeutung gemäß die schönsten und meisten dieser Kannen in seinen Mauern entstehen sah. Wir beschränken uns auf das Duzend Kannen, deren mächtige facettierte Rümpfe mit graviertem Bildwerk übersponnen sind, dessen Hauptinhalt Christus, die Madonna und die beliebtesten Heiligen hergaben. Profane Themen bergen sich — wenn sie überhaupt vorkommen — im Schatten des Hentels und der ihm benachbarten Oberzone. Die christlichen Figuren sind in ihrem knitterigen Faltenwerk keine Erfindung der ehrsamten Meister, die sie auf die Kannen aufgerissen haben, sondern mehr oder weniger freie Kopien der Kupferstecher, vor allem des berühmten Meisters E S, dessen Vorlageblätter damals von einer zur anderen Handwerksstube gereicht wurden. Will man nach dem Verhältnis von kirchlichen zu weltlichen Szenen eine geschlossene Reihe aufstellen, so wird man enttäuscht sein. Denn die mit nur kirchlichen Bildern stehenden nicht etwa am

Anfang, sondern es folgen in dauerndem Wechsel Kannen mit kirchlichen Figuren und solche, die daneben weltliche Szenen aufweisen. Noch läßt sich ein größerer Grad von Weltlichkeit örtlich umreißen, auch nicht eine bestimmte Zunft weltlicherer Gesinnung bezichtigen. Denn unter den vier für Tuchmacher hergestellten Kannen enthält gerade die späteste nur kirchliche Bilder. Ein Nebeneinander von heiligen und profanen Dingen war dem Mittelalter durchaus geläufig. Und selbst damals noch, schon diesseits der Gotik, war das Weltbild der Handwerkerkörperschaft einer schlesischen Provinzstadt, so lehrt uns die Verzierung der Löwenberger Kanne, von unbekümmerter Geschlossenheit. Luther-Porträt und Heilige in freundschaftlicher Gemeinschaft, die Grenzen zwischen Kirchlichem und Profanem fließend, das Erotische allegorischer Deutung fähig und das Heilige naiv vertraut. Wir suchen das nachzuweisen, indem wir von den beiden bisher ungedeuteten Szenen der oberen Zone ausgehen, die ein nacktes Liebespaar und ein nacktes Paar im Kampf mit einem Bären darstellen. Auch bei diesen so ganz roh eingerissenen Szenen ist der schlesische Zinngravierer nicht seiner Phantasie gefolgt. Denn die gleichen Darstellungen erscheinen in den Reliefschnitzereien eines rheinischen Minnekästchens um 1500, im Kunsthistorischen Museum in Wien, dessen die ganze Schaufläche überziehendes Muster das Leben der Wildleute in paradiesischen Idyllen wie in gefährlichen Abenteuern mit Raub- und Fabeltieren zum Vorwurf hat¹ (Taf. II 1, 2). Auch die Originalität dieses Schnitzers wird, trotz der ungewöhnlich sicheren und charaktervollen Schnitzerei der Tiere und Menschen in weich und großblättrig schwingendem Rankenwerk, bestritten. Gibt es doch einige frühere, wenngleich zeichnerisch ungeschickte Kupferstiche von einem namenlosen Stecher, dem sogenannten Meister der Nürnberger Passion, und eine Kopie des sogenannten Bandrollenmeisters, die gleichfalls einzelne Darstellungen dieses Kästchen-Idylls zum Gegenstande haben. Unser Zinngravierer hat vermutlich einem solchen Vorlage-Blatte die ihm brauchbaren Figuren entnommen unter Weglassung des Rankenbeiwurks. Die Frage ist nun die, ob er bei dieser Entnahme fremder Vorwürfe wahllos vorgeht, lediglich darauf bedacht, die vielen Felder seiner Kanne mit verschiedenartigen Bildchen zu schmücken, oder ob nicht doch eine gewisse Absicht vorgelegen hat. Wenn wir kurz den Gesamtinhalt der Kannenverzierung aufzählen, so haben wir in der großen Mittelzone die Darstellung der Madonna und sechs weiblicher schlesischer Hauptheiligen, in der Unterzone zwei Porträtbüsten, deren eine auf Luther gedeutet wird, rechts davon die vier Evangelisten-Symbole und links drei Szenen auf das Gewerbe der Auftraggeber, der Tuchknappen, hindeutend, zu der eine vierte mit Handwerksgerät in der Oberzone gehört. An diese schließen sich einerseits allegorische Tiere und Tierfabeln, andererseits unsere besprochenen Wildleut-Szenen, ein Kampf zwischen Bär und Löwe, Jäger mit

¹) Rohlfhausen, Minnekästchen im Mittelalter, Berlin 1928, B. f. Kunstwissenschaft S. 30, 45 Taf. 62, 63.

Sunden an. In der Auffassung von damals gibt die Gesamtbebilderung der Kanne das ehrsame Gewerf im Schutze der Heiligen und der Bibel, aber auch neben der gefährlichen Sinnlichkeit, die seit alters durch die Wildleute ausgedrückt wurde. Sind sie doch letzten Endes die Verkörperung des wilden, abenteuerreichen Waldes, den sich der mittelalterliche Mensch mit sagenhaften tierischen und menschlichen Ungeheuern bevölkert dachte. Auf uralte heimische Überlieferung zurückreichend, lassen sie selbst in dieser nachmittelalterlichen, formelhaften Erstarrung etwas von dem Geheimnis des Wilden, Unheimlichen und in seiner Triebhaftigkeit Verbotenen ahnen, gegen das sich der Mensch immer wieder in Zucht nehmen mußte. Was die Wildheit des Waldes im besondern angeht, so können wir heute kaum ahnen, wie sehr sie auch einem Handwerksgefallen des Städtchens Löwenberg bedrohlich werden konnte, wenn er aus der mauerumfriedeten Sicherheit waldaufwärts durch das Gebirge auf die Wanderschaft ging. Es muß aber doch eine alte Vorstellung zwingend dafür gewesen sein, das Ungebundene, Triebhafte am Henkelansatz der Oberzone sich austoben zu lassen, befinden sich doch — wenn überhaupt — auch bei den anderen Kannen an dieser Stelle artverwandte weltliche Themen. So sehen wir es bei der Breslauer Bäckerkanne von 1497 mit Dirne und Jüngling, so bei der Breslauer Zimmergesellenkanne in Nürnberg — nicht, wie man wegen der verkehrt aufgerissenen Zahl datiert, von 1483, sondern aus dem frühen 16. Jahrhundert, worauf auch der Stil ihrer Liebespaare, Landsknechte, Orientalen, Engel mit Löwen, Kind mit Hand im Drachenmaul hinweist —, so auch bei der Breslauer Seilerkanne von 1511 mit pfeisenden, trommelnden, würfelnden Landsknechten und spielenden Kindern. Und doch ist ein Unterschied vornehmlich zwischen der letztgenannten Kanne von 1511, der die derbe Sicherheit ausgelassener Landsknechte das Gepräge gibt, und jener zwölf Jahre später entstandenen Kanne aus Löwenberg, die auf ältere Wurzeln zurückgreifen muß. Denn hier ist doch der Niederschlag eines Weltbildes spürbar, hier beruht das Ungebändigte noch auf einem Geheimnis, einem Unerklärlichen, das weit in die heidnische Vorzeit weist, und das sich gleich einem Zauber neben dem Heiligen behauptet. Breslau — Löwenberg; es ist der Unterschied zwischen der von alten Bindungen leichter sich lösenden Großstadt und einer noch unbekümmert mit allen Fasern in der Landschaft verwurzelten Gemeinde.

Eine Hirschgeweihart aus der Mittelsteinzeit Schottlands

Von B. Gordon Child - Edinburgh

Mit Tafel V und 1 Abbildung

Unter den zahlreichen geistvollen Schriften, durch die Professor Hans Seger so viel zur Erforschung der Vorgeschichte Europas beigetragen hat, ist die knappe, aber sehr wertvolle Abhandlung über die steinzeitlichen Arte aus Hirschgeweih¹⁾ in dem Schrifttum kaum genügend beachtet worden. Als ein kleines Zeichen meiner Hochachtung und tiefen Verpflichtung möchte ich hier auf das westlichste Stück dieser Artart hinweisen.

Die Art (Taf. V 1—2), die jetzt im Anatomischen Museum der Universität Edinburgh aufbewahrt wird, wurde 1877 bei Landarbeiten auf dem Gute Meiklewood, 6 km westlich von Stirling aufgedeckt²⁾. Sie lag in dem sogenannten „Carse“, etwa 2 m tief unter der heutigen Erdoberfläche auf dem Schädel eines Walfisches (*Balaenoptera musculus*).

Um die Bedeutung der Fundumstände zu verstehen, muß man sich an die nacheiszeitlichen Land- und Klimabewegungen Schottlands erinnern. Zu einer Zeit, die, wie Erdtmann³⁾ durch Pollenanalyse festgestellt hat, ungefähr der Vitorinasenkung des Baltikums entspricht, hat eine Senkung auch der nördlichen Teile Groß-Britanniens stattgefunden. Diese Senkung ist gekennzeichnet durch den sogenannten „25-foot beach“, eine 8 bis 10 m über dem heutigen Meeresspiegel erhobene Strandlinie, die rings um die Küste Schottlands klar sichtbar ist. Damals erstreckten sich die Mündungsbuchten des Forth und des Tay viel weiter landeinwärts als jetzt. Der Carse ist eigentlich nur der in den erweiterten Flußmündungen abgelagerte Schwemmschlamm. Gerade in diesem Carse ist unsere Art gefunden worden. Der Walfisch, bei dessen Schädel die Waffe lag, ist wohl stromaufwärts geschwommen und an der Fundstelle gestrandet. Der Fundplatz ist jetzt über 20 km von der obersten schiffbaren Strecke des Forthflusses entfernt. Möglicherweise hatte die Art Fischern gehört, die den Walfisch stromaufwärts gejagt haben. Jedenfalls steht es wohl fest, daß die Art in der Vitorinazeit, also im Mesolithikum, dort verloren gegangen ist.

In England sind einfache undurchbohrte Hacken aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Befestigungen⁴⁾ und Feuersteingruben⁵⁾ mehrmals gefunden worden. Auch durchlöchernte Keulenköpfe oder Hämmer des gleichen Stoffes sind aus

¹⁾ Altischleien I S. 199.

²⁾ Munro, Prehistoric Scotland S. 58; British Association, Report 1889, S. 790.

³⁾ Geologiska Föreningens Förhandlingar 50, 1928, S. 181.

⁴⁾ Windmill Hill, Antiquity 1930, S. 27; Bericht XXI der Römisch-Germanischen Kommission S. 41.

⁵⁾ Grimes Graves, Cissbury usw., vgl. Sussex Arch. Collections, LXVII, S. 15.

Gräbern unter bronzezeitlichen Rundhügeln (Round Barrows⁶⁾), einmal sogar unter einem gewöhnlich als steinzeitlichen betrachteten Langhügel (Long Barrow⁷⁾) bekannt. Doch fehlen in den gut datierten Schichten der Steinzeit und der frühen Bronzezeit Schaftlochhärte aus Hirschgeweih völlig. Die zahlreichen derartigen Werkzeuge, die aus dem Themsebett bei London ausgebaggert worden sind⁸⁾, können ebenso gut der späten Bronzezeit oder der Hallstattzeit zugehören⁹⁾. Unsere Lochart aus der alten Forthmündung steht also in der britischen Mittelsteinzeit einzig da.

Dagegen ist die Geweihart nach Seger eine „Zeitform des älteren nordischen Steinalters“. In Dänemark kann man sie bis in die Ancycluszeit zurück verfolgen. Nun ist jetzt allgemein anerkannt worden, daß eine der Mulleruper verwandte Kultur sich schon in der Ancycluszeit, in der noch Landbrücken zwischen Groß-Britannien und dem Festland bestanden, nach Ostengland verbreitet hat; sie ist nicht nur durch Harpunen der Mullerup- oder Rundatypen vertreten, sondern auch durch beilartige, den nordischen Kernbeilen und Spaltern nahestehende Feuersteingeräte¹⁰⁾. Dagegen ist die Kenntnis der Schaftlochart noch nicht in diesem frühen Abschnitt der mittleren Steinzeit zu uns gelangt. Das hier behandelte schottische Stück muß also auf spätere, unmittelbare Verbindungen zwischen Schottland und den gegenüberliegenden Küsten der Nordsee während der Muschelhaufen- (Ertebölle-) Stufe, die eigentlich die erste Blütezeit der Geweihhärte war, hindeuten. Vielleicht haben wagemutige Fischer den gestrandeten Walfisch von jenseits des Meeres bis hierher verfolgt!

Der so vereinzelt eingeführte Gerättypus fand damals jedoch keine Nachahmung und Verbreitung in Schottland. Erst später wurde er durch die Einwanderung der ebenfalls von jenseits der Nordsee kommenden Becherleute hierher verpflanzt und zwar in Form der steinernen Streitart, wie sie sich im nordischen Kulturgebiet entwickelt hat.

Bei dieser Entwicklung haben, wie ich, einer Andeutung Segers folgend, noch einmal betonen möchte, gerade die Geweihhärte eine bedeutende Rolle gespielt, was merkwürdigerweise bei den neuesten Betrachtungen der Frage¹¹⁾ ganz außer acht gelassen ist. Diese Rolle tritt am deutlichsten bei den Bootärten

⁶⁾ z. B. Abercromby, *Bronze Age Pottery* II S. 27; *Devizes Museum Catalogue* I, Nr. 166, 224a; *Greenwell, British Barrows* S. 37, 217, 390.

⁷⁾ East Ayton bei Scarborough, Yorkshire, im Britischen Museum.

⁸⁾ *Archaeological Journal* LXXXVI S. 96.

⁹⁾ Kaum älter als spätbronzezeitlich kann das einzige von den Orkneyinseln bekannte Stück sein, das aus einem zweifeldigen Kistengrab bei Crantit neben Kirkwall stammt; *Proceedings Society of Antiquaries of Scotland* XLV S. 215.

¹⁰⁾ Clark, *The Mesolithic Age in Britain*; Bericht XXI der Römisch-Germanischen Kommission S. 34; für die pollenanalytische Zeitbestimmung vgl. *Antiquity* 1933, S. 36.

¹¹⁾ Forssander, *Die schwedische Bootartkultur*, Lund 1933; *Europäus (Åyräpää), Eurasia Septentrionalis Antiqua* VIII.

und den Knaufhammer-Arten hervor. Bei der Herstellung der Geweihhärte — so auch bei unserem Stück — wurden nämlich aus technischen Gründen die Geweihstangen gewöhnlich gerade dort durchgebohrt, wo eine Seitensprosse von der Hauptstange abzweigt (vgl. Abb. 1). Der Stumpf der Sprosse blieb öfters stehen und wurde nach Seger „zu einer tüllenartigen Verlängerung des Schaftloches benutzt“. Bietet nicht diese, ganz natürlich durch die Beschaffenheit des Materials bedingte Tülle eine viel einfachere Erklärung für die Tüllen der Bootägte, als die von Forssander und anderen Forschern angenommenen Metallvorbilder? Ebenso kann man den Rosenstock, der bei den Geweihhärten von Segers Typus A den Nacken bildet, als ein ganz natürliches Vorbild für den Knauf der vielfantigen und anderer steinerne Streitägte ansehen.

Mit anderen Worten, darf man nicht mehrere Abarten der nord-europäischen Streitägte — insbesondere die mit rundlichem Körper — als Übertragungen der Geweihhärte in Stein betrachten? Daß die Geweihhärte auch als Streitägte dienten, kann man wohl aus dem Vorkommen einer Geweihhart in dem schnurkeramischen Grab von Klein Krebbel¹²⁾ schließen. Ein glänzendes Beispiel der Einwirkung von für Hirschgeweih ausgebildeter Technik auf Stein-geräte liefern die bekannten facettierten Reulenköpfe aus Groß-Britannien (Taf. V 4). Die eigenartige Verzierung dieser Steinhämmer ist offensichtlich, wie Reginald Smith¹³⁾ bewiesen hat, von den ähnlich geformten Hämmern aus Hirschgeweih (Taf. V 3) übernommen. Eine Übertragung in der entgegengesetzten Richtung veranschaulicht dagegen eine polierte Geweihhart aus Cucuteni¹⁴⁾, die eine steinerne Streitart nachahmt.



Abb. 1. Jordansmühl Kr. Nimptsch. $\frac{1}{2}$ nach Seger, Altschlesien I S. 201

¹²⁾ Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 1388.

¹³⁾ Archaeologia LXIX S. 6.

¹⁴⁾ Hubert Schmidt, Cucuteni Abb. 13.

Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus West-Norwegen

Von J. Böe-Bergen (Norwegen)

Mit 2 Abbildungen

Bekanntlich sind Pfeilspitzen aus Feuerstein, Schiefer oder anderen Steinarten in Norwegen wie in dem übrigen Skandinavien außerordentlich allgemein, sowohl auf den steinzeitlichen Wohnplätzen wie als Streufunde. Dagegen kommen solche Geräte aus Knochen oder Horn äußerst selten vor. In gewissem Grade könnte dies vielleicht eine Frage der Erhaltung sein, indem Gegenstände von organischem Stoff auf den unter offenem Himmel gelegenen Wohnplätzen längst vergangen sind. Aber auch in dem reichen Knocheninventar von Wohnplätzen, die durch ihre Lage in Höhlen oder unter Vorsprüngen gegen Regen geschützt sind, kommen Knochenpfeile äußerst selten vor, und wenn sie ausnahmsweise auftreten, sind sie augenscheinlich unmittelbar den Schieferpfeilspitzen nachgebildet¹⁾.

Ziemlich einzigartig sind deshalb in Skandinavien die beiden Spitzen, die hier abgebildet werden. Wie aus den Abbildungen 1—2 hervorgeht, sind es schlanke, schöne Waffen mit schmalem, zweischneidigem Blatt ohne Widerhaken. Das Blatt hat einen Mittelgrat, der bis auf den Stiel hinunterläuft. Der Querschnitt des letzteren ist kreisförmig. Ganz unten ist er von der einen Seite schräg zugeschnitten. Die Pfeilspitzen, die nach der Bestimmung des Zoologen Prof. Dr. Aug. Brinkmann wahrscheinlich aus Horn gearbeitet sind, sind sorgfältig zugeschnitten und abgeschliffen, so daß nur leichte Striche als Spuren des Glätte-Werkzeuges zu sehen sind.

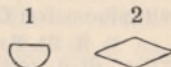
Diese Pfeilspitzen wurden während meiner Untersuchung des Wohnplatzes von Skipsheieren gefunden, welcher nördlich von Bergen in Westnorwegen, kurz oberhalb der Ausmündung des Boffelos in die See, liegt. Der Ort hat den Charakter eines typischen Fangplatzes, an dem sich die Leute zum Fischfang und zur Jagd von Zeit zu Zeit niedergelassen haben. Ihren Aufenthalt haben sie unter einer hervorspringenden Felswand gewählt, die gegen Regen und Wind Schutz bot. Dies hat auch dazu beigetragen, daß Geräte aus Knochen und Horn in dem bis zu 1,70 m mächtigen Abfallhaufen, den die alten Jäger am Orte hinterlassen hatten, sehr gut erhalten sind. Die Lagerungsverhältnisse boten viel Interessantes. Zu unten war ein Muschelhaufen von wechselnder Mächtigkeit, durch seine helle Farbe leicht erkennbar. In diesem wurden eine Reihe Harpunen, ungefähr 100 Angelhaken u. a. gefunden. Oberhalb dieses Haufens, der in die frühe Ritorinazeit zu setzen sein dürfte, und von demselben

¹⁾ Beispielsweise nennen wir Hjelge Gjessing, Rogalands Stenalder Abb. 160, 163 aus Norwegen. O. Montelius, Minnen från vår forntid Abb. 528 aus Schweden.

durch eine sandige, halb sterile Schicht getrennt, war ein anderer Muschelhaufen von ähnlichem Charakter. Dieser letztere wird durch geschliffene Steinärte mit ovalem oder rechtwinkligem Querschnitt²⁾, durch kleine Stielspizen von Feuerstein und Quarz, schlanke Pfeilspitzen von Schiefer, Schiefermesser, Angelhaken usw. in die spätere und späteste norwegische Steinzeit datiert. Dann folgt Schicht auf Schicht; die oberste wurde in der Völkerwanderungszeit gebildet.

Unsere Pfeilspitzen gehören der Periode des obersten Muschelhaufens an, und zwar wahrscheinlich einem älteren Abschnitt desselben. Diese Datierung in die späte Megalithzeit wird durch einen anderen Fund gestützt, den einzigen in Skandinavien, welcher einen Pfeil von demselben Typus geliefert hat. Dieser stammt von einem Wohnplatz an der Küste nördlich von Trondheim³⁾ und ist mit späten Steingeräten und Knochenfunden zusammen gefunden. Die Pfeilspitze selbst ist wenig dicker als die unseren, aber stimmt sonst völlig mit ihnen in Form und Größe überein.

Bis auf weiteres wirken diese Pfeilspitzen als eine westnordische Lokalform, weil entsprechende Formen in dem übrigen Skandinavien nicht bekannt sind. Auch ist es nicht möglich, Vorformen nachzuweisen, weder auf der skandinavischen Halbinsel noch in Dänemark, wo doch z. B. die bekannten anzyluszeitlichen Funde von Sverdborg, Holmegaard, Maglemose u. a. eine Unmenge von Knochengерäten geliefert haben. Dagegen kommen ähnlich schlanke, lange Knochen spitzen in ostbaltischen Funden ziemlich häufig vor, vor allem in den bekannten sehr reichen Knochenfunden, die aus dem Pernaulusse in Estland gehoben worden sind. Sie sind zeitlich nicht genau zu bestimmen, dürften aber meistens jünger als die Litorinazeit sein. Die dort gefundenen Knochen spitzen sind den unseren ganz gleich, nur ist der Querschnitt des Blattes bei ihnen spitzoval, nicht rhombisch, und das untere Ende ist wenigstens bei den Stücken,



²⁾ Sogenannte Bespestad- und Bestlandstypen. D. Rygh, Norske Oldsager Abb. 14.

³⁾ H. Nummedal, Bopladsfund paa Halmöy og Dønna. Det kgl. norske Videnskabernes Selskabs Skrifter 1919 Nr. 5 S. 19 und Abb. 15. Vgl. Zuwachs des Museums Trondheim in Oldtiden V, 1915. S. 32.

Abb. 1-2.
Knochen spitzen
von Stipshelleren,
Museum Bergen. ^{2/3}

die ich gesehen habe, nicht schräg zugeschnitten, sondern zugespitzt⁴⁾). Auch wird es vielleicht möglich sein, in den süd- und ostbaltischen Gebieten diese Form auf Typen zurückzuführen, die in die Anzyluszeit gehören. Wir nennen einerseits aus Runda in Estland schlanke Spizen mit kurzem Stiel und langem Blatt, dessen Querschnitt ziemlich dick-oval ist⁵⁾, und dickere Spizen aus dem Havelton der Mark Brandenburg⁶⁾, andererseits die oft erwähnten spatelförmigen Spizen mit längerem oder kürzerem Blatt, die u. a. in Ostpreußen gefunden sind⁷⁾.

Unter diesen Umständen ist es verlockend, unsere west- und nordnordwestlichen Spizen mit denen des Ostbaltikums in Verbindung zu setzen. Der Typus würde dann einem nach Norden und Nordwesten gehenden Kulturströme gefolgt sein, der längst durch eine Reihe archäologischer Beweisstücke klargelegt worden ist⁸). Auch aus dem Bereich der steinzeitlichen Knochenkultur können weitere Belegstücke, wie besondere Formen von Angeln und Harpunen, angeführt werden. Daß sich der Typus gegen Norden ausgebreitet hat, läßt sich jedenfalls beweisen, weil er von den arktischen Völkern aufgenommen worden ist, und wie so manches andere subpaläolithische Erbe an den Ufern des nördlichen Eismeres ein weites Verbreitungsgebiet gefunden und ein langes Leben ge-
fristet hat. So sind gleiche oder fast gleiche Pfeilspitzen ebenso in den spät-eisenzeitlichen Kjelmoer Funden von Ostfinnmark⁹), wie in Eskimo-Gräbern nördlich von Amerika¹⁰) gefunden worden.

4) *Mar Ebert, Die baltischen Provinzen Kurland, Livland, Estland 1913. Prähist. Zeitschr. V S. 515 Abb. 11 a-b. Ausgezeichnete Beispiele sowohl in dem Archäologischen Kabinett der Universität Dorpat, als in der Privatsammlung von Dr. Pajo.*

⁵⁾ Beispiele im Eesti Rahva-Museum und im Archäologischen Kabinett von Dorpat.

⁶⁾ R. Stimming, Die Anzugszeit in der märkischen Havelgegend, Archiv für Anthropologie XXI, besonders Abb. 105 und 107.

7) Ebert, Reallexikon IX Taf. 206 d und f. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens S. 10 Abb. 4e und f. — Ein Exemplar aus Memel (Mus. Berlin) hat ein ungewöhnlich langes Blatt mit spitz-ovalem Querschnitt.

⁸⁾ A. W. Brøgger, Den arktiske istenalder i Norge. Videnskapsfellesskapets Skrifter II, Hift-
Filos. Klasse 1909 Nr. 1.

⁹⁾ D. Solberg, Eisenzeitfunde aus Ostfinnmarken. Videnskapsfelkapets Skrifter II, Hist.-filos. Klasse 1909 Nr. 7 Abb. 50. Bessere Beispiele in Universitetets oldsaksamling, Oslo.

¹⁰⁾ Therfel Mathiasen, *Archaeology of the Central Eskimos. Report of the fifth Thule Expedition 1921-24*. Taf. 65 Abb. 17-19.

Nordböhmisches Steinzeitfunde

Von Leonhard Franz-Prag

Mit Tafel VI und 4 Abbildungen

Auf dem Boden seiner Domänenpachtung Drum südwestlich der Bezirksstadt Böhmisches-Leipa in Nordböhmen hatte Herr R. Stellwag bereits vor längerer Zeit Steingeräte gefunden, was uns zu einer Probegrabung im Jahre 1930 veranlaßt hat¹⁾. Da diese den Beweis für das Vorhandensein von jungsteinzeitlichen Wohngruben erbrachte, habe ich der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag vorgeschlagen, dort eine größere Grabung vorzunehmen. Die Gesellschaft ist auf den Vorschlag eingegangen und hat mich mit der Durchführung der Untersuchung beauftragt, die ich 1931 bis 1933 vorgenommen habe.

Grabungsplatz war der Acker Parzelle 1161 (Kat.-Gem. Drum). Auf diesem Felde, das sanft gegen den Basaltkegel des Ronberges ansteigt, sind nach dem Tiefpflügen dunkle Flecken sichtbar gewesen. Das war Material aus Wohngruben, das durch den Pflug nach oben geschafft worden ist. Grub man an solchen Stellen tiefer, so stieß man 0,20 bis 0,30 m unter der Ackerkrume auf gelben Lößlehm. In diesem hoben sich die Wohngruben und Pfostenlöcher tiefschwarz ab (vgl. Taf. VI 2). Ähnliche Feststellungen haben wir auch auf den Feldern knapp westlich der Ortschaft Littitz gemacht. Die schwarze Färbung der Wohngruben rührt von starker Durchsetzung des Erdbodens mit Holzkohle und Asche, wohl auch von vermoderten organischen Abfällen anderer Art her. Die Gruben waren durchschnittlich 2 m breit, manchmal rund, manchmal länglich, 0,20 m bis 1 m tief und lagen unregelmäßig verteilt (vgl. Plan Abb. 1). Auf ihrem Grunde fanden wir ein paar Klaubsteine, höher lagen Stückchen gebrannten Lehm, Gefäßscherben (Taf. VI 1) und Silices, in einer eine kleine bandkeramische Flachhaxe, in etlichen Gruben auch Bruchstücke von Mahlstein-Liegern. Einige Feuerstellen hatten Bänke, die in den Lehm eingeschnitten waren (vgl. Taf. VI 2 u. Abb. 1). Da sich in den Gruben Stückchen gebrannten Lehm fanden, der zwecks Erhöhung seines Abdichtungsvermögens mit Häcksel durchsetzt war, also wohl von Wandbewurf herrührt, darf man annehmen, daß die Herdstellen unter Dach gelegen sind, vielleicht in ganz einfachen jurtenähnlichen Behausungen. Allerdings konnten wir trotz sorgfältigem Suchen um die Gruben keine Pfostenlöcher sehen. Es ist daher auch möglich, daß die Lehmbrocken von einem Kochherde stammen (vgl. Germania 1934, S. 134).

Unser Suchen nach Pfostenlöchern wurde aber in anderer Weise belohnt. Wir fanden senkrechte Pfostenlöcher, die den Grundriß eines rechteckigen Gebäudes ergaben (Abb. 1). Die Löcher waren durchschnittlich 0,50 m tief; Abb. 1 gibt in der Ecke unten rechts das Profil des auf dem Plan mit P bezeichneten

¹⁾ R. Stellwag, Funde aus Drum, Sudeta VI, 1930, S. 156.

Loches²⁾. Der Durchmesser der Löcher war etwa 0,30 m. Sie waren rund, nur in der südlichen Schmalseite staken zwei viereckige Löcher. Auffallend ist, daß an beiden Schmalseiten die Pfostenlöcher wechselständig angeordnet waren, nicht in gerader Linie; die Wand muß also abwechselnd außen und innen Anlehnung an die Pfosten gehabt haben.

Die Löcher ergaben ein fast 15 m langes, 7,80 m breites Bauwerk, in dessen Längsachse zwei Pfostenreihen verliefen. Der Abstand der äußeren Pfostenreihen von den zugehörigen inneren ist auf beiden Seiten nicht der gleiche, so daß man glauben könnte, die eigentliche Westwand liege außerhalb der Gruben 10 und 11, und die auf dem Plane der Westwand zugeschriebene Pfostenreihe sei eine innere. Da aber außerhalb der Gruben 10 und 11 keine Pfostenlöcher festgestellt werden konnten, muß die auf dem Plane gegebene Westwand als gesichert angenommen werden. Die östliche der inneren Pfostenreihen teilt das Gebäude in zwei gleiche Hälften und war wohl für die Dachträger bestimmt. Knapp außerhalb des Hauses lagen mehrere Herdgruben, die zahlreicheren an der Ostseite, im Schutze gegen die heutige Hauptwindrichtung und in voller Sonnenbestrahlung, der vielleicht mit Absicht auch eine Breitfront der langen Hütte zugekehrt war. Im Hause selbst fand sich weder eine Herdanlage noch ein Kleinfund.

Da bisher in der Tschechoslowakei kein stichbandkeramisches Haus ausgegraben worden ist³⁾, war das Suchen nach einem Vergleiche im Lande selbst, der eine Klärung hätte bieten können, aussichtslos. Die Erklärung kam aus — Köln. Dort wurde eine große, stichbandkeramische Ansiedelung ausgegraben⁴⁾. Sie war mit einem Graben umgeben (was sich in Drum bisher nicht hat feststellen lassen) und bestand aus einer großen Menge von Wohngruben. Daneben stieß man auch in Köln auf Pfostenlöcher, die große Rechteckbauten ergaben, ohne Herdstelle und ohne Kleinfunde; im Inneren lagen wie in Drum weit mehr Pfostenlöcher als zum Tragen des Daches erforderlich waren. Die reichsdeutschen

²⁾ Aus diesem Loch stammt auch eine Probe verkohlten Holzes, das Frä. Dr. Elise Hofmann (Wien) freundlichst untersucht hat; das Holz ist Stieleiche (*Quercus pedunculata*). Die Pfostenenden waren angebrannt, was aber nicht auf einen Brand der Hütte zurückzuführen, sondern eine auf größere Widerstandsfähigkeit der Pfostenenden gegen Bodenfeuchtigkeit abzielende Maßregel der steinzeitlichen Zimmerleute ist. Eiche kommt in der Drumer Gegend auch heute noch vor, meist in den Niederungen um die Teiche.

³⁾ Škránil, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 49: „Spuren von Pfählen sind bisher nicht festgestellt worden“. Ein stichbandkeramischer Grubentempel mit Bänken und Stufen wurde bei Cerný Bál unweit Prag untersucht, vgl. A. Stodý, La Bohême préhistorique I, Abb. 35.

⁴⁾ F. Fremersdorf, Ausgrabung eines neolithischen Dorfes bei Köln, Germania XV, 1931, S. 49; W. Buttler, Ausgrabung eines bandkeramischen Dorfes bei Köln, ebenda S. 65; Buttler, Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal, ebenda S. 244; Buttler, Zur neolithischen Keramik von Köln-Lindenthal, ebenda XVI, 1932, S. 97; Buttler, Ein steinzeitliches Dorf bei Köln, Forschungen und Fortschritte VIII, 1932, S. 65; W. Haberen, Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal, Germania XVII, 1933, S. 1.

Forscher erklären diese fundlosen Holzbauten großen Ausmaßes als Getreidespeicher und denken bei den Pfostenlöchern im Inneren an Pfosten, die den Fußboden in einiger Höhe über dem Erdboden tragen sollten. Das ist verständlich, wenn Getreide vor der Bodenfeuchtigkeit geschützt werden soll und wird auch heute noch bei vielen außereuropäischen Speicheranlagen so gemacht; aber selbst in Europa trifft man noch auf hölzerne Speicher, deren Boden in Art eines Pfahlbaues hochgelegt ist³⁾.

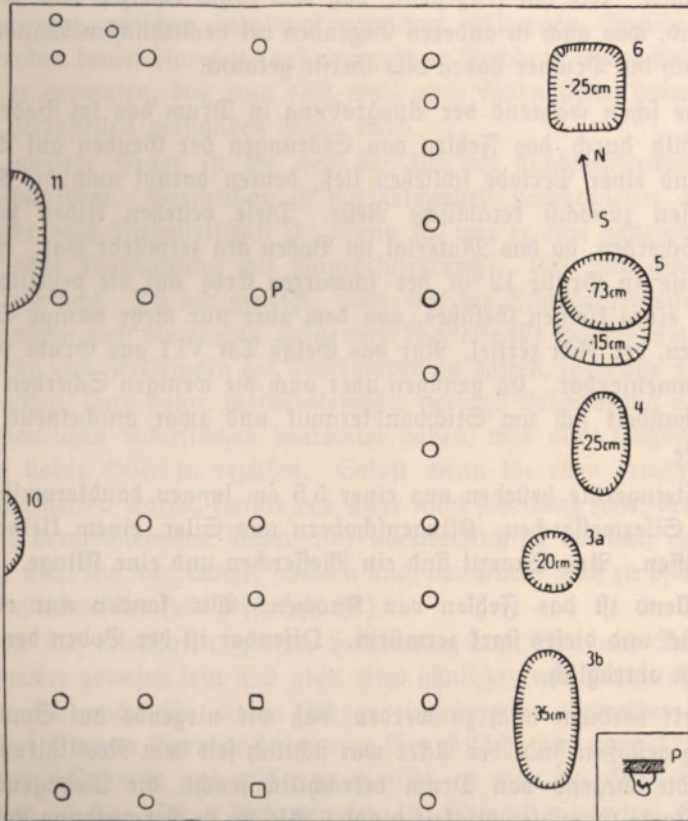


Abb. 1. Ausschnitt aus dem Plan der Siedlung bei Drum. 1:150

Wenn die großen Gebäude tatsächlich Getreidespeicher gewesen sind, dann ist damit auch das Fehlen einer Herdstelle und von Kleinfunden im Inneren erklärt, denn derartiges ist in einem Speicher eben nicht am Platze. Aber auch die Größe der Anlagen ist verständlich, wenn man bedenkt, daß Getreide am vorteilhaftesten auf eine weite Fläche ausgeschüttet aufbewahrt wird.

³⁾ Alpen, Skandinavien, Rußland, vgl. Sudeta 1929, Abb. 8 S. 147. Auch die zahlreichen „Hausurnen“ auf Füßchen führen vielleicht diese Art vor.

Die Übereinstimmung im Grabungsbefunde in Köln und Drum erlaubt es, dieselbe Deutung wie für Köln auch für Drum anzunehmen. Beide Dörfer gehören der stichbandkeramischen Zeit an. Für Böhmen ist Drum der erste Beleg solcher Speicher. Daß jene steinzeitlichen Drumer tatsächlich Getreidebauer gewesen sind, lehren mittelbar die in den Gruben gefundenen Mahlsteine, aber auch noch auf andere Weise konnte der Nachweis geführt werden. Frä. Dr. Elise Hofmann (Wien) hatte die Freundlichkeit, über meine Bitte Hüttenlehmbröckchen zu untersuchen. Sie hat festgestellt, daß dem Lehm Spelzen von Gerste beigemengt sind, was auch in anderen Gegenden bei neolithischem Wandbewurf der Fall ist; auch die Drumer haben also Gerste gekannt.

So wie schon während der Ausgrabung in Drum das im Boden sich darbietende Bild durch das Fehlen von Störungen der Gruben auf Besiedelung nur während einer Periode schließen ließ, deuten darauf auch die Kleinfunde. Sie umfassen zunächst keramische Reste. Diese bestehen leider zumeist aus kleineren Scherben, da das Material im Boden arg zermürbt war. Wir stießen beispielsweise in Grube 12 in der schwarzen Erde auf die deutliche Negativausfüllung eines kleinen Gefäßes, von dem aber nur mehr wenige Scherben zu retten waren, der Rest zerfiel. Nur das Gefäß Taf. VI 1 aus Grube 9 war halbwegs zusammensetzbar. Es genügen aber auch die wenigen Scherben zur Datierung: es handelt sich um Stichbandkeramik und zwar anscheinend um deren ältere Stufe.

Die Steingeräte bestehen aus einer 5,5 cm langen bandkeramischen Flachhaxe, aus Silexmesserchen, Klingenschabern aus Silex, einem kleinen Nucleus und Abspalten. Aus Quarzit sind ein Messerchen und eine Klinge.

Auffallend ist das Fehlen von Knochen. Wir fanden nur ein einziges kleines Stück und dieses stark zermürbt. Offenbar ist der Boden der Erhaltung der Knochen abträglich.

Bemerkt verdient auch zu werden, daß wir nirgends auf Spuren älterer Bewaldung gestoßen sind; der Acker war sichtlich seit dem Neolithikum baumlos. Heute ist die Gegend von Drum beträchtlich feucht, die Wohngruben reichen bereits in starke Grundfeuchtigkeit hinab. Als sie in Verwendung standen, muß also die Gegend weniger feucht gewesen sein oder aber sie wurden nur in der trockensten Jahreszeit benützt. Der Nachweis neolithischer Gerste ist ebenfalls ein Hinweis auf ein gegenüber dem heutigen anderes Klima. Heute wird in dieser Gegend Gerste kaum mehr gebaut, weil das Klima zu rauh ist, erst in der Gegend von Leitmeritz gedeiht sie besser. Auch in Köln läßt übrigens manches auf trockeneres Klima schließen (Germania 1933, S. 3).

Da wir Gruben auch auf den Feldern knapp vor Littniz festgestellt haben, erstreckt sich die Ansiedelung nach der einen Richtung auf fast 1 km, die Breitenausdehnung ist noch nicht bekannt.

Die Äcker der Stichbandkeramiker werden doch wohl in nächster Nähe der Gruben gelegen sein. Wo stand aber das Dörfchen mit den eigentlichen Behausungen? Die „Wohngruben“ waren klein, ihre Überdachung kann nach dem Fehlen von Pfostenlöchern und nach der Winzigkeit der Hüttenlehmbrocken nur ganz leicht gewesen sein, ihr spärlicher archäologischer Inhalt deutet darauf, daß sie nicht lange in Gebrauch waren. Also muß es irgendwo in der Nähe die Dauerwohnstätten der Bauern gegeben haben. Die Gruben waren vielleicht nur im Sommer benützte behelfsmäßige Unterkünfte der Ackerknechte. Auch der auffällige Gegensatz zwischen dem umfangreichen, hölzernen Speicher und den elenden Gruben deutet einerseits auf eine größere Siedlung in der Nähe, andererseits läßt er vermuten, daß man doch wohl auch Wohnhütten dauerhafter und bequemer herzustellen verstanden haben wird.

Eine weitere Frage ist die nach der Art des stichbandkeramischen Landwirtschaftsbetriebes. Gerstenbau ist mit Sicherheit nachgewiesen, trieben jene Bauern aber auch Viehwirtschaft⁶⁾? Wenn ja, war er eine ganzjährige Weidewirtschaft oder Viehhaltung mit Winterfütterung? Und wie ging die Feldbestellung vor sich? Ich bin geneigt, nicht nur die Schuhleistenkeile der Bandkeramik, sondern auch die großen, steinernen Lochkeile für Hacken zum Aufbrechen der Ackererde und Zerkleinern der Erdklumpen zu halten, nicht für Pflugscharen. Solcher Hackbau kann dann, verhältnismäßig geringe Bevölkerung vorausgesetzt, keine beträchtlichen Ackerflächen bearbeitet haben, war aber trotzdem imstande, Kornfrucht hoher Güte zu erzielen. Selbst wenn die eben erwähnten Steingeräte Pflugscharen waren, konnte der Acker nicht sehr lang sein; denn derartige Flachpflüge vermochten den Boden nur oberflächlich zu wenden, es war daher notwendig, nicht nur der Länge, sondern auch der Quere nach zu pflügen, so wie es noch in altrömischer Zeit geschehen ist⁷⁾.

Sollten die erwähnten großen Holzbauten von Köln und Drum wirklich Getreidespeicher gewesen sein und nicht etwa ähnliches wie Männerhäuser, dann fragt man sich auch, für welche Menge eingelagerten Getreides sie bestimmt waren. Der Drumer Speicher hatte eine Grundfläche von rund 120 qm. Wir kennen seine Höhe nicht und wissen auch nicht, ob man das Getreide im Stroh einlegte und ob das Stroh hoch gewesen ist. Nimmt man eine Ruhhöhe des Speichers von 3 bis 4 m an, so konnte man soviel Getreide einlegen, um ungefähr 100 bis 120 Doppelzentner ausdreschen zu können, wie mich Herr Stellwag belehrt. Heute rechnet man 120 bis 200 kg Getreide auf eine Person. Der Drumer Speicher konnte also mindestens 100 Leute versorgen.

Durch die Drumer Grabung ist nicht nur zum ersten Male in unserem Lande ein stichbandkeramischer Baugrundriß zutage gefördert worden, sondern

⁶⁾ In der mährischen Stichbandkeramik-Kultur sind Rind, Schaf und Ziege belegt.

⁷⁾ Ich entnehme diesen Hinweis der ungemein interessanten Studie von A. W. Brögger, Sigd, lja och snidill, in dem Sammelwerke: Bidrag till bondesamfundets historie I, Oslo 1933.

wir sind damit auch in ein Gebiet vorgestoßen, das bis vor kurzem als fundleer gegolten hat. Aus der Umgebung von Drum waren nur aus Bleiswedel und Quittkau Einzelfunde bekannt. Im Elbetal ist Stichbandkeramik ja seit langem nichts Neues⁸⁾, nordöstlich von Leitmeritz, in der Richtung auf Böhmisches Leipa zu, ist sie bis Auscha vertreten. Durch unsere Grabung ist nun stichbandkeramischer Siedlungsbereich ein Stück über Auscha hinaus in nordöstlicher Richtung nachgewiesen⁹⁾. An Einzelfunden, die Herr Stellwag zuwegegebracht hat, liegen vor: ein oberflächlich gefundenes Flachbeilchen bei der Ruine „Altes Haus“ in Bleiswedel, ein Flachbeil auf dem Mühlweg in Drum, bandkeramische Flachhacken, gewöhnliche Flachbeile und ein kleiner Schuhleistenkeil auf der Flur „Kreuzstück“ beim Meierhof Stran östlich von Bleiswedel.

Die Gegend hat aber auch noch andere Funde geliefert. Unweit von Drum grub ich 1932 und 1933 auf einer Anhöhe etwa 300 m nordöstlich von der Einmündung des Bieberbaches in den Töllenteich (Parzelle Nr. 1047, Kat. Gem. Drum). Der Hügel besteht aus gelbem, darunter aus grauem Sande, der sich in die Klumpen des oberturoner Sandsteines hineinlegt. Der Hügel ist heute mit einer angepflanzten Nadelwaldung bestanden, die Humusschicht ist ungefähr 0,15 m stark. Auf dem Hügel hatte schon Herr Stellwag oberflächlich bearbeitete Silices gefunden, was mich zur Grabung veranlaßt hat.

Auf der Südwestseite des Hügels fand ich in weiter Ausdehnung, im Humus und noch etwa 0,15 m in den gelben Sand hinein, zahlreiche unpatinierte Silexgeräte. Knochen und Keramik fehlten, nur an einer Stelle kamen Tonscherben zutage, die germanisch sind; ich habe sie in Sudeta IX, 1933, S. 73 veröffentlicht. Die meisten Fundstücke wurden sicherlich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung angetroffen, denn bei der Waldanpflanzung muß der Boden umgewühlt worden sein.

Die Silices sind alle Kleinformen. Das Material ist Silex, brauner Jaspis und grauer Quarzit¹⁰⁾. Es würde zu weit führen, wenn ich alle Formen

⁸⁾ Vgl. Karte II bei Stočý, La Bohême préhistorique I.

⁹⁾ Im Gebiete zwischen Elbe, Polzen- und Reibetal sind Funde bisher spärlich gewesen, was aber wohl nur auf mangelnde Bodendurchforschung, nicht auf Besiedelungsleere zurückgeht. Abgesehen von zweifelhaften Funden aus Leipa, Niemes, Barzdorf, Reichstadt und Altschiedel meldet F. Hantischel, Prähistorische Fundchronik (Mitteilungen des nordböhmisches Excursions-Clubs XX, 1897) eine bronzene Pfeilspitze aus Krombach und ein Steinbeil aus Schludenau. An neolithischen Einzelfunden sind mir bekannt geworden: eine Lochart vom Felde des Bauern Nase in Wolfstal bei Niemes, gefunden 1930, eine Lochart vom Fuße des Rollbergs bei Rabendorf, gefunden 1924, eine Flachart, gefunden 1901 beim Bahnbau hinter dem Kalvarienberg bei Niemes. Die beiden erstgenannten Stücke verwahrt Herr E. Friedrich in Niemes, das letztere ist im Museum Niemes.

¹⁰⁾ Natürlichen Silex gibt es in kleinen Knollen im ganzen Polzengebiete, vgl. R. Zimmermann, Eiszeitliche Spuren im Polzengelände, Mitteilungen des nordböhmisches Vereins für Heimatforschung 41, 1918, S. 159; derselbe, Der Ursprung der Feuersteingeräte im nördlichen Böhmen, ebenda 43, 1920, S. 68; B. Müller, Neue Feuersteinfunde im böhmischen Mittelgebirge, ebenda 43, S. 111. Grauer Quarzit findet sich verarbeitet auch in der Leitmeritzer Gegend.

genau beschreiben wollte, ich muß mich hier mit einer kurz zusammengefaßten Behandlung begnügen.

Sämtliche Geräte sind aus Klingen hergestellt (Abb. 2). Es gibt da Stichel (Abb. 2,₃), Klingenschaber (Abb. 2,₆), Rundschaber (Abb. 2,₇); Regelfrager, Hobelfrager; Bohrer (Abb. 2,₂), Messer mit geradem und gekrümmtem Rücken (Abb. 2,₁); dreieckige Klingchen mit Rückenretusche (Abb. 2,₈₋₁₀); dreieckige unretuschierte, scharfe Abspilse (Abb. 2,₅), die so oft auftreten, daß man nicht gerne an Abfall, sondern an Pfeilspitzen denkt; merkwürdige niedrig-doppeltkegelförmige, runde Stücke mit scharfen Kanten, die weder Nuclei noch Krager sein können, eher Schleudersteine¹¹⁾; ein unretuschiertes Silexstückchen (Abb. 2,₁₁) sieht vollkommen einer querschneidigen Pfeilspitze ähnlich, könnte aber auch zufälliges Abfallzeugnis sein. Dazu kommen viele Nuclei, Klingen, Klopffsteine und Abfallstücke.

Meine erste Grabung auf dem Silex-Fundplatz hatte zufällig nur solche Geräte zutage gebracht, die an Tardenoisien erinnern¹²⁾. Die Fortsetzung der Grabung im Jahre 1933 hat mir aber gezeigt, daß von Tardenoisien keine Rede sein kann. Zwar fehlt jeder Rest von einem geschliffenen Steingerät oder von Keramik, aber an reines Tardenoisien ist nicht zu denken.

Unleugbar liegen Geräte vor, die epipaläolithisch aussehen, aber daneben noch mehr andere, die sich in der Mittelsteinzeit nicht unterbringen lassen. Wir haben es hier vielleicht mit Erscheinungen zu tun, in denen Tardenoisien-Elemente noch fortleben. Die Tatsache, daß sich auch in der unweiten stichbandkeramischen Niederlassung etliche solcher Silices fanden, daß sie auch sonst in neolithischer Umgebung auftreten, z. B. bei Leitmeritz in stichbandkeramischer, läßt vermuten, daß alle Drummer Silices neolithisch sind, am ehesten stichbandkeramisch. Meist werden solche Kleingeräte von den Ausgräbern wenig beachtet und auch in Veröffentlichungen stiefmütterlich behandelt. Ich kenne Stücke, die den Drumern zum Verwechseln ähnlich sind, vom Bitusberg bei Eggenburg in Niederösterreich, der reiche neolithische Funde geliefert hat. In Niederösterreich gibt es noch weitere derartige

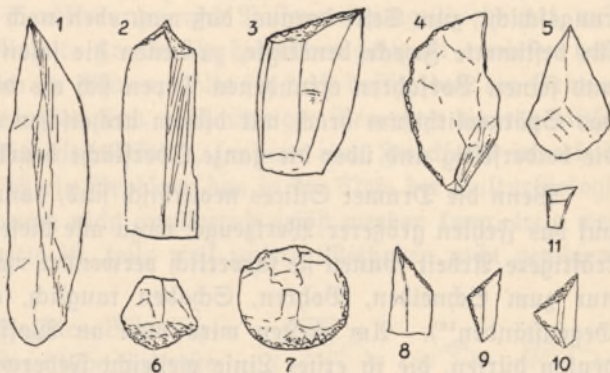


Abb. 2. Feuersteingeräte aus Drum. $\frac{2}{3}$

¹¹⁾ Genau die gleiche Form kenne ich aus afrikanischen Fundgruppen.

¹²⁾ Das hat mich dazu verführt, sie in einem kurzen Berichte in den Mitteilungen des nordböhmisches Vereins für Heimatforschung 56, S. 33 als mittelsteinzeitlich auszugeben. Diese Datierung halte ich nicht mehr aufrecht.

Silexfundplätze¹³⁾, aber auch in anderen Gegenden ist Fortdauer von Tardenoisienformen bis ins Neolithikum festgestellt, z. B. in Polen und Frankreich. Derartige Silices fehlen auch in Böhmen nicht. So liegen im Museum Saaz Geräte aus Seltisch, die zwar im allgemeinen etwas größer als die Drumer sind, auch fehlen etliche Drumer Typen, aber eine gewisse Übereinstimmung besteht doch. In den Museen Brüx und Aussig gibt es Silices dieser Gattung aus dem Gebiete des ehemaligen Kommerner Sees. Die Silices aus den Dünen von Róžly bei Neratowitz hält auch Škránil in seiner neuesten Darstellung der Urzeit Böhmens für vollneolithisch¹⁴⁾.

So wird es sich auch für die Drumer Funde empfehlen, da echte Tardenoisientypen unter ihnen nur wenige vorhanden sind, an Datierung ins Neolithikum festzuhalten¹⁵⁾. Das Fortleben von Tardenoisienformen noch in so später Zeit erklärt sich vielleicht zum Teile aus Fortleben einer alten Bevölkerungsschicht, zum Teile daraus, daß man eben noch im Neolithikum Steingeräte für bestimmte Zwecke benötigte, zu denen die schon vom Tardenoisien-Menschen und seinen Vorfahren erfundenen Typen sich als die geeignetsten erwiesen; erst das Spätneolithikum brach mit diesem archaischen Kleinkram und brachte z. B. die beiderseitig und über die ganze Oberfläche bearbeitete Pfeilspitze.

Wenn die Drumer Silices neolithisch sind, dann fragt man sich mit Hinblick auf das Fehlen größerer Werkzeuge, wozu alle diese Stücke gedient haben. Für kräftigere Arbeit können sie schwerlich verwendet worden sein, sie sind insgesamt nur zum Schneiden, Bohren, Schaben tauglich, aber auch nur an kleineren Gegenständen¹⁶⁾. Am ehesten wird man an Waffen und Geräte von Jägern denken dürfen, die in erster Linie vielleicht Federwild nachstellten. An solchem ist die Gegend von Drum heute noch reich. Aber auch vor Anlage der Teiche wird sie für Wasserwild günstig gewesen sein, weil der aus Tonmergel bestehende, wasserundurchlässige Bodengrund Sumpfbildung befördert. Dies und der gute Ausblick, den der Hügel gewährt, hat noch viel später germanische Jäger angelockt (vgl. Sudeta 1933, S. 73).

Wenn die Silices der stichbandkeramischen Zeit entstammen, dann stehen sie doch wohl mit der etwas über 1 km Luftlinie entfernten Niederlassung in Zusammenhang. Auf den Feldern am Ronberg haben wir Zeugen für Ackerwirtschaft, auf dem Hügel am Töllenteich Jägergeräte, zwei Seiten des Alltags-

¹³⁾ Vgl. z. B. A. Frodegh, Beitrag zur Kenntnis der Silexartefakte im niederösterreichischen Manhartsgebiete, Wiener Prähistorische Zeitschrift X, 1923, S. 10.

¹⁴⁾ Československo v pravěku, in Československá vlastivěda II, Prag 1933.

¹⁵⁾ Das gilt auch für die von J. Kern in Sudeta IX, 1933, S. 1 als Tardenoisien veröffentlichten Funde aus der Gegend von Leitmeritz, zumal als ihre Fundumstände keineswegs zwingend an Tardenoisien denken lassen: Das a. a. O. Taf. II abgebildete Stück, das Kern ins Campignien datiert, halte ich jetzt, nachdem ich es gesehen habe, für einen groben Nucleus aus späterer Zeit.

¹⁶⁾ Vgl. die interessanten „Technologischen Untersuchungen am Magdalenien des Petersfels“ von F. Herig, Archiv für Anthropologie, N. F. XXII S. 179.



lebens, deren jede ihre eigene Ausdrucksform im archäologischen Material hat. Der Silexhügel ist in großer Ausdehnung und anscheinend erschöpfend untersucht worden. Nirgends hat er eine Spur ergeben, die auf eine Behausung deuten könnte, es hat sich also offenbar um einen Saison-Jagdplatz gehandelt. Damit lernen wir in Böhmen etwas kennen, das in dieser Form für das Land neu, aber anderwärts, hauptsächlich in Norwegen, schon vielfach nachgewiesen ist.

Die Frage, ob der Gegensatz in der Ergologie der stichbandkeramischen Siedlung und des Silexhügels auf verschiedene, aber gleichzeitig lebende Bevölkerungen zurückgeht oder ob sie der Ausdruck verschiedener Wirtschaftsformen innerhalb ein und derselben Bevölkerung ist, läßt sich vorläufig noch nicht beantworten¹⁷⁾. Daß solches Silex-Kleingerät letzten Endes auf jungpaläolithische Ahnen zurückgeht, ist wohl schwer zu bestreiten. Aber hat es sich bis ins Neolithikum gehalten, weil sich eine Bevölkerung jungpaläolithischer Ahnenschaft so lange erhielt, oder hat es Bevölkerungs- und Rassenmischung überdauert, weil es sich nach wie vor für bestimmte Zwecke als besonders geeignet erwiesen hat? Ohne es heute schon beweisen zu können, halte ich doch dafür, daß die Drumer Silices kein echtes Opistardenoisien sind, noch weniger Reversion einer neolithischen Kultur in eine genetisch ältere Stufe, sondern eine Zweckform innerhalb des Vollneolithikums. Das ist ein Problem, das in die Tiefe der Kulturbio-logie hinabführt, heute aber auch noch nicht annähernd gelöst werden kann, teils weil unser Material noch zu dürftig ist, teils weil unsere Methoden nicht genügend verfeinert sind.

In der Umgebung des Bezirkes Böhmisches-Leipa sind verschiedentlich eiszeitliche Tierreste gefunden worden¹⁸⁾. Wo es Eiszeitfauna gab, hat gewöhnlich auch der Mensch nicht gefehlt. Diese Erfahrung bewahrheitet sich auch für Leipa. Denn dort hat 1933 Herr Stellwag Oberflächen-funde aufgelesen, die jungpaläolithisch (Aurignacien) sind. Es sind folgende Stücke, die alle aus Silex und weiß patiniert sind: ein Doppelfischel (Abb. 3₃), gefunden im Lehm beim Kriegerdenkmal in Drum; eine kurze Klinge, gefunden auf dem „Lerchenhübel“ (Parzelle 1090) bei Drum; eine Klinge, deren eine Längskante mit feiner, steiler Randretusche versehen ist, gefunden auf den Nowat-Feldern bei Drum (Abb. 3₁), eine Klinge mit kleiner Daumnagelretusche (Abb. 3₂), gefunden

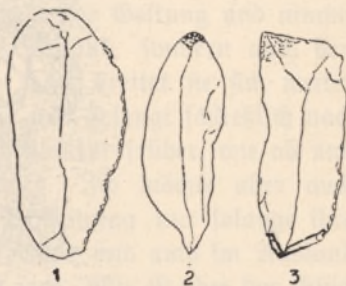


Abb. 3. Altsteinzeitliche Feuersteingeräte aus Drum. $\frac{2}{3}$

¹⁷⁾ Vgl. zu solchen Fragen G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum, Festschrift 1928 des Hamburgischen Museums für Völkertunde.

¹⁸⁾ Mammut in Ausha (Museum Ausha) und angeblich auch in Konoged bei Ausha, ferner in Reichenberg (Ziegelei Hirschmann, Rosental I, Naturhist. Mus. Reichenberg), wollhaariges Nashorn bei Tetschendorf unweit Ausha (B. Müller, Der geologische Aufbau des Aushaer Rotlandes, Leitmeritz 1924, S. 29), verschiedene Funde bei Tetschen (Tetschener Heimatkunde II, 1923, S. 20).

in einem Hopfengarten in Littniz. In die Gegend von Leipa mag der Eiszeitjäger vom Elbetal hergekommen sein. Einen weißpatinierten Silexfraker aus Dauba (südlich von Leipa), den ich auch für jungpaläolithisch halte, besitzt Herr J. Laufka in Welhütta bei Dauba, einen schönen Aurignacien-Silex aus Lobositz an der Elbe Herr Fachlehrer Jos. Kern in Leitmeritz. Es gilt also, nunmehr auch diesen Eiszeitspuren nachzugehen; so wie seit vorigem Jahre das Auftreten des diluvialen Jägers im südlichsten Böhmen feststeht (Sudeta IX, 1933, S. 101), gilt das jetzt auch für das nördliche. Der hier behandelte Teil des Landes weist also schon so viele und bedeutsame Funde, von denen hier bloß die steinzeitlichen herangezogen worden sind, auf, daß er sich würdig anderen Gebieten Böhmens anreihet und von künftiger Forschung nicht mehr übersehen werden darf.



Abb. 4. Hausgrundriß der handkeramischen Kultur aus Roßwitz bei Gölogau in Schlesien. 1 : 75

Nach H. Seger, Schlesiens Vorzeit N. F. VII S. 13

Kulturbeziehungen zwischen Schlesien und Ungarn während der jüngeren Steinzeit

Von F. von Tompa-Budapest

Mit 4 Abbildungen

Im Jahre 1926 behandelte ich kurz die Kulturgüter, die für ziemlich enge Beziehungen zwischen Schlesien und Ungarn während der Bronzezeit sprechen¹⁾. Für das Karpathenland, welches in dieser Zeit sogar mit dem baltischen Gebiet in lebhafter Verbindung stand, führte der natürlichste Weg nach Norden über Schlesien, entlang der Oder. Dieser Weg ist durch zahlreiche Funde belegt, deren Abstammung aus Ungarn unzweifelhaft ist.

Es ist daher die Annahme berechtigt, daß die Entstehung dieser Verbindung schon in frühere Zeiten zurückgeht und daß die Völkerbewegungen der jüngeren Steinzeit die Urgeschichte der beiden Gebiete eng verbunden haben.

In der ersten Hälfte des Neolithikums gelangen die Wellen der sich ausbreitenden Spiralmäanderkeramik gleicherweise in beide Länder, mit dem Unterschied, daß sie in Schlesien gegen die Mitte der Epoche noch durch die Stichenkeramik überlagert wurde, während in Ungarn nur Beeinflussungen durch diese Kulturstufe bemerkbar sind. In dieser Zeit zeigt die Hinterlassenschaft der verwandten Kulturen das Bild eines friedlichen Nebeneinanderlebens. Die Völkerwanderung des jüngeren Neolithikums verändert aber dieses Bild durchaus. In Ungarn kommt die Heißkultur immer mehr zur Geltung und nimmt allmählich nicht nur die Heißgegend und das Tiefland, sondern auch den Landteil westlich von der Donau in Besitz. Von dort breitet sie sich weiter in Niederösterreich und in den Sudetenländern aus und gelangt schließlich nach Oberschlesien. Das ist die Kultur, die in der Fachliteratur früher, wie ab und zu auch heute noch „Lengyelkultur“ benannt wird. Ich möchte aber auch an dieser Stelle wiederholt betonen, daß diese Benennung nur solange ihre Berechtigung hatte, als Lengyel die am besten erforschte und auch im Ausland bekannte Fundstelle dieser jungneolithischen Kultur war. Mir ist aber das Glück zuteil geworden, nachweisen zu können²⁾, daß die Fundstelle Lengyel selbst mit ihrer einfarbig bemalten Keramik, mit den langen Feuersteinklingen und fasettierten Steinbeilen, ferner mit dem schon vereinzelt Vorkommen der Ritzmusterware und dem Auftreten von Kupferperlen nicht die ganze Epoche vertreten kann, sondern allein deren letzte Stufe, die sich als eine schon aeneolithische Erscheinung unmittelbar der Bodrogkereszturer Kultur anschließt.

¹⁾ F. von Tompa, Kulturbeziehungen zwischen Ungarn und Schlesien während der älteren Bronzezeit. *Archaeologiai Értesítő* Bd. XL, 1926, S. 70—84 und 291—293.

²⁾ F. von Tompa, Die Bandkeramik in Ungarn, *Archaeologia Hungarica* Band V—VI. Budapest 1929.

Die Theißkultur gelangte schon früher nach Westen und Norden und trat in Niederösterreich an die Stelle der Spiralmäanderkeramik, in den Sudetländern überlagerte sie aber die Stichreihenkeramik und „entwickelte sich sogar eine bestimmte Zeitlang neben derselben“³⁾. Es ist selbstverständlich, daß, je mehr die Theißkultur sich von der Urheimat entfernte, desto stärker ihr ursprünglicher Charakter von anderen Kulturen gefärbt wurde.

In Mähren erscheint sie noch so rein, daß ihr Wesen als Niederschlag einer neuen Bevölkerung unverkennbar ist. Dagegen ist sie in Böhmen nur noch als Mischkultur, als Jordansmühler Kultur nachweisbar. Prag-Šarka, Levý Hradec, Kolín, Nebovidy, Prag-Střesovice sind unter anderen die Stätten, wo wir nicht nur einige entlehnte Ziermotive, sondern sogar echte Gefäßformen der Theißkultur auffinden⁴⁾.

In Schlessien zeigt sich die Theißkultur in derselben Mischung, und obschon nur vereinzelt, bringt sie selbst die Maltechnik mit (Troppau). Ich vermute aber, daß eine Welle der kulturellen Beeinflussung aus Ungarn schon früher hierher gelangte und zwar noch in der Zeit der Stichreihenkeramik. Die Form des Gefäßes von Břchanz erinnert uns stark an das menschenförmige Gefäß von Kenézlő⁵⁾. Auch das Schachbrettmuster und schraffierte Dreiecke sind wohl Bülker-Elemente.

Den Einfluß der Theißkultur zeigt ganz klar die Verwendung des Schrägmäandermusters⁶⁾.

Die fremden Elemente in der Jordansmühler Kultur zählt schon H. Seger auf, wobei er die Fußschale, die doppelkonische Base (mit oder ohne Walzenhals), die flachrunden Knöpfe, die Gefäßmalerei, Obsidian- und Jadeitgeräte aus Südwestungarn stammen läßt⁷⁾.

Seger, der hervorragendste Forscher der schlesischen jüngeren Steinzeit, bringt in seinen Arbeiten⁸⁾ eine Reihe von Funden, die aus der durch den Schrägmäander charakterisierten Theiß I-Kultur und aus der viel einfacher verzierten Theiß II-Kultur stammen. Diese letztere legte mehr Gewicht auf die Form (doppelkonische Gefäße, schüsselförmige Fußschalen usw.) und verwendete als einziges Ziermuster die runden Warzen. Aus dem Fundinventar von Jordansmühl (a. a. O. Taf. VII 12, VIII 8, 10, IX 1—8, XI 6), ferner aus Woischwitz (a. a. O. Taf. XIII 6—10) und aus Ottitz (a. a. O. Taf. XIII 15) stellen

³⁾ J. Škránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin—Leipzig 1928, Seite 50.

⁴⁾ A. Stodý, La Bohême Préhistorique I. L'âge de pierre. Prag 1929. Taf. LIII—LXI.

⁵⁾ H. Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens. Schles. Vorzeit Bd. VII, 1916, Abb. 79. — F. von Toppa, Die Bandkeramik, Taf. XLI, Abb. 1a-b.

⁶⁾ Seger a. a. O., Abb. 58, ein Bruchstück aus Gleinitz.

⁷⁾ H. Seger, Eberts Reallexikon, Bd. VI, S. 169 und Bd. XI, S. 271. Siehe dazu die Fußschalen aus Ottitz in Taf. 78a und die Taf. 52 in Bd. VI.

⁸⁾ H. Seger, Die Steinzeit in Schlessien. Archiv für Anthropologie N. F. Bd. V, 1906.

die Gefäße uns sozusagen unverändert die Formen und Ornamentik der Theißkultur dar. Seger erwähnt in diesem älteren Aufsatz die südöstlichen Beziehungen nur in einer Anmerkung⁹⁾, wo er geneigt ist, die Meinung Hubert Schmidts anzunehmen, der schon in dieser Zeit einen Kulturstrom von den Donauländern auch nach Süden für wahrscheinlich hält. In seiner späteren Abhandlung über die keramischen Stilarten benennt Seger schon das Land und den Kulturkreis (Lengyel), aus dem diese neuen Elemente stammen und schließlich behandelt er in den einzelnen einschlägigen Abschnitten des Ebertschen Reallexikons diese Beziehungen so ausführlich, daß wir eigentlich schon nichts mehr hinzuzufügen



Abb. 1. Bodrogkeresztúr. $\frac{1}{3}$



Abb. 2. Bodrogkeresztúr. $\frac{1}{3}$

hätten. Eben diese Beziehungen sprechen auch dafür, daß die Blütezeit und volle Einwirkungskraft der Theißkultur in die Zeit fällt, als wir dem Einfluß der Bükker-Kultur schon nicht mehr begegnen, d. h. in den Ausgang der jüngeren Steinzeit.

Unsere Arbeit wäre aber einseitig, wenn wir nicht gleichzeitig auf diejenigen Elemente hinweisen würden, die das ungarische Gebiet aus Schlesien entlehnt hat. Die sogenannte „Nordische Kultur“, die in den Sudetenländern aus verschiedenen Bestandteilen zusammengeschweißt wurde, gelangte auch nach Ungarn, und zwar gegen das Ende des Neolithikums in der Form der Badener Kultur. Sie ist durch handhenkliche und kannelierte Krüge, Schüsseln mit Scheidewand und in der Ornamentik durch linsenförmige Punktreihen und Tannenzweigmuster gekennzeichnet. Bisher entdeckten wir schon zahlreiche Fundstellen dieser Kultur, und ihre Zeitstellung wird dadurch festgelegt, daß sie sich an vielen Stellen mit der Bodrogkeresztúr Kultur berührt.



Abb. 3. Pusztaióvárháza. $\frac{1}{3}$

Aber unabhängig davon muß ich zwei Gefäßformen hervorheben, die bei uns durchaus fremdartig wirken und entschieden aus Schlesien stammen. Die eine ist der doppelhenkliche Krug oder die doppelhenkliche Schale, die

⁹⁾ a. a. O. S. 126, Anm. 6.

Jenő Hillebrand ebenso in Bodrogherezsztúr (Abb. 1 und 2), wie auch im kupferzeitlichen Gräberfeld von Pusztai svánháza (Abb. 3) gefunden hat¹⁰⁾. Sie sind ebenso wie die schlesischen Vorbilder durch die den Hals überbrückenden Henkel und die den unteren Teil verzierenden eingerichteten Linien gekennzeichnet.

Das Gefäß von Pusztai svánháza (Abb. 3) besitzt vollkommen die Jordansmühler Form, ein zweites dagegen zeigt in den schraffierten Dreiecken und den darübergestellten kleinen Fahnen Ziermotive, denen wir in Schussenried begegnen. Ubrigens ist die fremdartige Verzierung der flachen Schüssel von Pusztai svánháza (a. a. O. Taf. II 7) mit dem gezähnten Kreuzmuster wieder auf einen anderen, und zwar aus der Pfahlbaukultur stammenden Einfluß zurückzuführen.

Die andere Gefäßform, bei der aber Schlesien nur eine Vermittlerrolle gespielt hat, ist der Trichterrandbecher aus Pusztai svánháza (Abb. 4). Er ist auch in beiden Gräberfeldern vertreten und erscheint in einer verkümmerten Form, bei der die scharfe Trennung des trichterförmigen Halses vom Bauch schon nicht mehr so deutlich erscheint (Hillebrand Taf. I 3).

Beide Beispiele beweisen also, daß die ausgewanderte Bevölkerung sich von der Urheimat nicht vollkommen losgelöst hat, sondern sogar mit den in neuen Gegenden angetroffenen Stilformen die Heimat noch bereichern konnte.

In der jüngeren Steinzeit wurden also zwischen den beiden Ländern Schlesien und Ungarn die Beziehungen schon vorbereitet, die dann später während der Bronzezeit immer mehr zur Geltung kommen sollten.



Abb. 4. Pusztai svánháza. $\frac{1}{6}$

¹⁰⁾ Jenő Hillebrand, Das frühkupferzeitliche Gräberfeld von Pusztai svánháza. *Archaeologia Hungarica* Bd. IV, Taf. I 9 und Taf. II 1.

Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlesien

Von Werner Boege-Breslau

Mit 4 Abbildungen

Die letzten Jahre haben in Mittel- und Niederschlesien zwei neue Funde ans Licht gebracht, die unsere Kenntnis über die sächsisch-thüringischen Einflüsse nach Ostdeutschland in willkommener Weise ergänzen.

Wiltzschau Kr. Breslau

Fundstelle 1 (Gräberfeld der Marschwiher und Lunjetiger Kultur), Grab 18. Bei einer amtlichen Grabung zeigte sich nach Abdeckung der 0,50 m mächtigen Ackerkrume im Kies eine schwarz-erdige Verfärbung von Fischblasenform: Abb. 1—2, deren größeres Oval eine Ausdehnung von etwa 2×3 m zeigte und namentlich an der Westseite bis in eine Tiefe von 2 m reichte. Das andere Oval erwies sich entsprechend seiner Kleinheit nur als flache, fundleere Mulde. Die Hauptgrube war angefüllt mit kiesvermengter Erde, in der sich atypische Scherben und Feuersteinplitter fanden. An der Westwand lagen dagegen sehr feste, geglähte, herdartige Schichten, mit Holzkohleresten und weißer Asche vermischt. Der angrenzende Kies war rot gegläht. Am Boden der Grube lag in angehockter Stellung, den Schädel im N, den Blick nach O, das Skelett eines sehr großen Mannes von ungewöhnlich derbem Gepräge. Der Schädel war trotz seiner dicken Knochen vom Erddruck völlig vernichtet. Die rechte Hüfte ragte mit dem Darmbeinstachel in die Brandschichten und scheint durch die Einwirkung des Feuers geschwärzt zu sein. In geringer Entfernung von der rechten Schulter fand sich völlig zerdrückt ein Gefäß.

Kugelige Flasche von grauer Farbe mit eingezogenem Hals und ausladendem Rand. Auf der Schulter gleichmäßig verteilt drei halbkugelige Schnurösen. Dazwischen bilden senkrecht und waagerecht eingeschnittene Linien ein unregelmäßiges Schachbrettmuster, in dem Einstiche reihenmäßig verteilt sind. Der Rand ist mit flachen Eindrücken eng besetzt. Abb. 4.

Sieglitz Kr. Glogau

Im Heimatmuseum Glogau befindet sich unter obiger Fundortangabe ein Gefäß, über dessen Fundumstände nichts bekannt ist¹⁾.

Braunes, schwach kugeliges Gefäß mit zwei annähernd halbkugeligen Schnurösen. Von der Schulter steigt der Hals sich stetig verjüngend bis zum Mündungsrand, der leicht verdickt und mit Eindrücken eng besetzt ist. Auf dem Körper finden sich zwei umlaufende Linien eingeritzt, darunter ein Franzenmuster in derselben Technik: Abb. 3.

Beide Gefäße (Abb. 3—4) stimmen überein in der kugeligen Form, in der Eigenart des Tones, den halbkugeligen Schnurösen, der Anordnung und technischen Ausführung der eingeschnittenen Verzierungen und den Eindrücken am Rande. Sie bilden durch diese Eigenschaften eine Besonderheit in dem sonst ganz anders gearteten schlesischen Material und müssen bei ihrer Ähnlichkeit trotz der weit

¹⁾ Nicht weit von der Sieglitzer Gemarkungsgrenze wurde der schöne schnurverzierte Krug von Schrepau (Alt Schlesien I, 263 Abb. 1) gefunden; f. S. 42 Abb. 3.

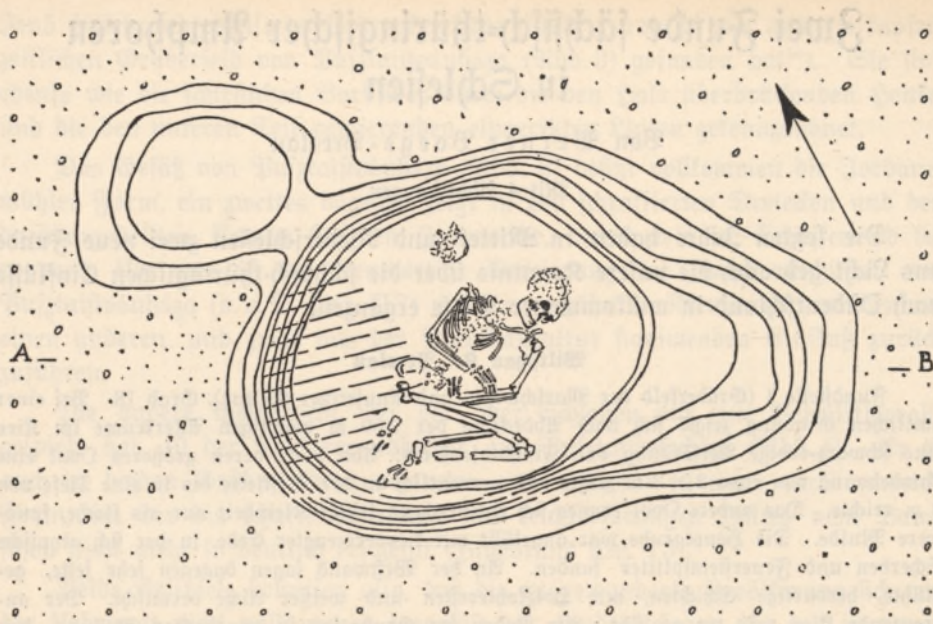


Abb. 1. Grundriß des Grabes 18 von Wiltschau Kr. Breslau. 1 : 40

von einander entfernten Fundorte gemeinsam behandelt werden. Da sich Ähnliches in Schlesien selbst nicht findet, müssen wir die Vergleichsstücke außerhalb suchen. Wir finden sie vornehmlich im Gebiet der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Als treffendste Gegenstücke seien aus dem reichen Stoff, den uns das Schrifttum bietet, herausgegriffen die Amphoren von Langenbogen, Mansfelder Seekreis²⁾, vom Pohlsberg bei Latdorf³⁾, von Hohlstedt Kr. Sangerhausen⁴⁾ und Forst Havel bei Quedlinburg⁵⁾. An gemeinsamen Eigenschaften fallen bei der Latdorfer Amphore vor allem die Eigenart des leichtgerauhten Tones, die starke Bauchung, die Einziehung des kurzen Halses und die Ausladung des Randes auf. Ähnlich ist weiterhin das Gepräge des ebenfalls eingerigten Musters. Die Formlosigkeit der gegenständigen Henkel nähert sich stark der Bildung unserer halbkugeligen Schnurösen. Wenn das Latdorfer Gefäß nur zwei Henkel besitzt gegenüber den drei Henkeln der Wiltshauer Amphore, so spielt dies m. E. keine Rolle, da wir an unserem Siegliger Topfe auch nur zwei Henkel finden. Andererseits kommt Dreizahl der Henkel auch bei verwandten Gefäßen vor, wie den aus dem Forst Havel (a. a. O. Abb. 1 u. 5) und dem vom Pohlsberge. Unserem Siegliger Gefäß ähneln am meisten die doppelhenklichen Amphoren vom

²⁾ Göge-Höfer-Schiesche, Vorgeschichtliche Altertümer Thüringens Taf. II 19.

³⁾ Jahresschrift Halle IV, 1905, Taf. VIII 12.

⁴⁾ Ebenda XVIII, 1930, Taf. X 2.

⁵⁾ Ebenda XIX, 1931, Taf. III 1, 3 u. 5.

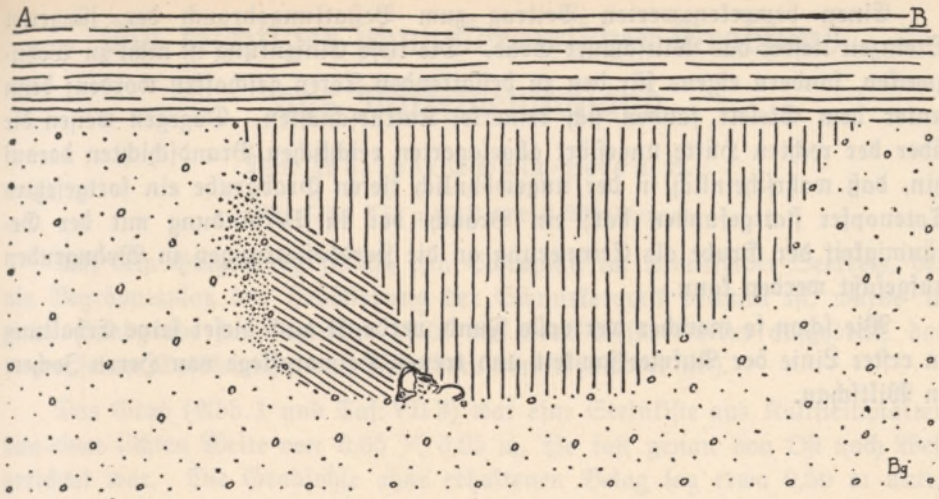


Abb. 2. Profil des Grabes 18 von Wiltschau Kr. Breslau. 1:40

Forst Hafel (a. a. O. Abb. 3) und von Hohlstedt, bei denen der Mündungsrand schon fast ganz seine Ausladung verloren hat. Wie Åberg⁶⁾ nachweist, steht der Typus von Langenbogen und damit unser Wiltshauer Gefäß am Ende einer Entwicklungsreihe, die von Amphoren mit wohlausgebildetem Hals- und scharfer Grenze zwischen Hals und Bauch ausgeht. Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, daß auch unsere schlesischen Funde in den Kreis dieser sächsisch-thüringischen Keramik einzuweisen sind. Die große Entfernung ihrer Fundorte untereinander sowohl, wie vom Kerngebiet dieser Kultur ist hierbei kein Widerspruch. Ist es doch geradezu kennzeichnend für die Schnuramphorengruppe, daß sie außerhalb ihres Kerngebietes außerordentlich zerstreut auftritt und nicht etwa als ein mehr oder weniger geschlossenes Ganze in eine andere Kultur hineinreicht. Die Art ihrer Verbreitung kann vielmehr mit einer Ausstrahlung verglichen werden, bei der auch die äußersten Punkte stets in Verbindung mit dem Ursprungsland bleiben. So stellen unsere schlesischen Funde in diesem Sinne ein Zwischenglied dar zwischen dem eigentlichen Kerngebiet und seinen östlichsten Ausläufern in der Blotakultur in Polen.

Über die Datierung unseres Typus ins jüngste Neolithikum hat zuletzt Grimm⁷⁾ gehandelt. Unsere Funde bestätigen seine Auffassung insofern, weil sie z. T. einem Gräberfelde entstammen, das vom Jung-Neolithikum bis zur frühen Bronzezeit belegt worden ist.

⁶⁾ Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, S. 176 f.

⁷⁾ Jahresschrift Halle XVIII, 1930, S. 22 f.

Einen bemerkenswerten Beitrag zum Bestattungsbrauch der jüngeren Steinzeit liefert das Wiltshauer Grab. Die tiefe Einsenkung ist nicht zu Wohnzwecken, sondern eigens für den zu bestattenden Toten geschaffen worden; denn unter dem Skelett fanden sich keinerlei Kulturschichten. Dagegen weisen die über der rechten Hüfte ungestört abgelagerten reichlichen Brandschichten darauf hin, daß wahrscheinlich in der ungewöhnlich tiefen Grabgrube ein fortgesetztes Totenopfer stattgefunden hat; ein Brauch, der in Verbindung mit der Geräumigkeit der Grube als Erinnerung an die Herdbestattungen in Wohngruben aufgefaßt werden kann.

Wie schon so mancher wertvolle Fund, verdankt auch dieser seine Erhaltung in erster Linie der Aufmerksamkeit und treuen Heimatpflege von Herrn Jochim in Wiltchau.



Abb. 3. Sieglitz Kr. Glogau. $\frac{1}{3}$



Abb. 4. Wiltchau Kr. Breslau. $\frac{1}{3}$

Ein wichtiger Schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland

Von Walther Schulz = Halle a. S.

Mit Tafel VII u. VIII und 3 Abbildungen

Auf dem Galgenberg südlich von Schraplau im Mansfelder Seekreis, der als Begräbnisplatz der Bevölkerung der Schnurkeramik bekannt ist, wurde in einer Sandgrube im Dezember 1932 ein Grab dieser Kultur aufgedeckt, das wegen seiner Gefäßausstattung besonders bemerkenswert ist¹⁾.

Das Grab (Abb. 1 und Taf. VII 3) war eine Steinkiste aus Kalksteinplatten von einer lichten Weite von $0,65 \times 0,95$ m, die fast genau von Ost nach West gerichtet war. Die Grabsohle ohne erhaltenen Belag lag etwa 0,50 m unter der Oberkante der Wandplatten; ob ein Hügel ursprünglich vorhanden gewesen ist, war nicht zu erkennen. Das Grab enthielt das sehr schlecht erhaltene Skelett eines kleinen Kindes in Hocklage, dabei Schmuck aus durchbohrten Tier-Eckzähnen (wahrscheinlich Hund) (Taf. VIII 1), einige kleine durchlochte Muschelplättchen und eine mit Bohrrnament verzierte, zweifach durchlochte Muschelschale (wohl *Unio*) (Taf. VIII 2²⁾); in der Nordostecke drei Feuersteinabschläge (Taf. VIII 1). Die Gefäßbeigaben waren eine Schnuramphore in der Südwestecke (Taf. VII 1) und eine Tasse der ersten Stufe des Bernburger Stiles (Taf. VII 2³⁾) zwischen dem Schädel und der Feuersteingruppe.

Die sauber gearbeitete Amphore (Taf. VII 1) erweist sich schon wegen ihrer Kleinheit als die Beigabe eines Kindergrabes. Sie ist vielleicht für den Grabgebrauch gearbeitet, wie überhaupt die übliche gleichmäßige Gefäßausstattung der Schnurkeramischen Gräber. Sie gehört zu den kurzhalsigen Amphoren; ihre Färbung ist hellrötlich. Zwischen den Schnurgürteln des Halses und der Bauchweite laufen vier Schnurbänder senkrecht herab, eine für diese Amphorenform geläufige Verzierung; unter dem Bauchgürtel stehen kurze, senkrechte Doppeldindrücke.

Die Bernburger Tasse (Taf. VII 2) ist gleichfalls hellrötlich; auch ihre Tonmasse scheint mit der der Amphore übereinzustimmen. Ihr bandförmiger Henkel ist bei 1,5 cm Breite

¹⁾ Kurzer Bericht über das Grab und über weitere Funde: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX, 1933, S. 93 ff. — Die Funde, Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle, Katalog-Nr. 32 : 86 a—c.

²⁾ Ob *Unio* (Malermuschel) oder *Margaritana* (Flußperlmuschel), wie die entsprechenden böhmischen Stücke nach Schráníl: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens S. 78, ist nicht sicher zu bestimmen. Das besser erhaltene Stück (Taf. VIII 3) unbekannten Fundortes, aber wahrscheinlich gleichfalls aus dem Mansfelder Seekreis, ist sicher *Unio*. Es ist sehr zweifelhaft, ob die heute in Gebirgsflüssen noch heimische *Margaritana* in der Steinzeit in der Weida vorkam (wenn wir annehmen, daß das Muschelstück von Schraplau von hier stammte). — Feststellungen mit freundlicher Hilfe des Herrn Privatdozenten Dr. Ludwig-Halle.

³⁾ Vgl. N. Nilsson, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder XIII, 1925. Zeitschrift in den folgenden Anmerkungen kurz als Jahresschrift bezeichnet.

verhältnismäßig schmal. Nahe steht ihr in der Gesamtform eine Tasse, die Nillasson aus Schraplau, aber unbekannter Fundstelle, abbildet⁴⁾.

Die Einheitlichkeit der Bestattung ist gesichert, so daß wir hier einen zweifelsfreien Beleg für das zeitliche Verhältnis zweier der wichtigsten mittel-deutschen Kulturen besitzen, den ersten in dieser Eindeutigkeit. Das zeitliche Verhältnis der beiden Kulturen hat außer anderen zuletzt Nillasson erörtert⁵⁾; seine Auffassung findet hier eine Bestätigung. Doch für die Schnurkeramik ergeben sich noch einige weitere Folgerungen.

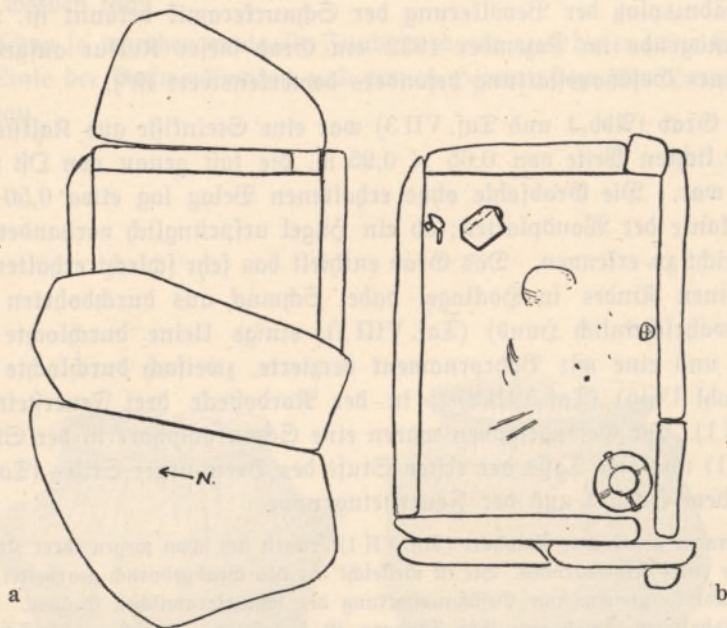


Abb. 1. Die Steinkiste von Schraplau. a) mit Deckplatten b) nach Entleerung des Füllbodens
1:20

Wir befinden uns in Schraplau in einem Gebiete, in dem die Schnurkeramik sehr reich vertreten ist (Karte Abb. 2). Auf den Höhen westlich des Weidatalles liegen Fundgruppen in den Gemarkungen Schraplau, Oberesperstedt, Ruckenburg und Obhausen; östlich der Weida in den Gemarkungen Stedten und Unteresperstedt der Silberhügel und der Bachhügel, von dem z. B. das bekannte Grab mit den Holzgefäßen stammt. Am Oberlauf sind bei Quersfurt und bei dem Gut Weidenbach Funde gemacht. Weiter entfernt von dem Weidatalle treten Fundstellen zunächst nur vereinzelter auf, nach Süden vermitteln sie zu dem Fundgebiete am Rande längs der Unstrutniederung und nach Westen zu

⁴⁾ Nillasson a. a. D., Abb. 75b. Die Gefäße sind aber durch die stärkere Glättung der Oberfläche und die dunklere Färbung, die Tassen auch durch den regelrechten breiteren bandförmigen Henkel von unserer Tasse unterschieden. — Das Töpfereiverfahren dieser Tasse könnte danach doch wohl „schnurkeramisch“ sein.

⁵⁾ Nillasson a. a. D. S. 167 ff. u. Tabelle S. 183.

dem reichen Siedlungsgebiete, das Paul Grimm folgendermaßen beschreibt⁶⁾: „Ein Mittelpunkt dieser Kultur muß der Ziegelrodaer Forst gewesen sein. Frühere Forscher berichten von Hunderten von Grabhügeln im Gebiete von Allstedt, Winkel und Ziegelroda, Artern und Riethnordhausen.“

Unser Grab läßt nun eine enge Berührung mit der aus dem Norden gekommenen Walternienburg-Bernburger Kultur erkennen. Nahe der Weida sind bisher Funde dieser Kultur nur von dem schon genannten Silberhügel bei Stedten, und zwar hier ein Gefäß des Stiles Walternienburg II, und aus der Gegend von Schraplau bekannt⁷⁾. Eine Siedlung wurde westlich von dem Orte etwa 1 km von unserer Galgenbergfundstelle entfernt aufgefunden. Von mehreren Gefäßen steht die nähere Fundstelle innerhalb der Gemarkung Schraplau nicht fest. Diese Funde in der Umgebung von Schraplau gehören den Stufen Bernburg I bis III an. Ein weiteres Gefäß stammt aus der Umgegend von Querfurt⁸⁾. — Was folgt nun aus dieser Fundverteilung der beiden Kulturen nahe der Weida? Ich glaube aus ihr entnehmen zu können, daß die Träger der Walternienburg-Bernburger Kultur bei ihrem Einrücken die Schnurkeramik-Leute bereits vorfanden und sich daher mit der Festsetzung auf einigen wenigen Plätzen in Randlage begnügten. Der Fund vom Silberhügel bei Stedten aber erweist, daß die Einwanderer zunächst noch die Walternienburger Keramik führten. Also mindestens schon damals mußten die Schnurkeramiker hier ge-
essen haben.



Abb. 2. Funde der Schnurkeramik-Kultur und der Walternienburg-Bernburger Kultur an der Weida

/// = Schnurkeramische Gräber. + = Grab von Schraplau
O = Fundplatz der Walternienburg-Bernburger Kultur

Der Typus unserer Schraplauer Amphore pflegt nun als jünger angesehen zu werden gegenüber hochhalsigen Formen, die G. Kossinna von der älteren Elb-Megalithkeramik, d. h. dem Stile Walternienburg I nach Nillasson, herleitet und als mindestens gleichzeitig mit der jüngeren Elb-Megalithkeramik, d. h. dem Stile Walternienburg II, anspricht⁹⁾. Diese „Vorstufe“ der Schnurkeramik trägt zunächst eine Verzierung, die in Stichreihen wie bei der Walternienburg-

⁶⁾ Jahreschrift XVIII, 1930, S. 23.

⁷⁾ Nach Nillasson a. a. O. S. 77 ff.

⁸⁾ Göze-Höfer-Bischiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 79.

⁹⁾ G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine nationale Wissenschaft S. 29 ff.

Bernburger Keramik ausgeführt ist, und die dann durch Schnurverzierung ersetzt wird. Mit den Stichreihen sind langgezogene Dreiecke oder Winkel ausgefüllt, die gern ein ungemustertes Zickzackband freilassen, ein Muster, das auch in dem Bernburger Stil wiederkehrt. Nillasson hat weiter darauf hingewiesen, daß die hochhalsigen Amphoren in ihrer Form von der unverzierten Amphore vom Baalberger Typus beeinflusst sind¹⁰⁾). Die Keramik vom Baalberger Typus tritt in Mitteldeutschland relativ früh auf¹¹⁾). Doch nicht die Frage des Alters der „Vorstufe“ der Schnurkeramik kann uns hier beschäftigen, sondern es sei nur darauf hingewiesen, daß es noch gar nicht ausgemacht ist, in ihr wirklich die Vorstufe der Keramik sehen zu müssen, von der unsere Schraplauer Amphore ein Vertreter ist. Etwaige Zwischenglieder zwischen beiden Formen brauchen nicht eine zeitliche Reihenfolge zu bedeuten, sondern könnten durch gegenseitige Beeinflussung zu erklären sein, da beiden Keramikgruppen das gemeinsam ist, daß sie der Schnurkeramischen Kultur angehören; so wurde z. B. auf dem Begräbnisplatze auf dem Galgenberge bei Schraplau auch eine Dose mit dem Muster und in der Stichreihentechnik der „Vorstufe“ gefunden. Leider ist über ihre Befunde nichts bekannt. Ich halte diese Vorstufe nur für eine zum Teil feinere Sondergruppe innerhalb des mitteldeutschen Schnurkeramischen Kreises, die längs des Saalegebietes zwischen Bernburg und Merseburg zu Hause ist, aber auch bis zur Unstrut und nach Norden bis in das Bodegebiet sich ausgewirkt hat. In reicher ausgestatteten Gräbern ist mitunter gerade diese Keramik vertreten.

Wie nun die Verzierung unserer Schraplauer Amphore entstanden ist, ist ebenso ungewiß wie die Entstehung der Ornamente im Grunde sämtlicher steinzeitlicher Keramikgruppen. Wer Verzierungen gern technisch herleitet, der mag um den Hals gelegte und durch die Henkel gezogene Schnurbänder und ihre Verbindungen hier erkennen¹²⁾), zumal da diese Mustergruppe auch mitunter als erhabene Leisten erscheint. Die rundbauchige, kurzhalsige Amphore steht als selbständige Erscheinung unter den verschieden geformten Amphoren, die den jungsteinzeitlichen Kulturen eigen sind. Zu dieser „gemeinen Schnuramphore“ gehört der „gemeine Schnurbecher“, der um seinen Hals waagerechte, z. T. gruppenweis zusammengefaßte Schnurlinien trägt. Er geht auf ältere Becher unmittelbar zurück, die Schnüre nur unter dem Rande tragen, während die Verzierung der Becher der „Vorstufe“ mit ihrer Zickzackmusterung dagegen weniger ursprünglich erscheint.

Wenig Grund liegt vor, nun gerade die Schnurkeramik-Kultur aus der Fremde herleiten zu müssen. Schon Vicker hat von einer anderen Seite, von der Erforschung der mittleren Steinzeit des Elbgebietes her, das Problem der

¹⁰⁾ Nillasson a. a. O. S. 168.

¹¹⁾ Nillasson, *Mannus* XVI, 1924, S. 46 ff.

¹²⁾ Vgl. auch die „Verschnürungen“ der einen Amphore von Dorndorf a. d. Unstrut, *Jahresschrift* I, 1902, Taf. XII D.

Herkunft der mitteldeutschen Schnurkeramik-Kultur angegriffen, deren Ursprung er in der mittelsteinzeitlichen Elbdünenbesiedelung sieht¹³⁾). Nowothnig führt dazu das kennzeichnende Steingerät der Schnurkeramik, die mehrflächige Streitart, auf die gleichfalls in Mitteldeutschland seit der frühen Jungsteinzeit heimische „Spizhaue“ zurück¹⁴⁾). Wenn behauptet wurde, daß die mehrflächige Axt erst in den jüngeren Gräbern der Schnurkeramik aufträte¹⁵⁾, so ist eben der jüngere Charakter dieser Gräber gegenüber der „Vorstufe“ noch nicht erwiesen. Weiter sei auf den in Schnurkeramik-Gräbern öfters vorkommenden Muschelschmuck hingewiesen (Taf. VIII 2—3), der gewiß von ganz gleichartig verzierten Bernstein scheiben des Samlandes¹⁶⁾ in seiner Bedeutung nicht zu trennen ist, der aber auch im Binnendeutschland auf einen Vorgänger von höherem Alter zurückgehen kann, nämlich auf die gleichfalls in Bohrtechnik verzierte Knochen scheibe, wie sie aus der mittleren Steinzeit des Havellandes vorliegt¹⁷⁾). Gegen eine durchweg späte Ansiedlung der Schnurkeramik spricht schließlich, daß die — typologisch wenigstens — alte Axt vom „Bierwiger Typus“ mit der Schnurkeramik, auch dem Amphorentypus von Schraplau, vereint vorkommt¹⁸⁾). Jedenfalls ist die neuerdings besonders verfälschte Behauptung hinfällig, daß die Schnurkeramiker erst gegen Ende der jüngeren Steinzeit als Nomaden aus Südrußland eingebrochen wären¹⁹⁾ und sich dann als Herrschicht über die einheimische Bauernbevölkerung gelagert hätten²⁰⁾). Die Siedelungsverhältnisse sprechen im Gegenteil dafür, daß zunächst die kulturell unterschiedenen Siedlergruppen sich getrennt voneinander niederließen, seitdem das zum Bodenbau geeignete Land bevorzugt wurde, ohne daß eine sie gemeinsam beherrschende und zusammenreißende Macht zunächst wenigstens über ihnen stand. Bei Ausbreitung und Kolonistenzügen der Gruppen stand Land immer noch genügend zur Verfügung, man kam sich daher gegenseitig noch nicht in das Gehege²¹⁾).

¹³⁾ Mannus XXV, 1933, S. 249 ff.

¹⁴⁾ Mannus XXV, 1933, S. 270 ff.

¹⁵⁾ J. E. Forssander, Die schwedische Bootsartkultur, 1933, S. 146.

¹⁶⁾ Vgl. die Funde von Schwarzort: Eberts Reallexikon XI Taf. 119h und R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit . . . 1882, Taf. III 1, 21; Taf. XI 6 u. 7.

¹⁷⁾ Stimming, Archiv für Anthropologie N. F. XXI, 1928, S. 113, Abb. 165a.

¹⁸⁾ J. B. unter den Funden von Stedten am Weidatal, Jahreschrift I, 1902, Taf. XXIII, Stedten II.

¹⁹⁾ Die Behauptung des Jäger- und Nomadentums der Schnurkeramiker stützt sich auf den Mangel an Siedlungsfunden gegenüber den massenhaft auftretenden Gräbern. Inzwischen schreiten auch hier unsere Kenntnisse vorwärts. In den letzten Jahren sind zweifelsohne Siedlungen bei Bottendorf Kr. Querfurt und bei Großlehna Kr. Merseburg gefunden; dazu tritt die in Jahreschrift XIV, 1926, S. 27 ff. veröffentlichte von Rosig Kr. Altenburg. Die Siedelungsweise der Schnurkeramiker unterscheidet sich nach den Befunden nicht von der anderer jungsteinzeitlicher Kulturen.

²⁰⁾ E. Wahle, Deutsche Vorzeit 1933, S. 66 ff. — T. Sulimierski, Die schnurkeramischen Kulturen und das indogermanische Problem. Bericht über den 7. internationalen Historikerkongreß Warschau 1933.

²¹⁾ Vgl. auch die Ausführungen des Verfassers im Mannus Erg.-Bd. V, 1927, S. 19 ff.

Wenn auf unserem Kartenbild Abb. 2 am unteren Weidalauf zwischen Schraplau und dem ehemaligen Salzigen See eine auffallende Lücke in der Besiedelung der beiden dort eingezeichneten Kulturen liegt, so mag das damit zusammenhängen, daß südlich von Oßersöblingen eine größere handkeramische Siedelung stand²²⁾.

Da also die Träger der Schnurkeramik-Kultur nicht erst am Ende der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa eingewandert sind, so entfallen auch die Folgerungen, die daraus für die Indogermanen, ihre Herkunft und ihre Kultur gezogen worden sind²³⁾.

Zweifelsfrei und unbestritten hat die mitteldeutsche Schnurkeramische Bevölkerung am Schlusse der Steinzeit eine kräftige Kolonisationstätigkeit entwickelt, doch wird man andererseits das Auftreten verwandter Kulturgruppen besonders im Osten und Norden nicht durchweg und ausschließlich durch eine Auswanderung aus Mitteldeutschland erklären können; sondern, wie ich vermute, ist die Schnurkeramik-Kultur im weiteren Sinne aus einer gemeinsamen Kulturgrundlage erwachsen, die in der mittleren und vielleicht auch schon in der älteren Steinzeit in einem weiten binnenländischen Raume vom mittleren Deutschland bis nach Südrußland ausgebreitet war. Die Herkunftsfrage der Träger der Schnurkeramik-Gruppen als eines gewiß wesentlichen Teiles der Indogermanen ist daher nicht aus den Verhältnissen der jüngeren Steinzeit zu lösen, sondern aus den der vorhergehenden Zeiten.



Abb. 3. Schlesiſcher Becher der ſächſiſch-thüringiſchen Schnurkeramik aus Schrepau Kr. Glogau (nach Altschleſien I 263). $\frac{1}{4}$

²²⁾ Einblick in die volksgeschichtlichen Verhältnisse des reich besiedelten Mitteldeutschland kann man nur durch derartige bis in das einzelne gehende Fundstellenbetrachtung, d. h. vermittels einer Landesaufnahme, erhalten.

²³⁾ Sulimirski glaubt mit seiner Darstellung „das indoeuropäische Problem endgültig zugunsten der asiatischen Herkunft“ entschieden zu haben! Schon beruft sich auch der Sprachforscher Hermann Güntert, Der Ursprung der Germanen, Heidelberg 1934, auf Wahle, wenn er die Indogermanen als asiatische Nomaden nach Europa eindringen läßt.

Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge

Von Walter Matthes-Hamburg

Mit Tafel IX

Bei dem Bestreben, das vorgeschichtliche Kulturgut in seiner Gesamtheit vor unsern Augen wieder erstehen zu lassen, stößt die Vorgeschichtsforschung auf scheinbar unüberwindbare Schwierigkeiten. Die große Zahl der vorhandenen Altertümer darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß nur eine kleine Auswahl aus dem alten Kulturschatz auf uns gekommen ist, und daß die Fälle, in denen sich Gegenstände aus organischen Bestandteilen (z. B. aus Holz, Leder, Geweben usw.) einigermaßen vollständig erhalten haben, trotz aller Aufmerksamkeit und Verfeinerung der Grabungsweise angesichts der Fülle sonstiger Altertümer leider immer doch noch zu den Seltenheiten gehören.

Um so willkommener ist es, daß ein seit fast 200 Jahren bekannter Fund die Möglichkeit gibt, uns eine Vorstellung von reich bestickten Wandbehängen zu machen, die im Innern eines jungsteinzeitlichen Hauses die Wände geschmückt haben. Es handelt sich um die berühmte Steinkiste von Göhlitzsch im Kreise Merseburg, die in dem Grabhügel eines Kriegers aus dem schnurkeramischen Volke der jüngeren Steinzeit im Jahre 1750 zum Vorschein kam und im Provinzialmuseum zu Halle Aufstellung gefunden hat. Die reichen Verzierungen an der Innenseite der die Wände bildenden Steinplatten haben von jeher die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen¹⁾. Nach ursprünglichen Fehldeutungen wurde erkannt, daß die Zeichnungen an den Innenwänden der Steinkiste eine Wiedergabe der Wandbehänge waren, die das Innere in dem Hause des Verstorbenen geschmückt hatten. Diese Deutung der Zeichnungen in der Steinkiste von Göhlitzsch wurde von Klopffleisch in der grundlegenden Veröffentlichung dieses wichtigen Fundes bereits ausgesprochen und des näheren begründet und ist von der Forschung wohl durchgehend anerkannt worden.

Damit bekommen wir einen wertvollen Anknüpfungspunkt für die Wiederherstellung von verzierten jungsteinzeitlichen Wandteppichen. Bei dem Versuch, eine solche Wiederherstellung in die Tat umzusetzen, drängte sich zunächst die Frage auf, wie die Verzierung herzustellen ist: War sie bei dem steinzeitlichen Vorbilde eingewebt oder aufgestickt? Offensichtlich müssen wir uns für das letztere entscheiden. Wenn wir uns die Muster des großen Steines von der

¹⁾ Klopffleisch, Vorgeschichtliche Altertümer Heft 1/2, S. 47 ff.; Rosinna, Korrespondenzblatt des Gesamt-Vereins 1908, S. 343 f.; Göhe-Höfer-Gschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens (1909), S. 11 f.; H. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 50 f.; Lechler, Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe IX, S. 7 f.; Schumacher, 8. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, S. 54.; Ebert, Reallexikon II Taf. 16 und IV 2. Hälfte, S. 373 f. (Bremer).

Nordseite in ihrer Anordnung daraufhin einmal näher betrachten (Taf. IX 1), gewinnen wir deutlich den Eindruck, daß die Verzierung nicht eingewebt sein konnte. Dazu sind die Zickzacklinien zu dünn und treten in viel zu großer Zahl auf. Weiterhin spricht der Wechsel der Zickzacklinien dagegen. Können wir doch im unteren Teil des Behanges links zunächst waagerecht verlaufende Zickzackbänder feststellen, daran rechts anschließend eine Gruppe von senkrecht verlaufenden, dann wieder waagerecht verlaufende und schließlich wieder eine Gruppe von senkrecht verlaufenden. Ein derartig reich gegliedertes Muster ist aus der Webetechnik heraus nicht verständlich, zumal die Linien zu spitz verlaufen, als daß man annehmen könnte, sie wären etwa in der Art der Verzierungen in den koptischen Geweben hergestellt worden. Dagegen bereitet es keinerlei Schwierigkeiten, die in Göhlisch dargestellten Muster aufzusticken. Wenn man eine derartige Verzierung aufsticken will, so ist das Gegebene, daß man sie in Stielsch hergestellt. Dabei arbeitet man in der Art und Weise, daß man das Gewebe von hinten nach vorn durchsticht. Nachdem dann der Faden $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ cm über die Oberfläche geführt ist, wird er wieder von vorn nach hinten eingestochen und bis zur halben Länge des oben sichtbaren Spannstickes zurückgeführt, wo er dann rechts neben dem fertigen Spannstick erscheint und von da aus einen neuen und immer wieder einen neuen Stich — neben den anderen legend — entstehen läßt. Bei dieser Technik wirkt also die Stickerei dann wie eine aufgelegte Schnur und ähnelt somit auch der Schnurverzierung an den Tongefäßen der gleichen Zeit, mit denen auch der Formenschatz und die Zierweise im allgemeinen bestens übereinstimmt.

Zweifellos hob sich die Verzierung durch die Farbe von ihrem Untergrund ab. Es steht nichts der Annahme entgegen, daß das Gewebe, das den Grund gebildet hat, naturfarbig gewesen ist, und daß die Stickereien mit einem roten Faden hergestellt worden sind. Auch die Zeichnungen in der Steinfiste hoben sich durch eine rote Farbeinlage in den eingeritzten Linien von ihrem Grunde ab.

Wenn man die Verzierungen auf den Steinen in den Einzelheiten verfolgt, so kann man sich nicht dem Eindruck entziehen, daß der Zeichner auch auf die Wiedergabe von Kleinigkeiten peinlich bedacht war. So sind wir in der Lage, einen bestimmten Stich an mehreren Steinen festzustellen, der uns sogar für das Zusammensetzen der einzelnen Gewebestücke nähere Anhaltspunkte bietet. Dies ist der sogenannte Languetten- oder Schlingstich, der uns als eine gerade Linie mit kurzen, senkrecht in gleichen Abständen darauffstehenden Stricheln in der Zeichnung entgegentritt. Diesen Schlingstich verwendet man heut auch noch allgemein, wenn man zwei Gewebe mit einer Ziernaht miteinander verbinden oder auch, wenn man einem Gewebe am Rand einen Abschluß geben will. Da an den Göhlisch'schen Zeichnungen der Schlingstich immer nur im Innern des Gewebes auftritt, ist er als Verbindungsnaht zu deuten. Somit kommen wir

zu dem Schluß, daß die dargestellten Teppiche aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt worden sind und können sogar noch genau feststellen, an welchen Stellen dies erfolgt ist. Auf dem kleinen Stein von der Nordseite ist der Schlingstich zweimal zu beobachten und verläuft jedesmal in waagerechter Richtung (vgl. den wiederhergestellten Teppich auf Taf. IX 3). Auf dem großen Stein von der Nordseite sehen wir durch senkrecht verlaufende Schlingstiche den unteren Teil des Gewebes in vier herabfallende Teile zerlegt, von denen jeder mit einem besonderen Zickzackmuster verziert ist (Taf. IX 1). Darüber ist ein längliches schmales Stück in der ganzen Breite des Teppichs befestigt; freilich sehen wir hier den verbindenden Schlingstich nicht wiedergegeben, da an der betreffenden Stelle die Zeichnung eines Bogens angebracht worden ist. Wie die Verbindung des oberen mit den unteren Teilen ausgesehen hat, ergibt ein Vergleich mit der entsprechenden Stelle an dem Teppich, der auf dem kleinen Stein der Nordseite dargestellt ist (vgl. Taf. IX 1—3). Der Vergleich zeigt, daß an beiden Steinen die oberen Friese in ihrem Muster fast genau übereinstimmen, so daß wir ohne Bedenken bei dem großen Stein an der Stelle des Bogens einen Schlingstich ergänzen können.

Nachdem so die Zusammensetzung der Teppiche aus einzelnen Teilen erkannt ist, stößt eine Wiederherstellung nicht mehr auf Schwierigkeiten. Wenn man für die Höhe des Teppichs ungefähr 1 m annimmt, so ergeben sich für die einzelnen Streifen Breiten von 25 bis höchstens 50 cm. Derartige Gewebestücke lassen sich ohne besondere Schwierigkeiten auf einfachen kleinen Flachwebrahmen oder gewöhnlichen Webstühlen herstellen, deren Vorkommen in der jüngeren Steinzeit mit Sicherheit angenommen werden kann. Als Webart dürfte eine gewöhnliche Leinenbindung in Frage kommen mit etwa 4×4 oder 4×6 Fäden auf dem Quadratzentimeter. Kettsfäden und Schußfäden des nachgewebten Wandbehangs (Taf. IX 2—3) bestehen aus handgesponnener Wolle und sind in gleicher Stärke gesponnen. Ebenso wurde für die Stielstichverzierung ein gleichstarker Wollfaden verwandt, der vorher rot gefärbt worden war.

Bei der Anbringung der Verzierungen wurde darauf geachtet, daß nach Möglichkeit auch die Unregelmäßigkeiten der Zeichnungen auf den Steinen wiedergegeben wurden, so z. B. in der verschiedenen Zahl der ineinander geschobenen Winkel im oberen Fries. Die Fäden, aus denen das Gewebe hergestellt worden ist, sind aus roher Schafwolle mit der Handspindel gesponnen worden. Gezwirnte Fäden wurden nicht verwandt. Es läßt sich beim Spinnen mit der Handspindel nicht ganz vermeiden, daß die Fäden verschieden stark ausfallen. Dies dürfte jedoch kein Schade sein, weil dadurch gewisse Verschiedenheiten im Stoff auftreten, die der Belebung des ganzen Stückes nur zuträglich sind.

Die Herstellung der Fäden und die Anfertigung des Gewebes mit den Verzierungen wurden von meiner Frau ausgeführt.

Der Einfluß der jütländischen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens

Von Ernst Petersen - Breslau

Mit Tafel X—XII und 10 Abbildungen

In seiner grundlegenden Arbeit über die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit in Schlesien¹⁾ hat Hans Seger mehrfach darauf hingewiesen, daß eine ganze Reihe von Übereinstimmungen zwischen schlesischem und dänisch-nordwestdeutschem Fundstoff Kulturverbindungen zwischen beiden Gebieten andeuten. In dieser Erkenntnis lag auch seine Bezeichnung „nordische Kultur“ für die am besten durch den Fundplatz Roßwitz Kr. Glogau gekennzeichnete

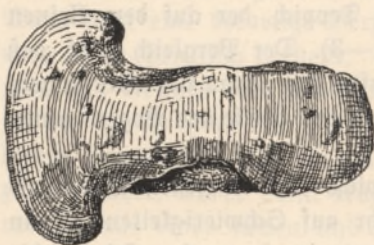


Abb. 1. Carolather Oberwald
(nach Altshlesien IV 302 Abb. 1). $\frac{1}{2}$

Kulturentwicklung begründet. Inzwischen ist der Formenvorrat nordischen Gepräges in der Jungsteinzeit Schlesiens beträchtlich angewachsen und z. T. auch von Seger in neueren Arbeiten²⁾ bekanntgegeben worden. Wir kennen heute neben der von unserem verehrten Jubilar bereits klar umschriebenen Kultur von Roßwitz, die inzwischen an zahllosen Fundplätzen zu beiden Seiten der Oder zutage getreten ist, Vertreter der mitteldeutschen Kugelamphorengruppe³⁾, ja sogar neuerdings auch aus dem eigentlichen Schlesien — in der preußischen Oberlausitz sind sie seit langem bekannt — Grabfunde der Schnurkeramik ausgesprochen sächsisch-thüringischen Gepräges⁴⁾. Überwiegend nordisch gestimmt ist schließlich die endsteinzeitliche Kultur von Marschwitz, die Seger seinerzeit auch als „jüngere Schnurkeramik“ bezeichnet hat. Auch sie wird heute durch eine außerordentlich große Zahl von Funden — namentlich aus dem mittelschlesischen Lößgebiet — vertreten. Es ist nicht zu bestreiten, daß alle diese Kulturgruppen in Schlesien mit vollem Recht unter der Bezeichnung „nordisch“ (im weitesten Sinne genommen) zusammengefaßt werden dürfen. Jedoch erhebt sich die Frage, ob man für bestimmte Gruppen enge und unmittelbare Beziehungen zum Norden nachweisen kann, außer den im Formenvorrat Schlesiens nur zu klar zum Ausdruck kommenden kulturellen Beeinflussungen.

¹⁾ Schles. Vorzeit N. F. VII 1 ff.

²⁾ Altshlesien I 65 ff. u. 199 ff., III 1 ff., IV 83 ff.

³⁾ Altshlesien II 181 ff. (von Richthofen).

⁴⁾ Vgl. diese Festschrift S. 33 ff. (Boege).

Eine Reihe von neueren Funden aus Schlesien scheint heute eine Klärung in dieser Richtung zu ermöglichen. Ihnen sei die vorliegende Arbeit als kleiner Beitrag zur weiteren Erforschung der schlesischen Steinzeit gewidmet.

Die Frage, ob schon vor dem Endabschnitt der schlesischen Jungsteinzeit (Marischwitzer Stufe) Verbindungen von Schlesien zum Norden nachzuweisen wären, ist bisher übereinstimmend dahin beantwortet worden, daß die Marischwitzer Kultur Anklänge an die dänische Ganggräberkeramik (d. h. die nordische Megalithkultur) enthalte. Die zweite wichtige Fundgruppe der dänischen Jungsteinzeit dagegen, die Einzelgrabkultur, mußte bisher leer ausgehen. Für die erstgenannten Beziehungen liegt heute ein schönes Beweisstück in Gestalt einer doppelschneidigen Streitaxt nordischen Gepräges vor, mit der wir die Untersuchung beginnen wollen.

Carolather Oderwald
Kr. Freystadt

Literatur: Nachrichtenblatt
für deutsche Vorzeit VI
(1930) S. 195; Grünberger
Hauskalender 1932, S. 35f.
Abb. 1 (Peterßen); Alt-
schlesien IV 302 Abb. 1.

Im Jahre 1929 fand der
Gutsbesitzer Puzle aus Schön-
aich auf seinem Acker eine
Steinaxt, die er durch Vermitt-
lung von Kaufmann Dehmel in
Neusalz dem Breslauer Mu-
seum überwies. Die Axt besteht
aus Felsitporphyr mit ein-
geschlossenen säulenförmigen
Orthoklastkristallen und ist recht
flüchtig zugeeschliffen, vielleicht
aus einem ursprünglich größeren,
an einer Seite beschädigten Stück
zugerichtet worden. Die
ziemlich flache Ober- und Unterseite
laufen in eine fast gar nicht ver-
breiterte, schwach ge-
bogene Schneide aus; der ver-
dickte Naden ist nach oben und
unten verbreitert und halbkreis-
förmig gewölbt. L. 9,8, Br. 3,6, Dm. 3,
Schneidenbr. 6 cm. Inv. Nr. 2383 : 30. Abb. 1.

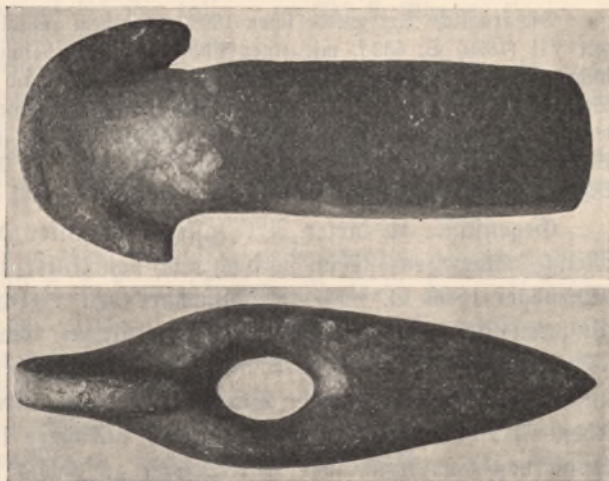


Abb. 2. Pansdorf bei Lübeck
(Mus. für Völkerkunde, Hamburg). $\frac{1}{2}$

Die Einordnung unserer Axt in die nordische Megalithkultur stößt auf keine Schwierigkeiten. Nach den formenkundlichen Untersuchungen von Åberg⁹⁾ gehört sie zu dem schon ziemlich weit abgewandelten Typus C der doppelschneidigen Streitäxte, der zeitlich mit der jüngeren Ganggräberstufe einherläuft. In Schlesien steht unsere Axt bisher völlig allein, doch kennt man aus Neuhof Kr. Löbau (frühere Provinz Westpreußen¹⁰⁾) und aus Roden

⁹⁾ Die Typologie der nordischen Streitäxte S. 12 ff.

¹⁰⁾ Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X (1933) Taf. XVc (La Baume u. Langenheim).

Kr. Włodawa in Polen⁷⁾ ganz entsprechende Stücke, die alle auf unmittelbare Beziehungen zwischen Dänemark und Ostdeutschland-Polen während der jüngeren Ganggräberzeit schließen lassen. Zum Vergleich mit unserer Art diene aus der großen Zahl der dänisch-nordwestdeutschen Stücke eine Art von Pansdorf bei Lübeck (Mus. Hamburg 1896: 27): Abb. 2^{7a)}. Die Streitaxt vom Carolather Oberwald ist also in die gleiche Zeit wie die Rostwitzer Kultur zu setzen und zeigt an, woher deren starke megalithkeramische Elemente nach Schlesien gekommen sein werden.

Aber auch die Kultur der jütländischen Einzelgräber hat offenbar schon früh auf Schlesien eingewirkt. Das veranschaulicht eine schon seit Jahrzehnten bekannte, aber nie eingehender behandelte „jütländische Streitaxt“ aus Alt Wanssen Kr. Ohlau.

Die fragliche Art wurde schon 1898 von einem Händler angekauft und in Schles. Vorzeit VII (1899) S. 533 f. mit einer Abbildung kurz bekanntgegeben. Sie ist gut erhalten und besteht aus Gabbro. Mit völlig flachem Rücken und gerade abschneidender Unterseite läuft sie in eine bogig nach unten ausgezogene Schneide und ein gleichartig gestaltetes, wulstig verdicktes und scharf abgesetztes Hammerende aus und verbreitert sich bei gewölbten Seitenflächen zum Schaftloch, das fast in der Mitte der Art angebracht ist. L. 23, Br. 5, Schneiden- und Hammerbr. 7,5 cm. Inv. Nr. 140: 98. Taf. X 2.

Gegenstände zu dieser Art lassen sich unter dem nordischen Fundstoff in Menge nachweisen; stellen sie doch nach den Untersuchungen von Sophus Müller (Marböger 1898 S. 174) in Dänemark den Arttyp dar, der in den mit der jüngeren Ganggräberstufe gleichzeitigen älteren Einzelgräbern (den sogenannten „Untergräbern“) häufig vorkommt. Zum Vergleich stellen wir in Taf. X 1 neben unsere Art von Alt Wanssen eine Streitaxt aus Kirchspiel Bertoft, Amt Hadersleben in Nordschleswig, die Müller in Marböger 1913 S. 311 als Übergangstypus von den Arten der Untergräber zu etwas jüngeren Formen bezeichnet hat. Gleichzeitig sei auch auf Arte wie Müller, Ordnung I Abb. 75 und Montelius, Minnen 352—355 verwiesen, die unserer Art sehr nahekommen. Wenn angesichts dieser auffallenden Übereinstimmungen aus dem Vorkommen einer jütländischen Streitaxt der jüngeren Ganggräberstufe in Schlesien bisher keine Folgerungen gezogen worden sind, so liegt das an den unsicheren Fundumständen der Alt Wansener Art, die eine falsche Fundortsangabe nicht unmöglich erscheinen ließen. Außerdem war unsere Art bisher das einzige Zeugnis für ein so frühes Übergreifen der dänischen Einzelgrabkultur auf Ostdeutschland. Inzwischen ist aber ebenfalls aus Mittelschlesien, nicht allzuweit von Alt Wanssen entfernt, ein Fund bekanntgeworden, der eine völlig veränderte Lage geschaffen hat.

⁷⁾ Ebert, Reallexikon X Taf. 58 f. (Rostzewski).

^{7a)} Nach Mitteilung von Prof. Matthes-Hamburg, der freundlichst die Vorlage zu Abb. 2 zur Verfügung gestellt hat, ist der von Rosinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen Abb. 325 angegebene Fundort unserer Art unzutreffend.

In Wirrwitz Kr. Breslau⁸⁾ sind in der am Wege nach Gnichwitz gelegenen Sandgrube des Gutsbesizers Böhm Funde zutage gekommen, die in den vergangenen Jahren mehrfach untersucht wurden. Aufgedeckt wurden eine größere Anzahl von Hockergräbern der Kunjetitzer Kultur und zwischen diesen Bohnplatzgruben der jüngeren Steinzeit im Charakter der Rostwitzer Kultur. Im Sommer 1933 fand nun anlässlich einer amtlichen Grabung der Arbeiter Malz aus Wirrwitz an einem abgestürzten Erdblock in der Sandgrube steinzeitliche Scherben; eine Untersuchung des Erdblockes förderte noch weitere Scherben und einige wenige Menschenknochen, darunter das Stück einer Rippe zutage, so daß zweifelsfrei feststeht, daß sich hier ein Körpergrab befunden hat. Die Reste der mit dunklerem Boden gefüllten Grabgrube waren noch deutlich sichtbar. Aus den Scherben konnte ein hinlänglich großes Bruchstück eines feintonigen grauen Bechers zusammengesetzt werden. Der Becher besitzt einen steilen, umgekehrt konischen Hals, der von dem bauchigen Körper scharf abgesetzt ist. Der Hals ist bis auf die Schulter herunter mit tannenzweigartig angeordneten Schrägeinschnitten verziert, deren unteren Abschluß eine waagerechte Furche bildet. H. noch 12,6 cm. Abb. 3.



Abb. 3. Wirrwitz. $\frac{1}{3}$

Der Becher von Wirrwitz gehört ersichtlich zu der Gruppe der Schnurbecher und gibt sich auf den ersten Blick als kennzeichnender Vertreter der jütländischen Einzelgrabkeramik zu erkennen. Unter seinen ostdeutschen Gegenstücken wird man kaum eins finden, das eine derart schlagende Übereinstimmung mit dem älteren jütländischen Fundstoff aufzuweisen hätte. Denn neben der Tannenzweigverzierung, die in ihrer klaren Anordnung und sorgfältigen Ausführung an Becher wie Müller, Oldtidens Kunst I Abb. 182—83 gemahnt, ist ihm auch die straffe Gliederung in Hals und Körper eigen, die ein Kennzeichen der ältesten jütländischen Becherformen bildet⁹⁾. Gewiß lassen sich ähnlich straff gegliederte Becherformen auch in der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik¹⁰⁾ nachweisen, auf die nach geltenden Anschauungen zahlreiche Grundelemente der schlesischen Schnurkeramik zurückgehen sollen. Eine Entlehnung von dort scheidet jedoch für den Wirrwitzer Becher angesichts seiner erstaunlichen Übereinstimmung mit den jütländischen Bechern aus. Ostdeutsche Schnur-



Abb. 4. Orghöft Kr. Putzig
(nach La Baume,
Vorgefichte v. Westpreußen
Abb. 16). $\frac{1}{3}$

⁸⁾ Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX (1933) S. 40 f. (Petersen).

⁹⁾ E. Müller, a. a. O. Abb. 178—180; Rosfinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen, 2. Aufl. S. 170 Abb. 283.

¹⁰⁾ Stedten, Mansfelder Seekreis, Wulfen b. Rötzen, Wiederau b. Pegau (Rosfinna, Deutsche Vorgefichte Abb. 17—19).

becher mit ähnlich straffer Gliederung wie Ober Gläfersdorf Kr. Lüben (Abb. 5,₂) und andere¹¹⁾ kommen hierfür dagegen schon deshalb nicht in Betracht, weil sie ersichtlich jünger, in einzelnen Fällen höchstens gleichaltig mit unserem Becher sind. Denn später als in die jüngere Ganggräberstufe, in die die bereits nicht mehr so straff gegliederten jütländischen Becher mit Tannenzweigornament gehören, wird man den Becher von Wirrwitz nicht ansetzen können.

Damit haben wir für den Wirrwitzer Becher die gleiche Zeitstellung ermittelt, die auch der Streitagt von Alt Wanssen zukommt. Es ergibt sich daraus, daß für die Zeit, in der Seger¹²⁾ in einleuchtender Beweisführung — übrigens neuerdings gestützt durch die wichtige Wohnplatzgrube mit Bestattung aus Guhrau¹³⁾ — das Nebeneinanderleben der Jordansmühler Kultur, der jüngeren Sticherihenkeramik und der Roskwitzer Kultur deutlich gemacht hat, auch noch mit Einschlägen der jütländischen Einzelgrabkultur in Schlesien zu rechnen ist.

Darf man wohl erwarten, daß diese älteren Beziehungen der schlesischen Jungsteinzeit zur Einzelgrabkultur verhältnismäßig spärlich bleiben werden, so hat auf der anderen Seite die endsteinzeitliche Kulturentwicklung unseres Landes beträchtlich mehr davon aufzuweisen. Seit 1902 vertrat Rosfina¹⁴⁾ immer wieder den Standpunkt, daß die Mörser- oder Blumentopfbecher Ostdeutschlands der sichtbare Ausdruck einer Wanderung von Angehörigen des jütländischen Einzelgrabvolkes nach Schlesien seien; die Wanderung ließ er über Westpreußen und Posen gehen. Gewiß hatte Segers¹⁵⁾ Einwand, die große Entfernung Schlesiens von Jütland lasse eine solche Wanderung unwahrscheinlich erscheinen, manches für sich. Wenn wir aber jetzt für wesentlich frühere Zeiten unmittelbare Einwirkungen der Einzelgrabkultur auf Schlesien nachweisen können, verdient Rosfinnas Ansicht erneut eine Nachprüfung.

Die Fundgruppe, die uns über diese Fragen Auskunft zu geben vermag, ist als „Marischwitzer Kultur“ bekannt und von Seger¹⁶⁾ in ihrem Formenvorrat mehrfach umschrieben worden. Auch als „jüngere Schnurkeramik“ bezeichnet, vereinigt sie in sich, wie Seger in Schles. Vorzeit N. F. VII 65 kurz andeutete, verschiedenartige Formelemente. So läßt sich diese Kultur folgendermaßen aufgliedern:

1. Die eigentliche Keramik vom Marischwitzer Typus, nämlich: Schlauchkrüge, Henkelnapfe, Schüsseln und Napfe mit Randlappen sowie Töpfchen mit

¹¹⁾ Z. B. Marischwitz Kr. Ohlau (Schles. Vorzeit N. F. III 33 Abb. 15); Schmiedeberg und Sudow/Uckermark (Mannus VII Taf. XI 47 und Taf. XII 51 f.); Alt Siebel Kr. Rothenburg (Jahreshefte Görlich III S. 318 f. Abb. 46) und allenfalls Ruhau Kr. Püzig (Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X Taf. XXIV h).

¹²⁾ Schles. Vorzeit N. F. VII 82 f.

¹³⁾ Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit V (1929) S. 120 (Peterßen).

¹⁴⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 173 f.; Mannus II S. 73; ähnlich in späteren Arbeiten.

¹⁵⁾ Schles. Vorzeit N. F. VII 71.

¹⁶⁾ Schles. Vorzeit N. F. III 27 ff. und VII 65 ff., Ebert, Reallexikon VIII 48.

zwei und mehr Henkelösen. Vorformen zu ihnen sieht Seger einmal im Noßwiger Stil, vor allem seinen schnurkeramischen Einschlügen unter gleichzeitiger Beeinflussung durch späte Rugelamphoren, ferner in älteren einheimischen Formen, vor allem Typen der Jordansmühler Kultur¹⁷⁾.

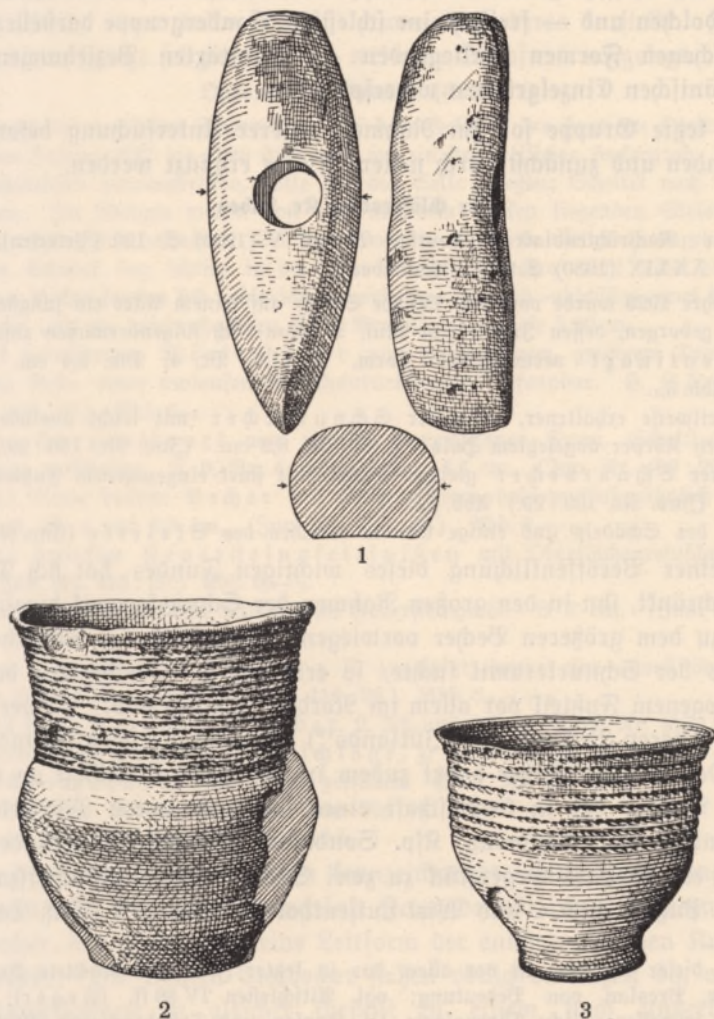


Abb. 5. Grabfund von Ober Gläfersdorf (nach Brandenburgia XXXIX, 1930, S. 91 Abb. 30 u. 32). $\frac{1}{2}$

2. Kennzeichnende Formen der Oberschnurkeramik, die durch gedrückte Schnurbecher (mit oder ohne Henkel) meist mit Sparrenornament, sowie durch Zapfenbecher vertreten wird.

¹⁷⁾ Ebert, Reallexikon VII 48.

3. Anklänge an die Glockenbecherkultur, unter denen Schüsseln mit Füßchen, gewisse Ziermuster und Armschutzplatten, besonders aufschlußreich sind¹⁸⁾.

4. Die Gruppe der Becher mit waagerechtem (Schnur- oder Tannzweig-) Ornament mit Einschluß der Blumentopf- oder Mörserbecher, die im Verein mit Feuersteindolchen und — freilich eine schlesische Sondergruppe darstellenden oder in verwachsenen Formen vorliegenden — Streitärten Beziehungen zu den jüngsten dänischen Einzelgräbern widerspiegeln.

Diese letzte Gruppe soll im Rahmen unserer Untersuchung besondere Beachtung finden und zunächst durch neuere Funde ergänzt werden.

Ober Gläfersdorf Kr. Lüben

Literatur: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit V (1929) S. 120 (Peterßen), Brandenburg XXXIX (1930) S. 90 ff. (Tackenberg).

Im Jahre 1929 wurde von dem Besitzer Stielke auf seinem Acker ein jungsteinzeitliches Skelettgrab geborgen, dessen Inhalt (im Mus. Breslau) sich folgendermaßen zusammensetzt: Serpentinart verwachsener Form. L. 11,4, Br. 4, Dm. 3,4 cm. (Inv. Nr. 140:29.) Abb. 5.₁.

Nur teilweise erhaltener, hellgelber Schnurbecher mit leicht ausladendem, von dem bauchigen Körper abgesetztem Hals. H. 10, M. 8,2 cm. (Inv. Nr. 138:29.) Abb. 5.₂.
Kleinerer Schnurbecher gleicher Farbe, mit stark eingezogenem Fußteil. H. 6,5, M. 7,8 cm. (Inv. Nr. 139:29.) Abb. 5.₃.

Hälfte des Schädels und einige weitere Knochen des Skeletts (Inv. Nr. 137:29).

In seiner Veröffentlichung dieses wichtigen Fundes hat sich Tackenberg darauf beschränkt, ihn in den großen Rahmen der Schnurkeramik hineinzustellen. Wenn er zu dem größeren Becher vorwiegend Gegenstücke im sächsisch-thüringischen Kreis der Schnurkeramik suchte, so erkannte er doch bereits, daß Becher mit eingezogenem Fußteil vor allem im Norden heimisch sind. In der Tat läßt sich das an älteren Becherformen Sütlands¹⁹⁾ wie auch Norddeutschlands²⁰⁾ nachweisen. Der kleinere Becher besitzt zudem in der Form Anklänge an einen unverzierten Becher, der in Gesellschaft eines schnurverzierten Mörserbeckers in einer Steinkiste von Sonderup, Rsp. Sonderup (Sütlund)²¹⁾ gefunden wurde, und bildet ein genaues Gegenstück zu zwei Schnurbechern mit Griffzapfen von Oghöft Kr. Puzig: Abb. 4 und Wieß-Luisenthal Kr. Elbing²²⁾. Daß Tackenbergs

¹⁸⁾ In dieser Richtung ist vor allem das in letzter Zeit stark beachtete Grab 28 von Opperau Kr. Breslau von Bedeutung; vgl. Altschlesien IV 89 ff. (Seger); *Aberg*, Bronze- und frühisenzeitliche Chronologie, III. Kupfer- und Frühbronzezeit (1932) S. 68 ff.; *Forssander*, Die schwedische Bootagtkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen (1933) S. 196.

¹⁹⁾ *Sophus Müller*, *Altidens Kunst I* Abb. 178—180, 182—183; *Rosjinnä* *Ursprung und Ausbreitung der Germanen* Abb. 283—285.

²⁰⁾ *Mannus VII* (1915) Taf. X 44; XII 51 f. (von der Hagen).

²¹⁾ *Ebert*, *Reallexikon IX* Taf. 86a (Ekholm).

²²⁾ *La Baume*, *Vorgeschichte von Westpreußen* S. 13 Abb. 16; *Gaerte*, *Urgeschichte Ostpreußens* Abb. 25 c.

Datierung des Grabes von Ober Gläfersdorf in den Endabschnitt der schlesischen Steinzeit zutrifft, beweist sowohl die verwaschene Form der Steinart, als auch die Verwandtschaft des kleineren Schnurbechers mit den beiden westpreussischen; gehören doch diese in die endsteinzeitliche Ruzauer Kultur²³). Somit entspricht zwar das Alter unseres Grabfundes durchaus dem der Marschwiger Kultur, es fragt sich jedoch, ob er kulturell nicht etwas Besonderes darstellt. Zur Beantwortung dieser Frage sei zunächst ein weiterer Grabfund vorgelegt.

Opperau Kr. Breslau (Grab 71)

Während der amtlichen Ausgrabung auf dem Gelände des heutigen Opperauer Sportparks in den Jahren 1927 bis 1928 stieß man auf ein steinzeitliches Hockergrab. Der Schädel, vom Schachtbetrieb herausgerissen, hatte auf der Seite gelegen; Scheitel nach Süden, Blick nach Westen. Im übrigen waren von dem auf dem Rücken liegenden Skelett Brustkorb, Becken und rechter Arm erhalten. Die Beine waren nach links rückwärts angehockt. Taf. XI. Links vom Schädel lag schräg in der Erde ein Mörserbecher, dicht dabei eine Steinart. Seitlich vom Becken fanden sich zahlreiche Feuersteingeräte und -abschläge, zwei kleine Becher, ein Eberzahn und ein haselnußgroßes Stück Braunkohle. Tiefe 1,20 m.

Stark verwitterter Mörserbecher aus graubraunem, grüßigem Ton; unter dem Rande sind Reste einer umlaufenden Schnurverzierung erkennbar. H. 11,5, M. 12,5 cm. (Inv. Nr. 406 : 29.) Abb. 6,₁₂.

Kleine Serpentinart von ziemlich verwaschener Form, Schachtloch nach dem Anlaufende zu verschoben. L. 9, Br. 4, Schneidenbr. 4,3 cm. (Inv. Nr. 409 : 29.) Abb. 6,₁₁.

Zwei kleine braune Becher mit ausgeprägtem, hohlem Fuß, ähnlich einem Eierbecher. H. 3, M. 4 und 3,5 cm. (Inv. Nr. 407 : 29.) Abb. 6,₁₀—₁₀.

Zwei dreieckige Feuersteinpfeilspitzen mit Oberflächenretusche. L. 3 und 1,5 cm. (Inv. Nr. 415 : 29.) Abb. 6,₁₄—₁₅.

Bohrerartiges, beiderseits retuschiertes Feuersteingerät. L. 3 cm. (Inv. Nr. 414 : 29.) Abb. 6,₂.

Vier Feuersteinklingen, z. T. zugespitzt, davon eine unvollständig erhalten. L. 6,3, 4,5, 3,2, 2,5 cm. (Inv. Nr. 412, 416 : 29.) Abb. 6,₁₁, ₃, ₇, ₈.

Drei kleine Feuersteinschaber. L. 3,2 und 2,5 cm. (Inv. Nr. 413 : 29.) Abb. 6,₁₆.

Mehrere kleine Feuersteinabschläge, z. T. bearbeitet. (Inv. Nr. 417 : 29.)

Ein Eberzahn, in viele Stücke zerfallen. (Inv. Nr. 410 : 29.)

Ein Stückchen Braunkohle. (Inv. Nr. 411 : 29.)

Skelettreste. (Inv. Nr. 405 : 29.)

Der beschriebene Fund ist ein kennzeichnendes Einzelgrab jüngsten Typs. Das beweist nicht nur die ausdruckslose Form der Steinart, sondern ebenso der Mörserbecher, der nach Seger eine Leitform der endsteinzeitlichen Kultur Schlesiens darstellt. Die kleinen Eierbecher stehen völlig vereinzelt da, während die Feuersteinpfeilspitzen in gleicher Gestalt in einem noch unveröffentlichten Marschwiger Grabfund von Krollwitz Kr. Breslau, ebenso aber auch in dem Grabfund der Glockenbecherkultur von Würben Kr. Ohlau²⁴) vorliegen. Die Zeitstellung des Opperauer Grabes ist damit gesichert; der Mörserbecher würde außerdem nach geltender Ansicht für die Zugehörigkeit zur Marschwiger Kultur

²³) Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X (1933) S. 45 ff. (La Baume u. Langenheim).

²⁴) Altischlesien IV 89 Abb. 16 (Seger).

sprechen. Hier tauchen jedoch bei Durchsicht des Bestandes an Mörserbechern in Schlesien und anderwärts Zweifel auf, die es zu klären gilt. Wir geben deshalb im folgenden ein

Verzeichnis bisher bekannt gewordener Mörserbecher²⁵⁾

Nieder- und Oberschlesien

1. Breitenau Kr. Neumarkt. Schles. Vorzeit N. F. VII 73 (Seger). Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 1094 : 01). Bei einem vergangenen Skelett, ohne weitere Beigaben; in der Nähe ein zweites Grab, darin Henkelnapf mit Schnurverzierung und Feuersteinhade (Seger a. a. O. Abb. 248). Taf. XII 8.

2. Dzielniß Kr. Cosel OS. Aus Oberschlesiens Urzeit VIII (1931) S. 27 Abb. 23 (Raschke); Heimatkalender des Kreises Falkenberg 1933, S. 41 ff. Abb. 10₁ (Raschke). Mörserbecher mit leicht ausgebauchter Wandung und Schnurverzierung; Einzelfund. Taf. XII 9.

3. Groß Tschansch Kr. Breslau. Seger, Urgeschichte Schlesiens Abb. 3₆; Schles. Vorzeit N. F. VII 74 Abb. 282 (Seger). Gehenkelter Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Breslau, Inv. Nr. 1052 : 03). Bei einem Skelett ohne weitere Beigaben; in der Nähe Grab 2 mit Zapfenbecher, Grab 3 mit unverziertem Henkelkrüglein. Taf. XII 2.

4. Jordansmühl Kr. Nimptsch, Grab 75. Altschlesien I, 204 f. Abb. 5—7 (Seger). Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 603 : 24). Skelettgrab, dabei noch Rest einer Schüssel mit flachem Schrägrand und Steinart ohne ausgeprägte Form. Taf. XII 3.

5. Jordansmühl Kr. Nimptsch. Literatur wie unter 4, Abb. 8. Mörserbecher mit ausgebauchter Wandung, waagerechten Linien und Tannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 548 : 24). Aus zerstörtem Grabe. Taf. XII 1.

6. Berchenberg Kr. Glogau („Glogau-Schießplatz“). Mannus II S. 102 (Rossinna). „Schnurbecher“, vielleicht Mörserbecher, im Mus. Posen. Ist wohl verschollen, da bei Kostrzewski, Nieopisane zabytki ze Śląska (Rocznik Śląskiego oddziału Polskiego Tow. Przyrodników im. Kopernika II, 1929) nicht erwähnt.

7. Marschwiß Kr. Ohlau. Schles. Vorzeit N. F. III 33 Abb. 16 (Seger); ebendort VII 67 Abb. 252 (Seger); Ebert, Reallexikon VIII Taf. VI b (Seger). Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 611 : 03). In Grab 8 (Kindergrab) gefunden, ohne weitere Beigaben. Taf. XII 5.

8. Oberglogau Kr. Neustadt OS. Aus Oberschlesiens Urzeit II (1929) S. 28 Taf. III 2 (Maruschke); ebendort VIII (1931) S. 27 Abb. 24 (Raschke); Heimatkalender des Kreises Falkenberg 1933, S. 41 ff. Abb. 10₂ (Raschke). Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (Mus. Ratibor, Inv. Nr. 8 : 1927); Einzelfund. Taf. XII 11.

9. Opperau Kr. Breslau, siehe oben.

10. Peterwitz Kr. Breslau. Schles. Vorzeit VII (1899) S. 239. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 174 Abb. 20 (Rossinna); Schles. Vorzeit N. F. VII 75 (Seger). Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Breslau, Inv. Nr. 265 : 95). Aus zerstörten Gräbern. Taf. XII 10.

11. Peterwitz Kr. Breslau. Literatur wie unter 10 und Mertins, Wegweiser Abb. 66; Schles. Vorzeit N. F. VII 69 Abb. 276 (Seger). Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 264 : 95). Aus zerstörten Gräbern. Taf. XII 7.

12. Puschkwitz Kr. Neumarkt. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1899, S. 81 m. Abb.; Mertins, Wegweiser Abb. 68; Mannus II S. 73 Abb. 46 (Rossinna); Schles. Vorzeit

²⁵⁾ Das Verzeichnis macht für die Gebiete außerhalb Schlesiens keinen Anspruch auf Vollständigkeit.



Abb. 6. Opperau, Grab 71. 1–8 in $\frac{1}{1}$; 9–11 in $\frac{1}{2}$; 12 in $\frac{1}{4}$

N. F. VII 73 Abb. 280 (Seger); Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 59; Kossinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen Abb. 340. Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Berlin, Ie, 134a). Bei einem Skelett gefunden, ohne weitere Beigaben. Taf. XII 6.

Brandenburg

Königsberg/Neumark. Mannus II S. 96 mit älterer Literatur (Kossinna); Sprockhoff, Die jüngere Steinzeit in der Mark Brandenburg, S. 63, 162 Nr. 14 Taf. XXXe. Mörserbecher mit Schnurverzierung (Staatsmus. Berlin). Bei einem Skelett gefunden, zusammen mit undurchlochter Steinaxt.

Posen

1. Kaiserswalde (Grabionna) Kr. Wirsh. Blume, Katalog der Ausstellung Posen Nr. 620/21, Taf. II; Mannus II S. 73 Abb. 45 (Kossinna); Waga, Kultura nadodrzańskiej ceramiki sznurowej w Wielkopolsce S. 10 Taf. X 4. Mörserbecher mit Schnurverzierung (schräg schraffierte Dreiecke!). Mit Steinaxt zusammen gefunden, wohl Skelettgrab.

2. **Weißenhöhe** (Białosłowie) Kr. Wirzig. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 173 (Kossinna); Blume, Katalog d. Mus. Posen S. 22; Koftrzewski, Biellopoliska² S. 23 Abb. 42; Waga a. a. O. S. 7 Taf. X 1. Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (schrägierte Dreiecke!) (Mus. Berlin, I, 5464); Einzelfund. Abb. 7.

Westpreußen

1. **Birglau** Kr. Thorn. Thorner Ratsarchiv XIII 60; Mannus II S. 99 Abb. 69 (Kossinna); Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 (La Baume und Langenheim). Gehenkelter Mörserbecher mit Tannenzweigmuster (verschollen); Einzelfund.

2. **Braunsvalde** Kr. Stuhm (heute Marienburg). Prussia-Berichte XXVI (1922 bis 1925) S. 309 f. Abb. 2 (Boigtman); Gaerte, Steinzeitl. Keramik Ostpreußens S. 64 Abb. 181 d; Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens Abb. 25 e; Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII c (La Baume u. Langenheim). Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (Mus. Marienburg); Siedlungsfund.

3. **Groß Paglau** Kr. Königs. Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII d (La Baume und Langenheim). Mörserbecher mit Henkelöse, unverziert (Mus. Danzig); Einzelfund.

4. **Neuhof** Kr. Flatow. Amtliche Berichte des Westpreussischen Provinzial-Museums 1896, S. 33; Conwenz, Das Westpreussische Provinzial-Museum Taf. 43, 1; Mannus II S. 98 (Kossinna); La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen Taf. III 8; Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII a (La Baume u. Langenheim). Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (Mus. Danzig). Bei einem Skelett gefunden, keine weiteren Beigaben. Abb. 9.

Pommern

1. **Dobberphul** Kr. Greifenhagen. Lemde-Festschrift (1898) S. 8 Abb. 26 (Walter); Mannus XXIV (1932) S. 274 (Kunkel). Unverzierter Mörserbecher (Mus. Stettin). Nicht bei einem Schnurbecher gefunden, wohl Skelettgrab.

2. **Eichberg** Kr. Rugard. Mannus XXIV (1932) S. 273 ff. Abb. 5 (Kunkel); Baltische Studien XXXV (1933), Sonderabdruck S. 8 Abb. 5 (Kunkel). Mörserbecher mit schräg schraffierten in Zahnstochtechnik eingestochenen Bändern in drei Zonen (Mus. Stettin). In der Nähe Schnurbecher gefunden, wohl Grabfund. Abb. 8.

Ostpreußen

1. **Kurische Nehrung**. Gaerte, Steinzeitl. Keramik Ostpreußens S. 65 Abb. 182; Ebert, Reallexikon IX Taf. 212 e. Kleiner Mörserbecher, schlecht erhalten, mit Schnurverzierung (Mus. Königsberg); Wohnplatzfund.

2. **Kurische Nehrung**. Gaerte a. a. O. Abb. 184; Ebert, Reallexikon IX Taf. 212 d. Mörserbecher, schlecht erhalten, mit Schnurverzierung in vier Zonen (Mus. Königsberg); Wohnplatzfund.

Unsere Zusammenstellung weist — unter Abrechnung des unsicheren Bechers von Lerchenberg — insgesamt 22 Mörserbecher aus Ostdeutschland nach. 11 von ihnen, d. h. genau die Hälfte, stammen aus Schlesien. Hier werden die Mörserbecher seit langem²⁶⁾ unter die kennzeichnenden Gefäßformen der Marschwißer Kultur gezählt. Außerhalb Schlesiens gliedert man sie meist in die Oderschnurkeramik ein²⁷⁾, deren Verschwißerung mit der Marschwißer Kultur in Schlesien

²⁶⁾ Schles. Vorzeit N. F. III 36 (Seger).

²⁷⁾ Zuletzt: Blätter f. dtsh. Vorgeschichte IX/X, 1923, S. 42 (La Baume u. Langenheim); Waga, Kultura nadodrzańskięj ceramiki; Mannus XXIV (1932) S. 273 ff. (Kunkel).

deutlich zum Ausdruck kommt. Nun ergibt jedoch die Durchsicht des schlesischen Fundstoffs ein recht merkwürdiges Bild. So wenig wohl bisher ein Zweifel daran bestehen kann, daß Marschwißer Keramik im engeren Sinne und Oderschnurkeramik einerseits und die Gruppe der Mörserbecher andererseits gleichzeitig sind und, wie z. B. in Opperau, Groß Tschansch, Marschwitz und Peterwitz, auf denselben Friedhöfen erscheinen, ebensowenig liegt bisher aus Schlesien auch



Abb. 7–9. Außerschlesische Mörserbecher. 7. Weißenhöhe Kr. Wirßitz (nach Zeitschr. f. Ethnol. XV, 1883, Taf. VIII 1) $\frac{1}{4}$; 8. Eichberg Kr. Naugard. $\frac{1}{4}$; 9. Neuhoß Kr. Flatow (nach Conwentz, Das Westpr. Prov.-Mus. Taf. XLIII 1). $\frac{1}{2}$

nur ein Grabfund vor, der einen Mörserbecher in Gesellschaft eines — im engeren Sinne — Marschwißer Gefäßes oder eines typischen Vertreters der Oderschnurkeramik enthielte. Das gilt auch für Grab 75 von Jordansmühl, wo die Zugehörigkeit einer kleinen Schüssel mit breitem Rande zu dem Grab auf Zweifel stößt. Sie lag 0,50 m über der eigentlichen Bestattung im Mutterboden, außerdem ist sie aber auch keineswegs kennzeichnend für die Marschwißer oder Oderschnurkeramik; das gilt ebenso für Grab 2 von Marschwitz, dem das kleine, mit flüchtigen Tannenzweigstrichen verzierte Becherchen: Taf. XII 4, entstammt, dessen Verwandtschaft mit den Mörserbechern augenfällig wird. Anders liegen die Verhältnisse in Brandenburg, Posen und Westpreußen. Zwar sind auch dort die durch Fundberichte gesicherten Becher durchweg einzeln gefunden; allein sie zeigen Beziehungen zu anderen steinzeitlichen Gruppen an. So weist der Becher von Königsberg/Neumark nach Sprockhoff²⁸⁾ Anklänge an die sächsisch-thüringische Schnurkeramik auf, ebenso wie auch die beiden Posener Becher, z. B. Abb. 7, mit ihren schraffierten Dreiecken solche verraten. Aus Westpreußen endlich liegen echte Mörserbecher bisher überhaupt nicht vor. Denn die dort üblichen Henkelchen, Henkelösen oder Griffzapfen: Abb. 9, geben ihre enge Verwandtschaft mit der Oderschnurkeramik kund. Echte Mörserbecher sind dagegen wieder die beiden pommerischen und die beiden ostpreußischen Stücke. Von diesen vier

²⁸⁾ Jüngere Steinzeit in der Mark Brandenburg S. 63.

Bechern besitzen die von Eichberg Kr. Naugard: Abb. 8, und der größere von der Kurischen Nehrung in der zonenartigen Anordnung der Verzierung eine gewisse Verwandtschaft. Ob dies Zonenmuster nun nordischer oder ostischer Herkunft ist²⁹⁾, kann unentschieden bleiben. Die ostpreussischen Becher stammen aus Wohnplätzen der Hauffüstenkultur und bilden somit einen der vielen Bestandteile, aus denen diese Kultur zusammengesetzt ist. Die beiden pommerschen Stücke dagegen dürften zu den Grabfunden zu rechnen sein. In der Nähe stand in beiden Fällen ein Schnurbecher vom Einzelgrabtypus. Es hat nach alledem den Anschein, als ob sowohl in Pommern, als auch in verstärktem Maße in Schlesien die Mörserbecher eine selbständige Kulturgruppe darstellen, die sich in Pommern von anderen Einflüssen ganz freigehalten hat, während sie in Schlesien vereinzelt in örtliche Berührung zur gleichzeitigen Kultur von Marischwiz getreten ist. Damit gewinnt Kossinnas alte, viel angezeifelte Meinung, in den Mörserbechern spiegele sich eine Wanderbewegung wieder, erneut an Gewicht. Freilich ist sie heute lediglich entlang des Oberlaufes, jener in allen Abschnitten der ostdeutschen Vorgeschichte so bedeutsamen Wanderstraße, zu erkennen, nicht aber über Posen und Westpreußen zu leiten, wo — wie ausgeführt — andere Kultureinflüsse auf die dortigen Becher abfärbten. Es bleibt schließlich nur noch zu entscheiden, in welcher Richtung diese Wanderung erfolgt sein dürfte. Da in Schlesien innerhalb der Noswitzer Kultur ebensowenig wie in der Gruppe der Kugelamphoren oder der Schnurkeramik sächsisch-thüringischen Gepräges Vorformen nachzuweisen sind, aus denen der Mörserbecher entstanden sein könnte, ist man geneigt, eine Wanderung von Norden nach Süden zu bevorzugen, die auch für die übrigen nordisch gestimmten jungsteinzeitlichen Kulturgruppen Schlesiens naheliegt und ganz am Ende der Steinzeit erneut in dem Auftreten von Griffdolchen³⁰⁾ und weidenblattförmigen Dolchlingen³¹⁾ dänischer Art: vgl. Abb. 10, ihren Ausdruck findet. Eine Wanderung in gleicher Richtung hat auch Kossinna in mehreren Arbeiten angenommen. Zudem läßt sich nicht bestreiten, daß die sowohl in der jüngsten Megalithkultur, als auch sogar in den älteren Einzelgräbern

²⁹⁾ Mannus XXIV (1932) S. 276 (Kunkel).

³⁰⁾ Bisher bekannte Griffdolche: 1. Jacobine Kr. Ohlau (Abb. 10, 1. Schles. Vorzeit N. F. III 7 Abb. 26). — 2. Mühlbock Kr. Bunzlau (Jahreshefte Görlitz III S. 257 f. Abb. 5).

³¹⁾ Weidenblattförmige Dolchlingen: 1. Althofnaß Kr. Breslau (Mtschlesien I 37 Abb. 2). — 2. Grögersdorf Kr. Nimptsch (Nachbildung im Mus. Breslau 19: 16). — 3. Heidane Kr. Wohlau (Mtschlesien III 92 Abb. 3). — 4. Kunzendorf Kr. Neustadt O.S. (Aus Oberschlesiens Urzeit VIII, 1931, S. 29 Abb. 28). — 5. Lobedau Kr. Grottkau (Mus. Breslau, Inv. Nr. 135 : 98). — 6. Mlitsch Kr. Nimptsch (Mus. Breslau, Inv. Nr. 578 : 03). — 7. Ober Weistritz Kr. Schweidnitz (Abb. 10, 2. Schles. Vorzeit N. F. III 7 Abb. 25). — 8. Ochelhermsdorf Kr. Grünberg (Mus. Breslau). — 9. Saulwitz Kr. Ohlau (Mus. Breslau, Inv. Nr. 541 : 26). — 10. Tschirndorf Kr. Sagan (Mus. Breslau). — 11. Uhyß Kr. Hoyerswerda (Jahreshefte Görlitz III 295 f. Abb. 23).

Rhombische Dolchlingen: 1. Friedersdorf Kr. Neustadt O.S. (Aus Oberschlesiens Urzeit VIII, 1931, S. 29 Abb. 29). — 2. Marischwiz Kr. Ohlau (Abb. 10, 3. Schles. Vorzeit N. F. VII 65 Abb. 247). — 3. Peterwitz Kr. Breslau (Schles. Vorzeit N. F. VII 65 Abb. 249).

Dänemarks³²⁾ auftretenden Mörserbecher den ostdeutschen zeitlich vorausgehen und sie an Zahl bei weitem übersteigen. Für den Endabschnitt der jüngeren Steinzeit Schlesiens ist das so gewonnene Ergebnis nicht ohne Wert. Wird doch erneut offenbar, daß bis an das Ende der Steinzeit immer neue Wellen nordischer Einwanderer in das Land an der oberen Oder drangen und sich trotz der Einflüsse des Südens und der mitteldeutschen Steinzeitkulturen eine gewisse kulturelle und wohl auch politische Selbständigkeit zu bewahren vermochten, die erst mit dem Beginn der Bronzezeit erlosch. Erst dann scheint der Verschmelzungsvorgang verschiedener Kulturgruppen zu einer einheitlichen, der Aunjeziger Kultur, abgeschlossen zu sein.



Abb. 10, 1–3. Feuersteindolch und -dolchlingen. 1. Jacobine; 2. Ober Weistritz; 3. Marschwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. III). 1–2 in $\frac{1}{3}$, 3 in $\frac{2}{3}$

³²⁾ Sophus Müller, *Oldtidens Kunst* I S. 61 ff. Abb. 188–191, 195–218 usw.; vgl. zu diesen allgemeinen Fragen auch den wichtigen Aufsatz von Pějš in *Mannus* XXIV (1932) S. 263 ff.

Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succase Kr. Elbing

Von Bruno Ehrlich-Elbing

Mit Tafel XIII—XVI und 4 Abbildungen

Endlich mit der noch im März und April erforderlich gewordenen Notgrabung in Succase fertig, will ich den Ihnen, sehr verehrter Herr Berufsgenosse, zugehenden Beitrag für Ihre Festschrift niederschreiben. Ich hoffe, Ihnen gerade mit diesem Beitrag eine besondere Geburtstagsfreude machen zu können. Haben Sie doch gerade der jüngeren Steinzeit in Schlesien und den Nachbargebieten stets Ihr lebhaftes Interesse zugewendet und unsere Kenntnis dieser vorgeschichtlichen Periode unseres deutschen Ostens durch Ihre sorgfältigen eigenen Forschungen wesentlich gefördert, ja, ich kann wohl sagen, erst die sichere Grundlage für dieselbe geschaffen.

In Schlesien sind die ersten jungsteinzeitlichen Häuser des deutschen Ost-
raums entdeckt und untersucht worden. Wir verdanken Ihnen die ersten maßgebenden Untersuchungen über die Hütten vom Jordansmühler Typus, über die bandkeramischen Hütten und Wohngruben, über die viereckigen Pfostenhäuser von Rosßwitz und viele andere wertvolle Ergebnisse Ihrer Siedlungsforschung.

Aber eine große Lücke klappte noch in unserer Erforschung des jungsteinzeitlichen Hausbaus — es fehlte noch jede Spur eines regelrechten Hauses der Schnurkeramiker. Werner Radig¹⁾ bildet zwar ein schnurkeramisches Pfostenhaus mit eingesenkter Wohnfläche aus Jordansmühl Kr. Nimptsch nach den Ortsakten des Schlesischen Altertumsvereins ab, erwähnt es aber im Text nicht weiter, auch ist ein Grundriß kaum zu erkennen. Aber nicht nur im deutschen Osten fehlte es an Nachweisen von Grundrissen schnurkeramischer Häuser, sondern in ganz Deutschland und den übrigen Siedlungsgebieten der Schnurkeramiker sind richtige Häuser der Schnurkeramiker bisher kaum bekannt oder nicht im Schrifttum veröffentlicht worden. In Eberts Reallexikon heißt es Bd. V, Artikel Haus, § 8 unter Stufe der Schnurkeramik: „Ein gesichertes Haus dieser Stufe ist bisher nirgends gefunden; doch treten Gräber ergänzend ein“. So erwähnt auch W. Radig²⁾ für den schnurkeramischen Kulturkreis nur eine rechteckige Steinsetzung auf dem Schulzenberge bei Fulda, Reg.-Bez. Kassel, als ebenerdiges Hausfundament mit einer offenen nach Norden gewandten Seite und ferner eine viereckige Hausanlage mit wohl ausgebildeten Anten in Haldorf Kr. Melsungen, weist aber sonst nur auf die von Reinerth veröffentlichten schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf, Ranton Murgau, hin, durch die das viereckige

¹⁾ W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibliothek 43, 1930, S. 123.

²⁾ W. Radig, Nordischer und donauländischer Hausbau im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa. Mannus, VII. Ergänzungsband S. 91 ff.

Pfostenhaus für diesen Kulturkreis bezeugt ist, und auf eine an der Nordseite von sechs Pfosten umsäumte ovale Wohngrube der Schnurkeramiker in Schelditz bei Rositz Kr. Altenburg. Auf diese letztere Fundstelle machte mich auch unser hochverehrter Berufsgenosse E. Amende aufmerksam, der sie im Jahre 1926 veröffentlicht hat³⁾.

In Ost- und Westpreußen sind Siedlungsplätze der Schnurkeramiker schon seit vielen Jahrzehnten bekannt. Sie treten aber in ältester Zeit im Schrifttum nur als Abfallhaufen, Scherbenplätze oder Herdstellen in Erscheinung. Erst meine z. T. noch mit Mag. Ebert zusammen ausgeführten Grabungen in Wiek-Luisental Kr. Elbing führten in den Jahren 1921 bis 1924 zur Aufdeckung eines richtigen jungsteinzeitlichen Dorfes der Schnurkeramiker an der Steilküste des Frischen Haffs⁴⁾. Freilich war es hier nicht möglich, Spuren irgend eines Oberbaues über den in Form von ellip-

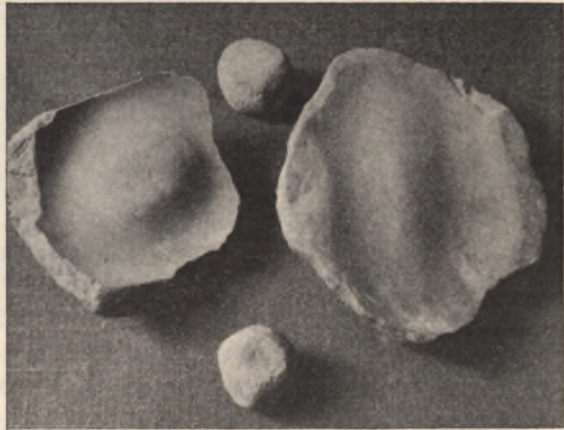


Abb. 1. Mahl- und Reibsteine. ¹/₁₀



Abb. 2. Pfosten und Pfahlreihen im Fundament der Siedlungsgrube bei Haus IX

tischen oder hufeisenförmigen Steinfräzen erscheinenden Herden zu ermitteln. J. Kostrzewski hat bei seinen Ausgrabungen in Rugau, ehemals Kr. Puzig, Westpreußen, jetzt im abgetretenen Gebiet, zwar eine große Menge von Pfosten gefunden, aber keine Grundrisse feststellen können. Immerhin ist durch seine Untersuchungen der Pfostenbau für die schnurkeramischen Siedlungen in der ehemaligen Provinz Westpreußen gesichert⁵⁾.

³⁾ E. Amende, Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, XIV, 1926, S. 27—35.

⁴⁾ B. Ehrlich, Sitzungsberichte der Preussia, XXIV, 1923, S. 115 ff. und Elbinger Jahrbuch IV, 1924, S. 113 ff.

⁵⁾ J. Kostrzewski, Über die jungsteinzeitliche Besiedlung der polnischen Ostseeküste, Congressus secundus Archaeologorum Balticorum, Riga 1931, S. 55 ff. — Vgl. auch Kostrzewski, Bulletin de l'Academie Polonaise des Sciences et des Lettres. Krakau 1930.

Die Ausgrabungen in Succase, die im Oktober und November 1933 und im März und April 1934 mit Beihilfen der Rotgemeinschaft und des Landkreises Elbing durchgeführt wurden, haben nun endlich zur Aufdeckung einer größeren Dorfsiedlung der schnurkeramischen Bevölkerung mit bisher zehn, z. T. sehr gut erhaltenen Pfostenhäusern und einigen großen Siedlungsgruben geführt. Die Stelle liegt unmittelbar südöstlich vom Bahnhofe Haffschlößchen der Haffuferbahn, etwa 600 m westlich von Succase II (Mestischblatt 467 Cadinen), auf dem Grundstück des Bauern und Gastwirts August Ruck, dessen sofortiger Fundmeldung auch die Entdeckung und Rettung dieser schnurkeramischen Siedlung zu danken ist. Bei der Abtragung des dort etwa 20 m hohen Steilküstenrandes zur Aufschüttung der Haffwiesen waren 1 bis 1,5 m unter dem Höhenrande bis zu 2 m starke Kulturschichten zutage getreten. Diese wurden nun auf einer Strecke von etwa 200 m in großen Flächen von 4 bis 5 m Breite freigelegt und untersucht. Bei den Ausgrabungen halfen mir zeitweise und abwechselnd Prof. Dr. Traugott Müller in Elbing, Herr Voigtmann, Dr. Nowothnig, Student Hans Urbanek, Dr. Werner Neugebauer und als Zeichnerin die Museumsgehilfin Fräulein Kristel Ehlers. Die photographischen Aufnahmen habe ich selbst gemacht. Die Lagerungsverhältnisse waren so günstig, daß es bei einigen der bisher untersuchten Häuser auch gelungen ist, klare Grundrisse zu erhalten und Aufschlüsse über die Bauart dieser schnurkeramischen Häuser zu erlangen. Leider freilich glückte es nicht immer, noch die ganzen Häuser zu erfassen. Da die Siedlung hart am Abhange der Steilküste liegt, so sind Teile der Häuser schon abgestürzt gewesen, ehe die Abtragung des Sandberges begann, andere Häuser wieder ziehen sich noch weiter in den Berg hinein und konnten zunächst noch nicht zu Ende untersucht werden, da es sich bei den Notgrabungen darum handelte, möglichst schnell die gerade gefährdeten Abschnitte zu untersuchen.

Über die Ergebnisse der Herbstgrabung habe ich kürzlich einen vorläufigen Bericht veröffentlicht^{o)}. Zu den dort erwähnten sechs Pfostenhäusern sind durch die neuen Ausgrabungen im März und April dieses Jahres vier weitere gekommen, darunter zwei mit Vorhalle. Die im Nachrichtenblatt kurz angeführten Ergebnisse sind durch die neuen Ausgrabungen im wesentlichen bestätigt worden.

Unter Berücksichtigung der neuen Untersuchungen seien diese, so weit sie bis jetzt gesichert sind, hier kurz zusammengefaßt.

Die Häuser sind mit ihrer Wohnfläche in den gewachsenen Boden eingetieft. Sie liegen in Abständen von 1,5 bis 2 m nebeneinander. Ihre Breite schwankt zwischen 4 bis 6 m. Die Länge betrug bei dem Vorhallenhaus VIII 10 m, bei dem Hause X sogar 12 m, bei andern konnte sie nicht mehr festgestellt werden. Die Grundrisse sind viereckig, beinahe rechteckig. Die Herde liegen in der Richtung der Mittelachse der Häuser, meist von West nach Ost. Sie bestehen aus elliptischen oder fast rechteckigen Steinfräzen, die teils geschlossen, teils an einer Kurzseite offen

^{o)} Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX, 1933, S. 200 f.



Abb. 3. Becher, Schalen und bootförmige Gefäße. $\frac{1}{13}$

sind. Sie sind solide aus großen Koppsteinen aufgebaut, bei einigen Herden bestand die eine Kurzseite aus einem einzigen, mächtigen Stein. In dem Borhallenhaufe VIII befanden sich drei Herde, in dem Borhallenhaufe IX zwei Herde. Die Wände der Häuser bestehen aus 2 bis 3 Reihen

von Pfählen, die teils mit gespaltenen Stämmen und Erde ausgefüllt, teils durch Flechtwerk verbunden sind. Starke Pfosten in der Mittelachse des Hauses sind als Stützen des Steildaches zu deuten. In Haus II, in dem sich ein Doppelherd befand, konnte an der Nordseite die Tür festgestellt werden (Taf. XIII 2).

Das Borhallenhaus VIII (Taf. XIII 1) war 10 m lang, 3,5 bis 4 m breit, die Vorhalle lag nach Osten, sie nahm die ganze Breite des Hauses ein, die Längswände des in drei Räume mit drei Herden geteilten Hauses begrenzten seitlich auch die Vorhalle. In Haus IX (Taf. XIV 1—2) befand sich die Vorhalle nur an der Nordostecke. Haus X scheint ein Borratshaus gewesen zu sein. Es hatte eine Länge von etwa 12 und eine Breite von etwa 6 m. Der Eingang lag nach Südosten. An der Westseite befand sich eine tiefe Grube, wohl eine Kellergrube, sonst ließen sich im Innern zellenartige Einteilungen erkennen, die auf Borratsbehälter schließen lassen. In einigen Fällen fanden sich außerhalb der Häuser große Mahlsteine mit kreisrunden Reibflächen (Abb. 1). Sie lagen stets umgekehrt mit der Reibfläche nach unten. Neben einigen Häusern befanden sich in den Boden eingestufte Siedlungsgruben von rundem Grundriß, deren eine ein durch einen starken Pfosten gestütztes Dach hatte und durch Pfahlreihen abgegrenzte Borratskammern enthielt (Taf. XIV 2 u. Abb. 2). Soviel zunächst über die Häuser selbst.

Das in den Häusern und in den Siedlungsgruben gefundene Material ist überaus reich. Erstaunlich groß ist die Menge der Gefäße (Taf. XV, XVI u. Abb. 3), die entweder ganz heil oder in solchem Zustande gefunden wurden, daß ihre Zusammensetzung möglich ist. Die Herstellungsarbeiten sind noch längst nicht abgeschlossen. Doch kann man wohl mit mindestens 35 ganzen Gefäßen rechnen. Außer-



Abb. 4. Beile und Äxte aus Felsgestein. Etwa $\frac{1}{7}$

dem sind noch viele große Bruchstücke erhalten, aus denen sich wenigstens die Gefäßprofile ergänzen lassen. Besonders zahlreich sind schnurverzierte oder unverzierte Zapfenbecher von geschweifeter Form, schnurverzierte Schalen, wannen- oder bootförmige Gefäße, kleinere und größere Vorratsgefäße. Unter den letzteren ist das eine 37 cm, das andere 47 cm hoch (Taf. XVI 2 u. 3). Häufig haben diese Gefäße am Halse mächtige Ringwulstverzierungen mit Fingereindrücken. Dazu kommen noch mehrere reichverzierte große Amphoren, teils mit reiner Schnurverzierung, teils mit Verzierungen in Tiefstich-, Schnitt- oder Ritztechnik. Sehr groß ist die Zahl tönerner Rehsenker oder Bebegewichte mit Durchbohrung am Rande. Aus Stein fanden sich etwa 25 Beile, meist dicknackig, einige mit hohlgeschliffener Schneide, auch mit vielkantigem Schliff (Abb. 4), dann Mahl-, Reib- und Schleifsteine, ferner in überaus großer Zahl kleine Feuersteingeräte, meistens nur Abspilse, z. T. noch mit der Rinde, doch auch sorgfältiger gedungelte Geräte, Klingen, Pfeilspitzen und Schaber, unter letzteren einer mit polierter Gebrauchskante, wie solche auch in Rugau gefunden sind.

Knochengeräte sind sehr selten, doch ist ein Knochenschaber mit sorgfältig angeschliffener Schneide bemerkenswert. Von Schmucksachen sind einige Bernsteinperlen zu erwähnen. Rohbernstein wurde an vielen Stellen gefunden. An Speiseresten fanden sich sehr viele Knochen von Tieren, besonders vom Rind, Schwein, Hirsch und Reh; auch der Hund ist vertreten. Ferner ist die Grönlandrobbe festgestellt. Vogelsknochen sind seltener, Fischschuppen dagegen in großen Lagern gefunden. Diese letzteren stammen, soweit bisher festgestellt, nur von Süßwasserfischen, womit erwiesen ist, daß das Haff damals schon bestand. Getreidekörner sind nicht beobachtet, doch konnten große Mengen gerösteter Eicheln geborgen werden.

Die keramischen Funde, die von allergrößter Bedeutung sind, zumal da sehr viele neue Stilformen und Muster bekanntgeworden sind, zeigen die größte Verwandtschaft mit gleichartigen Funden aus dem Elb-Saalekreise, was auch aus der mir von Herrn Dr. Nowothnig aus seiner noch ungedruckten Doktor-dissertation freundlichst zur Verfügung gestellten Materialsammlung klar hervorgeht. Die schnurkeramische Bevölkerung des Steinzeitdorfes Succase ist also jedenfalls aus diesem mitteldeutschen Gebiete hierher eingewandert.

Weitere Ausgrabungen in Succase sind in Anbetracht der vorhandenen Möglichkeiten, noch genauere Aufschlüsse über diese für die früheste vorgeschichtliche Besiedlung des deutschen Ostraums überaus wichtige Siedlungsstelle zu erhalten, unbedingt erforderlich. Doch werden sie, da bei der Fortsetzung der Grabungen nach Abschluß der Abtragungsarbeiten eine Wiederherstellung der untersuchten, sehr tief abzugrabenden Flächen erforderlich ist, erheblich größere Kosten verursachen, als es bei den bisherigen Untersuchungen der Fall war. Dafür werden aber diese Untersuchungen dann auch in größerer Ruhe stattfinden können.

Steinzeitliche Verwahrfunde in Ostpreußen

Von Wilhelm Gaerte-Königsberg/Pr.

Mit 1 Abbildung

Verwahrfunde der jüngeren Steinzeit sind aus den meisten Gebieten Europas bekannt. Sowohl der Norden wie der Westen und Süden haben Sammellager aus dieser Zeit geliefert¹⁾. Auch in Mitteleuropa und Deutschland sind sie nicht unbekannt. Für den Osten liegen aus den Gebieten Polens eine Anzahl gleicher Fundplätze vor²⁾. Daß auch Ostpreußen von diesem Verbreitungsgebiet nicht auszuschließen ist, dafür gibt es zwei bisher unbekannt gebliebene Belege. Sie deuten darauf hin, daß schon in der Steinzeit hier wie anderswo die Sitte herrschte, Werkzeuge geschlossen aus einem bestimmten Grunde irgendwo niederzulegen. F. S. Boß, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen II 1783, S. 604 und 607 erwähnt zwei Fundstellen in Ostpreußen, wo Steinbeile in großer Menge beisammen zutage getreten sind. Die erste Mitteilung bezieht sich auf den Elbingischen Bezirk: „Im Elbingischen Gebiet wurden einst so viele zugehauene Steinhammer beisammen gefunden, daß man damit einen halben Scheffel hätte anfüllen können. Sie waren alle mit einem Loch zum Stiel versehen“³⁾. Der zweite Fundplatz, den Boß erwähnt, ist Sobiechen Kr. Angerburg: „Also hat man im Angerburgischen, im Dorfe Sobiechen am Goldapfluß, nahe bey der sogenannten litthauischen Wildnis, viele solche Steine, wie auch im Elbingischen, wie schon gemeldet, beisammen gefunden“⁴⁾. Aus der Fundbezeichnung „beisammen“, die bei Erwähnung beider Funde vorkommt, wird man m. E. wohl schließen dürfen, daß die Beile in einem geschlossenen Haufen vorgefunden wurden und nicht über einen, wenn auch kleinen Bezirk verstreut lagen. Auch die Bemerkung über den Umfang des Elbingischen Fundes, daß man „einen halben Scheffel hätte anfüllen können“, spricht m. E. für einen zu ein und derselben Zeit gemachten Verwahrfund.

Leider läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob es sich bei den besagten Sammellagern um Händler- oder Werkstättenfunde handelt. Allerdings könnte man zur Annahme der ersteren Art neigen, da augenscheinlich Fertigfabrikate vorlagen und Rohmaterial, Abfälle und halb hergestellte Stücke, wie sie für Werkstätten-Depots üblich sind⁵⁾, im Inhalte der Sammelfunde fehlten. Wenigstens werden solche nicht angegeben.

¹⁾ M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte unter „Depotfund“ mit Literaturangabe (W. Bremer).

²⁾ J. Kostrzewski, Neolithische Depotfunde aus Polen und Litauen, Präh. Zeitschrift X 1918 S. 157 ff.

³⁾ Boß a. a. O. S. 604.

⁴⁾ Boß a. a. O. S. 607.

⁵⁾ Reallexikon a. a. O. S. 364.

Die Bedeutung solcher Händlerdepots für die Erkenntnis der ältesten Handelsverbindungen eines Landes zu anderen Gebieten liegt auf der Hand⁶⁾.

Auch für den Nachweis der ältesten Handelsstraßen sind solche Funde von größter Wichtigkeit, da sie gewöhnlich in der Nähe der Wege liegen, die der Handel gegangen ist⁷⁾.

Mit dem Nachweis der zwei angeführten jungsteinzeitlichen Verwahrfundes schließt sich Ostpreußen an das große jungsteinzeitliche Depotgebiet Europas an, das schon früher bekannt war. Danach ist gewiß zu erwarten, daß einst noch weitere Funde derselben Art aus ostpreußischer Erde gehoben werden, die unsere noch lückenhafte Kenntnis von den Handelswegen und Beziehungen, die während der Steinzeit für dieses Land vorlagen, werden fördern helfen.

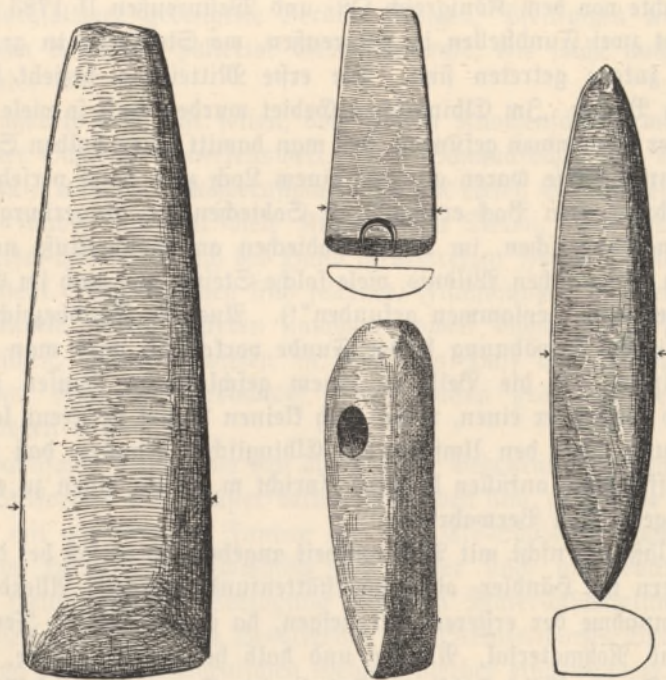


Abb. 1. Teil eines steinzeitlichen Verwahrfundes von Mahwitz Kr. Grottkau. $\frac{1}{3}$

Nach Seger, Altischlesien I S. 66. Vgl. S. 93 Abb. 12

⁶⁾ A. Göze, Über neolithischen Handel (Festschrift f. Bastian, 1896, S. 339 ff.); D. Montelius, Der Handel in der Vorzeit (Prähist. Zeitschrift II 1910, S. 249 ff.); W. Ebert, Reallexikon Bd. V S. 49 ff. (E. Baehle).

⁷⁾ Reallexikon a. a. O. S. 364.

Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien

Von Volko Frhr. von Richthofen-Königsberg i. Pr.

Mit Tafel XVII und 12 Abbildungen

Seit H. Segers grundlegenden Arbeiten über die jüngere Steinzeit Schlesiens und seinem inhaltsreichen Beitrag „Schlesien“ zu M. Eberts „Reallexikon der Vorgeschichte“ ist auf schlesischem Boden ein früher dort noch nicht festgestellter Kulturkreis nachgewiesen worden¹⁾. Wir können ihn seiner Gesamtausdehnung nach den nordeurasischen nennen. Es handelt sich um verschiedene, einander nahestehende Sonderkulturgruppen der großen nordeurasischen Waldgebiete. Vom mitteleuropäischen Standpunkt aus und im Anschluß an die Bezeichnung anderer Kulturkreise der jüngeren Steinzeit als „nordisch“ und „westisch“ wäre auch der von mir früher verwandte Name „nordostisch“²⁾ berechtigt. Gebräuchlich sind im Schrifttum bisher für einen wesentlichen Teil der hierher gehörigen Urtsachen die wenig zweckmäßigen Bezeichnungen „arktisch“,

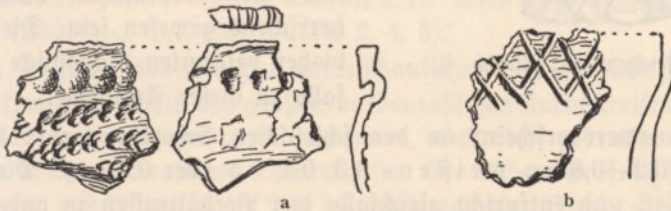


Abb. 1. Brusttase Kr. Militisch. ²/₃

„arktisch-baltisch“, „ostbaltisch“ und „urfinnisch“. Auch der gelegentlich benutzte Begriff „kammeramischer Kreis“ empfiehlt sich nicht. Eigentliche Kammerverzierungen sind, wie auch die schlesischen Funde zeigen, nicht bei allen Sondergruppen der Irdenware des großen nordeurasischen Kulturkreises kennzeichnend. Nach der Eigenart der Gefäße ließe sich dagegen auch der umfassendere Name „kamm- und grüßchenkeramischer Kulturkreis“ verwerten.

Jungsteinzeitliche Gegenstände der nordeurasischen Art liegen u. a. aus den Provinzen Ober- und Niederschlesien sowie aus Ostoberschlesien vor. Es handelt

¹⁾ B. Frhr. von Richthofen, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 4 (Steinzeitliche Kamm- und Grüßchenkeramik in Oberschlesien), Sonderdruck aus Tagungsber. d. Deutschen Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bericht über die 50. Vers. in Hamburg 1928, Hamburg 1929. Vgl. dazu auch: Derselbe, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 1 (Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde), Oppeln 1929, sowie G. Raschke, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 8 (Ergebnisse der ober-schlesischen Urgeschichtsforschung), Ratibor 1931 und W. Matthes, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 12 (Grundzüge der ober-schlesischen Besiedlungsgeschichte in ur- und frühgeschichtlicher Zeit), Rattowitz 1931.

²⁾ B. Frhr. von Richthofen, Zur Kunst des nordostischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit, in: Congressus Sec. Arch. Balticorum, Riga 1931, S. 67–74.

sich ganz überwiegend um Oberflächenfunde von Dünenwohnplätzen. Fast alle diese Altsachen wurden durch die erst in den letzten Jahren begonnene planmäßige Erforschung der ältesten Besiedlung der schlesischen Dünen gewonnen. Kennzeichnend sind bisher in erster Linie bestimmte Tongefäßscherben. Sie sollen im folgenden kurz zusammenfassend behandelt werden.

Über die Form der Töpfe besagen die bisher gefundenen schlesischen Scherben meist wegen ihrer Kleinheit sehr wenig. Im ganzen nordeurasischen Kulturkreis sind aber überall, wo seine Irdenware schon näher bekannt ist, die Töpfe ohne Standfläche mit abgerundetem Spitzboden und ohne weitere Gliederung besonders kennzeichnend. Nur selten treten in einzelnen Gebieten auch Töpfe mit sehr kleiner Standfläche auf, z. B. in Polen und Weißrußland³⁾. In Schlessien werden in der nordeurasischen Kultur gewiß die Gefäße der zuerst besprochenen Art mindestens durchaus vorherrschend gewesen sein. Die Form der bisher bekannten Randstücke paßt ebenfalls zu dieser Annahme.



Abb. 2. Brustawe Kr. Militsch. $\frac{2}{3}$

Bemerkenswert erscheint an den schlesischen Scherben ferner die geringe Wandstärke (0,2—0,8 cm, meistens 0,3, 0,4, 0,5 oder 0,6 cm). Dies ist offenbar kein Zufall und entspricht gleichfalls den Verhältnissen in anderen Teilen des Verbreitungsraumes von Funden derselben Art⁴⁾. Die Farbe der Scherben wechselt. Meist sind sie gelblich-bräunlich, manchmal auch bräunlich-rot, schwärzlich-braun oder grau. Der Ton ist oft bröcklig und nicht gut gebrannt sowie grusaltig. Für den nordeurasischen Kulturkreis kennzeichnend wird bei mehreren Stücken weiter die Form der Randausbildung. Einige Beispiele hierfür geben unsere Abbildungen. Ein wesentliches Merkmal unseres Töpfereistiles ist ferner, daß die Topfränder öfters durch verschiedene Verzierungen, meistens Grübchen, gefeiert sind (Abb. 1—9). Mehrfach sehen wir an der Oberfläche der Gefäßreste innen oder außen schwache, sich wirr kreuzende Linien (z. B. Abb. 5₂). Diese

³⁾ Beispiele u. a. aus Pietrzykow Kr. Slupca, Nordwest-Kongreßpolen (Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III 3, Posen 1928, S. 193 Abb. II) — Prochod bei Raino, Nordwolhynien (Vorgesch. Abteil. des Museums für Völkerkunde der Hamburger Universität) und Höhe Kurgan, Pas. Proletariat, Kr. Homel, Gub. Mohilew, Weißrußland (Pali-karpowitsch, in: Prázi katjedri archeol. Bd. I, Minsk 1928, S. 199, Taf. XXVIII 5).

⁴⁾ Vgl. dazu z. B. B. Schuff (= Soufov), Les modifications chronologiques et locales de la céramique de certaines cultures de la pierre et du metal en Europe du Nord-Est, in Eurasia Septentrionalis Antiqua IV, Gelsingfors 1929, S. 61—81 und M. Boewobski, Les moyens méthodiques pour l'étude de la céramique, ebendort, Bd. IV S. 82—101.

sind nicht als Verzierung aufzufassen, sondern hängen mit der Art der Oberflächenbehandlung beim Herstellen der Töpfe durch Bestreichen mit einem Hölzchen zusammen. Sie finden sich gelegentlich ebenso z. B. in der Schnurkeramik⁵⁾.

Bei den Verzierungen haben wir Grübchen- und Linienmuster verschiedener Art. Eine Verbindung von beiden zeigt der bisher gegenüber anderen Gegenden mit nordeurasischen Funden in Oberschlesien besonders häufige Furchenstich (Abb. 1 und 3). Als Muster hervorzuheben ist auch der in einer Reihe unter der Gefäßmündung auftretende Lochbuckel (vgl. z. B. Abb. 1 und 4). Diese Verzierung wurde gewiß dadurch hergestellt, daß man mit einem Hölzchen Grübchenreihen in das Gefäß eindrückte, wodurch auf der gegenüberliegenden Seite der Topfwand kleine Buckelchen entstanden. Auch Reihen dreieckiger Eindrücke kommen vor (Militsch Taf. XVII 6, Jellowa, Fundstelle 4). In einem Scherben des Jellowaer Fundes, Fundstelle 4, ist der Lochbuckel ausnahmsweise nicht rund, sondern vierkantig. Die besonders wichtige Wickelschnur-Verzierung zeigen deutlich drei Scherben, die mit den eben genannten in Jellowa zusammen gefunden wurden (Taf. XVII 3 u. Abb. 5, 3 u. 5). Außerdem kommen auch Lochreihen vor (Abb. 6, 1-2, 8, 11, Taf. XVII 1, 2, 4, 5).

Durch mehrere Abbildungen veranschaulichen wir die weite Verbreitung dieser Merkmale innerhalb des großen nordeurasischen Kulturkreises. Diese Bildgruppen entstammen meiner umfangreicheren, noch nicht gedruckten Arbeit über Altertümer des nordeurasischen Kulturkreises. Die nähere Prüfung der schlesischen Scherben zeigt, daß sie mit einem Teil der entsprechenden Funde aus der einstigen Provinz Posen und aus Kongreßpolen, sowie dem derzeitigen Ostpolen und aus Weißrußland besonders eng zusammengehören. R. Jazdzewski hat versucht, die hierher gehörigen Gefäßreste aus Posen und Kongreßpolen in verschiedene Gruppen einzuteilen, doch scheint uns diese Gliederung noch nicht endgültig und zum Teil nicht voll befriedigend. Jazdzewski sagt dazu u. a. zusammenfassend folgendes⁶⁾:

„Auf Grund des oben beschriebenen Materials ist es möglich, unter der Keramik drei Grundtypen zu unterscheiden. Zum ersten Typ muß man die

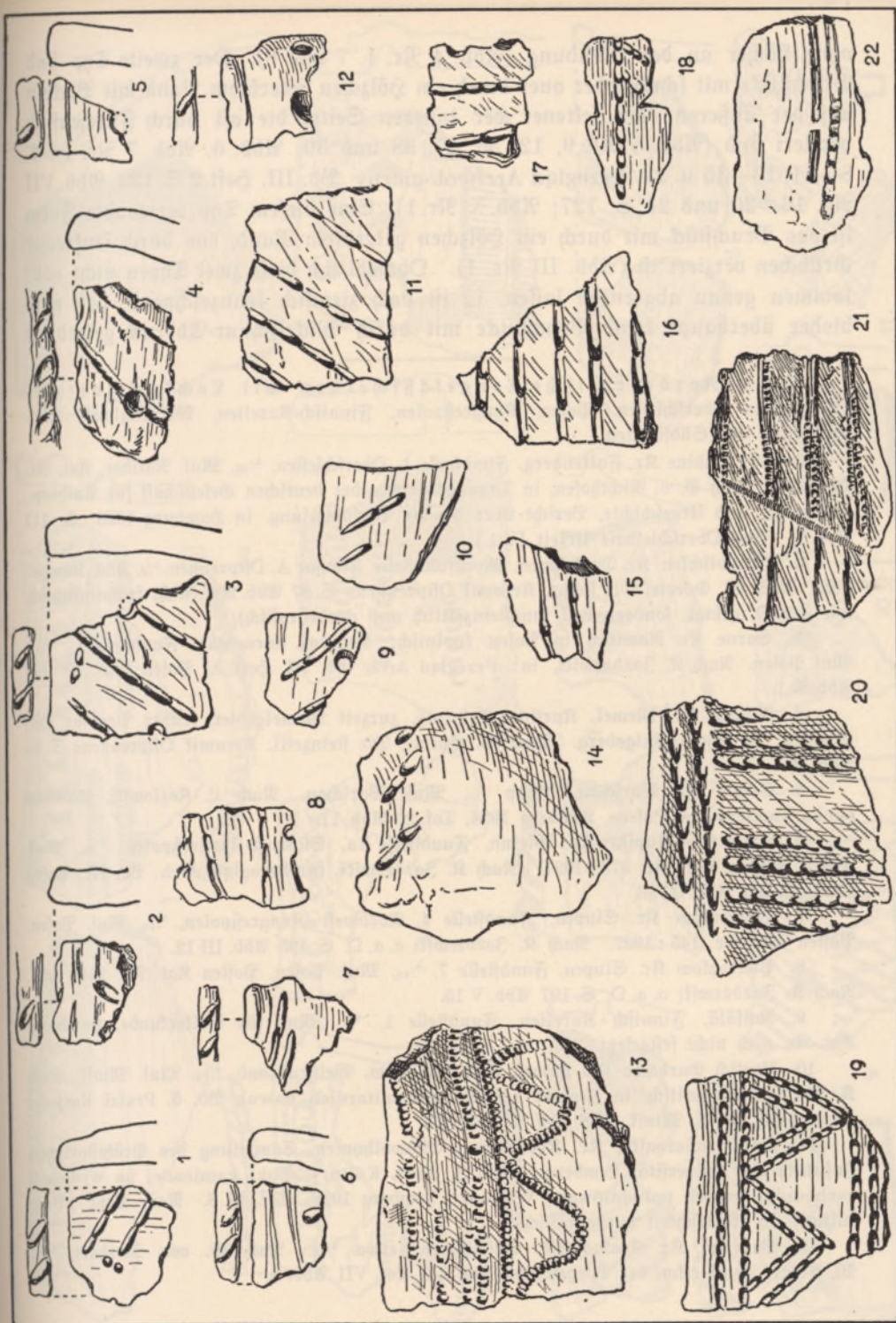
⁵⁾ Beispiele: Peterwitz Kr. Breslau (Mus. Breslau Kat. Nr. 8:1902, Henkeltopf der Schnurkeramik), Heidewilgen Kr. Trebnitz (früher von mir für nordeurasisch gehalten, vgl. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 4, Hamburg 1929, S. 6 mit Abb. 6) und Langhermsdorf Kr. Freystadt (Mus. Breslau Kat. Nr. 142:1923). Auf die eben erwähnte zu berichtigende frühere Einordnung der Scherben von Heidewilgen ging wohl zum Teil eine Bemerkung von A. Europäus-Ayräpää zurück, daß in Ostdeutschland und Polen auch einige schnurkeramische Scherben irrig mit in den von uns nordeurasisch genannten Kulturkreis gesetzt würden, vgl. derselbe, in: Acta Archaeologica, Bd. I 3, Kopenhagen 1930, S. 216. — Zahlreiche Beispiele von Scherben mit den fraglichen Hölzchenstrichen der vorwiegend schnurkeramischen Haufflutenkultur Ostpreußens im Prussia-Museum Königsberg.

⁶⁾ Przegląd Archeologiczny III S. 198 ff.; der polnische Text ist oben ins Deutsche übertragen.

Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Eindrücke geferbtem Rand, Löchern unter der Mündung, waagerechten Furchen oder waagerechten Schnureindrücken rechnen (Abb. 3 Nr. 1 und 26, Abb. 5 Nr. 5). Verwandte Formen vertreten die Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Eindrücke geferbtem Rand und waagerechten Furchen in Begleitung von einer Wellenlinie oder senkrechten Stempeln, aber

Abb. 3. Nordeurasische Tongefäßscherben aus Oberschlesien, Ostpreußen, Kongreßpolen und Mittelrußland, meist mit Furchenstichmustern, die oberen mit Randerbung.

1. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 876 : 1927.
2. Sackenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 775 : 1928. Nach B. v. Richtofen, in: Tagungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Bericht über die 50. Versammlung, Hamburg 1928, S. 113 Abb. 5f (= Aus Oberschlesiens Urzeit IV 5f).
3. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
4. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 296 : 1927. Nach B. v. Richtofen a. a. O. Abb. 3f.
5. Sackenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 2124 : 1927.
6. Desgl., Kat. Nr. R. 2124 : 1927.
7. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 272 : 1927.
8. Sackenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 444 : 1928.
9. Chojny Kr. Pomza, Nord-Kongreßpolen, knapp $\frac{4}{5}$. Nach L. Koźłowski, Młodsza epoka kamienna w Polsce Taf. XX 5.
10. Desgl. nach L. Koźłowski a. a. O. Taf. XX 6.
11. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt. Vom gleichen Gefäß wie Abb. 3.
12. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. 293 : 1927.
13. Tolkemit Kr. Elbing, Westpreußen (zurzeit Ostpreußen), $\frac{9}{15}$, Mus. Danzig. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 29 Abb. 102. (Dieser Scherben ist schnurkeramisch. Er zeigt aber einen nordeurasischen Einfluß.)
14. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
15. Sackenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 444 : 1928.
16. Koschentin, Kol. Bielkau (= Bilka Kolonja) Kr. Lublin, Ostoberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Posen, nach J. Kostrzewski, in: Przegląd Arch. Bd. IV Heft 4, Posen 1929, S. 83 Abb. 4, 5.
17. Sackenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt. Nach B. v. Richtofen a. a. O. S. 113 Abb. 5e.
18. Brzeziny — Slupko Kr. Bielun, Fundstelle 2a, Südwest-Kongreßpolen, $\frac{9}{15}$, Mus. Posen. Kat. Nr. 373 : 1927. Nach K. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III, Posen 1928, S. 195 Abb. III 37.
19. Lubna Kr. Grojec, Nord-Kongreßpolen, knapp $\frac{4}{5}$, nach L. Koźłowski a. a. O. Taf. XX 20, 24.
20. Tolkemit Kr. Elbing, Westpreußen (zurzeit zu Ostpreußen), $\frac{10}{25}$, Mus. Danzig, nach W. Gaerte a. a. O. S. 29 Abb. 100.
21. Kontschanskije, Ujeß Borowitschi Gub. Nischni-Nowgorod, Mittelrußland, wohl etwa $\frac{8}{15}$, nach H. K. Herich, in: Sapiski russ. arch. obtschestwa Bd. V, St. Petersburg 1903, Taf. III 17.
22. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 876 : 1927.



ohne Löcher an der Mündung (Abb. 4 Nr. 1, 7 und 8). Der zweite Typ sind Bruchstücke mit schräg oder quer durch ein Hölzchen geferbtem Rand mit Buckeln auf der äußeren oder seltener der inneren Seite, die oft durch Furchenstich verziert sind (Abb. 5 Nr. 9, 12, 36, 37, 38 und 39; Abb. 6, Abb. 7 Nr. 1—4, 8—11, 13—15 u. 22, *Przegląd Archeologiczny* Bd. III, Heft 2 S. 120, Abb. VII Nr. 16—20 und 24 S. 127; Abb. X Nr. 1). Eine diesem Typ verwandte Form ist das Bruchstück mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand, das durch senkrechte Grübchen verziert ist (Abb. III Nr. 1). Obwohl sich diese zwei Typen nicht vollkommen genau abgrenzen lassen, so ist doch ziemlich kennzeichnend, daß man bisher überhaupt keine Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Abdruck geferbtem

Abb. 4. Nordeurasische Tongefäßscherben mit Lochbuckelverzierung aus Oberschlesien, Posen, Kongreßpolen, Finnisch-Karelien, Weißrußland, Südvolhynien und Südsibirien.

1—1a. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, Oberschlesien, $\frac{4}{10}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 76 : 1927. Nach B. v. Richthofen, in *Tagungsberichte der deutschen Gesellschaft für Anthropol., Ethnologie und Urgeschichte*, Bericht über die 50. Versammlung in Hamburg 1928, S. 111 Abb. 1. (Aus Oberschlesiens Urzeit IV 1.)

2. Astrawitschen Kr. Darfehmen, Moorfundstelle Jedmar A, Ostpreußen, $\frac{4}{5}$, Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, *Die steinzeitl. Keramik Ostpreußens* S. 87 Abb. 266 (nicht frühneolithisch, wie a. a. O. gesagt, sondern voll jungsteinzeitlich und nordeurasisch).

3. Sarne Kr. Rawitsch in Posen (polnisch: Majątek Sarnowa), Fundstelle C, $\frac{4}{10}$, Mus. Posen. Nach R. Jazdzewski, in: *Przegląd Arch.* Bd. III Heft 2, Posen 1927, S. 127 Abb. X 1.

4. Nidden Kr. Memel, Kurische Nehrung, zurzeit Memelgebiet, früher Provinz Ostpreußen, $\frac{4}{5}$, Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, *Die steinzeitl. Keramik Ostpreußens* S. 23 Abb. 76.

5. Olinki Kr. Warschau, knapp $\frac{4}{5}$, Mus. Warschau. Nach L. Rożnowski, *Młodsza epoka kamienna w Polsce*, Lemberg 1924, Taf. 20 Abb. 11.

6. Brzeginy - Slupsko Kr. Wielun, Fundstelle 2a, Südwest-Kongreßpolen, $\frac{8}{15}$, Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 373 : 1927. Nach R. Jazdzewski, in: *Przegląd Arch.* Bd. III, Posen 1928, S. 195 Abb. III 36.

7. Pietrzyków Kr. Slupca, Fundstelle 4, Nordwest-Kongreßpolen, $\frac{8}{15}$, Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 145 : 1927. Nach R. Jazdzewski a. a. O. S. 195 Abb. III 12.

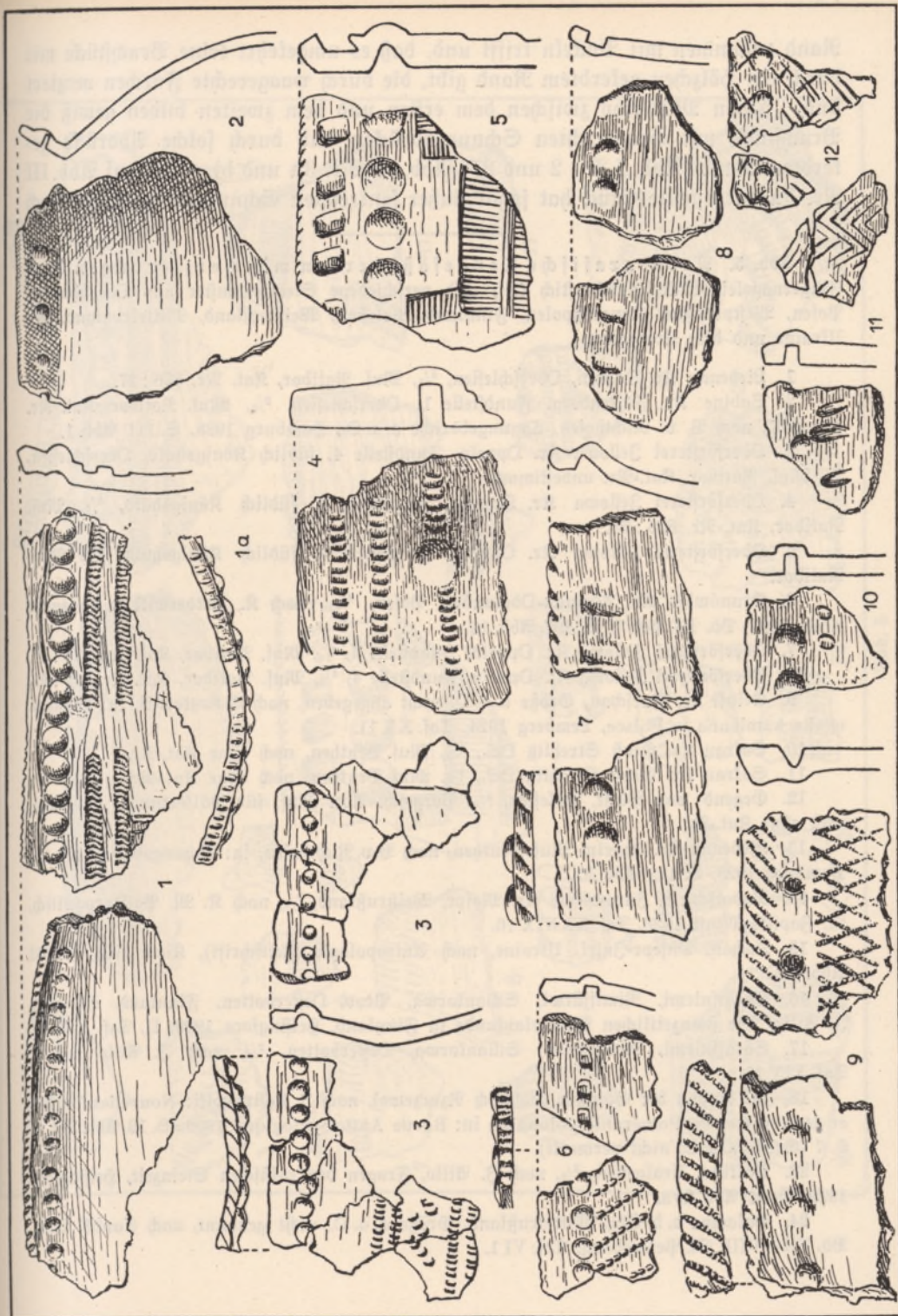
8. Pietrzyków Kr. Slupca, Fundstelle 7, $\frac{8}{15}$, Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 154 : 1927. Nach R. Jazdzewski a. a. O. S. 197 Abb. V 15.

9. Raisälä, Finnisch-Karelien, Fundstelle 1, $\frac{4}{5}$, Mus. für Völkerkunde, Hamburg, Kat.-Nr. noch nicht festgesetzt.

10. Urotsch Garbacha Kr. Gomel, Gub. Mohilew, Weißrußland, $\frac{4}{15}$, Mus. Minst. Nach R. M. Palikarpowitsch, in *Sapiski addselu humanitarnich nawuk* Bd. 5, Pratzki Katjedri archeologii Bd. I, Minst 1928, Taf. L Abb. 27.

11. Gaje lewiatynskie Kr. Arzemeniec, Südvolhynien, Sammlung des Prähistorischen Instituts der Universität Lemberg. Nach J. Bryl, *Kultury epoki kamiennej na wydmach zachodniej czesci poludniowego Wolynia*, Lemberg 1928, Taf. IX 8. Nach Bryl „Bug-kultur“, in *Wirklichkeit nordeurasisch*.

12. Bazaicha Kr. Krasnojarsk, Südsibirien, etwa $\frac{4}{15}$. Nach G. von Merhart, in: *M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte* Bd. XII Taf. VII Abb. b.



Rand zusammen mit Buckeln trifft und, daß es umgekehrt keine Bruchstücke mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand gibt, die durch waagerechte Furchen verziert sind. Einen Mitteltyp zwischen dem ersten und dem zweiten bilden gewiß die Bruchstücke mit waagerechten Schnurabdrücken und durch solche Abdrücke geferbtem Rand (Abb. I Nr. 2 und 27; Abb. III Nr. 3a und b). Das auf Abb. III Nr. 3a dargestellte Stück hat sogar außer senkrechten Schnurabdrücken ein Loch

Abb. 5. Nordeuraische Tongefäßscherben mit Verzierungen durch Fingernagelindrücke, Furchenstich (18) und verschiedene Stempelmuster aus Oberschlesien, Posen, Westpreußen, Kongreßpolen, Finnland, Polesien, Weißrußland, Mittelrußland, der Ukraine und dem Uralgebiet.

1. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{1}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 876 : 27.
2. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, Oberschlesien, $\frac{2}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 76 : 1927, nach B. v. Richthofen, Tagungsbericht a. a. D., Hamburg 1928, S. 111 Abb. 1.
3. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. unbestimmt.
4. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 825 : 28.
5. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor.
6. Granówiec Kr. Adelnau-Obolanów, Posen, $\frac{8}{15}$, nach R. Jazdzewski in Przegląd Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 197 Abb. 10.
7. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 878 : 27.
8. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 879 : 27.
9. Glinki Kr. Warschau, Größe a. a. D. nicht angegeben, nach L. Koźłowski, in: Młodsza epoka kamienna w Polsce, Lemberg 1924, Taf. XX 11.
10. Sakrau Kr. Groß Strehlig OS., $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen, noch ohne Kat.-Nr.
11. Sakrau Kr. Groß Strehlig OS., $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen, noch ohne Kat.-Nr.
12. Gegend von Pinsk, Polesien, $\frac{4}{5}$, Bargesch. Abt. Mus. für Völkerkunde, Hamburg, noch ohne Kat.-Nr.
13. Liebenau Kr. Oppeln, Mus. Beuthen, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsbericht a. a. D., Hamburg 1928, S. 112 Abb. 3a.
14. Nadatscha b. Jurawitschi Kr. Mosyr, Weißrußland, $\frac{2}{5}$, nach R. M. Palikarpowitsch, in: Sapiski Minik 1928, Taf. XXXIX 16.
15. Lochan, Dnjepr-Insel, Ukraine, nach Anthropologie (Zeitschrift), Kiew 1928, S. 163 Abb. 14_s.
16. Säräisniemi, Rimisjärwi, Sillankorwa, Prov. Oesterbotten, Finnland, $\frac{2}{5}$, nach J. Nilio, Die steinzeitlichen Bohnplahsfunde in Finnland, Helsingfors 1909, II, Taf. XIII 10.
17. Säräisniemi, Rimisjärwi, Sillankorwa, Oesterbotten, $\frac{2}{5}$, nach J. Nilio a. a. D. Taf. XIV 15.
- 18—22. Rußau bei Gdingen (polnisch Rzuczewo), nach J. Kostrzewski: Nouvelles fouilles et découvertes en Poméranie polonaise, in: Revue Anthropologique 1929, S. 13 Abb. 3, 4, 5, 6, 7 (Größe a. a. D. nicht vermerkt).
23. Palkino, Uralgebiet, $\frac{2}{5}$, nach J. Nilio, Fragen der russischen Steinzeit, Helsingfors 1922, S. 64 Abb. 20a.
24. Balachna a. d. Oka, Mittelrußland, Größe a. a. D. nicht genannt, nach Sapiski Arch. Bd. VII—VIII, St. Petersburg, Taf. VI 1.

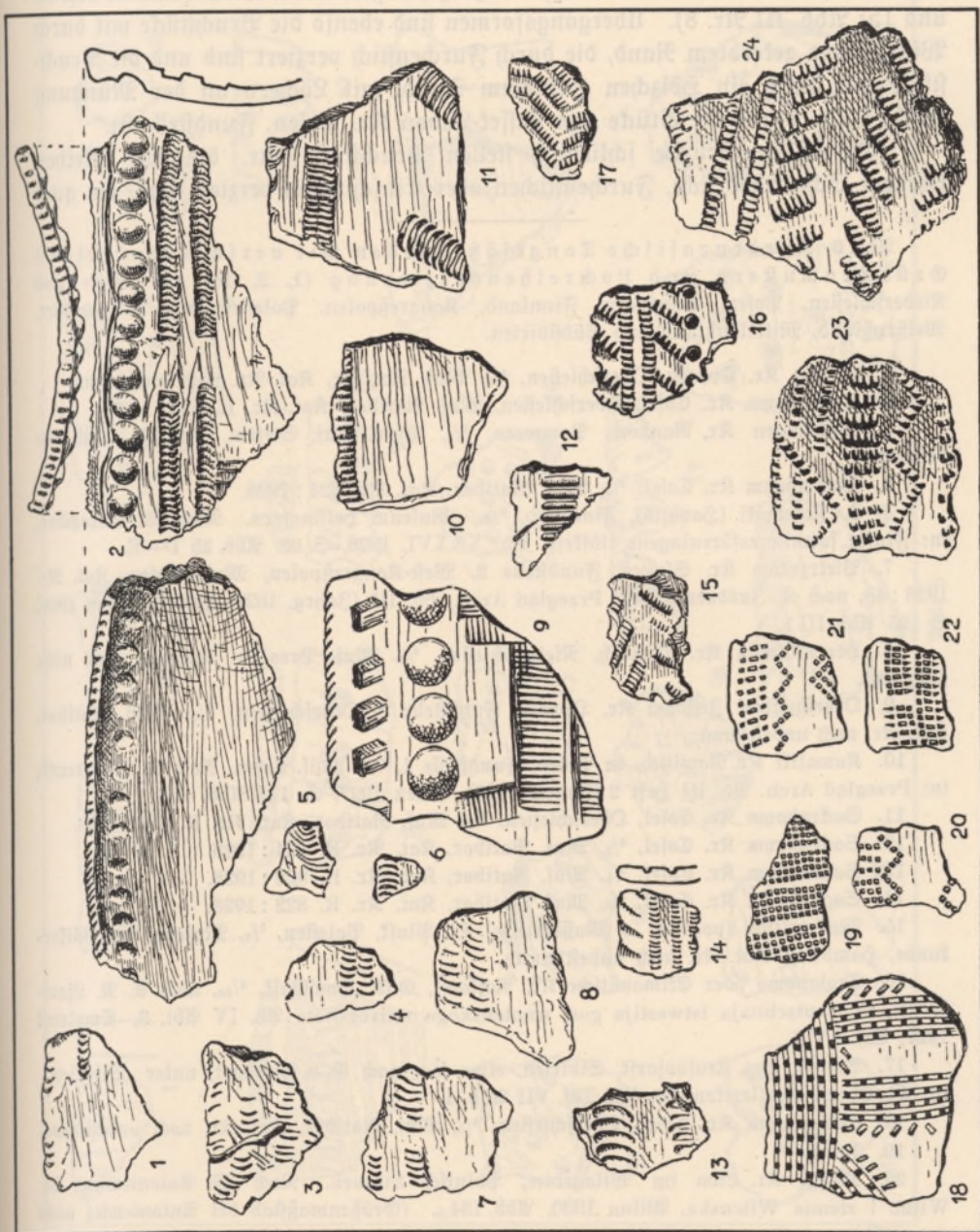


Abb. 5

am Rand. Näher stehen der zweiten Gruppe schon Bruchstücke mit waagerechten Schnurabdrücken aber durch ein Hölzchen geferbtem Rand (Abb. II Nr. 14 und 15; Abb. III Nr. 8). Übergangsformen sind ebenso die Bruchstücke mit durch Wickelschnur geferbtem Rand, die durch Furchenstich verziert sind und die Bruchstücke mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand, mit Löchern an der Mündung (Abb. I Nr. 7 und die Stücke von Lassek-Lubon Nr. Posen, Fundstelle 5).“

„Die dritte Gruppe schließlich stellen Bruchstücke dar, die mit Reihen schräger Schnurabdrücke, Furchenstichen oder Einschnitten verziert sind, die quer

Abb. 6. Nordeurasische Tongefäßscherben mit verschiedenartigen Grübchenmustern und Lochreihenverzierung (1, 2, 18) aus Ober- und Niederschlesien, Posen, Pommern, Finnland, Kongreßpolen, Polesien, dem Wilnagebiet, Weißrußland, Mittelrußland und Südsibirien.

1. Sawisz Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbekannt.
2. Sadenhoyrn Kr. Cosel, Oberschlesien, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. R. 821 : 1928.
3. Mähringen Kr. Radow, Pommern, $\frac{4}{5}$, Prov.-Mus. Stettin, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
4. Sadenhoyrn Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 824 : 1928.
- 5—6. Rokemäki (Rahhti), Finnland, $\frac{8}{25}$, Museum Helsingfors. Nach A. Europäus, in: Finska fornminnesföreningens tidskrift Bd. XXXVI, 1926, S. 69 Abb. 25 D—E.
7. Pietrzyków Kr. Slupca, Fundstelle 2, West-Kongreßpolen, Mus. Posen, Kat. Nr. 1923 : 48, nach R. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III (Jahrg. 1927) Heft 3, Posen 1928, S. 195 Abb. III 1.
8. Herrnkaschütz Kr. Militsch, Niederschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Breslau, Kat.-Nr. noch nicht festgesetzt.
9. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 3, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
10. Kawałki Kr. Rawitsch, in Posen, Fundstelle 1, $\frac{8}{15}$, Mus. Posen. Nach R. Jazdzewski in: Przegląd Arch. Bd. III Heft 2 (Jahrg. 1926), Posen 1927, S. 117 Abb. II 8.
11. Sadenhoyrn Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 825 : 1928.
12. Sadenhoyrn Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 824 : 1928.
13. Sadenhoyrn Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 822 : 1928.
14. Sadenhoyrn Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 822 : 1928.
15. Massewitschi (polnisch = Massewiesze) Kr. Pinsk, Polesien, $\frac{4}{5}$, Museum für Völkerkunde, Hamburg, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
16. Trojanowo oder Klimowitschi Kr. Roslawl, Gub. Smolensk, $\frac{4}{10}$, nach A. N. Bjawdanski, in Nautschnaja istwestija gos. smolenskogo universiteta Bd. IV Abt. 3, Smolensk 1927, Taf. XV 6.
17. Ladejki, Bez. Krasnojarsk, Sibirien, etwa $\frac{4}{15}$, nach G. v. Merhart, unter „Sibirien“, in: M. Ebert, Reallexikon Bd. XII Taf. VII Abb. d.
18. Sadenhoyrn Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
19. Desgl.
20. Morgi Kr. Lida im Wilnagebiet, Polnisch = Litauen. Nach B. Antoniewicz, in: Wilno i ziemia Wilenska, Wilna 1930, Abb. 134_s. (Größenmaßstab bei Antoniewicz nicht vermerkt.)
- 21—22. Raifälä (Papihangas), Finnisch Karelien, $\frac{4}{10}$, Mus. Helsingfors. Nach J. Nilio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland, Bd. II Taf. X 12 u. 16.

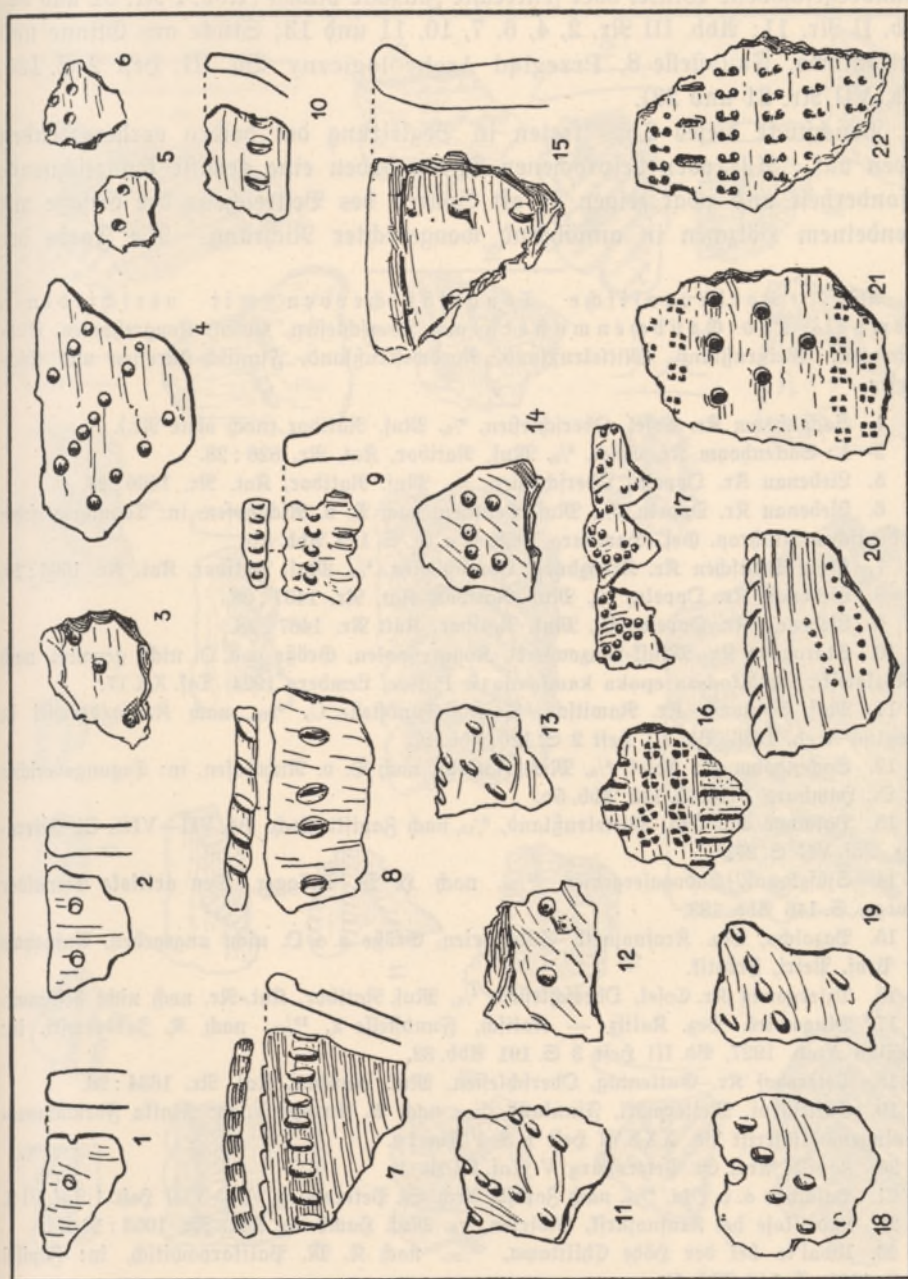


Abb. 6

zueinander stehen in verschiedenen (seltener denselben) Richtungen und ineinandergeschobene Winkel oder senkrechte Zickzacke bilden (Abb. I Nr. 31 und 32; Abb. II Nr. 11; Abb. III Nr. 2, 4, 6, 7, 10, 11 und 13; Stücke aus Glinno und Pietrzykowo, Fundstelle 8, Przegląd Archeologiczny Bd. III, Heft 2 S. 120, Abb. VII Nr. 21 und 23).

Bruchstücke dieses Typs treten in Begleitung der beiden vorhergehenden Typen auf. Alle oben besprochenen Typen haben eine gewisse kennzeichnende Besonderheit und zwar zeigen sie oft Spuren des Bestreichens der Gefäße mit irgendeinem Hölzchen in annähernd waagerechter Richtung. Die Farbe der

Abb. 7. Nordeurasische Tongefäßscherben mit verschiedenen Stempel- und Grübchenmustern aus Oberschlesien, Posen, Kongreßpolen, Südwolhynien, Weißrußland, Mittelrußland, Nordwestrußland, Finnisch-Karelien und Südsibirien.

1. Sadenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor (noch ohne Nr.).
- 2—4. Sadenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 826 : 28.
5. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1466 : 28.
6. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsberichte der deutschen Anthropol. Ges., Hamburg 1928, a. a. D. S. 112 Abb. 3b.
7. Klein Deutschen Kr. Kreuzburg, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1696 : 28.
8. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1467 : 28.
9. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1467 : 28.
10. Starogród Kr. Mińsk-Mazowiecki, Kongreßpolen, Größe a. a. D. nicht genannt, nach E. Koźłowski, in: Młodsza epoka kamienna w Polsce, Lemberg 1924, Taf. XX 17.
11. Maj. Sosnowa Kr. Rawitsch, Posen, Fundstelle C, $\frac{8}{15}$, nach R. Jazdzewski in: Przegląd Arch. 1926, Bd. III Heft 2 S. 120 Abb. 17.
12. Sadenhoym Kr. Cosel, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsberichte a. a. D., Hamburg 1928, S. 113 Abb. 5c.
13. Balachno a. d. Oka, Mittelrußland, $\frac{8}{15}$, nach Zapiski Arch. Bd. VII—VIII, St. Petersburg, Taf. VII S. 27.
14. Sjäskanal, Ladogaseegebiet, $\frac{12}{25}$, nach H. W. Brögger, Den arktiske Stenalder i Norge, S. 146 Abb. 183.
15. Bazaicha, Bez. Krasnojarsk, Südsibirien, Größe a. a. D. nicht angegeben, Aufnahme von Prof. Petri, Irkutsk.
16. Dziergowitz Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch nicht bestimmt.
17. Długawies, Bez. Kalisz — Kalisch, Fundstelle 2, $\frac{12}{25}$, nach R. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 191 Abb. 32.
18. Petershof Kr. Guttentag, Oberschlesien, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1634 : 28.
19. Säkijärvi, Meijermäki, Finnland, $\frac{8}{25}$, nach A. Europäus, in: Finska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. XXXVI Heft 1 S. 1 Fig. 1c.
20. Zapiski Arch. St. Petersburg V Taf. III 19.
21. Balachno a. d. Oka, $\frac{8}{15}$, nach Zapiski Arch. St. Petersburg VII—VIII Heft 1 Taf. VI 8.
22. Ladejskoje bei Krasnojarsk, Sibirien, $\frac{4}{5}$, Mus. Hamburg, Kat. Nr. 1053 : 10 Z I.
23. Uwal'le bei der Höhe Chilitawa, $\frac{12}{25}$, nach R. M. Palikarpowitsch, in: Zapiski Mińsk 1928, S. 140 Abb. 11.
24. Olonez, nahe Ladogasee, etwa $\frac{4}{10}$, nach J. Milio, Fragen der russischen Steinzeit, Helsingfors 1922, S. 36 Abb. 11b.



Abb. 8. Nordeurasische Tongefäßscherben, meist mit Rautenmustern, aus Ober- und Niederschlesien, Kongreßpolen, Ostpreußen, Lettland, Finnland, Ostschweden, West- und Mittelfußland und Südsibirien.

1. Sadenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 789 : 1928. — Nach B. v. Richtshofen, in: Tagungsberichte der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bericht über die 50. Versammlung, Hamburg 1929, S. 112 Abb. 4 (= Aus Oberschlesiens Urzeit IV 4).

2. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 578 : 1927. — Nach B. v. Richtshofen a. a. O. Abb. 3b.

3—6. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 4, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, noch ohne Kat.-Nr.

7. Militzsch Kr. Militzsch, Niederschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Breslau, noch ohne Kat.-Nr.

8—9. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 1468 : 1928.

10. Sadenhoym Kr. Cosel, $\frac{1}{1}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 821 : 1928.

11—12. Paulau Kr. Brieg, Niederschlesien, $\frac{4}{10}$, Mus. Brieg.

13. Rinnekalns (= Rinufalns) Kr. Bolmar (Balmiera), Lettland, etwa $\frac{4}{5}$, Staatl. Mus. f. Vor- und Frühgeschichte in Berlin, Kat. Nr. IIIa 75.

14. A strawischken Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Jedmar D, Ostpreußen, $\frac{12}{25}$, Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 84 Abb. 256.

15. Liebenau Kr. Oppeln, $\frac{4}{5}$, Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 1457 : 1928.

16. Woslofowo Gub. Wladimir, Mittelfußland, wohl etwa $\frac{8}{15}$. Nach A. S. (= A. Spigin), in Zapiski ... imp. russkago arch. obščestwa Bd. V, St. Petersburg 1903, Taf. XXXXI 12.

17. Długawies Kr. Kalisz, Fundstelle 2, West-Kongreßpolen, $\frac{12}{25}$, Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 203—248 : 1924. Nach R. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III, Posen 1928, S. 191 Abb. I 73.

18. Wirolahti (Wederlahti) Ksp. Heikilä, Finnisch Karelien, $\frac{4}{10}$, Mus. Helsingfors. Nach J. Nilio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland Bd. II, Helsingfors 1909, Taf. XVIII 11.

19. Esbo, Sperrings, unterer Wohnplatz, $\frac{4}{10}$, Mus. Helsingfors. Nach A. Europäus, in: Finska fornminnesföreningens tidskrift Bd. XXXVI Heft 1, Helsingfors 1926, Abb. 13m.

20. A strawischken Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Jedmar D, Ostpreußen, $\frac{12}{25}$, Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 84 Abb. 255.

21. Ratin Kr. Smolensk, Westrußland, etwa $\frac{1}{5}$, Mus. Smolensk. Nach A. R. Ujawdanski, in: Nautschnaja Iswestija smolenskogo gos. universiteta Bd. IV Abt. 3, Smolensk 1927, Taf. VIII 1.

22. Ulan Chada am Baikalsee, etwa $\frac{4}{10}$, Mus. Leningrad (?), nach A. Petri, in: Sbornik museja antrop. i etnogr. pri imp. akad. nawuk Bd. III, St. Petersburg 1916, Taf. XIII 10.

23. Tschadobeg, Angara-Kreis, Sibirien, etwa $\frac{4}{15}$. Nach G. v. Merhart, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XII Taf. VII Abb. p.

24. Bihanti, Ksp. Pikkäsaari, Provinz Oesterbotten, Finnland, $\frac{4}{10}$, Mus. Helsingfors. Nach J. Nilio a. a. O. Taf. XVII Abb. 10.

25. Turowskoje, Galitsch Gub. Rostroma, Mittelfußland. Nach A. M. Tallgren, in: Finskt Museum Bd. XXXI, Helsingfors 1924, S. 4 Abb. 2a.

26. Mlope, Provinz Uppland, Ostschweden, $\frac{4}{10}$, Mus. Stockholm. Nach A. W. Brögger, Den arktiske stenaldet i Norge, Christiania 1909, S. 33 Abb. 58.

27. Gefunden zwischen Memel und Schwarzort, Kurische Nehrung, Memelgebiet (früher Provinz Ostpreußen), $\frac{8}{15}$, Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte a. a. O. S. 27 Abb. 93.



Gefäße schwankt am häufigsten zwischen gelb, rot und bräunlich. Seltener zeigt sich graue und schwärzliche Farbe. Häufig tritt auch eine Beimischung großer weißer Sandkörner (im Ton) auf.“ — Soweit Jazdzewski.

Betrachten wir die schlesischen Scherben nach diesen drei Gruppen Jazdzewskis, so fehlt hier bisher die erste, während die zweite und noch häufiger die dritte vorhanden sind. Jazdzewski stellt u. a. fest, daß nach seinem Fundstoffs keine mit waagerechten Furchen verzierten Scherben durch ein Hölzchen gekerbte Ränder besäßen. Bei Stücken aus Liebenau Kr. Oppeln treffen aber diese Merkmale zusammen. Damit fällt ein wesentliches Unterscheidungsmittel zwischen den Gruppen 1 und 2 nach Jazdzewski fort. Auch in Westrußland ist der von Jazdzewski vermutete Unterschied nicht vorhanden. Dies zeigt z. B. ein durch Ljawdanski abgebildeter Scherben aus Ratin Gub. Smolensk⁷⁾. Wenig befriedigend ist bei Jazdzewski auch die ganze Aufstellung seiner Gruppe 3. Dieser

7) Nautschnaja iswestija smolenskogo gos. universiteta, Bd. III 3, Smolensk 1927, Taf. XI 16.

Abb. 9. Nordeurasische Tongefäßscherben, meist mit Grübchen-
mustern von seltener Form, aus Oberschlesien, Kongreßpolen, Pommern, Ost-
preußen, Finnland, Weißrußland, Nordwest- und Mittelußland.

1. Astrawischen Kr. Darkehmen, Fundstelle Jedmar-Moor, Ostpreußen, ⁸/₁₅, nach
W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens, Königsberg 1927, S. 14 Abb. 37.

2. Astrawischen Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Jedmar A, ¹/₅, nach W. Gaerte a. a. O.
S. 86 Abb. 259.

3. Königsberg-Stadt, ⁴/₅, nach W. Gaerte, Vorgeschichte Ostpreußens S. 43 Abb. 30
(obere Reihe Mitte).

4. Balachno a. d. Dña, Mittelußland, Größe a. a. O. nicht angegeben, nach Zapiiski
Arch. St. Petersburg VII—VIII, Taf. XI 17.

5. Gub. Oloneß, Nordwestrußland, ⁴/₅, nach A. W. Brögger, Den arktiske Stenalder
i Norge, 1919, Nr. 1, S. 147 Abb. 107.

6. Mähringen Kr. Randow, Pommern, ⁴/₅, Mus. Stettin, noch ohne Kat.-Nr.

7. Balonjne, Weißrußland, ⁴/₁₀, nach R. M. Palikarpowitsch, in Zapiiski ..., Minß 1928,
Taf. XV 13.

8. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien, ⁴/₅, Mus. Beuthen, Kat. Nr. 291 : 28.

9. Tschatschurk am unteren Sosch, Weißrußland, ⁴/₁₀, nach R. M. Palikarpowitsch, in
Zapiiski ..., Minß 1928, Taf. XXXIII 24.

10. Kangasala, Sarsa, Finnland, Größe a. a. O. nicht angegeben, Aufnahme Mus. Helsingfors.

11. Garbacha Kr. Homel, Gub. Mohilew, ¹²/₂₅, nach R. M. Palikarpowitsch, in Zapiiski ...,
Minß 1928, Taf. 46 Abb. 17.

12. Espoo, Finnland, ⁴/₁₀, nach A. Europäus, in Suomen Museo 1925, Bd. XXXII S. 26
Abb. 6d.

13. Sackenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien, ⁴/₅, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 447 : 28.

14. Kaukola, Heikki, Finnland, ⁴/₁₀, nach Europäus, in Suomen Museo 1925, Bd. XXXII
S. 37 Abb. 11.

15. Pietrznów, Bez. Slupca, Nordwest-Kongreßpolen, Fundstelle 8, ⁸/₁₅, nach
R. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 193 Abb. 20.



Abb. 9

gehören z. B. nur sehr wenig von den besonders bemerkenswerten Randscherben an. Es läßt sich dadurch schwer übersehen, ob nicht die oberen Teile der Gefäße seiner Gruppe 3 in Wirklichkeit öfters auch Merkmale der Gruppen 2 und 1 aufweisen. In diesem Falle wäre die ganze Gliederung Jazdzewskis nicht empfehlenswert. Andererseits entstammen vielleicht solche Scherben wie Jazdzewski Abb. II 11 und III 11 (Fingernagelverzierungen, Modlica, Fundstelle 1 und Pietrzyków, Fundstelle 4, beide Kr. Slupca, West-Kongreßpolen) und die Stücke mit Furchenstich im Stil seiner Abb. I 31 u. 32 (Mugawies, Fundstelle 2, Kr. Kalisz) und III 2 sowie III 4 (Pietrzyków, Fundstelle 2) nach der Art ihrer verschiedenen Muster überhaupt nicht aus ein und derselben Gruppe.

Über das zeitliche Verhältnis der einzelnen Fundplätze nordeurasischer Tongefäßscherben Schlesiens zueinander läßt sich nach den bisherigen Funden noch kein abschließendes Urteil fällen. Außer den auch in Posen und West-Kongreßpolen vorhandenen und schon von Jazdzewski berücksichtigten Merkmalen verbinden noch einige weitere Einzelheiten verschiedene schlesische Fundplätze miteinander. Betrachtet man die beiden, zahlreiche nordeurasische Scherben aufweisenden schlesischen Dünenwohnplätze von Sackenhoyrn Kr. Cosel und Liebenau Kr. Oppeln, dann ergibt sich deutlich z. B. folgendes: An beiden Orten haben wir wirre „Hölzchenstriche“, gerade Linienmuster, teilweise mit der für den nordeurasischen Stil kennzeichnenden Bildung von Rauten (Abb. 8 u. Taf. XVII), ferner Lochreihen, Siebgefäßscherben (z. B. Abb. 2), durch ein Hölzchen geferbte Ränder, Furchenstichmuster, Grübchengruppen und Stempelverzierungen (Abb. 5—9). An beiden Stellen fehlt dagegen bisher auffallender Weise, aber vielleicht trotzdem rein zufällig, der Lochbuckel. Wir haben diesen nämlich u. a. an dem großen Scherben aus einem Moor von Sabine Kr. Falkenberg OS., Fundstelle 1, dessen Stempelverzierung genau der von Scherben aus Liebenau und Sackenhoyrn entspricht (Abb. 4, _{1 u. 5}). Weitere Übereinstimmungen von Stücken verschiedener schlesischer Fundstellen lassen sich auch sonst nachweisen (vgl. Abb. 1—9). Wo wir die nordeurasische Irdenware schon genauer kennen als in ihrem westlichen Verbreitungsgebiet Ostdeutschlands und Westpolens zeigt sich aber, daß alle die fraglichen Stilmerkmale sehr langlebig sind. Man braucht also aus diesen Gemeinsamkeiten nicht etwa ohne weiteres auf eine nur kurze Zeitspanne für die schlesischen nordeurasischen Scherben zu schließen. Andererseits fehlen freilich bisher auch sichere Belege für ein etwaiges Vorhandensein besonders großer zeitlicher Unterschiede. Auffallend gegenüber Posen und West-Kongreßpolen ist, daß Linien in Wickelschnur-Technik unter den schlesischen Scherben bisher nur für Jellowa sicher nachgewiesen sind (Taf. XVII 3). Jazdzewski hat gerade diese Wickelschnur-Verzierung als bedeutsame Stütze einer frühen Zeitansetzung der von ihm behandelten Funde (Stufe 2 und Stufe 3, Anfang nach der nordischen Einteilung der jüngeren Steinzeit) benutzt, wie uns scheint aber nicht mit

Recht⁸⁾). Schon aus Nilios' Arbeit: „Fragen der russischen Steinzeit“⁹⁾, auf die sich Jazdzewski hier beruft, geht hervor, daß die Wickelschnur-Verzierung in den als nordeurasisch anzusprechenden Stilen zum Teil noch recht spät auftritt. Das erweisen u. a. auch in Wickelschnur-Technik hergestellte Grübchen. In Schlesien erscheinen diese z. B. — wohl als ein Einfluß aus dem nordeurasischen Kreis — in der Schnurkeramik, wie Scherben aus Heidewilgen Kr. Trebnitz beweisen¹⁰⁾. Die Wickelschnur-Verzierung gibt also keinerlei sichere Grundlage für das seinerzeit von Jazdzewski bei den entsprechenden Funden aus dem Nachbargebiet angenommene Alter, zumal die dortigen wickelschnur-verzierten Scherben zum Teil auch andere nicht besonders frühe Merkmale zeigen.

Vergleichen wir die schlesischen nordeurasischen Scherben mit solchen desselben großen Kulturkreises aus Ost- und Westpreußen und den benachbarten baltischen Randstaaten¹¹⁾, so sehen wir zwar wohl mancherlei Gemeinsamkeiten, aber doch im ganzen wesentlich mehr Unterschiede. Das gilt auch für die finnischen Vergleichsfunde. Diese sind sonst wegen der dort schon besonders gut herausgearbeiteten zeitlichen Gliederung der nordeurasischen Kultur von besonderem Belang. Betrachtet man die Zeitstellung einiger — in Schlesien gefundenen Stücke am stärksten entsprechender — Scherben aus Finnland nach den ausgezeichneten Arbeiten von A. Europäus¹²⁾, so sehen wir, daß diese aus den verschiedensten finnischen Stilen stammen und teils der Stufe 3, teils der Stufe 4 der jüngeren Steinzeit nach der Einteilung von Montelius angehören. Wenn wir die nordeurasischen Scherben Ostdeutschlands und Westpolens — abgesehen von der hier in einigen Gegenden, z. B. in Ost- und Westpreußen auch vertretenen reinen Kammkeramik — als zeitlich einheitlich ansehen wollten, käme man also dazu, sie dem Alter nach der spät-steinzeitlichen, von den finnischen Fachleuten „effektischen Mischkeramik“ genannten Irdenware gleichzusetzen, doch dürfte ein solcher

⁸⁾ K. Jazdzewski, Przyczynki do znajom. kult. prafinskiej w Polsce zach. (= Beiträge zur Kenntnis der urfinnischen Kultur in Westpolen), in Przegląd Arch. Bd. III 3 S. 200. Vgl. hierzu unten Nachtrag S. 92—93.

⁹⁾ Finska fornminnesföreningens tidskrift, Helsingfors, Bd. XXIX 1, 1922.

¹⁰⁾ B. Frhr. von Richthofen, Aus Oberschlesiens Urzeit 4 (Steinzeitliche Kamm- und Grübchenkeramik in Oberschlesien) S. 6 Abb. 6b. Vgl. dazu unsere Anm. 5. K. Jazdzewski behandelte das Auftreten solcher in Wickelschnur-Technik gekerbter Grübchen an wirklich nordeurasischen Scherben im Anschluß an Fundstücke aus Anielin Kr. Bychom in Westrußland Przegląd Arch. Bd. III S. 200—202.

¹¹⁾ Vgl. z. B.: E. Sturm, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Südbaltikum“. — A. M. Tallgren, Zur Archäologie Estis, Bd. I, Dorpat 1922. — H. Moora, Die Vorzeit Estlands, Tartu-Dorpat 1932. — C. Engel, Führer durch die vorgesch. Sammlung des Dommuseums in Riga, Riga 1933. — E. d. Sturms, Ein steinzeitlicher Wohnplatz am Gebrussee im Kurzeme, in Congressus Sec. Arch. Balt., Riga 1931, S. 411 ff. und Katal. d. Ausstell. z. Konferenz balt. Archäologen, Riga 1930.

¹²⁾ A. Europäus = Ayräpää, Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland im Acta Archaeologica Bd. I Heft 2—3, Kopenhagen 1930.

Schluß sicher zu weitgehend sein¹³). Die nordeurasische Erdenware Ostdeutschlands und Polens zeigt aber in verschiedenen Fällen in der Tat deutliche Berührungen mit der spät-steinzeitlichen Schnurkeramik, wie ich z. B. für die ostpreußische Haffküstenkultur bereits 1930 in meiner bisher ungedruckten Habilitationsschrift nachgewiesen habe. Vielleicht ist auch die Technik der in Wickelschnurart gekerbten Grübchen auf einem obererschlesischen schnurkeramischen Topf von Oberglogau Kr. Neustadt (Mus. Ratibor) auf diese Weise zu erklären. An dem bekannten Fundort von Rugau (polnisch Ruczewo) bei Gdingen traten nordeurasische Scherben des kamm- und grübchenverzierten Stiles in ein und derselben Schicht mit solchen der spät-steinzeitlichen Rugauer Kultur auf¹⁴). Alle diese Zusammenhänge zeigen folgendes: Am Beginn der Stufe 4 der jüngeren Steinzeit nach der Einteilung von Montelius lebten in Ostdeutschland noch von den Schnurkeramikern hier angetroffene Leute der nordeurasischen Kultur. Weiter erscheint aber gerade die Betrachtung der schnurkeramischen Funde aus Schlesien und anderen Gebieten darauf hinzuweisen, daß die nordeurasischen Altsachen unserer Gruppe im großen ganzen doch älter sind und wohl hauptsächlich in die Ganggräberzeit gehören. Es würde sonst vermutlich eine stärkere Beeinflussung beider Kulturkreise durcheinander erfolgt sein. Ihre Träger haben ja dieselben Siedlungsgebiete bevorzugt. Für die jung-steinzeitlichen Menschen der nordeurasischen Kultur können wir nirgends Ackerbau und Viehzucht nachweisen; nur der Hund war sicher ihr Haustier und sie lebten vorwiegend von „Sammelwirtschaft“, Jagd und Fischfang¹⁵). Diese beiden Tätigkeiten spielten offenbar auch in der Wirtschaft der schnurkeramischen Dünenfiedler noch eine besondere Rolle. Jazdzewski sagte, wenn die nordeurasische Kultur im heutigen Westpolen und Ostdeutschland nicht einheitlich so alt sei, wie er seinerzeit glaubte¹⁶), dann müßten auch Beziehungen zu nordischen Kulturgruppen mit tiefschichverzierter Tonware in Ostdeutschland und Polen nachweisbar sein. Die nordischen Kulturgruppen mit tiefschichverzierten Tongefäßen waren aber gewiß ihrer ganzen Eigenart nach den nordeurasischen Kulturen besonders wesensfremd. Dies mag dazu beigetragen haben, daß sich Beeinflussungen hier schwerer einstellten, selbst wo Berührungen wirklich vorkamen¹⁷). Bei den obererschlesischen Funden könnte man übrigens, mit größtem Vorbehalt gesagt, für die senkrechte Gliederung des Musters an

¹³) S. zu diesen Fragen auch A. Europäus a. a. D.

¹⁴) J. Kostrzewski, Nouvelles fouilles et découvertes en Poméranie polonaise, in *Revue anthropologique* Bd. XXXIX, Paris 1929.

¹⁵) Vgl. hierzu z. B. D. F. Gander, Forschungen zur Geschichte des Haushundes. Die Steinzeitrassen in Nordosteuropa, Leipzig 1930.

¹⁶) Einer freundlichen mündlichen Mitteilung von Herrn Dr. Jazdzewski verdanke ich die Auskunft, daß er die zu frühe Zeitansetzung der gesamten nordeurasischen Gefäßreste seines Arbeitsgebietes jetzt selbst nicht mehr aufrechterhält. Vgl. hierzu unseren Nachtrag auf S. 92—93.

¹⁷) Vgl. dazu K. Jazdzewski, Zusammenfassender Überblick über die Trichterbecherkultur, in: *Prähist. Zeitschr.* Bd. XXIII, 1932, S. 77 ff.

dem großen Scherben von Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, vielleicht einen nordischen Einfluß vermuten. Eine solche senkrechte Zerlegung der Verzierungsbestandteile, wie wir sie hier treffen, widerspricht nämlich im allgemeinen den Besonderheiten des nordeurasischen Stiles und erinnert an den nordischen



Abb. 10

Kulturreis. Der nordeurasische Kulturreis bevorzugt bei seinen Verzierungen in der Regel die Flächenfüllung und die waagerechte Reihung von Mustern, doch tritt eine senkrechte Anordnung z. B. auch in der frühen nordeurasischen Irdenware Finnlands im Gegensatz zu den dortigen jüngeren Stilen auf¹⁸⁾.

¹⁸⁾ Vgl. hierzu A. W. Bröggers Ausführungen über die nordeurasische Irdenware in seinem Buch „Den arktiske steenalder i Norge“, Christiania 1909, und A. Europäus a. a. O.

Betrachten wir die ostdeutsch-westpolnische Sondergruppe des nordeurasischen Kulturkreises mit grüßchenverzierter Irdenware im Vergleich zu russischen Funden, so zeigt sich sofort, daß trotz mancher verwandtschaftlichen Beziehungen ihre Herleitung aus Ostrußland sicher nicht in Frage kommt. Schon dadurch entfällt jeder Grund, mit Kostrzewski die nordeurasische Kultur Ostdeutschlands und Westpolens durch eine Einwanderung aus Ostrußland zu erklären¹⁹⁾. Weit stärker sind aber, wie im Gegensatz zu Kostrzewski auch schon Antoniewicz richtig erkannte, und noch mehr die neuen Veröffentlichungen von Palikarpowitsch und Ljawdanski zeigen²⁰⁾, die auch durch Jazdewski wenigstens schon an einigen Einzelbeispielen gestreiften Beziehungen zu Westrußland einschließlich von Weißrußland. Von besonderen Verzierungsmerkmalen, die sich aber z. B. ebenso in Oberschlesien (Abb. 9₈) wie in Ost rußland finden, nennen wir den „Grüßchenkranz“ (Abb. 9_{14/5/8/10}) und die gekerbten Stempel (Abb. 7). Aus dem jetzigen Ost polen wurden leider noch sehr wenig Funde veröffentlicht. Gerade solche sind aber auch für die Frage des siedlungsgeschichtlichen Verhältnisses westlicher nordeurasischer Altsachen zu den westrussischen von besonderem Belang. Die bisher zeitlich sicher bestimmbareren russischen Vergleichsstücke zu der schlesisch-posenschkongreßpolnischen Gruppe nordeurasischer Scherben gehören ebenso wie die finnischen meist teils der mittleren und teils der späten Jungsteinzeit an. Die vergleichbaren Scherben mit gekerbten Stempeln, der z. B. aus Liebenau Kr. Oppeln bekannten Art (Abb. 7₁₀) scheinen dort aber ebenso wie in Finnland alle ziemlich früh zu sein²¹⁾. Sie liegen z. B. auch von der durch Schukoff untersuchten Siedlung in Djalowo bei Moskau vor. Für diese dachte Schukoff anfangs sogar noch an eine Zugehörigkeit zur Stufe 2 der jüngeren Steinzeit nach der nordischen Einteilung²²⁾. Neuerdings setzt er sie mit Recht aber bereits in die Stufe 3²³⁾. Auf Grund der altpflanzenkundlichen Untersuchungen von Rudrjakow und Dozturowski gehört dieser Wohnplatz in die Mitte der sogenannten atlantischen-baltischen Klimastufe, und nach deren Ansicht etwa in die

¹⁹⁾ J. Kostrzewski, Kultura przedhistoryczna województwa pomorskiego, Thorn 1929 (= Die vorgeschichtliche Kultur Pommerellens). Im gleichen Jahre hat Kostrzewski aber die nordeurasischen Steinzeitsiedler Westpreußens in einer andern Arbeit dorthin aus Ost- oder Mittelrußland einwandern lassen, und zwar über Finnland und die baltischen Länder (Revue anthropologique, Paris 1929, Nr. 10—12 in dem oben schon genannten Bericht). Bei Westpreußen handelt es sich aber, abgesehen von dieser Unstimmigkeit, zum Teil auch um die in Schlesien nicht vertretene Gruppe mit reiner Kammerkeramik.

²⁰⁾ Vgl. B. Antoniewicz, Archeologia Polski, Warschau 1928, sowie R. M. Palikarpowitsch a. a. O. — Derselbe, Prace arch. kamm. I. B. K. Bd. 2, Mosk. 1930. A. N. Ljawdanski, in Nautschn. iswestija smolenskogo gos. unversiteta Bd. IV 3, Smolensk 1927.

²¹⁾ Vgl. auch A. Europäus a. a. O. und derselbe, Stenalsberns Keramik från kustbo-pladser i Finland, Finska fornminnesföreningens tidskrift Bd. XXXVI.

²²⁾ B. S. Schukow, in: Trudi antrop. nautsch. issl. instit. pri. I. mosk. gos. univers., Nr. I, Beilage zu Russ. antrop. schurnal Bd. XIV Heft 1—2, Moskau 1925.

²³⁾ B. S. Schukow, in: Eurasia Sept. Antiqua IV a. a. O.

Jahre 3000 bis 2500 v. Chr.²⁴⁾. Nach den neuesten Untersuchungen von Bertsch²⁵⁾ scheinen uns jetzt die pollenanalytischen Forschungsergebnisse in Łjalowo und besonders die für die dortige Siedlung nachgewiesenen Klimaverhältnisse kein Grund zu sein, den Wohnplatz für älter als frühganggräberzeitlich zu halten. Will man also die schlesischen vergleichbaren Scherben versuchsweise mit Hilfe der Funde von Łjalowo und entsprechenden anderen Siedlungen im Osten zeitlich näher einordnen, so kommt man auch dadurch wieder für die vermutlich ältesten Stücke unserer Gruppe auf die dem Zeitalter der Schnurkeramik vorausgehende Zeitstufe.

Recht bemerkenswert erscheint uns ferner ein Vergleich der nordeurasischen Scherben aus Schlesien, Posen und West-Kongreßpolen mit sibirischen Altertümern²⁶⁾. Bereits Jazdzewski fielen bei Stücken aus Posen und Kongreßpolen einige Übereinstimmungen zu Scherben aus Petris Ausgrabungen in Ulan Chada am Baikalsee auf²⁷⁾. Die gleichen Merkmale finden sich aber zum Teil noch viel weiter östlich und außerdem kommen noch verschiedene andere hinzu, z. B. durch die Anordnung mancher Grubchengruppen. Auch der Lochbuckel und die geferbten Ränder treten in West- und Mittel-Sibirien auf²⁸⁾. Die Scherben der grubchenverzierten nordeurasischen Irdenware aus West-Kongreßpolen, Posen und Schlesien zeigen z. T. sogar mehr Übereinstimmungen zur sibirischen, wie zu den nordeurasischen Gefäßstilen Finnlands! Bei der ungeheuren Entfernung Sibiriens von unseren ostdeutsch-westpolnischen Fundplätzen lassen sich daraus aber z. B. keine näheren Folgerungen für die Zeitstellung der westlichen Fundgruppe ziehen. Die Ähnlichkeit unter den östlichen Funden des nordeurasischen Kreises mit einem Teil der westlichen geht jedoch so weit, daß Herr Dr. Europäus, wie er mir persönlich mitteilte, bei allem Vorbehalt hier sogar die Möglichkeit eines vorübergehenden Erscheinens sibirischer Leute in unseren Gegenden nicht für ausgeschlossen hielt. „Hatten die Mongolen oder Hunnen in der Bronzezeit ihre Vorläufer?“, so schrieb mir z. B. Dr. Europäus gelegentlich in einem Brief über diese Frage. Wir möchten allerdings an-

²⁴⁾ B. S. Schukow, *Ruskii antropol. schurnal* Bd. XVI Heft 1—2. Moskau 1927. (Aussatz über die Frage der Schichtenfolge und Kulturzugehörigkeit des jungsteinzeitlichen Fundortes Łjalowo.)

²⁵⁾ Vgl. R. Bertsch, *Klima, Pflanzendecke und Besiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit nach den Ergebnissen der pollenanalytischen Forschung*, in: *Berichte der römisch-germanischen Kommission* Bd. XVIII, 1928, Frankfurt a. M. 1929.

²⁶⁾ G. v. Merhart, „Sibirien“, in M. Ebert, *Reallexikon der Vorgeschichte*. — B. E. Petri, *Sibirskii neolit*, Irkutsk 1927. — B. Frhr. von Richthofen, *Zur Frage der archäologischen Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordasien*, in: *Anthropos* Bd. XXVII, Wien 1932, S. 123—151.

²⁷⁾ B. E. Petri, in *Sbornik. mus. antrop. i etnogr. pri. imp. akad. nauk* Bd. III, St. Petersburg 1916.

²⁸⁾ G. von Merhart und B. Frhr. von Richthofen a. a. O.

nehmen, daß die Verwandtschaft der fraglichen Kulturgruppen zur Begründung der starken Ähnlichkeit ihrer Tongefäßstile auch ohne unmittelbare Beziehung genügt. Die nordeurasischen Siedler Sibiriens stammen gewiß nicht aus dem Westen, obwohl dies gelegentlich von anderen Verfassern angenommen wurde, und ebensowenig kam ein Teil der europäischen Siedler des nordeurasischen Kreises aus Sibirien²⁰⁾.

Abgesehen von den Tongefäßresten wissen wir über Altertümer des nordeurasischen Kulturkreises aus Schlesien bisher noch sehr wenig. Mehrfach traten mit nordeurasischen Scherben auf Dünen kleine Geräte aus Feuerstein auf, die zum Teil sicher mit ihnen zusammengehören. Dies zeigte u. a. besonders meine Probegrabung auf einer Düne in Sackenhoyrn Kr. Cosel. Die betreffenden Fundstücke ergaben bisher aber in Schlesien noch keine nur auf den nordeurasischen Kulturkreis beschränkte Sonderform.

Fast sämtliche zurzeit bekannten Siedlungsplätze der nordeurasischen Kultur aus Ober- und Niederschlesien liegen auf Dünen, alle in sandigem Gelände. Die meisten befinden sich am Ufer von Flüssen oder in deren Nähe (Oder, Bartsch, Birawka, Malapane), an kleinen Bächen (Lesnica, Lubliner Wasser, Promnegraben) oder am Rand eines einstigen Sees (schwarzer Teich von Sabine). Sie kennzeichnen sich auch durch diese Lage als Hinterlassenschaft einer ausgesprochenen Jäger- und Fischerkultur. Das stimmt mit allen Beobachtungen auch aus anderen Gegenden mit nordeurasischen Funden der jüngeren Steinzeit überein. Die Fundplätze sind rechts der Oder bereits jetzt über einen sehr erheblichen Teil von ganz Schlesien verstreut. Es darf wohl angenommen werden, daß sie sich gerade bei weiteren Forschungen mindestens hier, und vielleicht auch links der Oder, in den sandigen und dünenreichen Gebieten allenthalben finden können, auch wo sie jetzt noch fehlen. Die Verbreitung (vgl. Abb. 11) zeigt deutlich einen Zusammenhang mit den Posener und west-kongreßpolnischen Fundstücken, den wir außerdem auch aus der Eigenart der Altsachen selbst erschließen können.

Hoffentlich werden neue Funde und besonders auch planmäßige Grabungen an geeigneten Stellen uns bald die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit aus Schlesien noch genauer zeigen und in ihrer Entwicklung und Zeitstellung näher bestimmen lehren als bisher. Erst dann wird auch die Frage des Ursprungs dieser Kultur in Schlesien endgültig geklärt werden können. In meinem ersten Bericht über schlesische Scherben unserer Gruppe habe ich in „Aus Oberschlesiens Urzeit“, Heft 4, der Vermutung Raum gegeben, daß hier neben etwaigen Einwanderern von Osten vielleicht auch Nachkommen eines Teils der Bevölkerung mit Feuerstein-Kleinwerkzeugen der noch

²⁰⁾ S. dazu auch die einschlägigen Abschnitte von D. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, sowie M. Hoernes und D. Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst, 3. Aufl., Wien 1925, Anhang von D. Menghin; beide Werke mit weiteren Schriftnachweisen.

tongefäßlosen Zeiten mit zu den Trägern der nordeurasischen Kultur gehörten. Dies ist aber nach wie vor nur eine bloße Möglichkeit ohne Beweis.



Abb. 11. Die Verbreitung der Fundorte nordeurasischer Tonggefäßgräber der jüngeren Steinzeit in Schlesien nach dem Stande vom 1. Juli 1934

Im einzelnen sind zurzeit die folgenden schlesischen Fundorte des nord-eurasischen Kulturkreises mit Tonggefäßgräbern zu nennen³⁰⁾.

Provinz Oberschlesien.

1. Bruschieł (polnisch = Brusiek) Kr. Lublinitz. Mus. Posen. J. Kostrzewski, Posen. J. Kostrzewski, in: Przegląd Arch. Bd. IV S. 83. (Die Kulturzugehörigkeit des kennzeichnend nordeurasischen Scherbens von einem dortigen Dünenfundplatz wurde aber durch Kostrzewski, der das Stück abbildete, bei der Veröffentlichung nicht erwähnt.)

³⁰⁾ Vgl. unsere Karte, Abb. 11 mit der Eintragung der schlesischen Funde, sowie die hier erstmalig veröffentlichte Karte aus meiner noch ungedruckten Habilitationsschrift Abb. 10. Auf dieser zuletzt genannten Karte ist nur für Ostdeutschland, Westpolen und die baltischen Staaten möglichste Vollständigkeit erstrebt. Bei Rußland und einem Teil des Nachbargebietes ist eine solche ohne ausgedehnte und jetzt teilweise schwer durchführbare Museumsstudien nicht möglich. Benutzt sind für die große Karte auch Karten von A. B. Brögger, R. Jazdzewski und A. M. Tallgren. Dr. Jazdzewski verdanke ich zur Mitberücksichtigung auch die Kenntnis einer von ihm noch nicht veröffentlichten Karte polnischer Funde mit mehr Eintragungen als sie die von ihm bisher gedruckt bekanntgegebenen Karten aufweisen. Die auf unserer Karte erfolgte Berücksichtigung der Besiedlung am unteren Sosch ist ohne Rücksicht auf die genaue Lage der einzelnen Fundplätze eingetragen. Diese sind dort schon viel zu zahlreich nachgewiesen, als daß sie auf der Karte in größerer Menge Platz finden könnten. Die Vorlage unserer Abb. 10 zeichnete Frä. S. Wagner, Hamburg.

2. Roszcentin (Kol. Pielsau, poln. = Pilka Kolonja) Kr. Lublinig. Mus. Posen, in: Przegląd Arch. Bb. III S. 209: Dünenfundplatz.

3. Pluder (Petershof) Kr. Guttentag (früher Kr. Lublinig). Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

4. Siehe unten.

5. Klein Deutschen Kr. Kreuzburg, Fundstelle 1. Mus. Ratibor.

6. Sawiß Kr. Oppeln, Fundstelle 1. Mus. Ratibor.

7. Liebenau Kr. Oppeln, Fundstelle 1. Mus. Beuthen OS. und Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

8. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 3, b—c. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz. Unter den Scherben eine ganze Anzahl Stücke von ein und demselben Gefäß (vgl. Taf. XVII).

9. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

10. Siehe unten.

11. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1. Mus. Ratibor. Moorfund. Von einem vollständigen im Moor entdeckten Gefäß ist leider nur ein Scherben erhalten. Die anderen gingen, ehe Fachleute von dem Fund erfuhren, verloren. Der vollständige Topf wäre ein bisher für die ganze Vorzeitkunde Ostdeutschlands einzigartiges Stück gewesen.

11a. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 3. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

12. Sackenhoyrn Kr. Cosel, Fundstelle 1. Dünenwohnplatz. Mus. Ratibor.

13. Dziergowiß Kr. Cosel. Mus. Ratibor.

14. Oberwiß Kr. Groß Strehliß OS. Mus. Ratibor.

15. Sakrau Kr. Groß Strehliß OS. Dünenwohnplatz. Mus. Beuthen OS.

24. Collonowiska Kr. Groß Strehliß OS. Ein Scherben. Finder Dr. des. S. Kurzh. Verbleib des Scherbens unsicher, im Museum Beuthen nicht zu ermitteln.

Provinz Niederschlesien.

16. Paulau Kr. Brieg. Mus. Brieg.

17. Herrnkaschütz Kr. Militsch. Mus. Breslau.

18. Militsch Kr. Militsch. Mus. Breslau.

19. Brustawe Kr. Militsch. Dünenwohnplatz. Besitzer der Fundstücke zurzeit noch Graf Bernhardt zu Stolberg-Stolberg, Brustawe.

20. Siehe unten.

21. Herrnsstadt Kr. Guhrau. Mus. Herrnsstadt.

22. Samig Kr. Glogau. Mus. Breslau. Die Kulturzugehörigkeit des einen fraglichen Scherbens, Kat. Nr. 1736:1914, dürfte nordeurasisch sein, ist aber wohl noch nicht völlig gesichert.

23. Siehe unten.

24. Siehe oben hinter Nr. 15.

In unserer Liste noch nicht berücksichtigt sind einige allenfalls nordeurasische, möglicherweise aber auch schnurkeramische und sicher schwer genau bestimmbare Scherben aus Deutsch Würbzig Kr. Kreuzburg (Mus. Ratibor, auf der Karte Nr. 4), Klein Lahse Kr. Militsch (Mus. Breslau, auf der Karte Nr. 20) und Klein Borwerk Kr. Glogau (Mus. Breslau, auf der Karte Nr. 23). Aus technischen Gründen ist Nr. 10 auf der Karte nicht verwendet worden.

Während des Druckes der vorliegenden Arbeit lese ich noch einige kurze gedruckte Bemerkungen Jazdzewskis über seine neue Stellungnahme zum Alter

der nordeurasischen Tongefäßreste der jüngeren Steinzeit aus Polen und Ostdeutschland. Sie stehen in einem Bericht Jazdzewski über die Tätigkeit des Warschauer Staatlichen Archäologischen Museums im Jahre 1931 (Ż otlani wiekó w, Jahrg. 6, Heft 3, S. 39—40) und lauten übersetzt wie folgt: „Die vierte Sitzung fand am 20. Februar 1931 statt. Herr mag. Róndrad Jazdzewski hielt auf ihr einen Vortrag über die Arbeit von A. Europäus mit dem Titel: Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland und ihre Bedeutung für die jüngere Steinzeit Polens. Nach der Berichterstattung über diese Arbeit ging der Vortragende zur Besprechung der Zeitstellung der urfinnischen Kultur über, die in Mittel- und Westpolen und in Ostdeutschland eine örtliche Abart der Rammkeramik bildet. Nach seiner Meinung muß man sie entgegen der früheren Bestimmung von Herrn Jazdzewski der 4. Stufe der jüngeren Steinzeit zurechnen. Zu diesem Schluß führten den Vortragenden die an der Erdenware dieser Kultur sichtbaren Einflüsse der Schnurkeramik und der Megalithkeramik, ihr Auftreten in Ansiedlungen der 4. Stufe in Rußau (= Ruczewo), s-förmige Profile, flache Böden und die Wickelschnurverzierung bei der urfinnischen Keramik in Polen, Elemente, die in Finnland mit voller Sicherheit am Ende der jüngeren Steinzeit auftreten.“

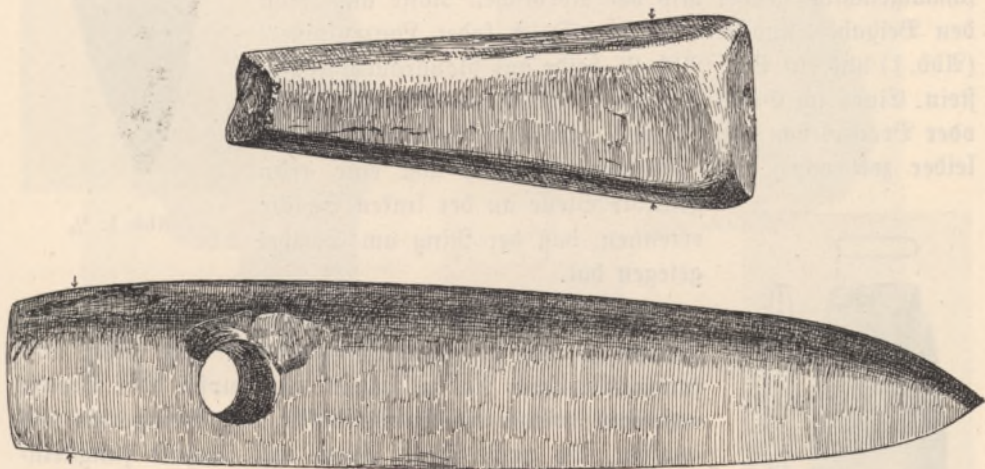


Abb. 12. Teil eines steinzeitlichen Verwahrfundes von Mahwiz Kr. Grottkau. $\frac{1}{3}$

Nach Seger, Altischlesien I S. 66. Vgl. S. 66 Abb. 1

Das frühbronzezeitliche Grab aus Neudorf Kr. Thorn

Von Wolfgang La Baume-Danzig

Mit 3 Abbildungen

Den verehrten Kollegen Seger, dem die ostdeutsche Vorgeschichtsforschung so viele Fortschritte, besonders für die älteren Abschnitte der vorgeschichtlichen Zeit verdankt, möge die Bekanntgabe eines Fundes erfreuen, der geeignet ist, unsere recht lückenhafte Kenntnis der ältesten Bronzezeit im Weichselgebiet einen Schritt weiterzubringen. Es ist ein Grabfund aus Neudorf Kr. Thorn, der im Heimatmuseum in Marienwerder aufbewahrt wird. Für die Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen, bin ich dem Leiter dieses Museums, Herrn Studienrat Heym sehr zu Dank verpflichtet.

Vor vielen Jahren stießen Arbeiter beim Riesgraben unweit Neudorf (an der Drewenz gelegen) auf ein Skelett, von dem der wohlerhaltene Schädel und einige Beigaben geborgen wurden; die Funde gelangten in den Besitz des Rektors Heym und später durch dessen Sohn in das Heimatmuseum in Marienwerder. Näheres über die Fundumstände ist nicht bekannt. Der Schädel (Abb. 3) ist lang, hoch- und schmalgesichtig, gehört also der Nordischen Rasse an. Von den Beigaben sind erhalten ein Dolch (oder Lanzenspitze?) (Abb. 1) und ein Beil (Abb. 2), beide aus blaugrauem Feuerstein. Einen im Grabe gefundenen Ring aus Metall (Kupfer oder Bronze) von etwa 5 cm Durchmesser haben die Finder leider zerbrochen und weggeworfen, doch läßt eine grün gefärbte Stelle an der linken Schläfe erkennen, daß der Ring am Schädel gelegen hat.

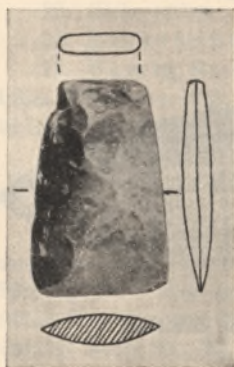


Abb. 2. $\frac{2}{5}$



Abb. 1. $\frac{2}{5}$

Wir haben es hier also sicher mit einem jener seltenen Funde zu tun, in denen Gegenstände aus Stein von jungneolithischer Art zusammen mit Kupfer oder Bronze auftreten; wieder ein Beweis dafür, daß Steingeräte und -waffen, die nach Stoff, Form und Technik jungsteinzeitlich erscheinen, in der ältesten Metallzeit „weitergelebt“ haben und demnach zum Teil in die Bronzezeit zu setzen sind.

Die Dolchflinge (Abb. 1) hat eine Schaftzunge, die gegen die Basis der fast dreieckigen Klinge auf der einen Seite fast rechtwinklig, auf der andern weniger scharf abgesetzt ist. Ähnliche Stücke sind aus Ronsbo

Kr. Graudenz¹⁾ und aus dem Bug-Gebiet²⁾ bekannt, kommen aber auch in Schweden³⁾ vor.

Die Beilklinge aus Neudorf (Abb. 2) hat linsenförmigen Querschnitt; sie steht einigen aus Litauen⁴⁾ bekannten Beilen sehr nahe. Es scheint demnach, als hätten wir es sowohl bei dem Dolch wie bei dem Beil mit (von Deutschland aus gesehen) östlichen Formen zu tun; jedoch bedarf die Verbreitung dieser Typen zunächst noch weiterer Untersuchungen an Hand des weit zerstreuten und ungenügend veröffentlichten Museumsmateriales.

Wenn auch aus dem Grabe von Neudorf Kr. Thorn keine Tongefäße oder Reste von solchen bekannt geworden sind (jedenfalls sind keine aufbewahrt worden), und wenn wir auch über den Grabbau nichts wissen, so ist es doch so gut wie sicher, daß hier ein Einzelgrab vorlag. Diese Tatsache und ebenso auch die Form des Schädels machen es wahrscheinlich, daß der bei Neudorf bestattete Mann der ältesten Bronzezeit einer Bevölkerung angehörte, die als unmittelbare Nachkommenschaft der „schnurkeramischen“ Bevölkerung der jüngsten Steinzeit anzusehen ist.



Abb. 3. Schädel von Neudorf Kr. Thorn

¹⁾ Städtisches Museum in Graudenz Nr. 4045; vergl. Przegląd. arch. III 2, 1926, S. 159 Abb. 19 (Łęga).

²⁾ Koźłowski, Młoda epoka kamienna (1924) Taf. XXIII Nr. 4–7; Antoniewicz, Arch. polska S. 54 Abb. 15 Nr. 14.

³⁾ Montelius, Minnen ... S. 34 Abb. 484 (Schonen); ähnlich Abb. 486 (Bohuslän).

⁴⁾ Koźłowski a. a. O. Taf. XVII, Nr. 7–9.

Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz, gestützt auf die Gräbervorkommnisse

Von Otto Tschumi-Bern

Mit Tafel XVIII—XXIII und 2 Abbildungen

Eine Anzahl neuester Funde meines Arbeitsgebietes scheinen mir das Problem des Übergangs von der Stein- zur Bronzezeitkultur auf schweizerischem Boden zu klären; an dieser Stelle muß ich mich auf Umriss beschränken. Zuerst lege ich das Material vor.

Die steinzeitlichen Gräber der Schweiz lassen sich in annähernd chronologischer Ordnung folgendermaßen gruppieren:

1. Höhlengräber mit Skeletten in gestreckter Lage: Hieher gehören die Vorkommnisse von Herblingen-Dachsenbühl 1874 (Doppelbestattung von Kleinwüchsigem), vom Schweizersbild 1891—1893 und von Thayngen (in der Besetzung 1914, von Boderer Eichen 1919). Allen drei Fundstellen sind die Beigaben von Serpula-Röhrchen gemeinsam, die aus dem Mittelmeergebiet stammen, und das Vorkommen von kleinwüchsigen Menschen¹⁾.

2. Höhlengräber mit Skelett in Hockerlage. Hier ist einzig der Fund von Birsach 1910, 1914 einzureihen, der mangels Beigaben nur ungefähr datiert werden kann; er lag nämlich in einer durch Topfscherben und Feuersteinwerkzeuge als neolithisch ausgewiesenen Schicht²⁾.

3. Kleine Steinkistengräber mit Hockerbestattung des Chamblandes-Glissetypus. Ich verweise auf meine frühere Untersuchung³⁾ und fasse hier zusammen: Steinkistengräber mit sitzenden und liegenden Hockern. Recht häufige Doppelbestattung von Mann und Frau ungleichen Alters, sogenannte Totenhochzeiten. Beigaben: Spitznackige, geschlagene Beile aus Feuerstein und Quarzit, Pfeilspitzen, durchbohrte Beilhämmer, Knöpfe mit V-Bohrung, Mittelmeermuscheln des Typus Tritonium, Buccinum, sowie Korallenperlen corallium rubrum Lam., Gagat- und Knochenperlen. Seltene Trepanationsscheibchen. Skelette nach A. Schenk kleinwüchsig; 1,58 m Durchschnitt für Männer und 1,48 m für Frauen. Die Schädelformen weisen auf folgende Rassen hin: 1. Cro-Magnon; 2. Chamblandes, verwandt mit Grimaldi und wie diese negroide Merkmale aufweisend; 3. „Nordische“ langschädelige Rasse.

¹⁾ Dachsenbühl: von Mandach, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich; Schweizersbild: Rüsch; Thayngen: 14. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1914, S. 30 ff.

²⁾ F. Sarasin, Steinzeitliche Stationen Birsach 1918, 98 ff. Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft Bd. 54, Abb. 2.

³⁾ Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1921.

Neu hinzugekommen sind: Höckergräber von Erlenbach (Kt. Zürich), Grab 1 mit Steinbeil. Grab 2 ohne Beigaben⁴⁾.

Das Höckergrab von Léchelles-Broye (Kt. Freiburg), 1885. Bei der Ausbeutung einer Riesgrube stieß man auf einen Höcker in der Stellung eines schlafenden Kindes, auf der Seite liegend und den Kopf auf die Hand gestützt. Beigaben: Ein Serpentinbeil und zwei rohe Gefäßscherben⁵⁾.

4. Steinkistengräber mit Skeletten in gestreckter Lage. Das Steinkistengrab von Opfikon (Kt. Zürich), 1931. In einer Steinkiste Doppelbestattung von Mann und Frau, gleichzeitig bestattet, Skelette in Rückenlage, kleinwüchsig. Beigaben: Breitnackiges Steinbeil, Feuersteindolch annähernd lorbeerblattförmig, zwei Messer und fünf Pfeilspitzen aus Feuerstein; von den letztern sind zwei dreieckig, eine rautenförmig und eine gestielt (Taf. XIX 1—9). Der Ausgräber datiert sie ins Spätneolithikum. Das breitnackige Steinbeil nordischen Einflusses und die erwähnten Pfeilspitzen gehören mit dem durchbohrten Beilhammer und den Fassungen mit langem Fortsatz zum Neolithikum II (Néolithique moyen nach Bouga), die lorbeerblattähnliche Dolchspitze ins Neolithikum III = Vollneolithikum.

5. Grabhügel mit Totenverbrennung. Neben den bekannten Gräberfeldern von Schöfflisdorf und Sarmenstorf führen wir auch noch weniger bekannte Vorkommnisse an, die von Burgdorf, Narwangen und Niederried bei Narberg stammen⁶⁾. Von den zwei letztern geben wir die wichtigsten Funde im Bilde wieder (Taf. XX 1—8). Dem Ausgräber E. von Fellenberg war das steinzeitliche Inventar neben dem eisenzeitlichen schon aufgefallen. Offenbar wurden auf den steinzeitlichen Grabhügeln hallstädtische neu errichtet, ohne daß dies bei der Ausgrabung unterschieden wurde.

Alle diese Grabhügel gehören nach Bestattungsbrauch und Beigaben zusammen. Vorherrschend sind Steinbeile, Feuersteingeräte und Gefäße mit Schnurverzierung. Der Grabhügel von Burgdorf ist in eine Fliehburg hineingebaut, der von Olten in der Nähe einer solchen errichtet.

Die spignackigen Steinbeile (Niederried, Narwangen), die Pfeilspitzen mit eingezogener Grundlinie, dem Altheimertypus vergleichbar (Burgdorf, Narwangen) und die Schnurkeramik (Schöfflisdorf, Sarmenstorf) erlauben die

⁴⁾ E. Bøgt, Das Steinzeitgrab von Opfikon. 40. Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums 1931, S. 43 ff.

⁵⁾ N. Peissard, La Broye archéol. Annales frihourg. 1925, S. 28.

⁶⁾ Burgdorf-Gynauflihe. 1877—1878. J. Reiser, Antiquarische Notizen Burgdorf. — Schöfflisdorf-Egg. 1846, 1866, 1909. 2. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1909, S. 52 ff.; 1910, S. 49 ff. — Niederried bei Narberg 1881—1886. Antiquarisches Museum Bern 1881—86, S. 16. — Narwangen-Bopfenwald (Kt. Bern), 1899. Jahresbericht des Historischen Museums Bern 1899, S. 43 ff. — Olten-Didenbännli 1912. 5. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgesch., 1912, S. 108 ff. von E. Tatarinoff. — Sarmenstorf-Zigiholz, 1925—1928. Reinerth und Bosch, Grabhügelfeld von Sarmenstorf, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1929.

Ansetzung in das Ende der Jungsteinzeit. Von besonderer Bedeutung ist im Grabhügelfeld von Sarmenstorf Hügel Nr. 5 mit einer bronzezeitlichen Nachbestattung.

6. Große Steinkisten mit Massenbestattung. Es mag auffallen, daß hier die übliche Bezeichnung „Dolmen“ weggelassen wird. Aber das Vorkommen von Auvernier ist kein Dolmen, sondern eine unterirdische Steinkiste und auch derjenige von Aesch gehört nicht zu den typischen Steinplattengräbern. Seine zeitliche Ansetzung ist nicht ganz gesichert.

Das „Dolmengrab“ von Auvernier 1876⁷⁾). Massengrab 1 mit Haupt- und Seitenkammern, 15—20 Skelette des Sittentypus bergend. Der Typus von Sitten gehört zur kurzschädigen oder alpinen Rasse, die auch in Graubünden und im Mittelland verbreitet war, wie der vorliegende Dolmeninhalt beweist. Beigaben: Durchbohrte Schmuckgehänge aus Serpentin, durchbohrte Zähne von Eber, Wolf und Bär, Perlen aus Knochen, Kupfer und Bronze; für die Datierung in die Bronzezeitperiode II ist die Nadel mit geschwollenem und durchbohrtem Hals wichtig. — Kleines Steinkistengrab 2 in der Nähe mit bronzezeitlichem Inventar: Bronzespannen, Bernsteinperle und Scheibenkopf aus Bronze.

Aesch, Rt. Baselland 1909. Leichenbrandbehälter mit Resten von 30 Erwachsenen und 10 Kindern. Beigaben: Durchbohrte Bären- und Hundezähne, rohe Tonscherben, Messer und Spitzen aus Silex, darunter eine von lorbeerblattähnlicher Form. Von F. Sarasin wurde das Inventar als spätneolithisch bestimmt⁸⁾, doch hat E. Vogt nachträglich in der Nähe des Steinkistengrabes jüngere Sachen gefunden. (Briefliche Mitteilung Dr. E. Vogt.)

Für die Aufstellung einer Chronologie der Jungsteinzeit und den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit sind bei dem Fehlen von Gräbern mit Stein- und Kupfergeräten die Funde der Chamblandes-Elis-Gruppe wichtig, wie hier gezeigt werden soll.

Die Zeitfunde der Chamblandes-Elis-Kultur

Der durchbohrte Beilhammer. Sein Vorkommen beschränkt sich nicht auf die Gräber, er ist in den Pfahlbauten viel häufiger, wie aus folgender Aufzählung erhellt: Murtensee: Guévaux (2 mal); Neuenburgersee: Serrières, Auvernier; Genfersee: Genf, St. Pieg; Zürchersee: Limmat, Bollishofen, Meilen; Pfäffikersee: Robenhäusen; Bodensee: Hiltzau (2 mal).

Der durchbohrte Beilhammer wird von J. Déchelette⁹⁾ in Frankreich nachgewiesen. D. Menghin nennt ihn dreieckiges Lochbeil¹⁰⁾ und weist ihn in der

⁷⁾ Pfahlbaubericht S. 36 ff.

⁸⁾ F. Sarasin, Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel XXI, S. 266 ff.

⁹⁾ Manuel I, Fig. 185, Abb. 1—3.

¹⁰⁾ D. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit 1931, S. 69.

Seine-Dise-Marnekultur nach, woraus Beziehungen zwischen beiden Gebieten abzuleiten sind. Die Form setzt im mittlern Neolithikum (= Neolithikum II oder Néolithique moyen Vouga) ein und entwickelt sich im Neolithikum III, dem Vollneolithikum (Néolithique récent Vouga), zur Streitart nordischer Herkunft.

Die Lorbeerblattspitze. Eine entfernt ähnliche Spitze wurde in der großen Steinkiste von Aesch gefunden; typische Formen kamen in den Steinkisten von Opfikon und Glis zutage. In dem Grab 2 der Ausgrabung 1900 von Glis bestand das Inventar aus folgenden Typen: (Taf. XIX 10—14) spignadiges Steinbeil aus Feuerstein, schmalnadiges Steinbeil, Spitze mit gerade abgesetzter Grundlinie, Lorbeerblattspitze und Pfeilspitze mit eingezogener Grundlinie (Altheimertypus). Diese gehören dem Vollneolithikum an; Begleitfunde: Gegabelte Steinbeilfassungen, Keramik mit erhabenem Wellenband und nordische Streitart.

Spignadige Steinbeile aus Feuerstein und Quarzit (Taf. XVIII 1-2, XIX 12). Sind sie durch die Lorbeerblattspitze und die Pfeilspitze vom Altheimertypus annähernd datiert, so müssen sie doch noch kurz auf ihr Vorkommen hin besprochen werden. Andere Landvorkommnisse sind Buch bei Aarau¹¹⁾ und Unterstedholz, Kt. Bern (Taf. XVIII 1), beide wahrscheinlich aus unbeachteten Gräbern stammend. Doch trifft man sie auch in Pfahlbauten wie Guévaux (Taf. XVIII 2) und Bauwil.

Durchbohrte Muscheln, Perlen und Knöpfe mit V-Bohrung (Taf. XVIII 4—5). Im Fundinventar der Chamblandes-Glis-Kultur kommen alle diese Schmucksachen in Menge vor. Die Muscheln stammen aus dem Mittelmeergebiet, von wo sie über die Alpenpässe in unser Land gelangten, entweder als Handelsware oder von italischen Einwanderern mitgebracht. Die Knöpfe mit V-Bohrung werden zwar von Much u. a. als aeneolithisch oder kupferzeitlich angesprochen. Doch dürften sie auch schon im jüngern Vollneolithikum vorkommen; deren Nachweis unter bemalter Keramik der Butmirkultur verdanken wir D. Menghin¹²⁾.

Alle diese vier Zeitformen gehören entweder dem mittlern oder dem Vollneolithikum an, in denen die Chamblandes-Glis-Kultur ihren Höhepunkt erreicht hat.

Herkunft der Chamblandes-Glis-Kultur

1. Italischer Einschlag. Wir haben die Chamblandes-Glis-Kultur in unserer Untersuchung von 1921 als eine italische Kultur bezeichnet, die am meisten Verwandtschaft mit der Grimaldikultur aufweise und zwar auf Grund folgender Erwägungen (S. 35):

¹¹⁾ Geßner, Katalog Aarau Taf. II 20.

¹²⁾ Wiener Prähistorische Zeitschrift 1922, S. 77.

In Grimaldi tritt vereinzelt ein Vorläufer der schweizerischen Steinkiste auf, bestehend aus aufrechten Steinen und quer gelegter Platte, die aber nur einen Teil des Körpers deckt.

In Grimaldi findet sich ausnahmsweise in dem Grabe mit Negroïden die sitzende und liegende Hockerstellung; beide werden in Chamblandes zur Regel.

Die Bestattung von zwei Toten verschiedenen Geschlechtes und Alters kommt in Grimaldi einmal, in Chamblandes häufig vor.

Die Übereinstimmung ist besonders bei den Beigaben auffällig. In Grimaldi: Durchbohrte Muscheln des Typus *Trochus*, *Cypraea*, *Nassa Neritea*, durchbohrte Hirschzähne, Knöchelchen und Ockerbeigaben. In Chamblandes: Durchbohrte Muscheln des Typus *Tritonium*, *Buccinum*, Eberzahn-lamellen, Korallenperlen der Gattung *Corallium rubrum* Lam. und Ockervorkommnisse.

In Chamblandes stellte A. Schenk eine Rasse fest, die mit der von Grimaldi verwandt ist und wie diese negroïde Züge trägt. Ebenso eine „nordische“ langschädliche Rasse.

Unter den italischen Rassen der Endsteinzeit erwähnt U. Rellini¹³⁾ eine schwarzhaarige dolichocephale Mittelmeerrasse neben einer brachycephalen aus dem Orient, ferner eine ältere armenoïde und schließlich eine blondhaarige, dolichocephale Rasse hohen Wuchses, deren Herkunft umstritten ist. In der nachweislich ältesten neolithischen Schicht unserer Pfahlbauten, im Néolithique ancien der Station Port-Conty hat P. Bouga zwei langschädelige Skelette gefunden, die einer eingewanderten italischen Rasse angehören könnten¹⁴⁾.

Die spitznackigen Feuersteinbeile von Glis ähneln den schmalnackigen Beilen des Fundplatzes von Rivoli, Prov. Verona (Museo Preistorico Rom Nr. 68815—18), wo diese zusammen mit den auch in Glis nachgewiesenen Lorbeerblattspitzen (ebendort Nr. 68814) vorkommen. Zu allem Überflusse gesellen sich hinzu Mikrolithen, Pfeilspitzen mit quergestellter Schneide, Altheimer Pfeilspitzen, geflügelte Pfeilspitzen des Neolithikum IV — Typus Binels¹⁵⁾, Eberzahn-lamellen, durchbohrte Knochenplättchen und Keramik mit Buckelwarzen, Öfen und Zickzackverzierung. Ähnliche Funde stammen vom Vico del Gargano (Prov. Foggia), wo das spitznackige Feuersteinbeil in überraschender Ähnlichkeit mit dem Gliser Stück auftritt. Häufig sind Spalter der Campigny-kultur.

Damit sind die italischen Bestandteile der Chamblandes-Glis-Kultur annähernd umschrieben. Nicht dazu gehören der durchbohrte Beilhammer, und

¹³⁾ U. Rellini, *Le Origini della Civiltà Italiana* 1929, S. 46.

¹⁴⁾ P. Bouga, *La Néolithique lacustre ancien* 1934, S. 53.

¹⁵⁾ Th. Fischer, *Chronologie der Pfahlbauten* 1920, Abb. 21a.

auch die Lorbeerblattspitze ist wahrscheinlich aus der ostpyrenäischen Megalithkultur nach Oberitalien gewandert. D. Menghin¹⁶⁾ spricht diese Kultur als eine italische an. Die Grimaldikultur ist nach ihm (a. a. O. S. 33f.) eine schwer zu gliedernde Fundgruppe, die zwar mit den Kulturen von Aurignac, Solutré und La Madeleine des mittlern und westlichen Europa parallel laufe, aber jeden Einschlag von Solutré- und Madeleinetypen vermissen lasse. Erst ganz am Ende sei, besonders in Sizilien, ein Zustrom von Spätcapsienformen zu bemerken. In die gleiche Zeit sei möglicherweise das erste Auftreten der Campignykultur anzusehen; auf alle Fälle folge dann in gewissen Teilen der Halbinsel ein spätes Campignien, während in andern die Grimaldikultur langsam in das Frühneolithikum übergehe. Auf Taf. XVII gibt er die Typen dieser Grimaldikultur, die er als apenninische Gruppe der miolithischen Klingenkultur bezeichnet. Da erscheinen neben Klingen, Schaber, Hobel und Krager, Stichel, Mikrolithen auch Formen wie die Doppelspitze aus Knochen.

Gestützt auf diese Formen, die z. T. nahe Verwandtschaft mit dem Néolithique ancien zeigen, nimmt nun auch P. Bouga in seiner neuesten Schrift (a. a. O., S. 68) Zusammenhänge zwischen der Grimaldikultur und den schweizerischen Pfahlbauten an.

2. Der pyrenäische Einschlag. Die Kenntnis dieser Kultur dankt man den Forschungen von P. Bosch-Gimpera und J. de C. Serra Rafols. Man unterscheidet eine west- und ostpyrenäische Megalithkultur. In der letztern treten, wohl unter dem Einfluß der gleichzeitigen katalanischen Gruppe, Glockenbecher mit Schnurverzierung, Feuersteinspitzen von Lorbeerblattform, Steinperlen und Knöpfe mit V-Bohrung auf. In einer jüngern Stufe, in der die Dolmen durch Steinkisten abgelöst sind, verschwinden die Glockenbecher, die Pfeilspitzen weisen gezähnte Seiten auf, das Kupfer erscheint in Perlenform. Hier scheint die Lorbeerblattspitze zu Hause zu sein¹⁷⁾. In der jüngsten Stufe tauchen Kalksteinperlen geflügelter Form auf, kleine dreieckige Bronzedolche, Kleeblattköpfige Nadeln, Ahlen mit Verbreiterung in der Mitte.

Als wichtige Leitfunde seien erwähnt:

Das Walzenbeil. Es stammt diese Form, die in unsern Pfahlbauten in unabsehbarer Menge vorhanden ist, aus der südfranzösischen Höhlen- oder Grottenkultur, die nach allgemeiner Auffassung von den iberischen Völkern von Spanien nach Südfrankreich verbreitet worden ist.

Relieffkeramik (Taf. XVIII 7). Es sind oft große, mächtige Gefäße mit Tonwülsten am Halse und angebrachten Fingerabdrücken¹⁸⁾. Die genaue Datierung fällt schwer. In unsern Pfahlbauten sind solche Gefäße häufig.

¹⁶⁾ Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit 1931, S. 388.

¹⁷⁾ Vgl. Ebert, Reallexikon IV, Taf. XXII.

¹⁸⁾ Abgebildet bei Ebert, Reallexikon IV, Taf. XV.

Die Lorbeerblattspitze (Taf. XVIII 3). Diese Form dürfte hier ihren Ursprung genommen und nach den Westalpen und Oberitalien verbreitet worden sein. Sie kommt auch im Pfahlbau Möriegen vor.

Der Glockenbecher mit Schnurverzierung (Taf. XVIII 8). In unsern Gräbern fehlt er, doch erscheint er in den Pfahlbauten von Suz und Vinelz, daneben auch in einigen oben erwähnten Grabhügeln.

Die geflügelte Steinperle (Taf. XVIII 5). Sie tritt selten auf, vereinzelt im Pfahlbau Möriegen. Die südfranzösischen sind abgebildet bei Ebert¹⁹⁾ in einer Perlenkette. Häufig sind die gewöhnlichen Knochen- und Steinperlen in Scheibchenform, die sich im Pfahlbau Möriegen als Verzierung an Bronzeringen finden.

Die Nadel mit Kleeblattkopf. Im Dolmen von Liguise, Dep. Aveyron, erscheint sie neben Silbergeräten. Sie gehört zu den wichtigsten Beigaben der Bronzezeit IC im Wallis und im Berner Oberland²⁰⁾.

Die westpyrenäische Megalithkultur ist in manchen Zügen verwandt mit der östlichen, doch wahrt sie ihre Eigenart. Die Grabformen sind Galeries couvertes, aber mit seitlichen Eingängen, und Steinkisten. Unter den Gefäßen treten Becher mit Füßen auf (vases polypodes), die offenbar auch in die Pfahlbauten der Westschweiz gelangt sind²¹⁾. Diese Gefäßform findet sich in den Fundplätzen von Greng (2 mal) und Möriegen (2 mal) (Taf. XVIII 6).

Zusammenfassung. Die Chamblandes-Elis-Kultur ist nicht einheitlicher Natur. Sie setzt sich aus einer italischen und einer pyrenäischen Wurzel zusammen, zu der sich noch Einflüsse der Seine-Oise-Marnekultur gesellen. Als Träger der italischen Kultur kommen die Ligurer, als die der pyrenäischen Iberer, Ligurer und Kelten in Betracht; in diesem Grenzgebiet der Pyrenäen und der Rhone ist es zu Völkermischungen wie Keltiberer, Iberoligurer und Keltoligurer gekommen. Um deren linguistische und archäologische Erforschung haben sich Schulden, H. Schuchardt und Bosch-Gimpera verdient gemacht.

Die Bronzezeitstufen der Schweiz

Auf zwei neuere Arbeiten, die zwar vorwiegend die Gliederung der Jungsteinzeit betreffen, sei hier kurz hingewiesen.

Ischer²²⁾ unterscheidet in seinem Neolithikum IV, Typus Vinelz = Bronzezeit I nordische Streitäxte, Doppeläxte, Dolche, Ahlen, breitnackige Beile aus Kupfer und Schnurkeramik aus Gräbern von Schöfflisdorf.

Sein Neolithikum V, Typus les Roseaux bei Morges = Bronzezeit II enthält Randbeile, langgestreckte Dolche, Armspangen (Gräber von Auvernier), geflügelte Pfeilspitzen und Henkelkrug mit kugeligem Boden.

¹⁹⁾ Reallexikon IV, Taf. XXV 25 und Taf. XXVI.

²⁰⁾ Ebert a. a. O., Taf. XXVII.

²¹⁾ Solche Typen sind abgebildet bei Ebert, Reallexikon IV, Taf. XXXI.

²²⁾ Th. Ischer, Chronologie der Pfahlbauten 1920.

Bouga leitet in seinem *Néolithique IV* mit nordischen Streitäxten, Äxten und Dolchen aus Kupfer und den Pressigny-Klingen zur Bronzezeit hinüber²³⁾.

Wir kommen zu folgender Gliederung:

Bronzezeitstufe IA = Reinecke A1, Große Steinkisten mit Massenbestattung (Aesch? und Auvernier).

Diese Gruppe ist als Grundlage für eine Weiterentwicklung zu klein, in ihrer Datierung zudem schwankend. Denn Aesch ist vielleicht vollneolithisch, Auvernier dagegen gehört schon zur Bronzezeitstufe II. Sobald sich Steinkisten der Chamblandes-Glis-Gruppe mit Kupfer finden würden, müßte diese Gruppe an deren Stelle treten. Innerlich gehören sie wohl auch zusammen.

Bronzezeitstufe IB = Reinecke A2, Grabhügel mit Schnurkeramik (Schöfflisdorf und Sarmenstorf).

Diese reicher und einheitlicher vertretene Gruppe erscheint als Übergangsstufe gesichert (vgl. Sarmenstorf Grabhügel Nr. 5).

Bronzezeitstufe IC = Reinecke A3, Kleine Steinkisten und Flachgräber mit Einzel- und Doppelbestattung in häufiger Hockerlage. In der Südwest-Schweiz läßt sich eine Rhone- und eine voralpine Gruppe erkennen. Diese sollen unten eingehender besprochen werden.

Daran reihen sich:

Bronzezeitstufe II = Reinecke B, Hügelgräber, ältere Stufe. Hier werden sich auch noch Unterabteilungen unterscheiden lassen.

Bronzezeitstufe III = Reinecke C—D, Hügelgräber, jüngere Stufe.

Bronzezeitstufe IV = Reinecke Bronze D — Hallstatt A, Urnenfelder, ältere Stufe.

Hallstattzeitstufe I = Reinecke Hallstatt A—B, Urnenfelder, jüngere Stufe.

Diese zunächst schematisch erscheinende Einteilung hat den Vorteil der Klarheit für sich.

Gehen wir zur Behandlung der Bronzezeitstufe IC über. Die Fundorte dieser Stufe verteilen sich im wesentlichen auf das Wallis und den Genfersee und die voralpinen Gebiete der Kantone Freiburg und Bern. Wir unterscheiden demnach eine Rhone- und eine voralpine Gruppe.

Zur erstern gehören: Raron, Sitten, Drône, Conthey, Ollon-Berchiez und Charpigny, Montreux, Chardonne-Bevey und Lausanne (La Bourdonnette); zur letztern: Enney, Broc, Montagny-les-Monts, Allmendingen bei Thun, Renzenbühl-Strättligen und Spiez.

Die Rhonegruppe hat typische Steinkisten mit Hockerbestattung. Das älteste Vorkommen ist das von Berchiez (zwischen Ollon und Nigle 1835). Mehrere hundert Steinkisten sollen aufgedeckt worden sein. Innenmaße $1,67 \times 0,67 \times 0,67$ m. In den Gräbern lagen Knochenhaufen, auf denen der

²³⁾ P. Bouga, *Classification néolithique lacustre suisse* 1929.

Schädel ruhte. Zwischen den Gräbern Kohlenester. Beigaben: Armspangen und eine Nadel mit Kleeblattkopf aus Bronze, ferner eine Bronzeplatte mit Wolfszahnornament, wohl als Brustschmuck dienend²⁴). Die Form der Kleeblattkopfnadel mit vier seitlichen Flügeln hat sich aus der zweiflügeligen der ostpyrenäischen Kultur entwickelt. Der Brustschmuck aus Bronzeblech ist an Stelle der Eberzahnlamellen in Chamblandes getreten. Wir stellen fest: Fortdauer der Grabanlage und der wichtigsten Totengebräuche und Umwandlung der Beigaben nach dem Stande der Kulturentwicklung.

Die Gräber der voralpinen Gruppe sind:

Enne y. Flachgräber mit Steinkranz, Schleifennadeln, Scheibennadel, spatelförmiges Randbeil, Bronzeröhrchen, kleiner, dreieckiger Dolch, Dolch mit bogenförmigem Griffansatz²⁵).

Broc-Montsalvens. (Abb. 1—2.) Steinkisten aus Trockenmauerwerk und Steinplatten. Totenbestattung. Scheibennadel, Rollennadel, Dolch mit bogenförmigem Griffansatz, Schmuck in Form von Anhängern, Bronzeröhrchen und Bronzespiralen²⁶).

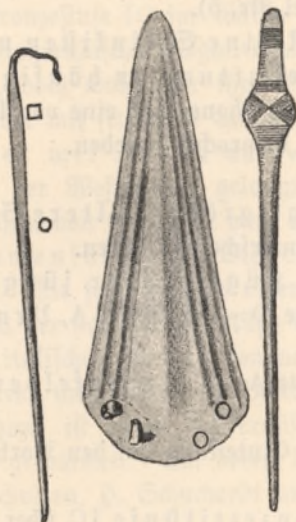


Abb. 1. Männergrab

Zwei Grabfunde von Broc-Montsalvens, Kanton Freiburg

Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

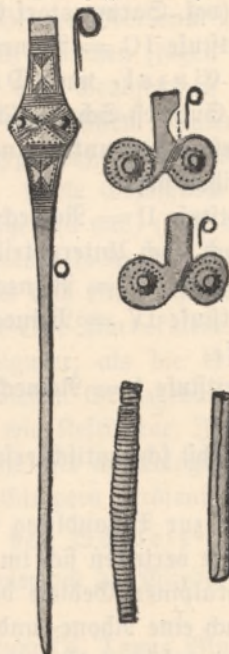


Abb. 2. Frauengrab

Montagny-les-Monts, 1926. Drei Gräber, Grab 2 mit Steinplattenboden und Trockenmauergewölbe, z. T. Hocker? Beigaben in Grab 1: Einfache Schleifennadel, in vielfachen Spiralen um den Schaft gewunden. In Grab 2: Italischer triangulärer Dolch²⁷).

²⁴) Die zwei letztern sind abgebildet in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 1843, Taf. I 1 u. 2.

²⁵) Annales fribourg. 1916, S. 252.

²⁶) 2. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1909, S. 68.

²⁷) 18. Jahresbericht der Schweizer. Gesellschaft für Urgeschichte 1926, S. 58; 1927, S. 61; Peiffard, Annales fribourg. 1927, S. 31.

Almendingen bei Thun. 1920—33. Gräberfeld im Wylerhölzli. Bestattungen, auch Hockerstellung. Beigaben in Grab 1: Kleiner Dolch mit starker Mittelrippe und bogenförmigem Griffansatz, Halsring mit eingerollten Enden. (Taf. XXII 1—2.) Grab 2: Mehrere Gefäße in Scherben, die Kerbschnittverzierung aufwiesen (Taf. XXI 2), dazu ein Bronze-knopf, undurchbohrt. (Taf. XXII 3a—b.) Grab 3: Halsring und Dolch mit Wolfszahnverzierung am vierfach gelochten Griffende. Grab 4: Zwei Halsringe mit eingerollten Enden, zwei Bronzeröhrchen, Bernsteinperle, vermutlich mit V-Bohrung. Grab 5: 800 Schnecken der Gattung *Columbella rustica*, sowie ein kegelförmiger Knopf mit V-Bohrung, unverzierte Gefäßscherbe. Grab 6: Bronzearmring aus Doppeldraht mit eingerollten Enden und drei *Columbellaschnecken*. (Taf. XXII 4—7.) Grab 7: 800 Schnecken der *Columbella rustica*, ein Drittel an der Spitze, zwei Drittel auf der Seite angeschliffen, auf das ganze Grab zerstreut, auf der Brust in Ovalform, 12 unter dem Schädel²⁸⁾. (Taf. XXI 1).

Renzenbühl-Strättligen. (Taf. XXIII 1—12.) Steinplattengräber mit Nachbestattung der Latènezeit. Grab 1—2 mit gemischtem Inventar, Grab 3 latènezeitlich, Grab 4—5 bronzezeitlich. Beigaben: Trianguläre „italische“ Dolche, Halsring, Leistenbeil mit Goldstifteinlage, Scheibennadeln²⁹⁾.

Spiez. Trockenmauergräber mit Hockerstellung in Grab 1 und 2, gestreckter Lage in Grab 3. Beigaben: Grab 1 u. 2: Schleifennadeln mit umgebogener Spitze³⁰⁾ (Taf. XXII 8—9).

Die Leitfunde der voralpinen Gruppe. Die Gräber von Almendingen knüpfen unmittelbar an die mittel- und vollneolithische Chamblandes-Glis-Kultur durch die Führung der Knöpfe mit V-Bohrung an.

Knöpfe mit V-Bohrung. Wir verweisen auf die frühern Ausführungen über diesen Leitfund, S. 99. Diese Knöpfe, die in Glis noch massenweise festgestellt wurden, treten nunmehr nur noch vereinzelt auf. Ihre Stelle vertreten jetzt die *Columbellaschnecken*. Es erhebt sich die Frage, auf welchem Wege die Chamblandes-Glis-Kultur in die Gegend am Thunersee gewandert ist. Darüber noch ein Wort im Schlußabschnitt.

Geflügelte Bronzeanhänger. Man könnte in Versuchung kommen, sie als Nachbildungen der obenerwähnten geflügelten Steinperlen der pyrenäischen Kulturen zu erblicken. Ganz abgesehen davon, daß es darunter Formen gibt, die man nicht mehr als geflügelt bezeichnen kann, ist der entwicklungsgeschichtliche Zusammenhang der beiden Formen kaum zu beweisen.

Anders steht es mit den geflügelten Bronzeanhängern von Broc-Montsalvens (Abb. 2) und ähnlichen geflügelten Formen aus Gold der ägäischen Inselkultur. Sie kommen u. a. in Phaestos auf Kreta und in dem Schachtgrabe V von Mykenae vor, allerdings nicht lose, wie die bronzenen aus Broc, sondern in Form von zahlreichen ineinandergehängten Gliedern oder zu einem Kettenfranz vereinigt³¹⁾.

²⁸⁾ Jahrbuch des Historischen Museums in Bern, 1933.

²⁹⁾ Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich II 7, 21; Jahn, Kanton Bern, S. 257 ff.

³⁰⁾ Jahresbericht des Historischen Museums in Bern, 1920, S. 10.

³¹⁾ Bossert, Mithra 190 c; National-Museum Athen. Die Bronzanhänger von Broc-Montsalvens muß man auf den Kopf stellen, um die schlagende Übereinstimmung mit den ägäischen Funden zu bemerken.

Damit haben wir ein neues kleines Beispiel gefunden für enge Beziehungen der ägäischen Kultur Mitteleuropas. Auf derartige enge Zusammenhänge der beiden Gebiete hat schon Reinecke eindringlich hingewiesen²²⁾.

Die Schleifennadel kommt in zweifacher Form vor. Als einfache Rollennadel (Taf. XXII 8) und dann als Schleifennadel mit Umwicklung des Halses (Taf. XXII 9). Diese Form, früher auch cyprische Nadel genannt, ist in der Ägäis zu Hause, findet sich aber auch in Böhmen vor. Daher ist sie ebenfalls auf östlichen Einfluß zurückzuführen. Bouga meldet ihr Auftreten in bronzezeitlichen Pfahlbauten des Neuenburgersees.

Die Columbella-Schnecken, Gattung *Columbella rustica* (Bestimmung von Dr. Ed. Gerber, Konservator am Naturhistorischen Museum Bern), sind im Mittelmeergebiet zu Hause. Ihr Auftreten ist in der Rhonegruppe sehr häufig, doch nirgends in dieser beträchtlichen Häufung, wie in einzelnen Gräbern von Allmendingen (Taf. XXII 5—7). Ihr Begleitfund, der Knopf mit V-Bohrung, zeigt die nahe Beziehung zur Chamblandes-Elis-Gruppe, aus der sich über eine noch nicht gefundene Kupferstufe die Bronzezeitgräber von Allmendingen entwickeln haben können. Allfälligen Versuchen, einzelne dieser Gräber als vollneolithisch zu erklären, widerspricht ihr Auftreten zusammen mit dem Bronzering aus Doppeldraht in Grab 6, der in der Rhonegruppe (Olon-Charpigny) ebenfalls vorkommt.

Wir vertreten deshalb die Ansicht, daß die *Columbella rustica*-Schnecken als Zeitfunde der Bronzezeitstufe IC zu betrachten seien. Reinecke weist sie in Oberolm, Rheinhessen nach.

Die massenhafte Verwendung von Mittelmeerschnecken in frühbronzezeitlichen Gräbern ist nur durch ständige lebhafteste Verbindung der Alpenvorlande mit dem Mittelmeere zu erklären.

Über die triangulären „italischen“ Dolche hat zuletzt G. Kraft gehandelt. Er weist sie in Gräbern der Rhonegruppe nach in Granges, Vev, Olon und Lausanne. Aus dem Umstande, daß sie einzig im Wallis in Gräbern gefunden sind, während die Stücke in Italien und Deutschland aus Einzel- oder Depotfunden stammen, schließt er auf ihre Entstehung im Wallis. Dazu ist zu bemerken, daß sie in der voralpinen Gruppe ebenso häufig vorkommen, und zwar in Renzenbühl-Strättligen und Montagny-les-Monts in Gräbern, in Ringoldswil in einem Depotfund. Außerdem sind in nächster Nähe dieser Fundorte des Berner Oberlandes sichere Spuren von zwei Bronzegießereien nachgewiesen, nämlich in Heustrich (Randertal) und Wimmis, am Eingang ins Simmental. Die Verbindung zwischen dem Simmental und dem freiburgischen Fundplatz erfolgte vermutlich über den Jaunpaß. Man könnte daher ebensowohl auf ihre Entstehung im Berner Oberlande, wie im Wallis schließen.

²²⁾ P. Reinecke, Beiträge zur frühen Bronzezeit Mitteleuropas 1902.

Die Scherben der Kerbschnittkeramik in Allmendingen-Thun (Taf. XXI 2) sind ein überraschendes Vorkommnis, weil diese Keramik dadurch der frühen Bronzezeit zugewiesen wird. Mit den Kerbschnittscherben zusammen fand sich ein Bronzeknopf, der sein Gegenstück in Böhmen findet³³). Behrens³⁴), der zuletzt eingehend über die Kerbschnittkeramik geschrieben hat, setzt sie in die mittlere Bronzezeit. Ihre Hauptverbreitungsgebiete innerhalb der Rheinländer sind die Schwäbische Alb, das Unterelsaß — vorzüglich erschlossen durch Schaeffer — und das Mittelrheingebiet. Aus dem wichtigen Umstande, daß die südlichen Funde die ältern, die mittelrheinischen die jüngern zu sein scheinen, zieht er den Schluß, daß die ganze Technik aus dem Süden komme. Das hat auch schon Déchelette gefunden. Er bildet Kerbschnittscherben aus der neolithischen Höhle von St. Bérédème (Gard) ab³⁵). Im übrigen leitet er sie von den Glockenbechern ab, die in den Pyrenäen, in Sizilien und in Böhmen nachgewiesen sind³⁶) und hat damit, seinerseits ohne Schlußfolgerung, die zwei Wege angedeutet, auf denen die Inskultur nach Europa ausgestrahlt hat: Ägäis — Böhmen — Rheingebiet und Ägäis — Sizilien — Pyrenäen — Schweizer Alpen.

Zusammenfassung. Die Bronzezeitstufe IC weist eine Rhonegruppe auf, die sich von Sitten nach Lausanne erstreckt. Daran schließt sich nördlich eine voralpine Gruppe, mit Broc und Thunerseegegend als Mittelpunkt. In den typischen Zeitformen lassen sich ostpyrenäische, italische und ägäische Einflüsse erkennen, die es wahrscheinlich machen, daß seit dem Vollneolithikum bis zur frühen Bronzezeit enge Verbindungen zwischen dem Ostmittelmeer und Mitteleuropa bestanden.

Die Träger dieser Kultur und die benützten Wege. Zum Schluß streifen wir noch die Frage, wer die Träger dieser vollneolithischen und frühbronzezeitlichen Kultur waren. Fest scheint zu stehen, daß in Oberitalien die Ligurer sitzen, die sich durch die Provence bis an den Genfersee vorgeschoben haben. Ohne die umstrittene Ligurerfrage aufzurollen, dürfen wir Genua und Genava als ligurische Städte, die Rhone und den Tessin (nach J. U. Hubschmied) als ligurische Flüsse ansprechen. Seit dem Vollneolithikum scheinen ligurische Stämme dieses Gebiet zu bewohnen; auf den beiden schiffbaren Flüssen drängen sie in das Alpengebiet vor. Als Landwege kommen die Alpenpässe in Betracht. Als kürzesten Paßübergang von dem Ligurergebiete in die Schweiz haben wir 1921 den Großen St. Bernhard angenommen, D. Menghin hat dem Simplon als dem weniger hohen Verkehrsweg den Vorzug gegeben. Aber damit sind die Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft. Es ist auch der Tessinweg ins Auge zu

³³) Rich Iy, Böhmen Taf. XVII 49. Fundort Jhotka.

³⁴) In Ebert, Reallexikon VI, S. 328 f.

³⁵) Manuel II 1, S. 378.

³⁶) Manuel I, S. 550.

fassen. Zwar kennt man ganz wenige neolithische Einzelfunde aus dem Tessin, ebenso fehlen Pfahlbaustationen an unsern tessinischen Seen. Das dürfte davon herrühren, daß die Seen, insbesondere der Langensee, verlandet sind, und man müßte Pfahlbauten im Deltagebiet zwischen Bellinzona und Locarno erbohren. Bei Abwesenheit von Fundvorkommnissen greifen wir zu den Ortsnamen. Nach heute noch gültiger Auffassung Arbois de Jubainvilles und Kretschmers sind Ortsnamen auf -asco, -osco, -usco als ligurisch anzusprechen. Nur ist Vorsicht vonnöten, weil diese Suffixe noch im Mittelalter namenbildend gewirkt haben. Sie lassen sich im ganzen Verlauf des Tessin feststellen, wie aus folgender nur ganz kurzer Zusammenstellung hervorgeht: Giubiasco, Biasca, Barnasco, Osco, im Bedrettotal Albinasca, Ossasco. Es ist der Weg durch das Tessin-Bedrettotal über den Rufenenpaß (2441 m) ins Oberwallis; von da führt eine Abzweigung über die Grimsel (2172 m) ins Aaretal; deren Begehung ist durch bronzezeitliche Funde gesichert, während im Goms und obern Rhonetal die Funde versagen.

Aber fast noch wichtiger als dieser Alpenweg muß der Lufmanier (1917 m) gewesen sein, wenn man sich auf die Dichtigkeit der ligurischen Ortsnamen auf dem südlichen Anstieg verlassen darf; an diesem Wege liegen: Biasca-Comprovasco, Brugiasco, Somascona.

Alle diese Land- und Wasserstraßen haben wohl auch der Einfuhr der Kupferbarren gedient, die zur Erzeugung der Bronze in unserm kupferarmen Lande nötig waren. Die Rhone kommt als Kupferweg für die Westschweiz vielleicht weniger in Betracht, als die Loire, da im *Enéolithique IV* von Bouga breitnackige Kupferbeile neben den eingeführten Klingen von Grand-Pressigny im Loiregebiet auftreten.

Da Verbindungen zwischen dem Berner Oberlande und dem Wallis bestanden haben müssen, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, ist der Gedanke an einen unmittelbaren Paßverkehr auch über die Berner Alpen mit dem Vollneolithikum naheliegend. Außer der schon erwähnten Grimsel kommen noch der Lötschenpaß (2695 m) und die Gemmi (2329 m) in Frage. Bei diesen beiden Alpenübergängen reichen die Bronzezeitfunde im Norden und Süden an deren Fuß heran.

Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel

Von P. Bosch Gimpera-Barcelona

Die Bronzezeit hat bis jetzt zu den Epochen der spanischen Vorgeschichte gehört, die sich am schwersten wissenschaftlich einordnen ließen. Ihre Funde stammen bis auf sehr wenige Zonen der Halbinsel nicht aus Gräbern oder Wohnstätten, und sie bilden auch keine geschlossenen Einheiten, an denen kulturelle Veränderungen sichtbar werden. In der Mehrzahl der Fälle beschränken sie sich auf einzelne Typen von Beilen, die man nur durch Vergleich mit anderen europäischen Ländern und auch nur von einem rein typologischen Standpunkt aus datieren kann. Weite Gebiete der Iberischen Halbinsel haben überhaupt keinerlei Funde ergeben und wenn wir Einzelfunde besitzen, so gehören diese nach der üblichen Chronologie entweder den Anfangsperioden (der Kultur von El Argar) oder schon der Schlußzeit an, die mit der intereuropäischen Periode IV zusammenfällt (die galizischen und portugiesischen Fundstätten mit Absatzbeilen und der Fundort an der Flußmündung von Suelva mit Schwertern und Fibeln). An Kulturkreise wie bei der Steinkupferzeit oder der Eisenzeit zu denken, schien darum unmöglich. In der Eintönigkeit der argarischen Kultur und in ihrer Verbreitung nach Portugal, Katalonien und andern Gebieten hin schien schon angedeutet, daß die Kulturkreise der Steinkupferzeit sich während der Bronzezeit völlig verloren hatten.

Trotz alledem aber glauben wir heute die Frage der kulturellen Entwicklung der Halbinsel während der Bronzezeit aufstellen zu können. Natürlich muß dies mit allen nur denkbaren Vorbehalten und auch nur als vorläufige Stellungnahme geschehen¹⁾. Obwohl bei dem spanischen Material eine Unterteilung in einzelne Perioden, wie dies in Frankreich und England der Fall ist, nicht angeht, müssen wir doch diese Perioden und die Unterteilung der ersten derselben übernehmen, um die Funde der Halbinsel in die allgemeine Chronologie einreihen zu können. Es ergibt sich demnach:

Periode I mit drei Unterperioden a, b und c von etwa 2500—1700, wobei die Unterstufen a und b wahrscheinlich von etwa 2500—2000 reichen und den Übergang von der Steinkupferzeit zur Bronzezeit darstellen; die Unterstufe c umfaßt die Zeit von 2000—1700,

Periode II von 1700—1400, Periode III von 1400—1200 und

¹⁾ Wir fassen in diesem Artikel Gedankengänge zusammen, die wir zum großen Teil schon in andern Arbeiten veröffentlicht haben: Bosch, *Le néo-énéolithique dans l'Europe occidentale et le problème de la chronologie*. *Revue Anthropologique* 1930 S. 244 ff. (auch portugiesisch veröffentlicht): *O neo-eneolítico na Europa occidental e o problema de sua cronologia* in *Trabalhos da Sociedade portuguesa de Antropologia e Etnologia* III 1928 S. 192 ff.; Bosch, *Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'Ouest de la péninsule Ibérique*. *Préhistoire* II 1933, S. 195 ff.; Bosch, *I rapporti fra le civiltà mediterranee nella fine della Eta del Bronzo*. *Il Convegno archeologico in Sardegna*, giugno 1926, Reggio Emilia 1929; Bosch, *Etnologia de la península Ibérica*. Barcelona 1932.

Periode IV von 1200—1000 (in einigen Gebieten Europas dauert sie noch etwas länger und bildet an einzelnen Orten den Übergang zur Eisenzeit).

Es ist hier nicht der Ort, diese absoluten Zeitbestimmungen zu begründen. Sie stützen sich auf die Ergebnisse von Montelius, Rosfinna, Reinecke, Déchelette und anderen, und, was das Anfangsdatum anbelangt, auf H. Schmidt²⁾.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Kultur von El Argar mit der Periode I zusammenfällt, da die Kultur der Kupferzeit im ganzen vor 2500 liegt. Für die Fundorte von Absatzbeilen und die von Schwertern und Fibeln in Huelva, denkt man an die Periode IV. Außer diesem Material weist nur Katalonien vereinzelt Funde auf, die die Lücke zwischen beiden Perioden füllen. Es sind Beile, die die typologische Reihe von dem flachen Beil bis zu dem Absatzbeil vervollständigen. Die Formentwicklung führt über einen Beiltypus mit vorspringenden Rändern, von dem verschiedene Abwandlungen und Stufen der Entwicklung vorhanden sind.

Was die kupferzeitlichen Kulturen anbelangt, so müssen wir hier an eine erste Änderung der Besiedlungsverhältnisse denken. Es scheint heute bewiesen, daß, wie in anderen europäischen Gebieten, sich auch an der Peripherie Europas im Norden (Skandinavien, Norddeutschland) und im Westen (Irland, Frankreich, Pyrenäenhalbinsel, Italien) die kupferzeitlichen Kulturen mit dem gleichen Charakter der eigentlichen Kupferzeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt der ersten Periode der Bronzezeit, d. h. also bis rund 2000, fortsetzen. Es dürfte dies im allgemeinen während der Bronzezeitstufen Ia—b der Fall gewesen sein. Dadurch aber wird das Vorhandensein einer eigentlichen Kupferzeit vor 2500 — eine Datierung, die H. Schmidt für die Kulturen des Glockenbeckers, der sich gerade vor dieser Zeit ausbreitet, annimmt — in keiner Weise in Frage gestellt, obwohl nach 2500 an einigen Orten am Rhein, in Holland, in England (die round barrows), ebenso in gewissen äußersten Orten Spaniens (Almería) Überbleibsel des Glockenbeckers und teilweise Änderungen in den Grundbestandteilen jener Kultur vorkommen. In der nordischen Kultur wird das Fortdauern der Kupferkultur während der Periode Ia—b durch die Entwicklung der megalithischen Steinkisten, durch Nebenformen in gewissen Werkzeugtypen und in der Keramik bewiesen. In England drängt sich in die alte megalithische Kultur von

²⁾ Die Chronologie von H. Schmidt ist öfters angefochten worden. Trotzdem glauben wir von allgemeinen Gesichtspunkten her, das Datum 2500 muß als Ende der reinen Steinkupferzeit festgehalten werden, auch wenn in großen Gebieten besonders von West- und Nordeuropa während der darauffolgenden Bronzezeitstufen Ia und Ib noch keine Bronze vorhanden ist und sie als Übergangszeit zum neuen Zeitalter betrachtet werden müssen. Verschiedene zeitliche Gleichsetzungen und Einzelheiten der Arbeit von H. Schmidt werden freilich berichtigt und vervollständigt werden müssen. Neuerdings hat Åberg (Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie, Stockholm 1933) auf Grund einer niedrigeren Zeitansetzung von Troja II auch die Kunjetitzer Kultur und infolgedessen ebenso die früheren Kulturen beträchtlich herabgesetzt. Die Gründe von Åberg scheinen mir nicht überzeugend zu sein. Deswegen möchte ich an der klassischen Datierung festhalten, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß kleine Berichtigungen nicht vorgenommen werden können.

französischem Typus die Einwanderung von Völkern der Glockenbecherkultur. In Irland entwickelt sich in weitem Ausmaß die megalithische Kultur von portugiesischem Typus. In Frankreich setzen sich mit wichtigen Abwandlungen die bretonische, die pyrenäische u. a. Kulturen fort. Auf der Iberischen Halbinsel und im Westen des Mittelmeeres scheint dasselbe vor sich zu gehen.

In Portugal haben wir als Kupferzeit vor 2500 die Kultur von Palmella mit dem Glockenbecher (unsere volle Kupferzeit a). Danach entwickelt sich in der Bronzezeit I, Stufen a—b, die Kultur von Alcalar mit ihren großen Kuppelgräbern und ihrem Material aus Silex in den feinsten Formen (Pfeilspitzen mit konkaver Basis und vorstehenden Enden, die zurückgebogene Flügel bilden). Die Verarbeitung des Kupfers nimmt jetzt einen großen Aufschwung; der Glockenbecher, der in Portugal immer etwas fremd und nur von Andalusien übernommen war, verschwindet. Zu gleicher Zeit scheint die portugiesische Kultur ihre größte Ausdehnung zu besitzen. Sie verbreitet sich durch Andalusien, wo sie bedeutend nach Osten vordringt. Sie macht damals der Kultur von Los Alcores im Tal des Guadalquivir ein Ende, indem sie diese durch die Kultur der Kuppelgräber (Matarrubilla, Cueva de la Pastora, Carmona, Romeral) ersetzt. Aus damaliger Zeit scheinen auch die wichtigen bedeckten Galerien (Cueva von Menga und von Biera in Antequera), die megalithischen Gräber aus der Gegend der Lagune von La Janda und die Cueva del Tesoro von Málaga mit Pfeilspitzen von konkaver Basis nach portugiesischem Typ zu stammen. Den Ausgangspunkt für die Verbreitung bildet sowohl die megalithische Kultur der Provinz Huelva (der Dolmen von Soto) wie die von Extremadura, und ihr Weg ging durch die Provinz Cordoba (Schieferplatte von Espiel, Gräber mit Gängen in Villanueva de Córdoba im Tal von Los Pedroches; das Grab von Alcolea). Diese Verbreitung scheint das Ergebnis einer wahren Invasion portugiesischer Stämme zu sein, die sich auch der Provinz Granada bemächtigen. Hier hinterlassen sie als Spuren die megalithischen Gräber von Don Diego in Alicán, in denen Geräte von portugiesischem Charakter auftreten und zwar als kennzeichnende Dinge Schieferplatten und Pfeilspitzen mit konkaver Basis.

Die megalithische Kultur der Provinz Granada stellt das Bindeglied zwischen der portugiesischen und der Kultur von Almería dar. In letzterer macht die Stufe von Los Millares, die eine vorgeschrittene Kupferzeit darstellt, heute den Eindruck einer späten Entwicklung, die chronologisch der portugiesischen Kultur von Alcalar parallel läuft, also absolut in die Bronzezeit Ia—b gehört. Sie stellt das Ergebnis einer Durchdringung mit portugiesischen Bevölkerungsteilen dar, die von der Provinz Granada her kommend, sich mit den Eingeborenen mischen und westliche Typen wie Kuppelgräber, Pfeilspitzen mit konkaver Basis, Schieferplatten ("idolos-placas"), Idole aus Knochen (Phalangen) und weiter gewisse Formen der Keramik einführen, Typen, die sich im

allgemeinen nicht bis zu den nördlichen Ausläufern der Kultur von Almería ausbreiten.

In andern Gegenden wieder scheint damals die Kultur von Almería eine gewisse Ausdehnungskraft zu besitzen, was wohl mit Bewegungen des Almería-Volkes, in dem wir die Ahnen der Iberer sehen, zusammenhängt. Diese Bevölkerung trägt die Kultur von Almería nicht nur in das ganze Ebrotal, sie dringt in die Grenzgebiete nach Mittelspanien ein, wo sie der Glockenbecherkultur ein Ende macht und sie in den Provinzen Logroño, Soria, Guadalajara (das Kuppelgrab von Portillo de las Cortes) und Madrid durch die Kultur von Almería ersetzt. In dem südlichen Teil von Katalonien hält sich unterdessen die Kultur von Salamó, die vermischt mit der Höhlenkultur und der von Almería, sich nach dem argarischen Typ hin entwickelt. In der Nordzone von Katalonien dürfte — wie im Baskenland und im Süden von Frankreich — die pyrenäische Kultur mit mehr oder weniger wichtigen Einschränkungen fortgedauert haben. Dieses Überleben der Kupferzeit scheint man auch im übrigen westlichen Mittelmeer beobachten zu können. In Sardinien dauert damals die Kultur von Anghelu-Ruju fort, und in der Kultur der ersten sikulischen Periode von Sizilien und dem Süden von Italien erhält sich ebenso für lange Zeit der kupferzeitliche Charakter ohne Bronze. Dadurch aber werden die chronologischen Schwierigkeiten gelöst, die durch den Parallelismus zwischen einem bestimmten Zeitpunkt der ersten sikulischen Periode und der zweiten Schicht von Troja auftraten und deretwegen die Datierung von 2500 für das Ende der eigentlichen Kupferzeit (eigentlich ihrer Höhepunkte im Westen), wie sie H. Schmidt gab, nicht anerkannt wurde.

Erst nach dieser verspäteten Kupferzeit scheint die Bildung der Kultur von El Argar in Almería anzufangen, wobei die eingedrungenen portugiesischen Volksteile aufgesogen oder vertrieben werden und der einheimische almerienische Charakter wieder aufersteht. In Almería bezeichnen die Fundstätten von Lugarico Viejo und Fuente Bermeja, in denen die argarischen Typen noch keineswegs die Regel geworden sind, diese Etappe in der Bildung der argarischen Kultur, die mit der Bronzezeitstufe Ic, d. h. der Zeit gegen 2000 oder später, zusammenfallen dürfte.

In Portugal beobachtet man nach der Kultur von Los Millares eine große Veränderung; die megalithischen Typen verschwinden, abgesehen von wenig bedeutenden Resten (das Grab der Quinta von Agua Branca und kleine Steinlisten nach dem Typ von Castro Marim u. a.). Auch das Material wandelt sich, und zwar verlieren sich grade die echt portugiesischen Besonderheiten (die Schieferplatten z. B.). Die Keramik greift die sich bildenden argarischen Typen auf, dabei blüht die Verarbeitung von Kupfer und auch von Gold, und die Beziehungen mit dem Westen von Europa (mit der Bretagne und Irland) werden reger. In Galizien ereignet sich das gleiche. Hier bestehen Zusammen-

hänge zwischen den galizischen Eingravierungen („*inscultaras*“) mit den Gravierungen der megalithischen Gräber aus der Bretagne (*Gavrinis*) und aus Irland (*Lough Crewe* und *New Grange*). Zweifellos besteht damals in Portugal ein wachsender almeriensischer Einfluß, der sich in der Zeit der eigentlichen Kultur von *El Argar* fortsetzt (Steinkisten von *Alcaria del Pocinho*, von *Ervidel* usw.). Wer kann wissen, ob diese bedeutende Einwirkung nicht von einer almeriensischen Einwanderung herrühren könnte, die, als Gegenstoß gegen den früheren portugiesischen Einfall, Völker des Südostens der Halbinsel durch ganz Andalusien nach Portugal gebracht hat! In Andalusien herrscht überall, ganz besonders in den Minengegenden der *Sierra Morena*, die argarische Kultur mit den eigentlichen Typen von *Almería*. Hier hält ihre Blüte zweifellos lange an und weist trotz der Einförmigkeit der Typen großen Reichtum auf.

Nach alledem nimmt die argarische Kultur in ihrer Entwicklung nicht den Anfang der Bronzezeit ein. Sie hat in dieser eine mittlere Stellung, die ausgezeichnet mit deren zweiter Periode (von 1700—1400) zusammenfällt und sich noch bis in die dritte (von 1400—1200) ausdehnen könnte. Den Schlüssel zu dieser Zeitrechnung würden die röhrenförmigen Perlen aus blauem Glas aus dem argarischen Gräberfelde von *Fuente Alamo* in *Almería* geben, die man auch in englischen Fundorten vom Ende der Kultur der *round barrows* und ausschließlich in Verbrennungsgrabstätten aus dem mittleren Teil der Bronzezeit, der vor der Periode IV liegt, gefunden hat. Solche Perlen sind in Ägypten in der Epoche von *Tell el Amarna* (zu Ende der 18. Dynastie, nicht weit von 1400) ganz gebräuchlich, nur daß sie dort schon viel früher auftreten. Diese Verbindung würde die vorgeschrittene argarische Kultur von *Fuente Alamo* an den Übergang von der Bronzezeit II zur Bronzezeit III (um 1400) verlegen, und zwar sowohl weil der eigentlichen Kultur von *El Argar* in Spanien kulturelle Gruppen, die mit andern europäischen der Bronzezeit I zusammenhängen, vorausgehen, als weil eine ihrer vorgeschrittenen Entwicklungsstufen mit dem mittleren Teil der englischen Bronzezeit zusammenfällt. Der Epoche von *El Argar* würde also eine sehr lange Dauer zuzuschreiben sein. Ein weiterer Beweis hierfür wäre, daß in argarischen Steinkisten in Portugal gravierte Waffen zu sehen sind, die nicht aus dem Anfang der Bronzezeit, sondern ihrer vorgeschrittenen Entwicklung wegen zum mindesten aus ihrer zweiten Periode zu stammen scheinen: Beile von sehr kreisförmiger Schneide und Schwerter, die den argarischen in den Grabplatten von *Defesa* in *S. Thiago de Cacem*, von *Panoios de Durique* und von *Beringel* gleichgestellt werden können.

Wenn die Frage der Chronologie der argarischen Kultur in dieser Weise betrachtet wird, so erklärt sich die anscheinende Lücke in den Funden aus dem mittleren Teil der Bronzezeit in Spanien und der Umstand, daß hier nicht wie in anderen europäischen Ländern eine Entwicklung in den Beiltypen vorhanden ist. Diese tritt nur in der nördlichen Zone der Halbinsel auf, wenn auch in sehr

abgeschwächter und armer Form. Die allgemeine Entwicklung klingt hier im Norden durch die völkische Verwandtschaft zwischen den Bewohnern Südfrankreichs und denen der pyrenäischen Zone nur von fern an, als leises Echo der allgemein-europäischen Entwicklung, während der Rest der Halbinsel, der von der argarischen Kultur beherrscht wird, an dieser Entwicklung unbeteiligt bleibt und die altertiümlichen Typen besagter argarischer Kultur wiederholt. Trotzdem zeigt diese aber bei aller Eintönigkeit ihrer Typen, und ohne daß sie dieselben im wesentlichen ändert, eine gewisse Fortentwicklung. In den Fundstätten von flachen Beilen, die in den verschiedensten Gebieten einschließlich der Mitte von Spanien auftreten, fehlen nicht Beile, die viel massiger und größer sind als die kleinen Typen der argarischen Friedhöfe aus dem Südosten. Sie weisen auch andere Gestaltung der Schneide und eine Veränderung der ursprünglichen, von den kupferzeitlichen Formen abhängigen Typen des Flachbeiles auf. Dieser Umstand wäre schwer zu erklären, wenn es sich hierbei um Funde aus dem Beginn der Bronzezeit handelte. Auch die Beile der almeriensischen argarischen Fundstätten geben mit ihrer breiten Schneide und ihrem sehr engen Nacken die allgemeine Gestaltung der Beile, wie sie sich in der Bronzezeit II—III entwickeln, wieder, obwohl sie die Neuformungen derselben (hervorspringende Ränder, Lappen usw.) nicht aufweisen. Wie in vielen Dingen, so folgt man eben auch hier dem für Spanien allgemein gültigen Gesetz, daß man sich von der allgemeinen Entwicklung fernhält und altertiümliche Typen hartnäckig weiterbraucht, selbst wenn diese in andern Ländern schon ganz verschwunden und durch rasche Entwicklungen ersetzt sind, die die Ursprungstypen schließlich vollkommen umgewandelt haben.

Die argarische Kultur, die am Ende der Periode I (Stufe Ic) entsteht, entwickelt sich also durch die Perioden II und III hindurch, wobei sie sich in dem größten Teil der Halbinsel ausbreitet und ihren Einfluß auch in den fernsten Gebieten zeigt. In einigen Gegenden kann die Verbreitung argarischer Typen, der manchmal eine Ausdehnung kupferzeitlicher almeriensischer Typen vorausgegangen war (am Ebro und Ostrand von Kastilien), mit wirklichen Bewegungen von Völkern almeriensischen Ursprungs verbunden gewesen sein, wie wir es in Portugal, zum mindesten in seinem südlichen Teil, gesehen haben. Das gleiche könnte bei dem Eindringen argarischer Typen in der Provinz Santander (Schwelter von Cuevallusa, in Dgarrio usw.) der Fall sein. Wenn die Annahme solcher Völkerbewegungen, die die heimische, seit der Kupferzeit im allgemeinen befestigte Bevölkerungslage teilweise verändern, richtig wäre, würden gewisse schwierige Fragen der gesamten spanischen Bevölkerungsgeschichte aufgeklärt, z. B. die mehr oder weniger kräftige Iberisierung von Andalusien, die Möglichkeit, in der Frage der Keltiberer zu der alten Auffassung zurückzukehren, die für die Mitte Spaniens schon das Vorhandensein von Iberern beim Eindringen der Kelten annahm oder das Vorhandensein eines iberischen Volksteils im Norden von Spanien, das die Bildung der kantabrischen Völker bedingt haben könnte.

Heute können wir auch die Fragen, die den äußeren Verkehr Spaniens während der Bronzezeit betreffen, in viel ausgedehnterem Maße in Angriff nehmen. Seit der Kupferzeit beobachten wir einen ständig regeren Verkehr mit den atlantischen Ländern, der sich durch die argarische Kultur hindurch fortzusetzen scheint. In der Entstehungszeit derselben (Bronzezeit Ic) fällt die Ausbreitung der Dolchstäbe nach Irland und die Ausfuhr des Silbers von der Halbinsel, das z. B. im Grab von Saint Gaire in der Bretagne erscheint. Damals beginnt die Entwicklung der lunulae und der übrigen irländischen Gegenstände aus Gold, deren Schmuckmotive den geometrischen Motiven der Bronzebeile dieses Landes gleich sind, und in denen man ein Vorbild der geometrischen portugiesischen Verzierung der Schieferplatten (*idolos placas*) sieht. Durch die atlantischen Beziehungen³⁾ erklärt sich ferner, daß die irländischen lunulae und die Halsketten aus massivem Gold nach Galizien (Mariz, Cerdido) und Portugal (Cabeceiras do Basto) kommen und dort bis zur zweiten Bronzeperiode anhalten, wo sie ähnliche Typen wie die nordischen „Halskragen“ zeigen (die goldene Halskette von Cintra). In der Periode III, die weniger bezeugt ist, scheint der Verkehr anzudauern (tutuli aus Gold und Silber, von nordischem Typ mit Spiralen aus dem Schatz von Chão de Lamas und Verbreitung von Glasperlen wie der von Fuente Llamo nach England). In der Periode IV zeigt sich bei den Absatzbeilen und den Schwertern vom westeuropäischen Typ, die in den Fundstätten Galiziens, Portugals und Andalusiens im reichsten Maße vorkommen, ein neuer Einfluß, der einen regen Betrieb des atlantischen Verkehrs und eine neue Blüte des Reichtums der Iberischen Halbinsel verrät. Wahrscheinlich lag damals der Hauptgrund für diesen Verkehr in dem Handel mit Zinn, den die Tartessier in der Eisenzeit fortsetzten, und von dem der alte Periplus in *Aviens ora maritima* im 6. Jahrhundert spricht.

Andererseits wird aber auch der Verkehr mit den Mittelmeerländern mehr oder weniger fortgesetzt, der gleichfalls eigenartige Probleme bietet⁴⁾. In Sardinien (Anfangsstufe der Kultur von Anghelu-Ruju), Italien (Remedello) und Sizilien (Villafrati und Moarda) scheinen nach der großen Verbreitung des Glockenbechers während der späten Kupferzeit Beziehungen zu Spanien (Los Millares) bestanden zu haben. In der Schlußzeit dieser Periode sind wohl Einflüsse aus dem Osten des Mittelmeeres (Idole aus Kalkstein wie die der trojanisch-kykladischen Kultur in Anghelu-Ruju) aufgenommen worden, die sich mit anderen Typen im ganzen westlichen Mittelmeer, wenn auch nicht nach Spanien hin, verbreiten. So kommen z. B. die ägäischen bemalten Schnabelfannen nach Marseille und Menorca, grade wie sich beinerne Beschläge mit Buckelreihen wie die von Troja II in der sikulischen Periode I von Sizilien fanden.

³⁾ Siehe darüber Bosch, *Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'Ouest de la péninsule Ibérique*, mit vollständigem Material und Abbildungen.

⁴⁾ Siehe Bosch, *Etnologia de la península Ibérica*.

Die Kultur von Anghelu-Ruju in Sardinien scheint auf die Balearen Einfluß ausgeübt zu haben (Bruchstück einer Schüssel ähnlich derjenigen aus Anghelu-Ruju in der Cova des Bous in Felanitx in Mallorca, die man irrtümlich der Glockenbecherkeramik zurechnete). Bald darauf breitet sich von der Provinz Alicante aus die argarische Kultur auf den Balearen aus. Ohne daß wir eigentlich wüßten wie, entwickelt sich dann durch Umwandlung der argarischen Kultur und durch andere vielleicht zum guten Teil afrikanische Einflüsse die Kultur der „talaiots“ auf den Balearen und die der Nuraghen auf Sardinien, die hauptsächlich während der Periode IV der Bronzezeit blüht und die den damals reger werdenden Verkehr zwischen Spanien und dem Osten des Mittelmeeres vermittelt. Auf den Balearen werden diese fernen Beziehungen durch die Bronzehalsketten von Aofeta und Santa Maria, die den nordischen und portugiesischen „Halskragen“ (vielleicht aus Periode III—IV) ähneln, durch die Sicheln aus Silex, die den ägyptischen und trojanischen (von schwieriger Datierung) gleichen, und besonders durch die Bronzen der Periode IV, die mit denen der Nuraghen Sardinien und der spanischen Fundstätten zusammengehen, deutlich gemacht. Unter diesen Bronzen erscheinen Schwerter, die sowohl westliche Typen als auch solche Mitteleuropas zeigen, wie wir es auch in Huelva finden, wo außerdem die Fibel von dem Cassibiletyp Beziehungen zu Sizilien nachweist. Neben den Schwertern finden sich auf den Balearen noch Typen von flachen Beilen (Les Salines) entschieden argarischen Gepräges, nur viel massiger und in Kastingußform hergestellt wie jene, die sich in Sardinien den Fundstätten mit „Palstäben“ aus der Periode IV der Bronzezeit gesellen.

Alles führt zu der Annahme, daß in der Periode IV der Bronzezeit (nach 1200) und ganz besonders im 12. Jahrhundert, das im Orient mit der nachmykenischen Kultur zusammenfällt, sich die Verkehrsbeziehungen im Mittelmeer durch Etappen wie Andalusien, die Balearen, Sardinien und endlich Italien und Sizilien sehr belebten und fühlbar erweiterten. Vor dem 12. Jahrhundert war dieser Verkehr zum Osten viel geringer, ihn bezeugen nur vereinzelte Funde. Von den Statuetten Sardinien und den „Schnabelfannen“ von Marseille und Menorca haben wir schon gesprochen. Man muß dann noch die Barren von cyprisch-kretischem Typ aus Serra Illigi in Sardinien erwähnen, die in die Zeit des „Palaststiles“ von Kreta, der mit der Bronzezeit III zusammengehört, passen. Einen wirklichen mykenischen Einfluß beobachten wir nur in Sizilien und Italien (im Süden und an der adriatischen Küste), aber nicht an andern Orten, und grade in Italien wird er in der nachmykenischen Zeit unterbrochen, was dadurch bewiesen wird, daß in den Fundstätten vom Ende der sikulischen Periode II, wie Cassibile, Pantalica usw. die mykenische Keramik vollständig verschwindet. Trotzdem bestehen damals Beziehungen, bei denen sich die Ägäis aber nur empfangend verhält. Westliche Typen wie sikulische Fibeln gelangen nicht nur bis Griechenland, sondern sogar bis zur syrischen Küste. Wir haben dieses Hin

und Her durch die historischen Ereignisse zwischen der Agäis und dem Orient erklärt. Wahrscheinlich fing zur Zeit der Blüte der Achäer in der mykenischen Kultur ein reger Verkehr mit dem Süden Italiens an, wobei die Achäer die Träger dieses Verkehrs waren. Sie suchten nämlich für den Verlust der durch die Feindseligkeit der Hettiter ihnen verschlossenen kleinasiatischen Märkte Ersatz in den ihnen westlich benachbarten Ländern. Die Angriffe der Achäer auf die asiatischen Küsten, von denen der trojanische Krieg nur eine Episode bildet, richteten ihre eigene Macht vollständig zugrunde. Seitdem hört die Schifffahrt der Achäer auch nach dem Westen auf. Es sind jetzt umgekehrt auf der einen Seite die westlichen Völker und auf der andern die Seefahrer der asiatischen Küsten (Epoche der lykischen und etruskischen Piratenfahrten), die sich aufs Meer begeben. Damals dürfte sich der Handel mit westlichen Metallen nach der Agäis sehr gehoben haben; in ihm liegt wahrscheinlich die Erklärung für den kulturellen Aufschwung auf den Inseln im westlichen Mittelmeer und gleichzeitig für die Verbreitung gewisser Typen an den Rändern Europas, von den Britannischen Inseln an über Spanien, Sardinien bis nach Kleinasien hin. Wir finden dies z. B. bei gewissen flachen Beilen aus Bronze mit seitlichen Anhängseln, die auch aus Eisen gefertigt sein können und die in bestimmten Fundstätten von Sizilien, Italien und auch Spanien (Campotéjar in der Provinz Granada) vorkommen. Das Eisen, das aus Kleinasien stammt, wo es in der Zeit vor 1400 durch die Hettiter bekannt geworden ist, verbreitet sich damals durch diese Beziehungen früher in den Mittelmeergebieten als in Mitteleuropa. Die Bewegungen der Völker aus der Agäis, die den Ausgangspunkt für die etruskische Einwanderung nach Italien (11. Jahrh.?)⁵⁾ und danach für die phönizische Ausbreitung bilden, die zweifellos vor allem die Metallmärkte des Westens (Sardinien und Italien; noch nicht Spanien) beherrschen wollen, schließen diese Epoche. Die Etrusker bleiben in Italien, wo sie die Mineralschätze ausbeuten, und die Phönizier gehen in der Folgezeit nach Spanien.

Damit erreicht die Bronzezeit auf der Halbinsel ihr Ende, und zu gleicher Zeit geht der Handel in die Hände fremder Völker über; es beginnt in den heimischen Funden eine neue Lücke, so daß man die Entwicklung der Kultur am Anfang der Eisenzeit nicht verfolgen kann. Wahrscheinlich bedeutet diese für die Iberische Halbinsel zunächst einen Niedergang, der nicht eher ein Ende findet, bis die keltischen Einwanderungen und der Einfluß der Kolonialvölker die Kultur der Halbinsel von Grund aus umwandeln.

⁵⁾ Über die Völkerbewegungen der nachmykenischen Zeit und über mögliche Belege der Etrusker in Sardinien und Italien nach 1100 siehe Bosh, *Le relazioni mediterranee post-micenee ed il problema etruscoa*. Studi Etruschi III, 1929.

Die Höckergräber von Lamsfeld Kr. Breslau

Von Fritz Geschwendt-Breslau

Mit Tafel XXIV und XXV und 4 Abbildungen

Im Süden und Südosten Breslaus, in der mittelschlesischen Ackerenebene, dehnt sich ein Löß- und Schwarzerdegebiet aus, das in der ältesten Bronzezeit reich besiedelt war¹⁾. In diesem Gelände konnte unser hochverehrter Jubilar viele erfolgreiche Ausgrabungen ausführen; die wissenschaftliche Auswertung der Funde und Grabungen hat dazu geführt, daß die älteste Bronzezeit mit zu den am besten bekannten Abschnitten der schlesischen Vorzeit gehört, und jede neue Grabung kann fast ausschließlich zeigen, wie erschöpfend die Untersuchungen von Professor Seger waren. Auch der folgende Bericht über eine Ausgrabung auf einem neuen Höckergräberfeld in Lamsfeld Kr. Breslau bestätigt diese Behauptung.

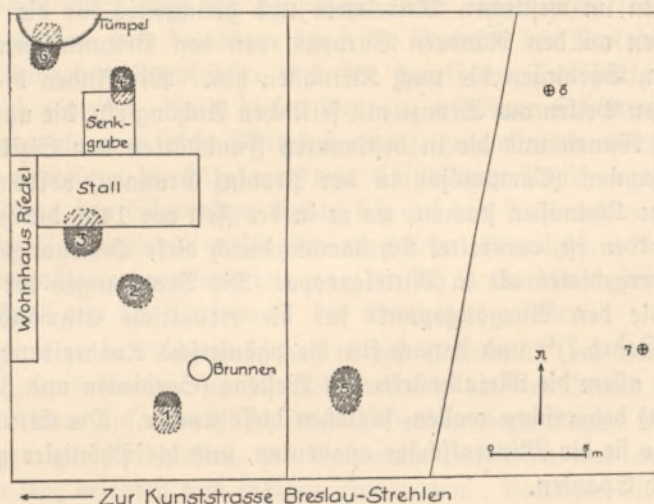


Abb. 1. Lageplan der Gräber von Lamsfeld

Im Jahre 1932 wurde im Nordteil der Gemarkung Lamsfeld, dicht an der Breslauer Stadtgrenze und an der Westgrenze des Vorortes Brodau, eine Wohnsiedlung angelegt. Hauptwachmeister a. D. Riedel erschien im Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalspflege und meldete, daß er im Gehöft seiner Siedlung auf ein Skelett gestoßen sei. Auch beim Schachten des Hausgrundes seien Skelette angestochen worden. Der Schreiber dieser Zeilen begab sich unverzüglich nach Lamsfeld und konnte in den Jahren 1932 und 1933 die im folgenden geschilderten Funde heben.

Grab 1.

Das Gelände wies eine 0,50—0,60 m starke Schwarzerdebedeckung auf, unter der hellbrauner Kies und stellenweise weißer Sand lagen. Sämtliche Grabgruben hoben sich in dem Riefe sehr gut ab. Bei Stelle 1 (Abb. 1) war eine Sandgrube zur Mörtelbereitung angelegt

¹⁾ Vgl. die Fundkarte der Periode I der Bronzezeit bei Richtigofen, Die ältere Bronzezeit in Schlessien. Berlin (W. de Gruyter) 1926.

und bei dieser Gelegenheit der obere Teil eines Hockerstelettes bis zum Becken abgeschachtet worden. Nur die Lage der unteren Gliedmaßen konnte festgestellt werden. Vor den Knien lag ein dicker Stein. Aus dieser Grube hatte der Besitzer einen Krug und eine Schüssel heben können. Aber die Lage der Gefäße zum Skelett kann daher nichts ausgesagt werden. Der Rest des stark zerstörten Skelettes wurde nicht aufgehoben.



Abb. 2. Beigaben der Gräber 1–5

1 und 5 in $\frac{1}{2}$; 2, 3, 4, 9, 10, 11 in $\frac{1}{4}$; 6–8 in $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Das Grab ist durch Spaziergänger stellenweise zerstört und die beiden Gefäße zertrümmert worden. Sie konnten aber wieder zusammengesetzt werden.

1. Einhenkliger Krug mit schwachem Halsabsatz. Aus grauem Ton. H. 14,5, Boden 5, Mündung 8,5 cm. (Abb. 2_{1a})

2. Schüssel aus grauem Ton. H. 7, Mündung 19,5, Boden 9 cm. (Abb. 2₂)

Grab 2.

Mitten im Hofe fand sich an Stelle 2 (Abb. 1) eine dunkle Eintiefung von etwa 1,5 m Durchmesser. Sie enthielt aber außer einem größeren Steine keinerlei Funde. Es ist zu vermuten, daß es sich um das Hockergrab eines Kindes handelt; dessen zartere Knochen sind offenbar völlig vergangen, weil schon der Erhaltungszustand der Skelette der Erwachsenen äußerst schlecht war. Beigaben nicht vorhanden.

Grab 3.

Beim Grundsichten zum Stallgebäude hatte man eine weitere Grabgrube angestochen. Ich fand in einer Tiefe von 0,65 m in einer länglichen Grube einen Hocker mit außergewöhnlich stark angezogenen Gliedmaßen (Taf. XXV 1). Die Knochen waren äußerst mürbe, so daß nicht alle aufbewahrt werden konnten. Vor dem Gesicht lagen drei bronzene Noppenringe (Abb. 2, 7, 8), am Hinterhaupte eine kurze Bronzenadel (Abb. 2, 9). Zwischen den Armen und den Oberschenkeln stand ein kleines doppelkonisches Gefäß (Abb. 2, 3). Das Skelett reichte zum Teil unter die schon fertige Stallwand hin, so daß die auf den Unterschenkeln ruhende große Schüssel nur teilweise geborgen werden konnte (Abb. 2, 6). Um das Skelett lagen in engem Umkreise eine größere Zahl tierischer Knochen, aber auch zum Teil auf dem Oberkörper, zum Teil zwischen den Oberschenkeln. An der Rückseite des Skelettes vom Becken bis weit über den Kopf zog sich eine breite Packung von etwa 60 bis 80 Flußmuscheln hin. Sie waren derartig vergangen, daß nur einige Erdproben mit Muschelfrüchten geborgen werden konnten.

1. Große, graue Schüssel. Dm. 26, H. 8 cm. (Abb. 2, 6.)
2. Doppelkonisches Gefäß. H. 6,5, Mündung 4,7, Boden 3 cm. (Abb. 2, 3.)
3. Drei bronzene Noppenringe. Dm. 1,5 cm. (Abb. 2, 7, 8.)
4. Bronzenadel. 3,2 cm lang. (Abb. 2, 9.)
5. Tierische Knochen.
6. Flußmuscheln.

Grab 4.

Bei der Anlage einer Senkgrube ist wiederum der obere Teil eines Hockerskelettes zerstört worden (Abb. 1); doch konnte noch der untere Teil planmäßig aufgedeckt werden. Das Skelett war zwar fast völlig zergangen, so daß nur einige größere Knochen durch den Pinsel freigelegt werden konnten. An der Schulter stand ein Topf, an den Unterschenkeln eine flache Schüssel. Auch die Gefäße waren fast völlig vergangen und zerdrückt, so daß sie ergänzt werden mußten. Außer den Gefäßen konnte nichts mitgenommen werden.

1. Topf mit umgelegtem Rande. H. 10,2, Mündung 16,5 cm. (Abb. 2, 10.)
2. Schüssel mit umgelegtem Rande. Mündung 23, Boden 10 cm. (Abb. 2, 11.)

Grab 5.

Ostlich des Brunnens wurde ein fünftes, ebenfalls fast völlig vergangenes Hockergrab mit breitgedrücktem Schädel entdeckt (Taf. XXV 2). Die Gesichtsschädelteile waren völlig verschwunden. Zu Häupten lagen drei mittelgroße Steine. Die unteren Gliedmaßen waren, wie bei Grab 3, äußerst kräftig angezogen. In der Mitte des Körpers, in der Leibgegend, lag eine zum Teil vergangene, dünne Knochenscheibe mit Durchbohrung. Außer einem Zahn und der Knochenscheibe konnte von diesem Hocker nichts geborgen werden.

Knochenscheibe von 5,3 cm Dm. (Abb. 2, 12.)

Grab 6.

Bei einer Nachbesichtigung der Fundstelle im Jahre 1934 konnte in der Wand des Ententümpels eine Grabgrube aufgefunden werden. Auch hier war ein Hocker bis zur Hälfte zerstört, zumal über ihn hinweg eine betonierte Wasserrinne angelegt worden war. Das nur zur Hälfte erhaltene, fast völlig zermürbte und beinahe unkenntliche Skelett konnte nur in Andeutungen beobachtet werden. An der Rückseite lag ein kleines Krüglein, das aus zahlreichen Bruchstückchen wieder zusammengesetzt werden konnte.

Einhenkliger Krug, 11 cm Höhe. (Abb. 3.)

Die Siedlung

Ostlich des Gräberfeldes wurde das Gelände ebenfalls durchgraben, aber keine Gräber mehr gefunden.

Bei Stelle 7 (Abb. 1) erschien ein flacher Mahlstein (Abb. 4₁) in einer Tiefe von 0,40 bis 0,50 m. Da der Humus 0,60 m tief hinabreichte, konnten irgendwelche Siedlungs- oder Grabspuren nicht beobachtet werden. Der Stein wurde in das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege geschafft.

Bei Stelle 8 (Abb. 1) wurde in geringer Tiefenlage ein mächtiger Block gefunden, dessen Oberseite künstlich abgeplattet und als Mahlsfläche hergerichtet worden war. (Abb. 4₂.) Der Stein blieb wegen seines großen Gewichtes auf dem Schmuckplatz des Gartens von Niedel.

1. Mahlstein. 30 cm lang, 20 cm breit, 10 cm hoch.
(Abb. 4₁.)

2. Mahlstein. 33 cm lang, 25 cm hoch, 23 cm breit.
(Abb. 4₂.)

Das kleine Gräberfeld nebst der vermutlich daneben liegenden Siedlung liegt 8 km südöstlich des Stadtkernes von Breslau, also in dem erwähnten Schwarzerdegebiet und ergänzt somit die reiche Zahl der gleichartigen Funde dieses Gebietes²⁾. Die Taf. XXIV 1 gibt einen Eindruck des meist sehr flachen, fast waldblosen Gebietes, in welchem Zuckerrübenbau, Kirschanlagen usw. den schweren Boden verraten.



Abb. 3. Henkelkrug von Grab 6. $\frac{1}{4}$

Körperbestattung ist auf dem Gräberfeld herrschend. Sämtliche Leichen sind als Hocker beigesetzt worden, wenn auch die völlig zusammengepresste Lagerung eigentlich nur bei Grab 2 und 4 festzustellen ist. Die übrigen Skelette nehmen eine Mittelstellung zwischen der von Seger in der jüngeren Steinzeit beobachteten Schlaststellung³⁾ und der strengen Hockerstellung ein. Die Richtung der Skelette ist genau von Süden nach Norden dergestalt orientiert, daß der Kopf im Süden, der übrige Körper nach Norden gerichtet lag. Wo der Schädel erhalten war oder wenigstens in Lagerung beobachtet werden konnte, war das Gesicht nach Osten gewandt. So einheitlich durchgeführt war die Lagerung der Toten selbst auf dem klassischen, allerdings etwas älteren Marschwitzer Gräberfelde nicht zu beobachten⁴⁾. Der Erhaltungszustand der Skelette war sehr schlecht.

Die Zahl der Beigaben erscheint recht reichlich. Die erwähnten Marschwitzer Hocker ergaben in 22 Gräbern nur 15 Gefäße; die freilich jüngeren Lamsfelder lieferten aus 5 Gräbern 7 Gefäße. Grab 1 und Grab 6 enthielten je einen kleinen, unverzierten, einhenkligen Krug, deren Hals kaum merklich abgesetzt ist (Abb. 2₄ und Abb. 3). Die Entstehung der Form aus den Schlauchkrügen der Marschwitzer Stufe ist unverkennbar. Grab 1 barg außerdem

²⁾ Boehlich, Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens, S. 94 f. — Ortsakten des Landesamtes für vorgeschichtliche Bodendenkmalpflege, mit mehreren unveröffentlichten Grabungen.)

³⁾ Seger, Die jüngere Steinzeit in Schlessen. Archiv für Anthropologie N. F. V Seite 116.

⁴⁾ Seger, Das Gräberfeld von Marschwitz Kr. Ohlau. Schles. Vorzeit N. F. III S. 27.

eine steilwandige Schüssel (Abb. 2.₂). Grab 3 enthielt eine große, flache, einhenkliche Schüssel mit umgelegtem Rande, unter dem sich eine schwache Einkehlung hinzieht (Abb. 2.₁₀). Grab 4 lieferte ebenfalls eine flache Schüssel mit umgelegtem Rande und einen Napf, bei dem Rand, Hals und Schulter die kennzeichnende Kehlung der Gefäße der ältesten Bronzezeit aufweisen (Abb. 2.₁₀ u. ₁₁). Ferner lag in Grab 3 noch ein winziges doppelfonisches Gefäß mit zwei Henkelösen (Abb. 2.₃).

Grab 3 enthielt auch Bronzebeigaben: drei Noppenringe⁵⁾ aus äußerst dünnem und daher sehr brüchigem Bronzedraht und eine kurze, in der Mitte verdickte Nadel; sie lag am Hinterkopf, ist also im Haupthaar getragen worden. Die drei Ringe befanden sich vor dem Gesicht, können also vielleicht in seitlich des Gesichts herabhängenden Zöpfen getragen worden sein (Abb. 2.₁₅—₁₈).

In Grab 5 fand sich als einzige Beigabe eine fast kreisförmige Knochen-scheibe; in der Mitte besitzt sie eine Durchbohrung (Abb. 2.₁). Nicht vollendete Bohrungen, beinahe konzentrisch um die Mittelöffnung gelagert, waren wohl als Grübchenverzierung gedacht; die Lage in der Mitte der Vorderseite des Skelettes läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß es sich um einen Anhänger handelt. Da das sehr dünne Scheibchen beiderseits glatte natürliche Außenseiten eines flachen Knochens aufweist, kann es bei dem verhältnismäßig geringen Durchmesser nur aus einem Stück Schädelskapsel gearbeitet worden sein, das offenbar durch Trepanation gewonnen wurde. Dieser fürchterliche chirurgische Eingriff ist durch Professor Seger auch für Schlefien festgestellt worden⁶⁾. Solche Amulette erfreuten sich besonders auch in West- und Nordwesteuropa allergrößter Beliebtheit und es ist nicht verwunderlich, wenn dieser wertvolle Talisman auch als Totengabe diente⁷⁾.

Beigaben von Tierfleisch kommen zwar manchmal vor, wie die Schulterblätter großer Tiere in den Gräbern 5 und 8 von Kleinitz Kr. Glogau⁸⁾, sind aber noch nie in solcher Fülle und Vielfältigkeit beobachtet worden, wie im Grabe 3 von Lamsfeld. Herr Professor Pag vom Zoologischen Institut der Breslauer Universität untersuchte die rund um den ganzen Körper verstreuten tierischen Knochen und stellte fest: zwei Rippenstücke, vier linke Vorderfuß- und einen rechten Vorderfußknochen vom braunen Bären, einem älteren Tier; drei Halswirbel und einen Brustwirbel, ebenfalls vom braunen Bären, aber von einem jungen Tier; einen linken Oberarm der Hausziege und einen linken Fußknochen vom Hauschaf. An Kopf und Rücken des Skelettes lag weiter eine Packung von Flußperlmuscheln und zwar von mindestens 60 bis 80 Stück.

⁵⁾ Seger, Höckergräber bei Rothschloß Kr. Nimptsch. Schles. Vorzeit N. F. II S. 15 f.

⁶⁾ Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens. Schles. Vorzeit N. F. VII S. 72.

⁷⁾ Sudhoff, Trepanation, Eberts Reallexikon I, S. 430 f.

⁸⁾ Seger, Neue Grabfunde aus der älteren Bronzezeit. Schles. Vorzeit N. F. IV Seite 2 f.

Die Grabung auf dem östlich anstoßenden Gelände lieferte zwei Mahlsteine; sie lagen in sehr starker Schwarzerdeschicht, so daß nicht mit Bestimmtheit gesagt werden kann, ob es Siedlungsfunde sind⁹⁾. Da aber Gräber zum mindesten in Spuren an dieser Stelle erkannt worden wären, werden die Mahlsteine wohl aus den zum Gräberfeld gehörigen Wohnstätten stammen. Die 0,50—0,60 m messende Schwarzerdeschicht verhinderte ein Erkennen von Pfostenlöchern. Der eine Mahlstein war zur Hälfte abgeschliffen, der andere aber erst kurze Zeit in Gebrauch genommen. Die Reibesteine fehlten, doch muß es sich um sogenannte brotlaibförmige handeln, die eine gleichmäßige, flache Abplattung der Reibefläche erzielten. Diese Formen sind in der Bronzezeit üblich.

Die Höckergräber von Lamsfeld stehen den jungsteinzeitlichen aus Marschwitz nahe, die Formen ihrer Beigefäße sind aber ausgeglichener und damit jünger als die Marschwitzer Gefäße. Andererseits kommen in Lamsfeld die straffen Formen der voll ausgebildeten Hoch-Nunjetitzer-Stufe noch nicht vor; die Lamsfelder Gräber gehören also schon in die älteste Bronzezeit und müssen in die Früh-Nunjetitzer-Stufe gesetzt werden. Keins der Gräber war beigabenlos. Bei Grab 3 steigerten sich die Beigaben zu beinahe üppig zu nennender Ausstattung mit Keramik, Bronzen und Fleisch von Jagd- und Haustieren und Flußmuscheln. Somit gehört das Höckergräberfeld von Lamsfeld zu den am reichsten ausgestatteten der ältesten Bronzezeit Schlesiens.

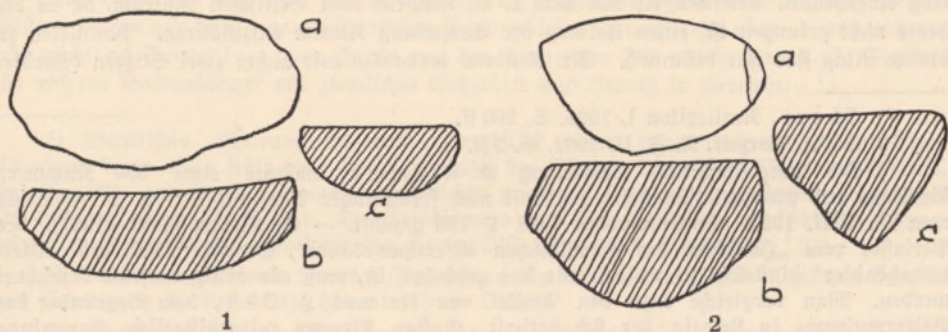


Abb. 4. Zwei Mahlsteine aus Lamsfeld. a Aufsicht, b Längsschnitt, c Querschnitt. $\frac{1}{10}$

⁹⁾ Nachträglich fand der Besitzer Niedel westlich des Wohnhauses (vgl. Abb. 1) Scherben eines großen Vorratsgefäßes (Höhe 60 cm). Eine Untersuchung der Fundstelle war nicht möglich. Das Gefäß (Taf. XXIV 2) gehört derselben Zeitstufe wie die übrigen Funde an; vielleicht lag das Gräberfeld inmitten der Siedlung.

Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen

Von Georg Bierbaum-Dresden

Mit 5 Abbildungen

Hans Seger, der verehrte Altmeister der schlesischen Vorgeschichtsforschung, hat uns unter vielen anderen Beiträgen in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte auch den Artikel über die Aunjetitzer Kultur¹⁾ geschenkt. Bereits früher²⁾ hatte er die schlesischen „Goldfunde aus der Bronzezeit“ zusammengestellt. Daher seien ihm zu seinem 70. Geburtstage die folgenden Darlegungen gewidmet.

Bisher sind aus Sachsen nur vier Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit bekannt. Von diesen sind drei bereits einmal abgebildet worden. Da ihre Veröffentlichungen jedoch z. T. an entlegenen und nicht für alle gleich gut erreichbaren Stellen erfolgt sind, werden auch diese hier mit herangezogen, zumal bei dieser Gelegenheit verschiedene Ergänzungen mitgeteilt werden sollen.

1. Nähe von Bautzen

Mit der Sammlung des Dresdener Oberbibliothekars Hofrat Dr. Gustav Klemm erwarb das Britische Museum in London einen goldenen Noppenring (Abb. 1a und b).

Das Stück hat die Nummer 68, 12-28, 362, vermutlich als Nr. 362 vom 28. Dezember 1868 zu lesen³⁾. Der Ring ist bereits abgebildet⁴⁾, und zwar in natürlicher Größe. Die Fundangaben dazu sind recht dürftig: „... a coiled ring of gold wire found near Bautzen in Saxony (fig. 149) ...“. Sie haben sich leider auch nicht weiter vervollständigen lassen trotz eingehenden Briefwechsels mit Mr. L. D. Rendrick vom Britischen Museum, da es bis heute nicht gelungen ist, einen Katalog der Sammlung Klemm aufzuspüren. Parallelen zu diesem Ring sind gut bekannt⁵⁾. Mr. Rendrick verdanken wir außer zwei Skizzen (Border-

¹⁾ Ebert, Reallexikon I, 1924, S. 260 ff.

²⁾ Schles. Vorzeit, N. F. II, 1902, S. 3 ff.

³⁾ Die vorgeschichtliche Sammlung G. Klemms umfaßte etwa 550 Nummern sächsischer und provinzialsächsischer Herkunft nach freundlicher Auskunft Mr. L. D. Rendricks vom 28. VIII. 1925. Dafür wurden 1868 £ 160 gezahlt. — G. Klemm (1802—1867), den Verfasser vom „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“, Dresden 1836, als „Altertumshändler“ hinstellen zu wollen, wie das geschehen ist, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Man vergleiche dazu den Artikel von Dr. med. H. Obst, dem Begründer des Völkermuseums in Leipzig, der sich betitelt „Gustav Klemms kulturhistorische Sammlung und ihr Erwerb zur Begründung eines allgemeinen anthropologischen Museums“ (Extra-Beilage zu Nr. 104 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Mittwoch, 29. 12. 1869, 24 Seiten), ferner die Darlegungen R. Jaunicks in den Dresdner Geschichtsblättern XXXIV, 1926, S. 132 (in der Besprechung von A. Jacobi: 1875—1925. Fünfzig Jahre Museum für Völkerkunde zu Dresden).

⁴⁾ R. A. Smith, A Guide to the antiquities of the Bronze Age, British Museum, London, 1920, Second Edition, S. 139 mit Abb. 149. — Das Galvano für diese Abbildung wurde durch die dankenswerte Vermittelung von Mr. L. D. Rendrick vom Britischen Museum in London von der University Press Oxford erworben.

⁵⁾ Ich nenne nur: Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte II, 1925, Taf. XXXIII a 2; IX, 1927, Taf. 104i; J. Schrönil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin und Leipzig 1928, Taf. XXII 33.

ansicht und Rückansicht: Abb. 1a und 1b) noch die folgenden Angaben: Dicke des Drahtes 0,15 cm; größte Breite 1,9 cm; größte Höhe 1,9 cm; Gewicht 9,0 g.

Leider gibt die Rückansicht (1b) keinen befriedigenden Aufschluß über das rückwärtige Ende. Mr. Kendrick schreibt dazu: „There are 10 turns in the back of the ring. The ends of the wire are invisible, having presumably been hammered together to make two loops“. Und bedauerlicherweise läßt auch die vom British Museum bezogene Nachbildung des Stückes in Messingdraht (Zug. Kat.-Nr. 53/33) nichts davon erkennen.

2. Bornitz, Amtshauptmannschaft Dschag

Der schöne Goldanhänger (Abb. 2) wurde gelegentlich der Durchsicht alter Bestände wieder aufgefunden, ohne daß festgestellt werden konnte, wann und von wem er in das Staatliche Museum für Vorgeschichte gegeben worden ist. Fundstelle, -zeit und -umstände sind unbekannt. Trotzdem läßt sich mit ziemlicher Sicherheit Bornitz bei Dschag als Fundort wahrscheinlich machen.

Aus dem beim Stück gelegenen Zettel, der eine Skizze des Anhängers trägt und damit die Zusammengehörigkeit von Zettel und Stück einwandfrei ergibt, ließ sich nämlich entnehmen, daß der Anhänger aus dem Besitze der „Schwägerin vom Bäcker und Schenkwirt Lorenz in Gaunitz, der Wittwe des Schmiedes Lorenz in Kleinragewitz“ stammt.

Kleinragewitz ist nun die westliche Nachbarflur von Bornitz. Nur etwa 300 m östlich der Flurgrenze von Kleinragewitz liegt auf der Flur Bornitz am Nordhang der Höhe 122,7 das große Gräberfeld, vorwiegend südlich der Bahnstrecke von Dschag nach Riesa. Bei der Anlage der Bahnstrecke ist es 1838 erstmalig angeschnitten worden. Schnurkeramik⁶⁾ und mittelbronzezeitliche Gräber⁷⁾ kamen schon damals zum Vorschein. 1902 wurden zwei Gräber der Latènestufe B geborgen⁸⁾. Wohl um 1908 fand man einen Kumpf der Völkerwanderungszeit⁹⁾ und 1929 konnte auch die älteste Bronzezeit nachgewiesen werden¹⁰⁾.

Da unter den auf dem beigegegebenen Zettel genannten Orten Kleinragewitz meines Wissens bisher gar keinen vorgeschichtlichen Fund geliefert hat, Gaunitz aber — trotz anderer sehr wichtiger Funde¹¹⁾ — keine Funde aus der Kunjetiker Zeit ergab, kommt als Fundort für unseren Goldanhänger mit ziemlicher Sicherheit nur Bornitz in Betracht.

⁶⁾ Staatliches Museum Dresden: Bruchstück einer rohgearbeiteten, dickwandigen Amphora, deren Hals fehlt (aus der Sammlung des Königl. Sächsischen Altertums-Vereins, Kat.-Nr. 962) und Bruchstück eines zylindrischen zweihenkligen verzierten Bechers (ebendaher Nr. 975; vgl. dazu: A. Götz, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale, Diss. Jena 1891, S. 38, Taf. 123).

⁷⁾ Staatliches Museum Dresden (Sammlung des Königl. Sächsischen Altertums-Vereins und Sammlung R. Preusker); Heimatmuseum Dschag.

⁸⁾ Staatliches Museum Dresden (vgl. dazu A. Mirtschin, Germanen in Sachsen, Riesa 1933, S. 16 f., 175).

⁹⁾ G. Bierbaum, Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 337 mit Anm. 7 auf S. 340 (Heimatmuseum Dschag).

¹⁰⁾ A. Mirtschin, Mannus XXII, 1930, S. 96 mit Abb. 37 (Heimatmuseum Riesa).

¹¹⁾ Von hier stammt die erste und bisher einzige Krugflasche aus Sachsen, vgl. G. Bierbaum, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit VI, 1930, S. 85 (Staatliches Museum Dresden, als Geschenk des Herrn Gutsbesizers Paul Neustadt in Gaunitz); außerdem besitzt das Staatliche Museum von hier ein erst in diesem Jahre gefundenes sogenanntes „flaschenförmiges Gefäß“ nach Nilsson, welches ganz vorzüglich einem Stück aus Brandenburg entspricht. E. Sprockhoff, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, Berlin 1926, Taf. Le.

Unser Goldanhänger (Abb. 2) hat die Form eines schmalen, oben beiderseits leicht eingedrückten Ovals mit übergreifenden und nach oben gebogenen Enden aus rundem Golddraht. Oberfläche matt hellgelb mit rauen Schliff- und Schlagspuren.

Länge 2,78, größte Breite 1,5; Dicke des Drahtes 0,2—0,34 cm. — Gewicht 3,27 g.

3. Dschag (?), Kreishauptmannschaft Leipzig

Die unverantwortlicherweise eingeschmolzene Goldnadel (Abb. 3) soll hier aufgeführt werden¹²⁾, obwohl sie soeben erst von R. Moschkau auf Grund einer Begutachtung von A. Mahr für wikingisch angesehen und veröffentlicht worden ist¹³⁾.

Solange diese Nadel nicht durch einen gesicherten Fund datierbar ist, wird man zugeben müssen, daß die von A. Mahr und R. Uberg ausgesprochenen Vermutungen angefochten werden können. Gerade die im Norden unbekannte Form des zusammengekniffenen Ringes, welche so stark an das leicht eingedrückte Oval des Goldanhängers von Bornitz gemahnt, läßt daran denken, daß wir es vielleicht mit einer Abart der cyprischen Schleifennadel zu tun haben, die ein Anhängsel in der Form unseres Goldanhängers besitzt. Jedenfalls soll diese Ansicht einmal zur Ausprache gestellt werden. Leider ist ja von der Nadel gar nichts bekannt. Nicht einmal Dschag als Fundort steht fest. Wäre das wenigstens der Fall, dann müßte schon auf die immerhin beachtliche Nachbarschaft zu der nach Osten nur etwa 4,7 km Luftlinie entfernten Fundstelle von Bornitz aufmerksam gemacht werden.



Abb. 1a—b.

Noppenring von Baugen. $\frac{1}{1}$

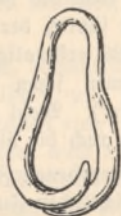


Abb. 2. Anhänger von Bornitz. $\frac{1}{1}$

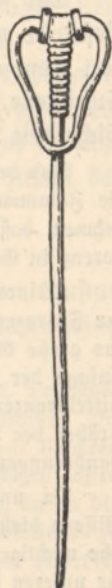


Abb. 3. Nadel von Dschag. $\frac{1}{1}$

4. Röderau, Amtshauptmannschaft Großenhain

Der schönste und auch der am besten beobachtete Fund ist der Verwahrfund von Röderau¹⁴⁾ vom 12. Mai 1932 (Abb. 4), der nur anfangs bedauerlicherweise nicht gleich in die richtigen Hände gekommen und infolgedessen, z. T. wenigstens,

¹²⁾ Die Zeichnung wird Herrn R. Moschkau-Leipzig verdankt.

¹³⁾ R. Moschkau, Eine Wikinger-Goldnadel von Dschag? Die Fundpflege II, 1934, S. 14—16 (mit Abb.).

¹⁴⁾ A. Mirtschin, Unsere Heimat (Riesaer Tageblatt) V, Nr. 27 vom 18. 6. 1932, S. 1—4 (mit Abb.).



Abb. 4. Verwahr Fund von Röderau

erheblich beschunden worden ist. Da der Fund bisher noch nicht in einer Fachzeitschrift abgebildet worden ist, sei er hier nach A. Mirtschins Angaben wieder gegeben¹⁵⁾.

Der Fund kam beim Sandabfahren in der Sandgrube des Gutsbesizers Hans Raule in Röderau an der Höhe 103, 6 in der Südecke des Wäldchens südwestlich vom Bahnhof Röderau zutage. Der trotz allem ihm widerfahrenen Ungemach noch immer prachtvolle Fund ist Leihgabe (!) der Schule (!) in Röderau an das Heimatmuseum in Riesa und damit ein deutlicher Beweis für die Notwendigkeit des Denkmalschutzes im Sinne des Gesetzes vom 13. Januar 1934, das solche offensibaren Mißgriffe für alle Zukunft unmöglich gemacht hat.

In der nur zum Verständnis der Abb. 4 gegebenen und daher stark gekürzten Angabe der Fundstücke folge ich A. Mirtschin:

a) einhenkliger Krug; b) Deckgefäß; c, d) Armspiralen; e, f) Kopfsönnadeln (= Säbeldnadeln); g) Knochen(?) - Röhrchen; h) Armring, offen, unverziert; i) Ringbruchstück; l) Manschettenarmband, schmal, gerippt; m und p) kleine Ringe in Form der Ohrenhalsringe; q) Dolschlinge; r) 24 Bernsteinperlen.

Alle bisher genannten Metallfunde sind aus Bronze hergestellt.

k) Noppenring aus Gold. „Er ist sicherlich vollständig erhalten. Der zur Schleife umgelegte runde Draht beschreibt als Doppeldraht zunächst einen reichlichen Halbkreis. Der äußere Draht bricht ab, der innere läuft weiter, vollführt noch einen Kreis und hört dann in gleicher Höhe wie der andere auf. Sein Ende ist jedoch gedreht. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt. Drahtstärke 1 mm. Lichter Durchmesser 17 mm. Gewicht 2 g.“

n) Noppenring aus Gold. „Scheinbar ist er unvollständig erhalten. Ein zur Schleife umgelegter, runder Draht beschreibt nur, nachdem er zur Schleife umgebogen worden ist, eine einzige Umdrehung. Die beiden Enden hören dann nach kurzer seitlicher Ausbiegung unvermittelt auf. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt. Drahtstärke 1 mm. Lichter Durchmesser 18 mm. Gewicht 2,5 g.“

o) Noppenring aus Gold. „Er ist vollständig erhalten. Er zeigt auf einer Seite sechs nebeneinander liegende Runddrähte und auf der Gegenseite nur zwei. Das hängt mit seiner Herstellung zusammen: ein langer Draht wird in der Mitte zusammengebogen, so daß eine Schleife entsteht. Die beiden nebeneinanderherlaufenden Enden beschreiben nun einen Dreiviertelkreis und biegen dann wieder in einem Winkel von 180 Grad um. Von dieser Rückbiegung, Koppe, aus laufen vier Drähte nebeneinander her. Nach einem vollständigen Kreisumlauf der beiden Enden liegen beim letzten Dreiviertelkreis sechs Drähte nebeneinander. Zuletzt werden die beiden Enden miteinander verdreht. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt; Drahtstärke 1 mm. Größter Dm. 18, lichte Weite 16 mm. Gewicht 6 g.“

Anhangsweise sei hier noch folgendes ausgeführt. In der alten Literatur finden sich Angaben über verschollene Goldfunde, die daraufhin zu prüfen sind, ob sie vielleicht der Aunjetitzer Kultur zugerechnet werden könnten. Für die sächsische Oberlausitz hat J. Frenzel¹⁶⁾ bereits eine solche Zusammenstellung gegeben.

¹⁵⁾ Für die freundliche Überlassung der Mater für den Bildstoß bin ich Herrn A. Mirtschin ebenso wie Herrn Buchdruckereibesitzer Curt Vanger in Riesa dankbar.

¹⁶⁾ J. Frenzel, Goldfunde der Sächsischen Oberlausitz (Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, Bautzen 1926, S. 49); Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 306 f.

5. Großdrebniß, Amtshauptmannschaft Bautzen

Der „Amtbschöffer ufm Stolpen Matthes Richter“¹⁷⁾ meldet dem Kurfürsten August 1561, bei Großdrebniß sei neben einigen bereits verarbeiteten Stücken Gold auch Golddraht gefunden worden. Hier könnte es sich sehr wohl um einen vorgeschichtlichen Fund gehandelt haben, welcher sich seiner Lage nach ganz gut an das Lunjetitzer Fundgebiet um Bautzen anschließen würde.

Großdrebniß ist übrigens auch noch dadurch bemerkenswert, daß dort wie im Baltenberg-Gebiet früher Goldwäscherei betrieben worden ist¹⁸⁾.

6. Der Keulenberg bei Pulsnitz

Bereits vor 1647 soll hier Gold gefunden worden sein¹⁹⁾. Nach J. Frenzel¹⁹⁾ war es ein „Spiralfingerring aus doppeltem Golddraht“. Liest man jedoch die älteste Angabe¹⁹⁾ darüber nach, dann ergibt sich die Unhaltbarkeit dieser Annahme²⁰⁾. Da man weder die Ortsflur kennt (der Fund ist unter „Königsbrück“ wie unter „Gräfenhain“ geführt worden — beide Orte liegen in der Amtshauptmannschaft Kamenz), noch weiß, was nun eigentlich gefunden worden ist, scheidet dieser Fund für die Zukunft am besten ganz aus.

7. „Königswartha“, Amtshauptmannschaft Bautzen

1596 soll ein Hirtenmädcl „beym Dorffe Roemlein nicht weit von Königswarthe“²¹⁾ Golddraht gefunden haben. Ein Ort „Roemlein“ ist unbekannt. J. Frenzel denkt an „Höflein“, Amtshauptmannschaft Kamenz, zwischen Elstra und Königswartha²²⁾. Infolge dieser Unsicherheit wird man auch diesen Fund künftig außer Betracht lassen können.

8. Kratau, Amtshauptmannschaft Kamenz

Um die gleiche Zeit, also um 1600, soll sich „bey einen Dorff nicht weit von Cracau an der Pulznitz“ „solcher goldener Draht einem Bauer an ein Pflug-Rad gewunden“ haben, „welchen man ebenfalls zu Ringen gebraucht“²¹⁾.

¹⁷⁾ Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 166. — Fehlt bei J. Frenzel.

¹⁸⁾ A. Schiffner, Beschreibung von Sachsen, Stuttgart 1840, S. 520.

¹⁹⁾ Joh. Lohde, Bericht von dem Schellendorffischen Heyl-Brunnen zu Gutzschdorff bey Königsbrück gelegen. Freybergk 1647, S. (40).

²⁰⁾ Lohde schreibt von einem Goldschmied „bezahlets dem Bawer mit wenigem Gelde / daraus der Goldschmied aber viel hundert Thaler soll geschmelczet haben“. Das kann kein „Spiralfingerring aus doppeltem Golddraht“ gewesen sein, wie J. Frenzel auf Grund von „Angaben nach Fundarchiv Dr. Frenzel, Bautzen“ schreibt. Ueberdies ist das Zitat „Preuster im Neuen Lausitzer Magazin 1827, S. 555“ falsch! S. 554 ist der Fund von Quatitz genannt. Der hat aber nichts mit dem vom Keulenberg zu tun!

²¹⁾ Joh. Benedict Carpzov, Neu eröffneten Ehren-Tempel merkwürdiger Antiquitäten des Marggraffthums Ober-Lausitz, Leipzig und Budissin 1719, S. 229.

²²⁾ Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 307.

Dieser Fund ist ebenfalls unverwendbar. Weder ist „Cracau“ als Fundort gesichert, noch weiß man etwas über die ursprüngliche Form des goldenen Drahtes.

9. Struppen, Amtshauptmannschaft Pirna

Bereits aus dem 17. Jahrhundert stammt auch dieser Fund. Lange als „Pflanzengold“ angesehen und als solches wahrscheinlich gebührend bewundert²³⁾, ist er vielleicht neben dem von Großdrebütz der einzige sicher vorgeschichtliche Fund. Es könnte sich dabei nämlich in der Tat um einige Roppenringe gehandelt haben. Struppen als Fundort für ein Stück der Aunjetitzer Kultur müßte schon deshalb ernstlich in Betracht gezogen werden, als dieser Ort nur knapp 3 km östlich des Unterlaufes der Gottleuba gelegen ist. Gottleuba-aufwärts nach dem Paß von Kulm-Rollendorf zieht aber die älteste Verbindung von Sachsen nach Böhmen, die nach verschiedenen Funden in umgekehrter Richtung bereits die Bandkeramiker benützt haben. Auch die Leute der ältesten Bronzezeit zogen, wenigstens zum Teil, wieder auf diesem Paßwege ins Land, wennschon für sie daneben als weitere Paßverbindung von Böhmen nach Sachsen auch der Paß von Rückendorf im Zittauer Gebirge in Betracht kam.

Heinrich Christian Eilenburg schreibt über das Material von Struppen folgendes²⁴⁾:

„N:º 46.a. Zwey ganz massive Stückgen Gold-Draht, so im Dorffe Struppen, zwischen Pirna und Königstein gelegen, bey Ausgrabung eines alten Stodes sollen seyn gefunden worden, wiegen $\frac{9}{16}$ Ducaten.“

„N:º 47.a. Dergleichen Gold-Draht; ebendaher, hält an Gewichte 2 und $\frac{7}{16}$ Ducaten.“

Eilenburg schließt daran folgende „Nota“:

„Ohnerachtet von dieser Art Goldes, so man insgemein aurum vegetabile betittelt, und wovon sub N:º 89.a. mit noch mehrern soll gehandelt werden, sehr viele Nachrichten vorhanden sind, so habe doch von dieser merkwürdigen Natur-Begebenheit in unsern Lande nirgends etwas finden können, bis mir endlich, nach vieler vergebener Mühe, in Phil. Jac. Sachsii à Lewenhaimb Ampelographia²⁵⁾ — p. 41 folgende Passage vorgekommen: Sunt, qui pro certo affirmant, ante paucos annos in vineis Germaniae circa Dresdam Albi adiacentibus, vinitorem ex vineae cuiusdam fertilis admodum terra prominentem funi-

²³⁾ Miscellanea Saxonica, Dresden, Juli 1767, 1. Helfte, S. 200: „Von dem sogenannten Pflanzengolde imgleichen drey andere Stückgen Golddrat, welche im Dorffe Struppen, über Pirna, an einem alten Weinstocke sollen gefunden worden seyn . . .“

²⁴⁾ In seinem im Besitz des Staatlichen Museums befindlichen handschriftlichen, mit verschiedenen prachtvoll handkolorierten Abbildungen versehenen „Neuverbesserten Verzeichniß über die in dem königlichen Mineralien-Cabinete befindliche Gold-Sammlung und goldhaltigen Erzte mit beygefüigten nöthigen Nachrichten und nützlichen Anmerkungen“ fertiget im Jahre 1750“ auf S. 34 f.

²⁵⁾ ΑΜΠΕΛΟΓΡΑΦΙΑ sive Vitis viniferae ejusque Partium consideratio physico — philologico — historico — medico — chymica, in qua tam de vite in genere, quam in specie de ejus pampinis, flore, lachryma, sarmentis, fructu, vini multivario usu, de spiritu vini, aceto, Vini faece, & tartaro, curiosa notata plurima ad normam collegii naturae curiosorum instituta plurimis jucundis secretis naturae, artisque locupletata à Philippo Jacobo Sachs, à Levvenhaimb Siles. Phil. & Med. D. & Collegii Naturae Curiosorum Collega. Lipsiae, impensis viti Jacobi Trescheri, Bibliop. Uratislaviensis Typis Christiani Michaëlis, MDCLXI.

culum vidisse, quem dum lente extrahit ad aliquot ulnarum longitudinem, disrupto tandem funiculo, aurum obryzum esse funiculum, lapis Lydius testatus est.“

„Da nun der sub N:º 46. & 47.a. angemerkte, auch gleichförmige, Gold-Draht über eine Elle lang ist, und die Lage des oben bemerkten Dorffes mit dem vorbeschriebenen Orte ebenfalls accordiret; so ist höchst wahrscheinlich, es müsse benannter Auctor diesen unsern Gold-Draht gemeynet haben, und werde ich mithin dubioes, ob ich ihn fernerweit, wie bisher gesehen, vor gekünstelt und nicht vor natürlich halten soll?“

Die Noppenring-Funde von Röderau wiegen 2, 2,5 und 6 g; der Noppenring „aus der Nähe von Baugen“ wiegt 9 g. Der Versuch, den letzteren nachzubilden, ergab, daß für die Herstellung dieses Ringes etwa 70 cm Draht erforderlich sind.

Demgegenüber ergeben sich für den Struppener Goldfund folgende Zahlen: die zwei Golddrahtstücke Nr. 46a wogen 1,935, der Golddraht Nr. 47a = 8,38 g. Die Gesamtlänge der drei Drahtstücke übertraf 56 cm²⁶⁾.

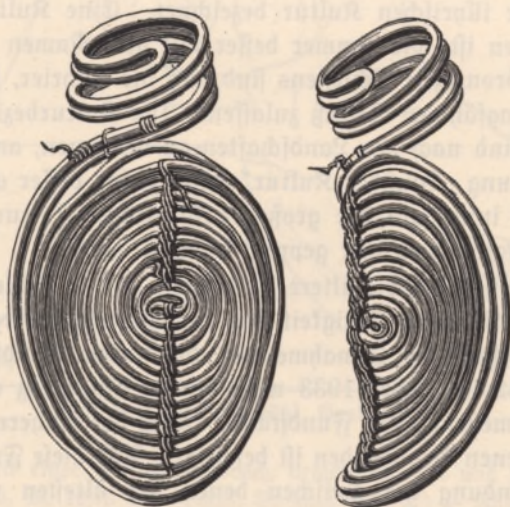


Abb. 5. Goldring von Tschanschwitz Nr. Strehlen. $\frac{1}{1}$

Nach Seger, Schles. Vorzeit N. F. II S. 12

²⁶⁾ 1 Reichsdukat = 3,44 g Gold; $\frac{1}{10}$ Reichsdukat = 0,215 g Gold; $\frac{9}{10}$ Dukaten sind dann = 1,935 g; $\frac{27}{10}$ Dukaten sind = 8,38 g. Eine sächsische Elle mißt 56,64 cm.

Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien

Von Otto Kleemann-Dresden

Mit 4 Abbildungen

Eines der Arbeitsgebiete meines verehrten Lehrers ist die Frage der Verbindung der Kultur der ältesten Bronzezeit mit der der mittleren Bronzezeit. Während nach alter Meinung der Übergang von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung nur durch einen Wechsel der Bevölkerung selbst zu erklären war, indem die Träger der Lausitzer Kultur in dem jüngeren Zeitabschnitt eingewandert seien, vertrat Seger den Gedanken, daß sich nur die Lebensformen derselben Bevölkerung langsam umgebildet hätten. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat von Richtshofen im einzelnen bewiesen¹⁾. Infolgedessen haben wir in unserer Dissertation: „Die mittlere Bronzezeit in Schlesien“ im Anschluß an Wahle²⁾ und Sprockhoff³⁾ die gesamte Bronze- und die frühe Eisenzeit — so lange läßt sich die Entwicklung in der schlesischen Vorzeit ungestört verfolgen — als die Zeit der illyrischen Kultur bezeichnet. Eine Kultur, die einem bestimmten Volke eigen ist, wird immer besser mit dem Namen ihres Trägers bezeichnet. Für die Bronzezeit Schlesiens sind dies die Illyrier, soweit die Quellen überhaupt einen tragfähigen Schluß zulassen. Die Kulturbezirke, sozusagen die Gaue des Volkes, sind nach den Landschaften zu benennen, an die sie gebunden sind. Die Bezeichnung „Lausitzer Kultur“ wäre daher besser auf den landschaftlichen Kulturbezirk innerhalb der großen „Illyrischen Kultur“ zu beschränken, für den sie ursprünglich doch nur geprägt worden war⁴⁾.

Unsere Kenntnisse über die ältere Bronzezeit sind in Schlesien in den letzten Jahren dank der rührigen Tätigkeit der Bodendenkmalpflege wesentlich vermehrt worden. Schon die Zunahme der bekannten Fundstellen von 88 im Jahre 1926 auf 162 im Jahre 1933 weist darauf hin, ganz abgesehen von der zahlenmäßigen Vermehrung der Fundstücke. Auch der frühere, störende Mangel an reichen geschlossenen Grabfunden ist beseitigt. Alle diese Funde stellen immer wieder eine Verbindung her zwischen denen der ältesten und der mittleren Bronzezeit⁵⁾. Hier sei aus der Menge der noch unbekannt gebliebenen Funde ein kleiner Teil herausgegriffen.

¹⁾ von Richtshofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien; Vorgeschichtliche Forschungen I, 3 1926.

²⁾ Wahle, Deutsche Vorzeit 1932, S. 103.

³⁾ Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit; Vorgeschichtl. Forschungen II, 3, 1930, S. 126 z. B.

⁴⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1869, S. 411.

⁵⁾ Eine genauere Bearbeitung dieser Funde, sowie eine neue Fundkarte gibt O. Kleemann, Die mittlere Bronzezeit in Schlesien; noch nicht gedruckte Dissertation, Breslau 1933.

Jordansmühl Kr. Reichenbach (früher Kr. Nimptsch)

Grab 106. Eine amtliche Grabung im Jahre 1927 an der Fundstelle IV legte 0,30 m unter der Oberfläche in schwarzer, holzkohlehaltiger Erde eine Anzahl dicht nebeneinanderstehender Gefäße frei. Zwei Terrinen waren von je einer Fußschale bedeckt. Eine Kanne stand zwischen den Scherben einer groben Terrine und eines Vorratstopfes, von dem eine Scherbe an der kleinen Terrine lag. Der Leichenbrand, in einem Falle obenauf die Schädelstücke, und einige z. T. zer schmoltzene Bronzebeigaben fanden sich in den Terrinen und der Kanne.

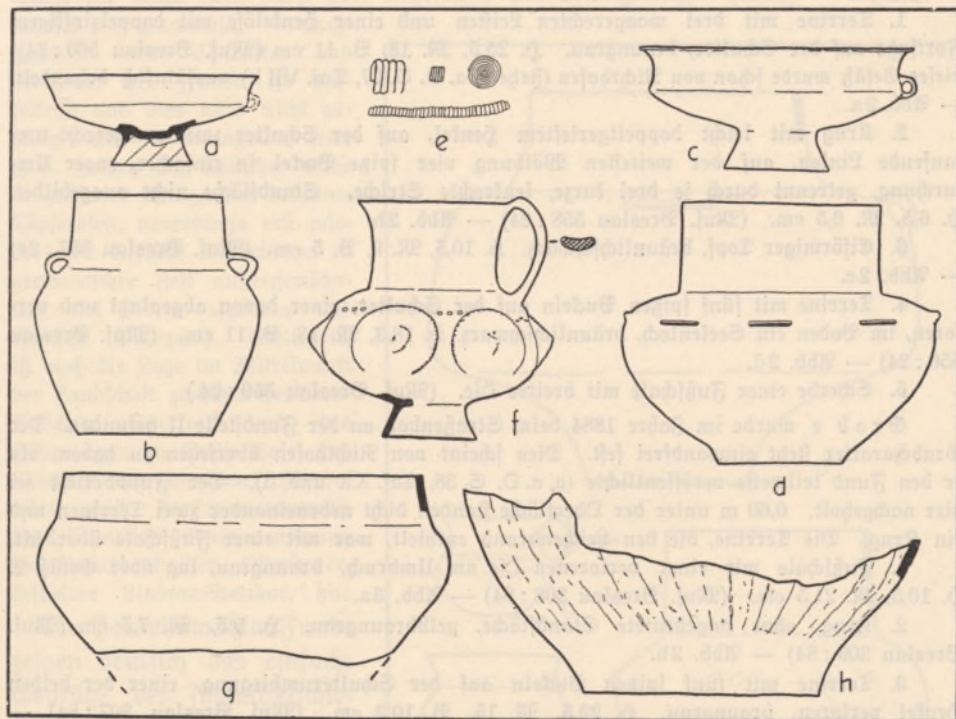


Abb. 1. Jordansmühl, Grab 106. $\frac{1}{6}$

1. Fußschale mit einer Öse am Umbruch, braungrau, Öse und Fuß verloren, bedeckte Gefäß 2. H. noch 4,5, M. 16,75 cm. (Mus. Breslau 465 : 27) — Abb. 1a.
2. Terrine, dunkelbraun. H. 19, M. 11,5, B. 11 cm. (Mus. Breslau 466 : 27) — Abb. 1b.
3. Fußschale wie 1, schwarz, unvollständig erhalten, bedeckte Gefäß 4. H. 10, M. 16, F. 8,8 cm. (Mus. Breslau 467 : 27) — Abb. 1c.
4. Terrine, auf der Schulterumiegung acht waagerechte Leisten, braunschwarz. H. 21, M. 16, B. 10,5 cm. (Mus. Breslau 463 : 27) — Abb. 1d.
5. Kanne mit Untersag, ganz leicht gekeltem Bandhenkel, sechs spizen Buckeln in großer Umfurchung, getrennt durch je eine Reihe von drei kleinen Dellen, braungrau. H. 19,5, M. 12,5, B. 7,4 cm. (Mus. Breslau 472 : 27) — Abb. 1f.
6. Oberteil einer sehr breiten, kurzhafigen Terrine, gelb mit schwarzem Rande. H. noch 13,5, M. 29 cm. (Mus. Breslau 462 : 27) — Abb. 1g.

7. Unterteil eines großen (Vorrats-) Topfes mit senkrecht gestrichener Rauhung, graugelb. H. noch 16, B. 19 cm. (Mus. Breslau 471 u. 474 : 27) — Abb. 1h.

8. Einige Bronzestücke: Spiralkrolle (467 : 27), L. 7,5, Dm. 0,3 cm; gleiches größeres Stück (468 : 27), L. 1,1, Dm. 1,4 cm; gleiches, kleineres Stück (469 : 27), L. 0,5, Dm. 1,4 cm; winzige Spiralscheibe (473 : 27); einige verschmolzene Stückchen (470 : 27) — Abb. 1e.

G r a b r. Im Jahre 1924 erwarb das Museum mit einigen früheisenzeitlichen Gefäßen vier Gefäße, deren Gleichartigkeit einen Grabfund vermuten läßt, der, wie der andere mit jenen früheisenzeitlichen Gefäßen, in Gegenwart des späteren Besitzers an der Fundstelle IV zutage gekommen war.

1. Terrine mit drei waagerechten Leisten und einer Henkelöse mit doppelzipfligem Fortsatz auf der Schulter, braungrau. H. 25,5, M. 18, B. 11 cm (Mus. Breslau 560 : 24); dieses Gefäß wurde schon von Richtigofen (siehe a. a. D. S. 27, Taf. VII k) ausführlich behandelt. — Abb. 2a.

2. Krug mit leicht doppeltgerieftem Henkel, auf der Schulter zwei waagerecht umlaufende Linien, auf der weitesten Wölbung vier spitze Buckel in einfacher, enger Umfurchung, getrennt durch je drei kurze, senkrechte Striche. Standfläche nicht ausgebildet. H. 6,5, M. 6,5 cm. (Mus. Breslau 558 : 24) — Abb. 2b.

3. Eiförmiger Topf, bräunlichschwarz. H. 10,5, M. 9, B. 5 cm. (Mus. Breslau 557 : 24) — Abb. 2c.

4. Terrine mit fünf spitzen Buckeln auf der Schulter, einer davon abgeplatzt und verloren, im Boden ein Seelenloch, bräunlichschwarz. H. 18,3, M. 13, B. 11 cm. (Mus. Breslau 556 : 24) — Abb. 2d.

5. Scherbe einer Fußschale mit breiter Ose. (Mus. Breslau 559 : 24.)

G r a b s wurde im Jahre 1884 beim Straßenbau an der Fundstelle II gefunden. Der Grabcharakter steht einwandfrei fest. Dies scheint von Richtigofen übersehen zu haben, als er den Fund teilweise veröffentlichte (a. a. D. S. 38, Taf. Xa und d). Der Fundbericht sei hier nachgeholt. 0,60 m unter der Oberfläche standen dicht nebeneinander zwei Terrinen und ein Krug. Die Terrine, die den Leichenbrand enthielt, war mit einer Fußschale überdeckt.

1. Fußschale mit einer verlorenen Ose am Umbruch, braungrau, lag über Gefäß 2. H. 10,5, M. 21,5 cm. (Mus. Breslau 308 : 84) — Abb. 3a.

2. Krug, ohne ange deutete Standfläche, gelbbraungrau. H. 9,5, M. 7,5 cm (Mus. Breslau 309 : 84) — Abb. 3b.

3. Terrine mit fünf spitzen Buckeln auf der Schulterumbiegung, einer der beiden Henkel verloren, braungrau. H. 22,5, M. 15, B. 10,2 cm. (Mus. Breslau 307 : 84) — Abb. 3c.

4. Terrine mit sechs spitzen Buckeln auf der Schulterumbiegung, braungrau. H. 23, M. 17,2, B. 10,5 cm. (Mus. Breslau 306 : 84) — Abb. 3d.

Die Fundstücke stammen sämtlich aus Jordansmühl. Dieser Ort nimmt vermutlich eine bevorzugte Stellung innerhalb des süd-mittelschlesischen Kulturbezirkes ein. Die außergewöhnlich starke Besiedlung, die durch lange Zeiten der Vorzeit anhält, die Besonderheit der zutage gekommenen Altsachen und die Lage mitten in einer der fruchtbarsten, immer dicht bewohnten und kulturell selbständigen und eigenartigen schlesischen Landschaft, dem bekannten Silinggau, sprechen sehr dafür. Vielleicht besaß Jordansmühl die Bedeutung eines Verwaltungsmittelpunktes, der beim Herrschaftswechsel beibehalten wurde, also den Borort im Gau darstellt. Nicht unwesentlich wird dabei die Nähe des Silingberges gewesen sein, der in dem religiösen Leben der Vorzeit immer eine große Rolle

gespielt hat, wie zahlreiche Weihefunde aus verschiedenen Zeiten beweisen; an die Erzählung von dem silingischen Götterpaar, das hier verehrt wurde, braucht nicht besonders erinnert zu werden⁶⁾.

Wenn es auch nicht unmittelbar zum Thema gehört, so sei dennoch hier darauf verwiesen, daß dieselbe Bedeutung als Vorort, als Mittelpunkt für Verwaltung und Kulturleben in dem süd-oberschlesischen oder richtiger unter Einbeziehung des landschaftlich zugehörigen Troppauischen Schlesiens, dem süd-schlesischen Kulturbezirk (Gau) für die Stelle von Bieskau Kr. Leobschütz anzunehmen sein wird. Auch hier ist die Besiedlungsdauer und -dichte für lange Zeit, selbst über mehrfachen Bevölkerungswechsel hinweg — illyrisch — keltisch — germanisch — nachgewiesen. Der Charakter und Reichtum der Funde ist auffallend und dies wird nicht zufällig und bedeutungslos sein. Z. B. fanden sich keltisches Glas in größerer Menge, der bekannte Töpferofen, neuerdings erst wieder eine keltische Goldmünze, in germanischer Zeit außergewöhnlich viel Terra sigillata und römische Münzen⁷⁾. Schließlich ist auch die Lage im Mittelpunkt der Landschaft zwischen Beskiden-Sudeten, Oberlauf und den Höhenzügen im Kreise Cosel und Neustadt zu beachten. Hierauf wies mich dankenswerterweise der Staatliche Vertrauensmann für Naturdenkmäler, Obersteuerinspektor Lindner-Ratibor, hin.

Die Jordansmühler Funde zeigen deutlich das einfache Gepräge des südmittelschlesischen Kulturbezirkes. Während der älteren Stufen der Bronzezeit sind die Gefäße hier vorwiegend dunkel gefärbt bei stumpfem Glanze der Außenfläche und enthalten in der Formgebung der Betonung von Kugeligkeit oder geradliniger Gestrecktheit, ganz im Gegensatz etwa zu den heller gefärbten glänzenden und in der Form ausgeprägteren Gefäßen des lausitzischen oder des nordschlesischen Kulturbezirkes.

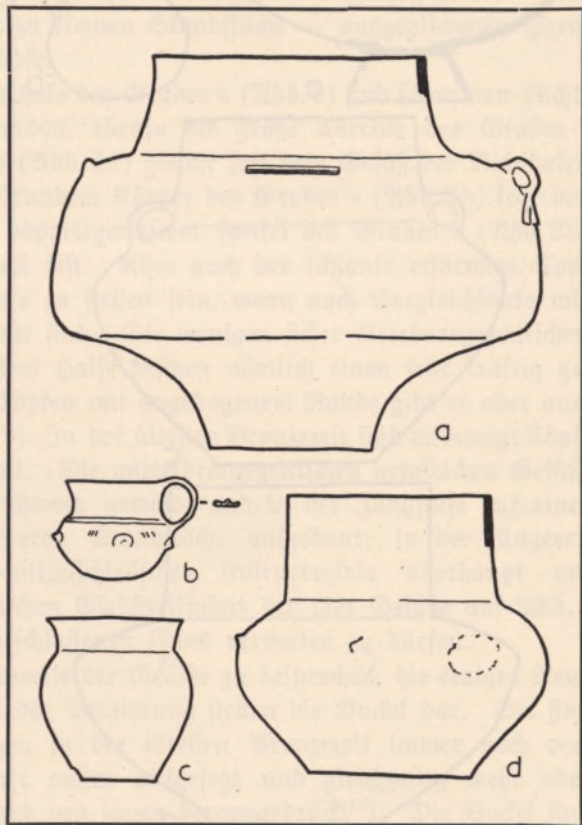


Abb. 2. Jordansmühl, Grab r. 1/5

⁶⁾ G e s c h w e n d t, Siling, der Schlesierberg S. 18—20.

⁷⁾ J a h n, Die Kelten in Schlesiens S. 148, Taf. IX—XI; Aus Oberschlesiens Urzeit XX S. 61; Prähist. Zeitschr. X (1918) S. 107.

Das Grab 106 von Jordansmühl (Abb. 1) ist als Musterbeispiel für die Jungstufe der älteren Bronzezeit zu bezeichnen. Diese Jungstufe wird gekennzeichnet durch die „frühe schlesische Brandgräber-Buckelkeramik“ von Richthofens, die jetzt nach Herausarbeitung der Gefäßware der mittelbronzezeitlichen Altstufe (Montelius IIIa) vollständig in die II. Stufe der Bronzezeit (nach Montelius)

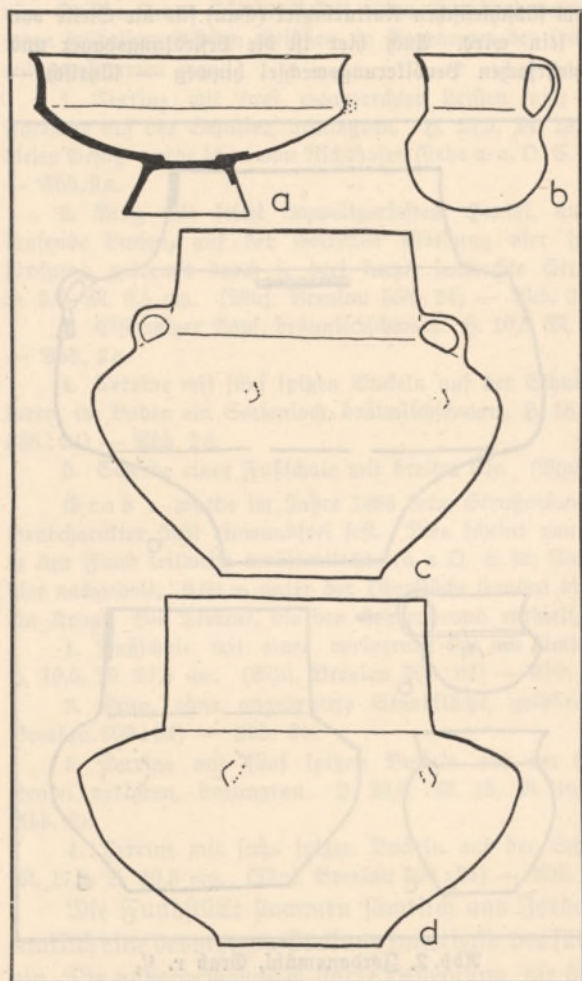


Abb. 3. Jordansmühl, Grab s. 1/5

zu setzen ist⁹⁾. Von diesen frühen Gefäßen mit Buckelverzierung finden die beiden Terrinen ihre Vergleichstücke bei Richthofen a. a. O. Taf. IIIp, IXc und Taf. IXf, Xd (= unsere Abb. 3d).

Als Gegenstück der beiden Fußschalen sei erwähnt: Richthofen Taf. XIIIa. Gleiche Gefäße kommen in Mittelschlesien nur noch während der Altstufe der mittleren Bronzezeit vor, ohne daß Kennzeichen für eine Unterscheidung der verschiedenalterigen Stücke vorlägen. Später finden sich Fußschalen einer gering abweichenden Spielart erst wieder in der jüngeren Bronzezeit (Abb. 4) und diesmal im nordschlesischen Kulturbezirk¹⁰⁾. Hier geht ihr Auftreten offenbar auf nördlichen Einfluß zurück. Sehr häufig ist dagegen das Vorkommen unserer Fußschalen in Böhmen und Mähren, wo sie ein Kennzeichen älterbronzezeitlicher Grabfunde sind¹⁰⁾.

Neu und den Schatz der Spielarten erweiternd ist das Vorkommen der buckelverzierten Ranne auf dem Standfuß (Abb. 1f). Ihr Auftreten ist aber

⁹⁾ von Richthofen a. a. O. S. 123.

¹⁰⁾ Altshlesien I Taf. XXXIX 4.

¹⁰⁾ Pic, Hügelgräber Böhmens; Gottwald, muj arch. vyzkum, Píseň 1932.

nicht außergewöhnlich; ist doch die Schale auf einem untersagartigen Fuße ein Kennzeichen der älterbronzezeitlichen Jungstufe. Leicht konnte daher einmal ein anderes Gefäß mit einem untersagartigen Fuße versehen werden. Der leicht gefehlte Bandhenkel ist ein wenig über den Rand gezogen, wie es bei gleichzeitigen Gefäßen (von Richtshofen Taf. XIIb, unsere Abb. 2b), nicht aber bei den Rannen der vorangehenden und der folgenden Zeit vorkommt.

Schließlich ist auch die Körperform der Gefäße für die Jungstufe der älteren Bronzezeit kennzeichnend. Die Gefäße sind entweder sehr stark gewölbt (Abb. 1d, f) oder sehr schwach gebauht (Abb. 1b, g), im Gegensatz zu der — bei gleichem Aufbau auf der nicht zu kleinen Standfläche — ausgeglichenen Form der altmittelbronzezeitlichen Töpfe.

Die Terrinen und die Fußschale des Grabes s (Abb. 3) sind schon von Richtshofen eingehend behandelt worden, ebenso die große Terrine des Grabes r (Abb. 2a). Die kleine Terrine (Abb. 2d) gleicht fast dem Gefäß bei Richtshofen (Taf. VIh). Der Krug mit kugelrundem Körper des Grabes s (Abb. 3b) legt den gleichgeschwungenen Topf mit doppeltgerieftem Henkel des Grabes r (Abb. 2b) zeitlich für die ältere Bronzezeit fest. Aber auch der schlanke eiförmige Topf (Abb. 2c) wird in diese Zeitstufe zu stellen sein, wenn auch Vergleichstücke mit abgesetztem Halse noch unbekannt sind. Die wenigen sicher älterbronzezeitlichen eiförmigen Töpfe mit abgesetztem Halse besitzen nämlich einen sehr kräftig gewölbten Bauch¹¹⁾. Unter den Töpfen mit angebogenem Rande gibt es aber auch Stücke mit schwacher Bauchung¹²⁾. In der ältesten Bronzezeit sind eiförmige Töpfe mit abgesetztem Halse unbekannt. Die mittelbronzezeitlichen artgleichen Gefäße sind in der Altstufe nicht so schwach gewölbt und in der Jungstufe auf einer kleineren oder sehr viel breiteren Standfläche aufgebaut; in der jüngeren Bronzezeit sind sie im süd-mittelschlesischen Kulturbezirke überhaupt unbekannt¹³⁾. Infolge der stilistischen Gleichzeitigkeit der vier Gefäße auf Abb. 2 glauben wir, in ihnen einen geschlossenen Fund vermuten zu dürfen.

Endlich ist die Verzierungsweise der Gefäße zu besprechen, die einiges Neue bringt. Den wesentlichen Teil der Verzierung stellen die Buckel dar. Sie sind nach den vereinzelt in den Anfängen in der ältesten Bronzezeit immer noch verhältnismäßig klein, aber immer außen aufgesetzt und gleichzeitig mehr oder weniger stark aus der Gefäßwand von innen herausgedrückt¹⁴⁾. Die Buckel sind an unseren Gefäßen zu vier, fünf und sechs in gleicher Höhe angebracht. Sie kommen nur mit einer scharfen Spitze vor und zwar, wie gewöhnlich, in

¹¹⁾ von Richtshofen a. a. O. Taf. XIIa; durch Hirtenstabnadeln und Stollenarmbänder zeitbestimmtes Grab aus Medingen/Sachsen: Festschrift der Gesellschaft Isis, Dresden 1934. (Bierbaum.)

¹²⁾ von Richtshofen Taf. IIIh, g, f.

¹³⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Boege-Breslau.

¹⁴⁾ Das Beschädigen der Gefäße durch Abschlagen der Buckel vor der Bestattung (vgl. Abb. 2d) ist eine älterbronzezeitliche Gewohnheit. von Richtshofen a. a. O. S. 35.

schwacher Ausbildung; nur an der Kanne (Abb. 1f) sind sie sehr kräftig gestaltet. Die runden Buckel fehlen. An die Stelle der Buckel treten zweimal waagerecht gestellte Leisten (Abb. 1d, 2a) und, wenn man so sagen darf, einmal eine Henkelöse (Abb. 2a).

Die einfache, engumliegende Kreislinie (Abb. 2b) sieht wie der erste Versuch einer besonderen Heraushebung des Buckels aus. Auch diese Verzierungsweise, zu der noch die umfänglichere, leicht kreishofartige Betonung der Buckel an der Kanne (Abb. 1f) gehört, ist vereinzelt schon in der älteren Bronzezeit bekannt (Nichthofen Taf. XIa, b). Neu ist es, den Raum zwischen den Buckeln durch trennende Muster auszufüllen, sei es durch einzelne Reihen von kleinen Dellen (Abb. 1f) oder durch Gruppen von kurzen, senkrechten Strichen (Abb. 2b), die hier unter einem die Schulter abschließenden Doppellinienbände sitzen.

Die in der mittleren Bronzezeit allgemein übliche Verwendung von Dellen, Strichen und Linien ist also schon in der älteren Bronzezeit bekannt und, wie zahlreiche gleichalte Funde zeigen, gar nicht selten. Verstärkt diese Erscheinung die enge Verbindung mit der folgenden Zeitstufe, so ist dasselbe auch gegenüber der vorangegangenen ältesten Bronzezeit der Fall, in der ebenfalls Striche und Linien in Verzierungsmustern verwendet worden sind¹⁵⁾.



Abb. 4. Fußschale der jüngeren Bronzezeit von Nieder Herzogswaldau Kr. Trensstadt. $\frac{1}{4}$

Nach Altischlesien I Taf. XXXIX 4

¹⁵⁾ Seger, Aunjetitzer Kultur im Ebertschen Reallexikon Bd. I.

Die Verbreitung der Lausitzer Kultur in der preußischen Oberlausitz

Von Otto Friedrich Gandert-Görlitz

Mit 5 Karten

Es entspricht einem Wunsche unseres Jubilars, wenn hiermit Verbreitungskarten der Lausitzer Kultur aus dem schlesischen Teile der Oberlausitz vorgelegt werden. Sie enthalten die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Denkmalpflege in der von Görlitz aus betreuten Landschaft zwischen Schwarzer Elster und Queis, den Kreisen Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (einschließlich Stadtkreis) und Lauban bis zum 31. Mai 1934. Niedergelegt sind diese Ergebnisse in den Gemarkungsmappen des Archivs vorgeschichtlicher Funde der preußischen Oberlausitz im Kaisertrug-Museum für Vorgeschichte zu Görlitz. Hier sind auch die übrigen Quellen zu einem beträchtlichen Teile verarbeitet: das weitverzweigte oberlausitzische Schrifttum, die Museumsbestände (besonders Görlitz, Hoyerswerda und Berlin) und die in Privatbesitz verstreuten Funde. Es darf erwähnt werden, daß die Durcharbeitung der unkatalogisierten, mehrere tausend Stück umfassenden Gefäßbestände der Görlitzer Sammlung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Bestandsaufnahme der Lausitzer Kultur, wie sie von der Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens mit zu großem Danke verpflichtender Unterstützung der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft angestrebt wird, hat diese Quellen weitgehend erfaßt. Fräulein Else Berthold, Oberzeichenlehrerin i. R. in Blankenburg a. S., stellte sich in selbstloser Weise mit ihrer unermüdlischen Schaffenskraft für diese Bestandsaufnahme zur Verfügung. Was wir gemeinsam erarbeitet haben, findet seinen Niederschlag in den vorgelegten Listen und Karten¹⁾.

Begonnen wurde hier mit Periode III der Bronzezeit, der wir die klassische Buckelkeramik zurechnen. Die vorhergehende zweite Periode, ausgezeichnet durch spärliche Bronzefunde und höchst seltene Tonware, soll an anderer Stelle in einer besonderen Arbeit über die älteste und ältere Bronzezeit des Gebietes zusammenfassend behandelt werden. Ihr Ende findet die Lausitzer Kultur in der nach Montelius als Periode VI bezeichneten Hallstatt- oder frühen Eisenzeit. Es umspannt unser Arbeitsplan also den 1000jährigen Zeitraum von 1400 bis 400 v. Chr. etwa. Nur solche Funde wurden in die vorliegenden Listen und Karten aufgenommen, deren Zuordnung zu einem der vier Hauptabschnitte der Lausitzer

¹⁾ Versuche, die Lausitzer Kultur unseres Gebietes kartennäßig darzustellen, wurden schon mehrfach gemacht. Ohne Periodenteilung: Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1923. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen. 1931. Die Perioden II und III getrennt: von Richt Hofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. 1926.

Kultur zweifelsfrei gegeben werden konnte. Daß damit die Zahl der uns bekannten Funde und Fundstellen erheblich zusammenschmilzt, ist ein Übelstand, der m. E. durch die Zuverlässigkeit des verarbeiteten Fundstoffes reichlich aufgewogen wird. Immerhin konnten noch 238 Fundstellen verzeichnet werden.

Was von den Fundnachrichten des 18. und 19. Jahrhunderts Bestand haben wird, soll die künftige Forschung erweisen. Es sind gerade bei der Lausitzer Kultur mit ihrer Sitte der umfangreichen Urnenfriedhöfe die Möglichkeiten, immer wieder auf Fundplätze längst verschollener Funde zu stoßen, so groß, daß künftig ein großer Teil alter Fundnachrichten geprüft und ergänzt werden kann.

Zwei Fundgruppen sind mit hereingenommen und auf einer gemeinsamen Karte (Abb. 5) zur Darstellung gekommen, obwohl sie dem obigen Grundsatz nicht entsprechen. Das sind die Goldfunde und die Steinhämmer.

Die Goldfunde — es handelt sich fast ausnahmslos um Spiraldrähte — gehören den Perioden III—V an. Sie lassen sich, wenn kennzeichnende Beifunde oder Tongefäße fehlen, nicht mit Bestimmtheit einer der drei Zeitstufen zuteilen. Da das Gold der Lausitzer Kultur als fremdländisches Einfuhrgut Kennzeichen einer gewissen Wohlhabenheit ist, in unserem Gebiet aber die fünfte Periode in jeder Beziehung einen auffälligen Tiefstand zeigt, dürften unsere Goldfunde zu meist den Perioden III oder IV zuzurechnen sein. Wenn auch in der sechsten Stufe ein starker Aufschwung, sozusagen ein Auflackern vor dem jähen Ende, festzustellen ist, kommt Gold nur einmal in winzigen Spuren in dem Gräberfeld von Groß Särchen Kr. Hoyerswerda vor. Wenn daher Marschall²⁾ auch die sechste Periode für das Weiterleben der Spiralringe aus Doppeldraht noch in Anspruch nimmt, so zeigt schon die dort (S. 75) angeführte datierbare Spirale von Rüppern Kr. Guben mit $2\frac{1}{2}$ Windungen und 1,5 g Gewicht, daß es sich um letzte Ausläufer handelt.

Während also die Goldfunde in der preußischen Oberlausitz vornehmlich der dritten und vierten Periode zuzuzählen sein dürften, fallen die Steinhämmer besonders in die beiden letzten Abschnitte. Gemeint sind die im Aufriß fünfeckigen Hämmer mit mehr oder weniger geschwungener Schneide und ebenso verschieden betonten Schmalseiten. Einige Grabfunde aus zerstreuten Gebieten des Lausitzer Kulturbereiches ließen in mir die Meinung aufkommen, daß die größeren Stücke der fünften, die kleineren der sechsten Periode angehören. Unsere Burgwallgrabung bei Nieder Neundorf Kr. Rothenburg im Jahre 1933 aber zeigte in reiner Periode VI-Umgebung auch Bruchstücke von großen stattlichen Hämmern mit verschiedenartiger Flankenbetonung. Die Aussichten auf eine reinliche Scheidung nach den beiden Zeitabschnitten sind also gering. Man wird sagen dürfen, daß die kleinsten Stücke wohl mit zu den jüngsten zu rechnen sind. Ausführlicher soll

²⁾ Marschall²⁾, Die vorgeschichtlichen Goldfunde der Niederlausitz. Niederlausitzer Mitteilungen XXII, 1934, S. 84.

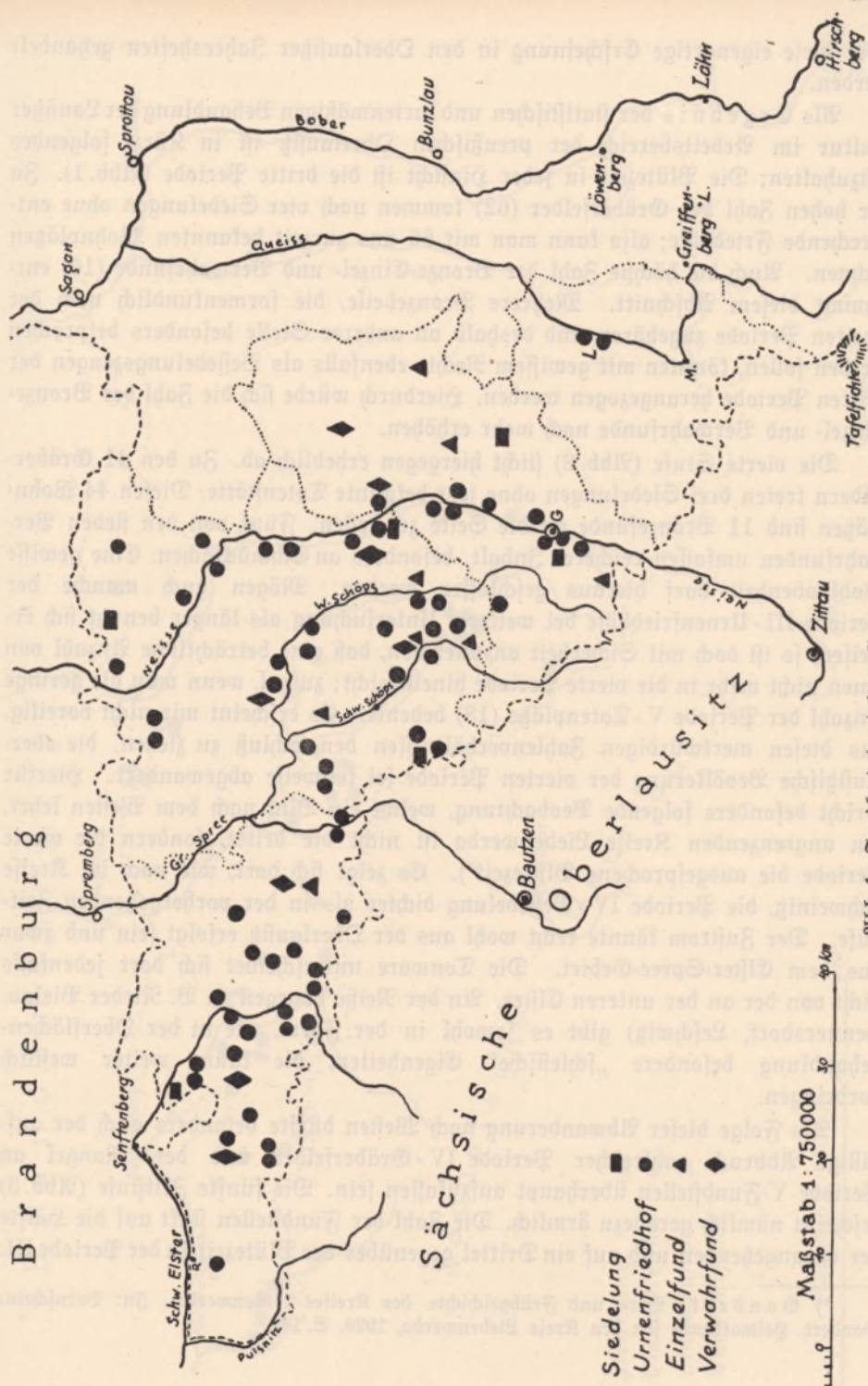


Abb. 1. Fundorte der dritten Bronzezeitperiode

über diese eigenartige Erscheinung in den Oberlausitzer Jahresheften gehandelt werden.

Als Ergebnis der statistischen und kartenmäßigen Behandlung der Lausitzer Kultur im Arbeitsbereich der preußischen Oberlausitz ist in Kürze folgendes festzuhalten: Die Blütezeit in jeder Hinsicht ist die dritte Periode (Abb. 1). Zu der hohen Zahl der Gräberfelder (62) kommen noch vier Siedelungen ohne entsprechende Friedhöfe; also kann man mit 66 uns zurzeit bekannten Wohnplätzen rechnen. Auch die höchste Zahl der Bronze-Einzel- und Verwahr Funde (16) entstammt diesem Abschnitt. Mehrere Bronzebeile, die formenfundlich noch der zweiten Periode zugehören und deshalb an anderer Stelle besonders besprochen werden sollen, könnten mit gewissem Rechte ebenfalls als Besiedelungszeugen der dritten Periode herangezogen werden. Hierdurch würde sich die Zahl der Bronze-Einzel- und Verwahr Funde noch mehr erhöhen.

Die vierte Stufe (Abb. 2) sticht hiergegen erheblich ab. Zu den 41 Gräberfeldern treten drei Siedelungen ohne jetzt bekannte Totenstätte. Diesen 44 Wohnplätzen sind 11 Bronzefunde an die Seite zu stellen. Fünf von den sieben Verwahr Funden umfassen reicheren Inhalt, besonders an Schmucksachen. Eine gewisse Wohlhabenheit darf hieraus geschlossen werden. Mögen auch manche der Periode III-Urnenfriedhöfe bei weiterer Untersuchung als länger benutzt sich erweisen, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß eine beträchtliche Anzahl von ihnen nicht mehr in die vierte Periode hineinreicht; zumal, wenn man die geringe Anzahl der Periode V-Totenplätze (18) bedenkt. Es erscheint mir nicht voreilig, aus diesen merkwürdigen Zahlenverhältnissen den Schluß zu ziehen, die oberlausitzische Bevölkerung der vierten Periode sei teilweise abgewandert. Hierfür spricht besonders folgende Beobachtung, welche ein Blick nach dem Westen lehrt. Im angrenzenden Kreise Liebenwerda ist nicht die dritte, sondern die vierte Periode die ausgesprochene Blütezeit³⁾. Es zeigt sich dort, wie auch im Kreise Schweinitz, die Periode IV-Besiedelung dichter als in der vorhergehenden Zeitstufe. Der Zustrom könnte recht wohl aus der Oberlausitz erfolgt sein und zwar aus dem Elster-Spree-Gebiet. Die Tonware unterscheidet sich dort jedenfalls nicht von der an der unteren Elster. An der Reise dagegen (z. B. Nieder Bielau, Sennewersdorf, Leschwitz) gibt es sowohl in der Form, wie in der Oberflächenbehandlung besondere „schlesische“ Eigenheiten, die kaum weiter westlich vordringen.

Als Folge dieser Abwanderung nach Westen dürfte besonders auch der auffällige Abbruch zahlreicher Periode IV-Gräberfelder und der Mangel an Periode V-Fundstellen überhaupt aufzufassen sein. Die fünfte Zeitstufe (Abb. 3) erscheint nämlich geradezu ärmlich. Die Zahl der Fundstellen sinkt auf die Hälfte der vorangehenden und auf ein Drittel gegenüber der Blütezeit in der Periode III.

³⁾ Gandert, Vor- und Frühgeschichte des Kreises Liebenwerda. In: Bornscheingandert, Heimatkunde für den Kreis Liebenwerda, 1929, S. 144.

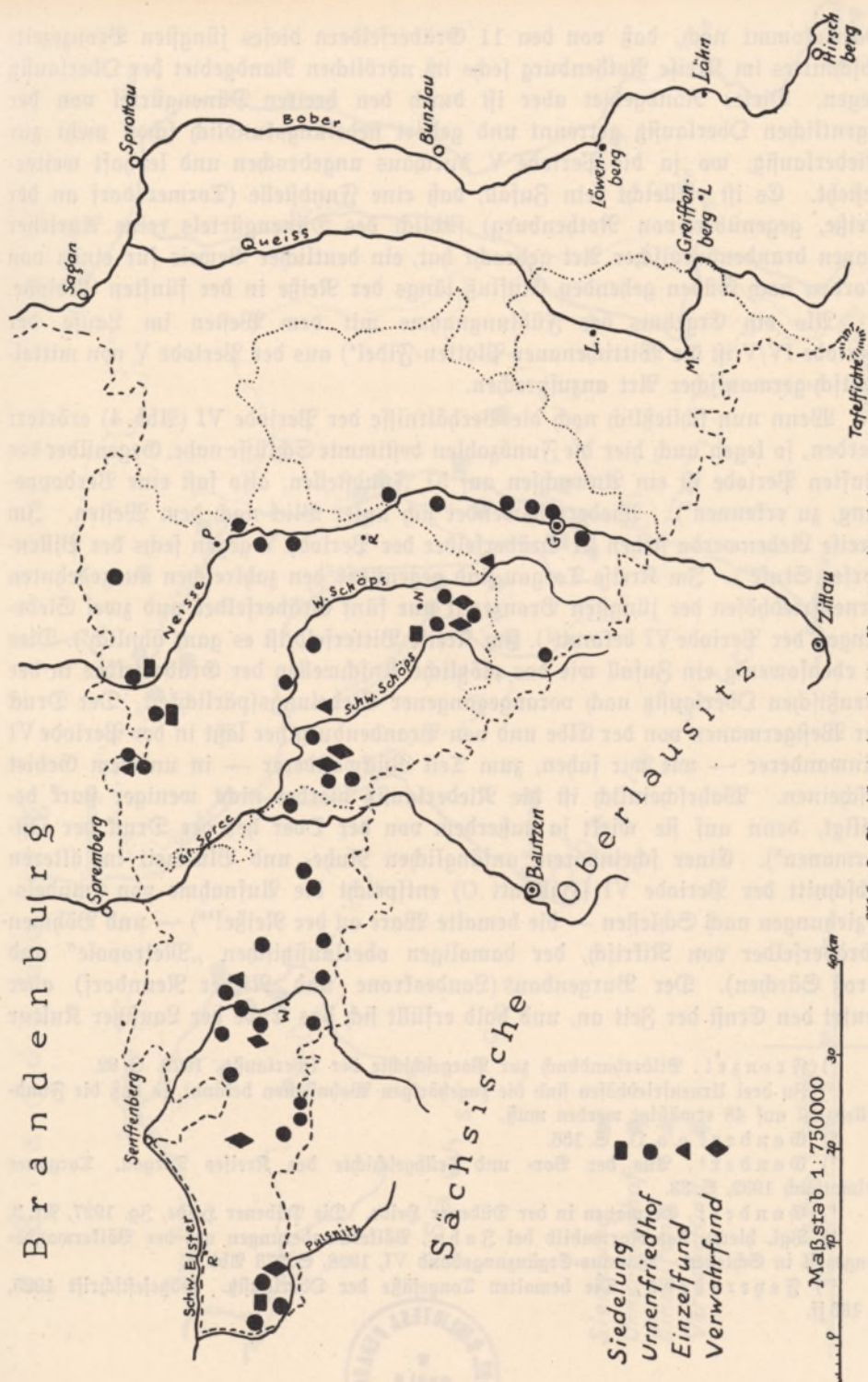


Abb. 2. Fundkarte der vierten Bronzezeitperiode

Dazu kommt noch, daß von den 11 Gräberfeldern dieses jüngsten Bronzezeitabschnittes im Kreise Rothenburg sechs im nördlichen Randgebiet der Oberlausitz liegen. Dieses Randgebiet aber ist durch den breiten Dünengürtel von der eigentlichen Oberlausitz getrennt und gehört siedelungskundlich schon mehr zur Niederlausitz, wo ja die Periode V durchaus ungebrochen und lebhaft weiterbesteht. Es ist vielleicht kein Zufall, daß eine Fundstelle (Tormersdorf an der Neiße, gegenüber von Rothenburg) südlich des Dünengürtels reine Auirither Typen brandenburgischer Art gebracht hat, ein deutlicher Beweis für einen von Norden nach Süden gehenden Einfluß längs der Neiße in der fünften Periode.

Als ein Ergebnis der Fühlungnahme mit dem Westen im Laufe der Periode IV/V ist die Wittichenauer Platten-Fibel⁴⁾ aus der Periode V von mitteldeutsch-germanischer Art anzusprechen.

Wenn nun schließlich noch die Verhältnisse der Periode VI (Abb. 4) erörtert werden, so legen auch hier die Fundzahlen bestimmte Schlüsse nahe. Gegenüber der fünften Periode ist ein Anwachsen auf 51 Fundstellen, also fast eine Verdoppelung, zu erkennen⁵⁾. Wiederum wendet sich unser Blick nach dem Westen. Im Kreise Liebenwerda stehen 21 Gräberfelder der Periode V gegen sechs der Billendorfer Stufe⁶⁾. Im Kreise Torgau sind gegenüber den zahlreichen ausgedehnten Urnenfriedhöfen der jüngsten Bronzezeit nur fünf Gräberfelder und zwei Siedelungen der Periode VI bekannt⁷⁾. Im Kreise Bitterfeld ist es ganz ähnlich⁸⁾. Dies ist ebensowenig ein Zufall wie das plötzliche Anschwellen der Gräberfelder in der preussischen Oberlausitz nach vorangegangener Siedelungsspärlichkeit. Der Druck der Westgermanen von der Elbe und von Brandenburg her läßt in der Periode VI Einwanderer — wie wir sahen, zum Teil Rückwanderer — in unserem Gebiet erscheinen. Wahrscheinlich ist die Niederlausitz hierbei nicht weniger stark beteiligt, denn auf sie wirkt ja außerdem von der Oder her der Druck der Ostgermanen⁹⁾. Einer scheinbaren, anfänglichen Ruhe- und Blütezeit im älteren Abschnitt der Periode VI (Hallstatt C) entspricht die Aufnahme von Handelsbeziehungen nach Schlesien — die bemalte Ware an der Neiße!¹⁰⁾ — und Böhmen (Gräberfelder von Nikrisch, der damaligen oberlausitzischen „Metropole“ und Groß Särchen). Der Burgenbau (Landeskrona und Nieder Neundorf) aber deutet den Ernst der Zeit an, und bald erfüllt sich das Ende der Lausitzer Kultur

⁴⁾ Frenzel, Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz, 1929, S. 82.

⁵⁾ Zu drei Urnenfriedhöfen sind die zugehörigen Wohnstellen bekannt, so daß die Fundstellenzahl auf 48 ermäßigt werden muß.

⁶⁾ Gandert a. a. O., S. 166.

⁷⁾ Gandert, Aus der Vor- und Frühgeschichte des Kreises Torgau. Torgauer Heimatbuch 1932, S. 33.

⁸⁾ Gandert, Germanen in der Dübener Heide. Die Dübener Heide, Jg. 1927, Nr. 3.

⁹⁾ Vgl. hierzu das Kartenbild bei Jahn, Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien. Mannus-Ergänzungsband VI, 1928, S. 273 Abb. 2.

¹⁰⁾ Feyerabend, Die bemalten Tongefäße der Oberlausitz. Gößeschrift 1925, S. 136 ff.



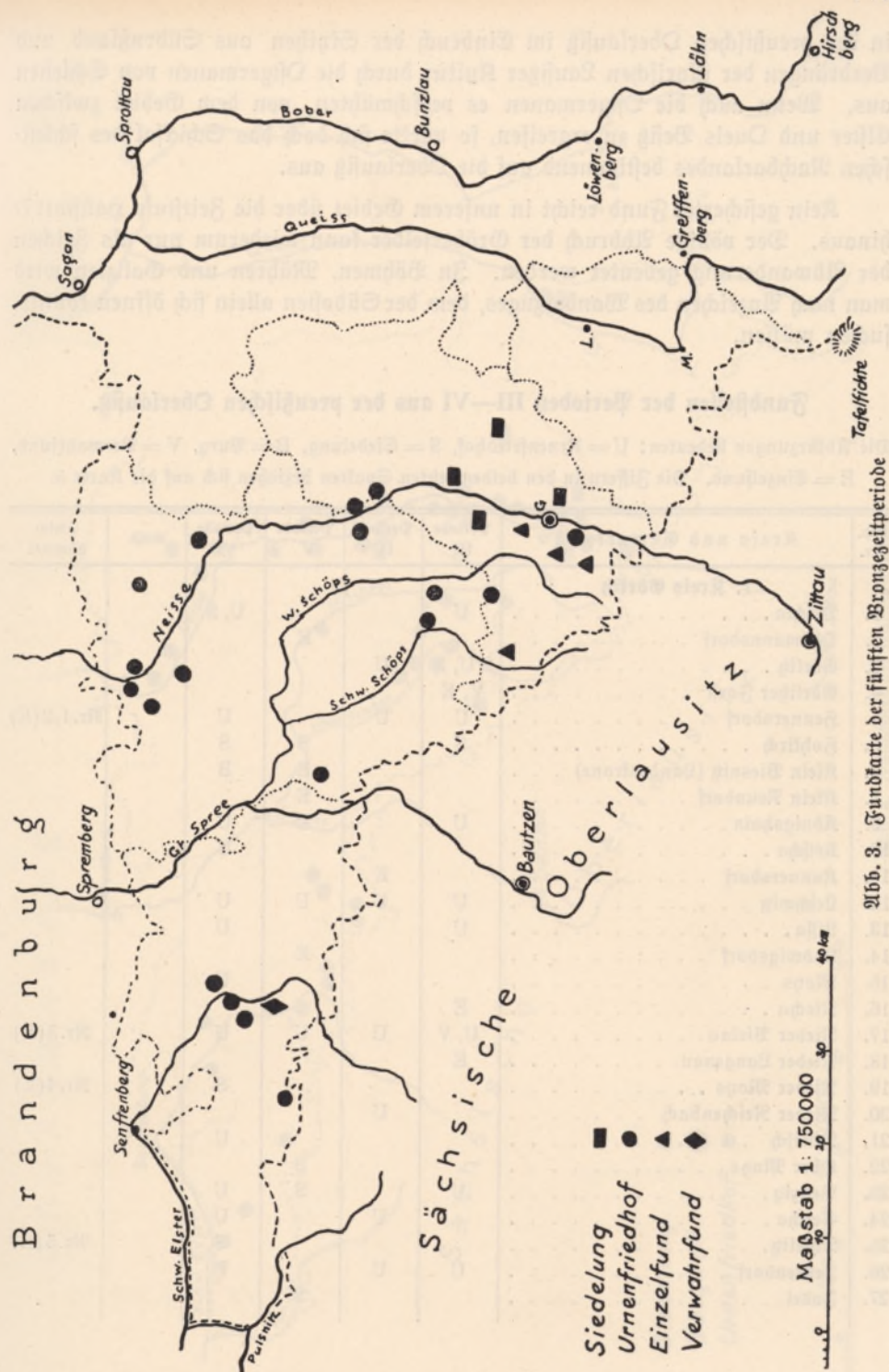


Abb. 3. Fundorte der fünften Bronzezeitperiode

in der preußischen Oberlausitz im Einbruch der Skythen aus Südrußland und Verdrängen der illyrischen Lausitzer Kultur durch die Ostgermanen von Schlesien aus. Wenn auch die Ostgermanen es verschmähten, von dem Gebiet zwischen Elster und Queis Besitz zu ergreifen, so wirkte sich doch das Schicksal des schlesischen Nachbarlandes bestimmend auf die Oberlausitz aus.

Kein gesicherter Fund reicht in unserem Gebiet über die Zeitstufe Hallstatt D hinaus. Der völlige Abbruch der Gräberfelder kann wiederum nur als Zeichen der Abwanderung gedeutet werden. In Böhmen, Mähren und Galizien wird man nach Anzeichen des Wanderzuges, dem der Südosten allein sich öffnen konnte, suchen müssen.

Fundstellen der Perioden III—VI aus der preußischen Oberlausitz.

Die Abkürzungen bedeuten: U = Urnenfriedhof, S = Siedelung, B = Burg, V = Verwahrfund, E = Einzelfund. Die Ziffern in den beiden letzten Spalten beziehen sich auf die Karte 5.

Ufd. Nr.	Kreis und Gemarkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Stein- hämmer
1. Kreis Görlitz							
1.	Derschka	U			U, S		
2.	Dittmannsdorf			E			
3.	Görlitz	2 U, S	U				
4.	Görlitzer Forst	V, E					
5.	Jennersdorf	U	U		U		Nr. 1, 2 (E)
6.	Hohkirch	S		S	S		
7.	Klein Biesnitz (Landeskrone) . . .			E	B		
8.	Klein Neundorf			E			
9.	Königshain	U		U	U		
10.	Krischa				U		
11.	Kunnersdorf		E				
12.	Leschwitz	U	U	U	U		
13.	Lissa	U			U		
14.	Ludwigsdorf			E			
15.	Moys				U		
16.	Niecha	E					
17.	Nieder Bielau	U, V	U	U	U		Nr. 3 (E)
18.	Nieder Langenau	E					
19.	Nieder Moys				S		Nr. 4 (E)
20.	Nieder Reichenbach		U				
21.	Nitrisch				U		
22.	Ober Moys			S			
23.	Penzig	U		S	U		
24.	Serscha		U		U		
25.	Thielitz				S		Nr. 5 (E)
26.	Zentendorf	U	U		U		
27.	Zodel			S			

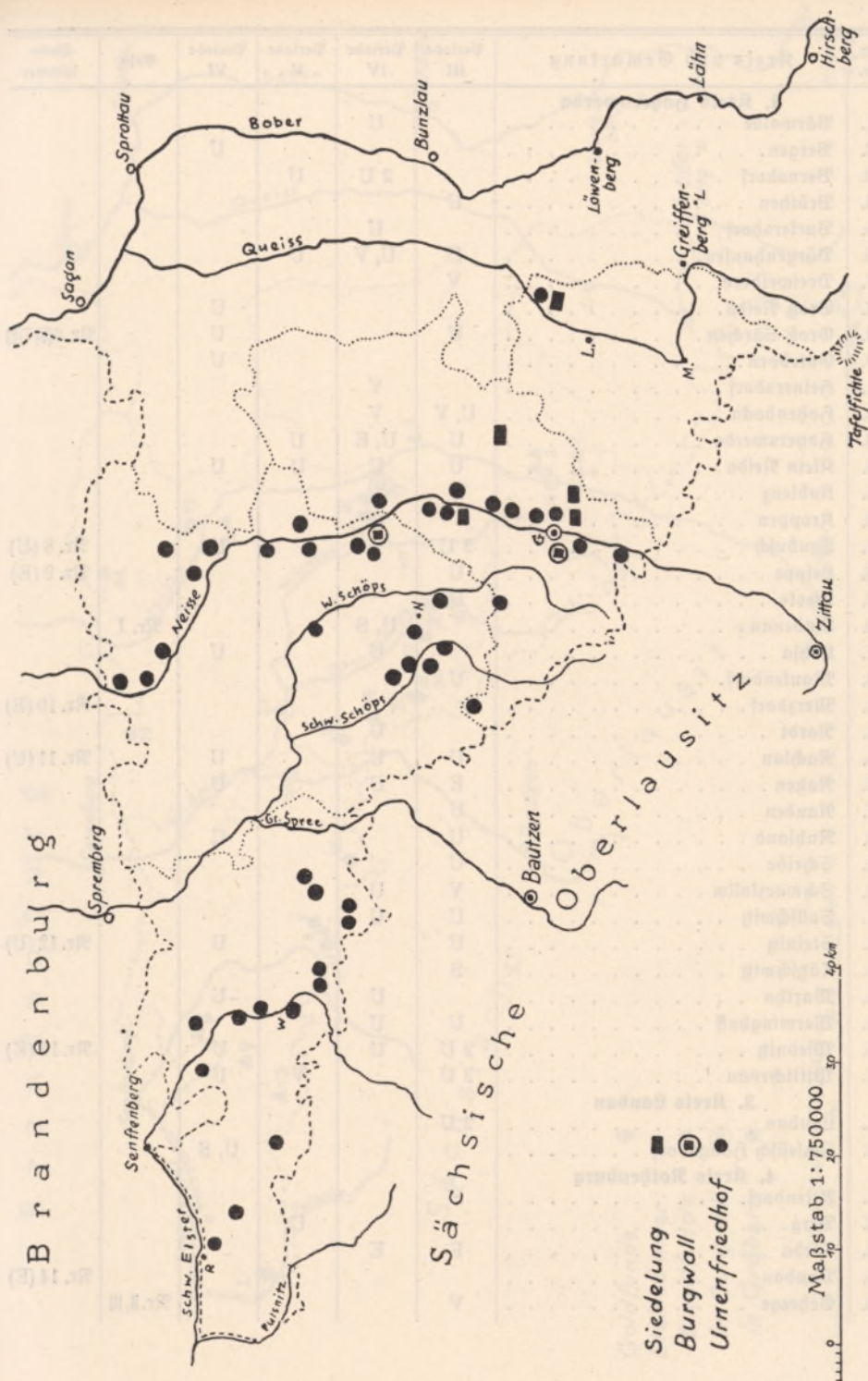


Abb. 4. Fundkarte der frühen Eisenzeit

Ufd. Nr.	Kreis und Bemerkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Stein- hämmer
2. Kreis Hoyerswerda							
1.	Bärwalde		U				
2.	Bergen.				U		
3.	Bernsdorf		2 U	U			
4.	Bröthen	U					
5.	Burkersdorf		U				
6.	Dörgenhausen.	U	U, V	U			
7.	Dreiweibern	V					
8.	Groß Neida.				U		
9.	Groß Särchen.	U			U		Nr. 6(U) 7(E)
10.	Guteborn.				U		
11.	Heinersdorf.		V				
12.	Hohenboda.	U, V	V				
13.	Hoyerswerda	U	U, E	U			
14.	Klein Neida.	U	U	U	U		
15.	Koblenz	U					
16.	Kroppen		U				
17.	Laubusch	2 U			U		Nr. 8 (U)
18.	Leippe	U					Nr. 9 (E)
19.	Lieske	U					
20.	Lindenau.		U, S			Nr. I	
21.	Lohsa		U		U		
22.	Maukendorf.	U					
23.	Merzdorf.						Nr. 10 (E)
24.	Nardt		U				
25.	Rachlau	U	U		U		Nr. 11 (U)
26.	Raghen	E	U		U		
27.	Rauden	U					
28.	Ruhland	U			U		
29.	Scheibe	U					
30.	Schwarzfölm	V	U				
31.	Sollschwitz	U	U				
32.	Steinitz	U			U		Nr. 12 (U)
33.	Tätzschwitz	S					
34.	Warttha		U		U		
35.	Werminghoff	U	U				
36.	Wiednitz	2 U	U		U		Nr. 13 (E)
37.	Wittichenau.	2 U		V	U		
3. Kreis Lauban							
1.	Lauban	2 U					
2.	Schlesisch Haugsdorf				U, S		
4. Kreis Rothenburg							
1.	Attendorf.	E					
2.	Berg.			U			
3.	Creba	E	E				
4.	Dauban						Nr. 14 (E)
5.	Geheege	V				Nr. II, III	

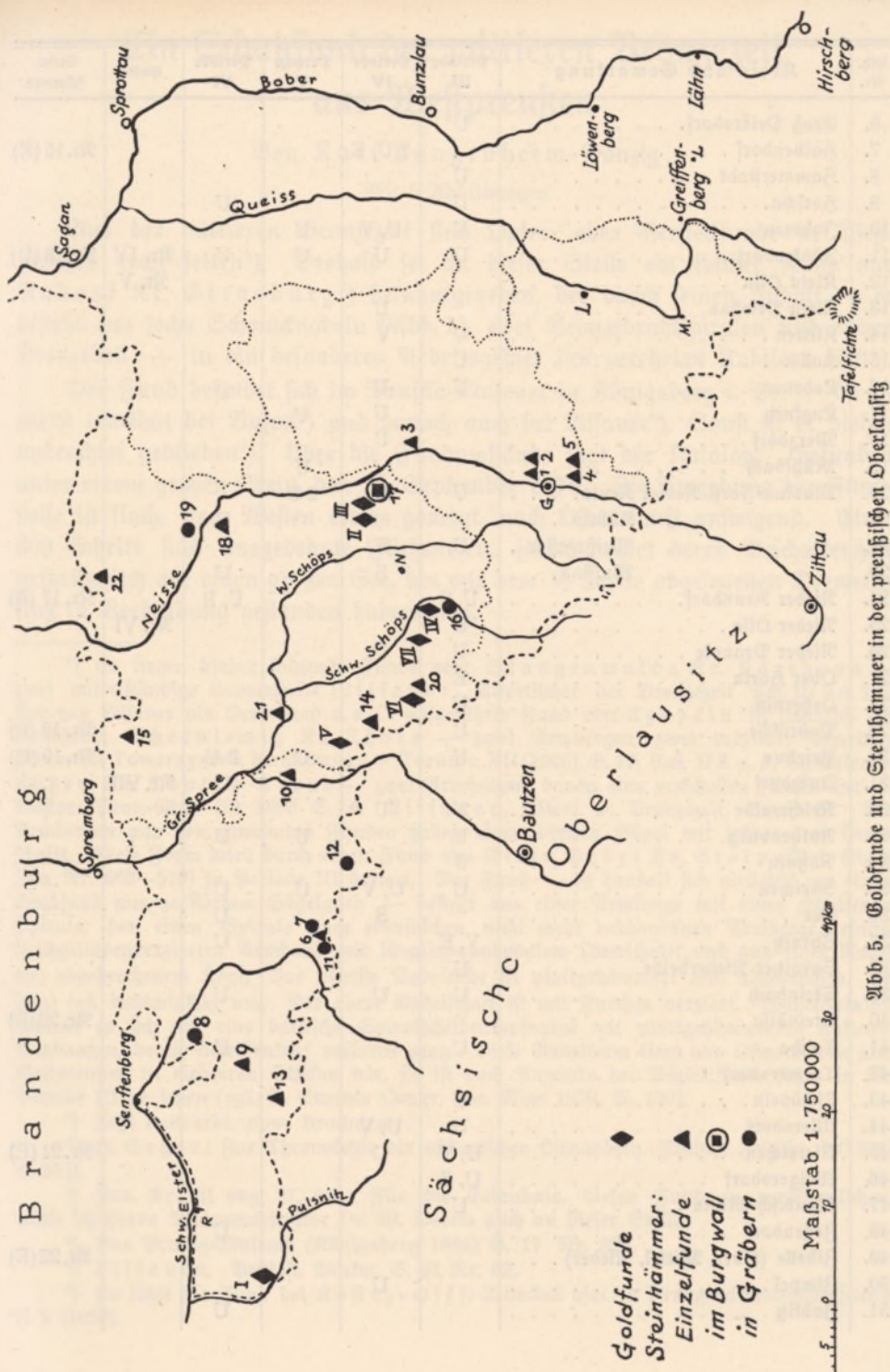


Abb. 5. Goldfunde und Steinhämmer in der preußischen Oberlausitz

Lfd. Nr.	Kreis und Gemarkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Stein- hämmer
6.	Groß Petersdorf	U					
7.	Halbendorf		2 U, E				Nr. 15 (E)
8.	Hammerstadt	U					
9.	Horscha	U			U		
10.	Jahmen	U	U, V	U			
11.	Jänkendorf	U	U	U	U	Nr. IV Nr. V	Nr. 16 (U)
12.	Klein Ölsa						
13.	Klein Priebus		U				
14.	Klitten	U	V				
15.	Kollm	U					
16.	Lodenau	U	U		U		
17.	Lugnitz		U	U			
18.	Merzdorf		U				
19.	Mühlbach			U			
20.	Mustau-Forst Revier Keula	U	U	2 U			
21.	" Köbels				U		
22.	" Weißwasser	U	S				
23.	" Wuffina		S		U		
24.	Nieder Neundorf	U, S			U, B		Nr. 17 (B)
25.	Nieder Ölsa	U				Nr. VI	
26.	Nieder Prauste	U	U				
27.	Ober Horska	E					
28.	Oedernitz	U					
29.	Podrosche	U					Nr. 18 (E)
30.	Priebus	U		U	2 U		Nr. 19 (U)
31.	Quitzdorf				U	Nr. VII	
32.	Reichwalde	U	U				
33.	Rothenburg	U		U	U		
34.	Roßnitz	S					
35.	Särichen	U	U, V	U	U		
36.	See		S		U		
37.	Sproitz	V, E			U		
38.	Sproitzer Niederheide	U					
39.	Steinbach	U	U		U		
40.	Steinölsa						Nr. 20 (E)
41.	Teicha	U			U		
42.	Tormersdorf			U			
43.	Tschöpel	U					
44.	Ullersdorf	U	U, V				
45.	Viereichen	U, V	U				Nr. 21 (E)
46.	Weigersdorf	U, S					
47.	Wendisch-Musta	U					
48.	Zessendorf				U		
49.	Zibelle (Ober, Mittel, Nieder) . . .						Nr. 22 (E)
50.	Zimpel		U				
51.	Zoblitz				U		

Ein Schatzfund der mittleren Bronzezeit aus Westpreußen

Von Kurt Langenheim-Danzig

Mit 5 Abbildungen

Aus der mittleren Bronzezeit sind Opfer- oder Versteckfunde in Westpreußen recht selten¹⁾. Deshalb sei an dieser Stelle ein solcher Fund aus Radosz Kr. Strasburg²⁾ bekanntgegeben, der durch seinen Inhalt — er besteht aus sechs Schmucknadeln (Abb. 1), zwei Bronzedrahtspiralen und einem Bronzebeil — in ein besonderes Arbeitsgebiet des verehrten Jubilars fällt³⁾.

Der Fund befindet sich im Prussia-Museum in Königsberg i. Pr.⁴⁾. Er ist zuerst erwähnt bei Bujad⁵⁾ und danach auch bei Lissauer⁶⁾. Sonst ist er bisher unbeachtet geblieben⁷⁾. Über die Fundumstände sagt der Katalog: „Gefunden unter einem großen Stein, den 15. September 1874. Die Umgebung der Fundstelle ist flach, nach Westen etwas geneigt, nach Osten sanft ansteigend. Etwa 300 Schritt sind ausgedehnte Flußwiesen, jedoch deutet deren Beschaffenheit ursprünglich auf einen großen See, der mit dem ½ Meile abgelegenen Drewenzfluß in Verbindung gestanden haben mag.“

¹⁾ Es liegen bisher folgende Funde vor: Stangenwalde Kr. Rarthaus — zwei mittelfürstliche Lappenbeile (Lissauer, *Altertümer der Bronzezeit* Taf. III 9 u. 10). Der von Lissauer als Depotfund a. a. D. aufgeführte Fund von Czapel n ist sicherlich ein Grabfund. Scherniewitz Kr. Thorn — zwei Armbergen, zwei verzierte Armringe (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu XII (1906) S. 77, Taf. II 3 u. 5, Chmielecki). Żółty Kr. Deutsch Krone — zwei Armbergen, davon eine verschollen (Amtl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1886 S. 14. Lissauer, *Altert. d. Bronzezeit*, Taf. IV 8). Die Armbergen aus den genannten Funden haben einen breiten Bügel mit spitzovalem Querschnitt. Diese Form wird durch einen Fund aus Klein Podel Kr. Stolp (Mus. Stolp Inv. Nr. 568—570) in Periode III datiert. Der Fund — es handelt sich vielleicht um einen Grabfund aus zerstörtem Hügelgrab — besteht aus einer Armberge mit einer erhaltenen Spirale, der einen Spirale einer ebensolchen nicht mehr vorhandenen Armberge, einem strichgruppenverzierten Armband mit länglich-rundovalem Querschnitt und aus einer Nadel mit abgebrochenem Kopf. Das oberste Nadelende ist plattgehämmert und abgebrochen. Es biegt fast rechtwinklig um. Der obere Nadelchaft ist mit Furchen verziert. Wahrscheinlich handelt es sich um eine baltische Spiralscheibenkopfnadel mit plattgehämmerten äußeren Windungen, deren Scheibenkopf verloren ging. Diese Nadelform liegt aus Ostpommern und Westpreußen in mehreren Stücken vor, sie ist nach Ausweis der Begleitfunde sicher in die Periode III zu setzen (vgl. E. Sturms Congr. Sec. Riga 1930, S. 120).

²⁾ Jetzt Radoszki, pow. Brodnica.

³⁾ S. Seger: Zur Chronologie der ostdeutschen Pfennnadeln. *Prähist. Zeitschr.* I (1909) S. 55 ff.

⁴⁾ Inv. Nr. III pag. 27, 618. Für die Erlaubnis, diesen Fund zu veröffentlichen, danke ich Herrn Museumsdirektor Dr. B. Gaerte auch an dieser Stelle.

⁵⁾ Das Prussia-Museum (Königsberg 1884) S. 17 Nr. 222.

⁶⁾ Lissauer. *Prähist. Denkm.* S. 81 Nr. 62.

⁷⁾ So fehlt der Fund bei Kossarzewski: Z badań usw. in *Przegląd archeologiczny* II 2 (1923).

Ein Vergleich mit dem Meßtischblatt Radosk Nr. 1355 ergibt auf Grund dieser Fundortsbeschreibung, daß das Nadeldepot wahrscheinlich etwa 3 km nordwestlich vom Dorf in den Niederungen gefunden wurde. Berücksichtigt man die Fundzusammensetzung, so darf man vielleicht an einen Opferfund denken, der irgendeiner im oder am See wohnenden Gottheit geweiht wurde.

Die vorhandenen Stücke — sechs Nadeln und zwei Spiralen aus dünnem Bronzedraht — sind gleichmäßig grün patiniert, an einigen Nadeln ist die Patina abgesprungen und läßt einen braunen Kern hervorscheinen.

a) Nadel mit hohem doppelkoniaischem Kopf, 10,9 cm lang. Der 0,7 cm hohe Kopf zeigt eine größte Breite von 0,8 cm. Die untere und obere Hälfte ist durch je vier umlaufende feine Furchen verziert. Die obere Kopfplatte ist schlicht. Der Schaft ist leicht säbelartig gebogen und bis 0,3 cm stark.

b) Nadel mit breitem doppelkoniaischem Kopf, 16,1 cm lang. Der Nadelkopf ist 0,7 cm hoch und 1,5 cm breit. Die obere und untere Hälfte ist durch je vier umlaufende feine Furchen verziert. Die Zone der größten Breite ist schlicht. Die obere Kopfplatte ist von einem feinen Kranz senkrechter Stricheln umgeben, sonst schlicht. Der Schaft, an der Spitze leicht säbelartig gebogen, ist bis 0,6 cm stark.

c) Rollennadel, 13,5 cm lang. Das breit ausgehämmerte Schaftende ist zu einer Rolle umgewickelt. Schaftstärke 0,5; Rollenbreite 1,0 cm.

d) Rollennadel, 11,3 cm lang. Die Rolle selbst ist abgebrochen; es ist von ihr nur ein kleiner eingerollter Zapfen übrig. Der Schaft ist bis 0,4 cm stark.

e) Nadel mit stark profiliertem Kopf, 10,6 cm lang. Der 1,7 cm hohe, 1,5 cm breite Kopf setzt mit einer kleinen, scheibenförmigen Verdickung auf dem Schaft an und endet oben mit einer gleichen nach oben gewölbten Scheibe. Zwischen diesen beiden Scheiben zieht sich der Kopf zunächst bis auf Schaftstärke zusammen, um sich dann in der Mitte zu einem breiten, tonnenförmigen Teil zu verbreitern, der in der Mitte von einem umlaufenden Wulst verstärkt wird. Die einzelnen Teile des Nadelkopfes sind unverziert.

f) Nadel mit geripptem Kolbenkopf, 39,8 cm lang. Das verdickte Kopfende der Nadel ist 6,4 cm lang. Das obere Stück des bis zu 0,6 cm starken Nadel Schaftes ist durch eine einfache eingerichtete Zickzacklinie verziert. Der Kopf ist durch 30 Rippen gebildet, von denen drei etwas oberhalb der halben Verdickung senkrechte Stricheln zeigen.

g) Zwei Spiralen aus dünnem Bronzedraht, von 3—4 cm Durchmesser und von je 3—4 Windungen, ursprünglich wohl zusammengehörig.

h) Der im Katalog erwähnte „Paalstab mit kleinen hervortretenden Lappen“ ist nicht mehr vorhanden. Es wird sich vielleicht um ein mittelständiges Lappenbeil gehandelt haben.

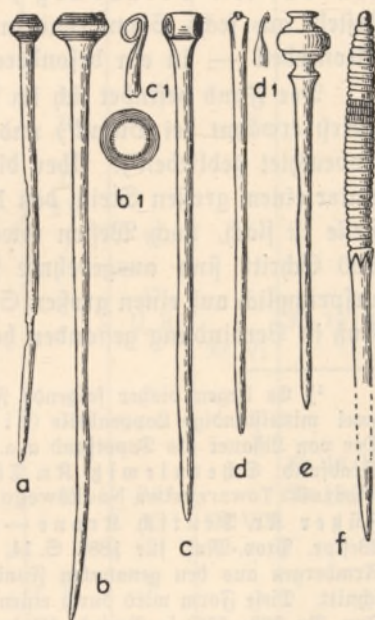


Abb. 1. Radosk Kr. Strassburg. $\frac{1}{2}$

Dieser Nadelshafsfund macht auf den ersten Blick nicht den Eindruck der Zusammengehörigkeit. Bei näherer Betrachtung der einzelnen Nadelformen ist die Einheitlichkeit des Fundes jedoch nicht zu bezweifeln; dafür spricht auch die gleichmäßige Patina.

Den besten zeitlichen Anhaltspunkt vermittelt uns die Nadel mit geripptem Kolbenkopf. Diese Nadelform ist weit verbreitet, kommt jedoch am häufigsten im Osten vor. Aus Westpreußen sind drei weitere Stücke zu nennen. Aus Groß Trampken Kr. Danziger Höhe stammen zwei Stücke, angeblich aus einer Steinkiste⁸⁾. Eine Nadel mit geripptem Kolbenkopf liegt dann aus dem einen Hügelgrab von Warschenko Kr. Karthaus vor⁹⁾. Die Nadel hat einen abgeschlagenen Kopf und zeigt nur noch fünf Rippen¹⁰⁾. Sie gehört zu dem Fund aus Grabhügel 1, zusammen mit zwei durch wechselnde Strichgruppen verzierten Armbändern, einer dünnen Bronzespirale und einer Nadel mit rundem Kopf und leicht geschwollenem Hals — Kopf und Hals sind mit Strichgruppen verziert¹¹⁾ —, sowie einem schalenförmigen unverzierten Gefäß mit abgesetzter Standfläche (Abb. 2). Die Zugehörigkeit der Schale zu den Bronzen kann jedoch nicht als völlig gesichert angesehen werden. Da wir über die Hügelgrabungen in Warschenko leider gar keine näheren Fundberichte besitzen¹²⁾ — lediglich dem Danziger Museums katalog ist zu entnehmen, daß im ganzen vier Hügel untersucht wurden, oder Funde ergaben —, besteht durchaus die Möglichkeit, daß das Gefäß unter Umständen einer Nachbestattung entstammen könnte, die nicht beobachtet oder nicht verzeichnet wurde¹³⁾. Es sei hier an die Hügelgräber in Jedlin Kr. Stolz erinnert. Dort fand sich im Mantel von Hügel X eine Steinkiste mit einer Urne der Periode IV, während die mittlere Grabanlage an der Hügelsohle Funde der Periode III ergab: zwei strichverzierte Armbänder, eine ostdeutsche Ösennadel und einen kleinen Bronzeknopf mit Öse (Tutulus)¹⁴⁾.

⁸⁾ G. Ossowski: *Monuments préhistoriques* (Kraatz 1879) Taf. XX E, S. 88. Sicherlich stammen die Nadeln nicht aus einer „Steinkiste“, sondern wohl aus einer „Steinfassung“.

⁹⁾ Lissauer, *Altert. d. Bronzezeit*, Taf. II 3. Eine bessere Abbildung der beiden Nadeln gibt Kofczewski: *Kultura przedhistoryczna Województwa pomorskiego* (Thorn 1929) S. 12 Abb. 5.

¹⁰⁾ Dadurch gleicht sie in ihrer Kopfform einer ebenfalls gekappten Nadel aus Deutsch Wartenberg Kr. Grünberg. Für das Vorkommen dieser und der nachfolgenden besprochenen Nadelformen in Schlesien konnte ich das Manuskript der Arbeit „Die mittlere Bronzezeit in Schlesien“ von Dr. Klemann durchsehen, wofür ich meinen besten Dank sage.

¹¹⁾ Auch diese Nadelform ist in Schlesien reichlich vertreten.

¹²⁾ Die erste Erwähnung der Grabung stammt von Lissauer in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Sektion Danzig vom 17. Dezember 1884.

¹³⁾ Die Funde der beiden ersten Hügel — Mogilno A und B — sind bis auf den Rest einer Fußschale verschollen. Es handelt sich nach den Katalogvermerken fast ausschließlich um Keramik, nur Hügel B enthielt einen Bronzeknopf. Aus dieser Fundarmut an Bronzen ist vielleicht zu schließen, daß diese beiden Hügel Grabanlagen der Periode IV enthielten. Vgl. hierzu auch den Bericht von S. Schulze über Hügeluntersuchungen in Westpreußen in den Sitzungsber. der Anthropologischen Sektion Danzig vom 21. November 1883.

¹⁴⁾ Nachrichten über deutsche Alttertumsfunde 1904 (1905) S. 17—22 Abb. 7 u. 8 (Goege).

Die Nadel mit geripptem Kolbenkopf wird also durch ihre Begleitfunde allgemein in die mittlere Bronzezeit (Periode III Montelius) verwiesen. Die reichlichen schlesischen Funde dieser Nadel aus gesicherten Gräbern deuten auf den Schluß der Periode III¹⁵⁾.

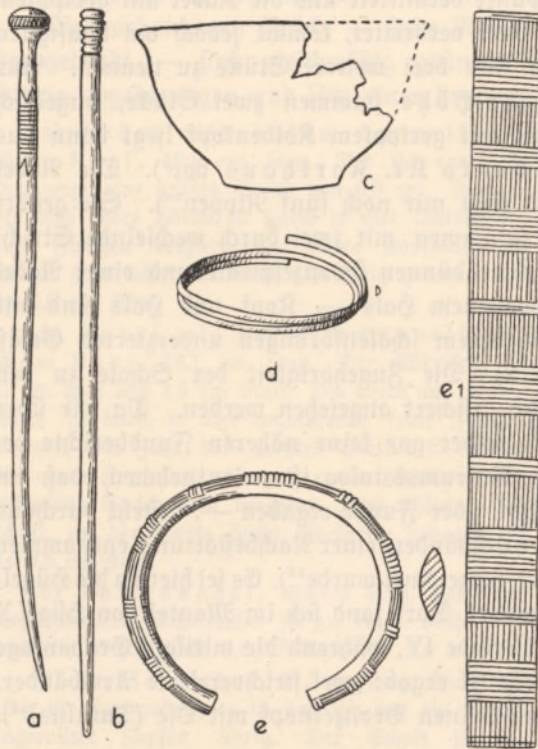


Abb. 2.

Grabfund aus Warschenko Kr. Karthaus, Hügel 1.

Nadeln, Armringe und Bronzespirale in $\frac{1}{2}$,

Gefäß in $\frac{1}{5}$ nat. Gr.

einer Nadel mit geripptem Kolbenkopf (Abb. 3) in einer Urne gefunden. Die Urne ist nicht mehr vorhanden. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Fund einem Hügelgrabe entstammt. Genaueres ist über die Fundumstände nicht bekannt. Eine Vorstellung der verlorenen Urne aus Nippoglense kann

Die beiden Rollennadeln zeigen dagegen eine Form, die zeitlich nicht scharf umrissen werden kann. Diese Nadeln treten schon in der ersten Metallzeit in Gräbern auf und gehen bis zum Schluß der Bronzezeit durch, ja, versehen mit Schwannenhalskrümmung bis in die frühe Eisenzeit hinein. Ihre Zuweisung in die III. Periode ergibt sich in unserem Falle also aus dem ganzen Fund¹⁶⁾.

Die Nadel mit profiliertem Kopf gehört gleichfalls der mittleren Bronzezeit an. Auch diese Form ist weit verbreitet. Durch gut datierbare Funde aus Schlessien ist die Nadel ebenfalls an den Schluß der Periode III zu setzen¹⁷⁾.

Es sei bei dieser Gelegenheit ein Fund aus dem Museum Stolp bekanntgegeben¹⁷⁾. In Nippoglense Kr. Stolp wurde eine Nadel mit profiliertem Kopf zusammen mit

¹⁵⁾ Kleemann a. a. D.

¹⁶⁾ Eine wahrscheinlich frühe Rollennadel stammt aus Hohenstein Kr. Dirschau (Mus. Danzig V. S. III 716/17). Sie wurde 1887 in der Riesgrube gefunden, zusammen mit einer Nadel mit durchbohrtem Kugellopf.

¹⁷⁾ Inv. Nr. 596 u. 597. Für die Erlaubnis, diesen Fund veröffentlichen zu dürfen, danke ich der Verwaltung des Stolper Heimatmuseums auch an dieser Stelle.

uns vielleicht ein Grabfund aus Röglin Kr. Belgard¹⁸⁾ vermitteln (Abb. 5)¹⁹⁾. In der Urne fanden sich ein schlichter Bronzearmreif mit rundem Querschnitt und eine Nadel mit geripptem Kolbenkopf. Die Urne ist braun und

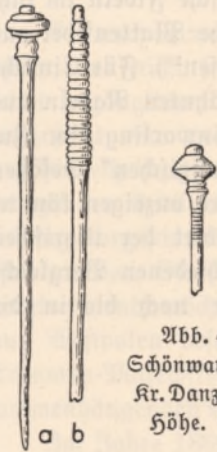


Abb. 4.
Schönwarling
Kr. Danziger
Höhe. $\frac{1}{2}$

Abb. 3.
Nippoglenze
Kr. Stolp in
Pommern. $\frac{1}{2}$

unverziert, sie hat in der Halsbauchkehle eine leichte Furche und ist 25,5 cm hoch. Sie gleicht in ihrer Form dem Grabgefäß von Naglaff Kr. Schlawa²⁰⁾, sowie einem kleinen Beigefäß aus Treten Kr. Rummelsburg²¹⁾, das mit zwei strichverzierten Armringen und einer baltischen Spiralscheibenkopfnadel mit breitgehämmerten äußeren Windungen zu einem Grabfund gehört. Eine wahrscheinlich ebenfalls in diese Zeit gehörige Nadel mit profiliertem Kopf stammt als Einzelgrabfund aus Schönwarling Kr. Danziger Höhe (Abb. 4)²²⁾.

Die beiden Nadeln mit doppeltkonischem Kopf sind anscheinend nicht so häufige Formen. Parallelen sind bekannt aus den lausitzischen Urnengravern von Brabant und Phan bei Gidschin in Böhmen²³⁾. In Schlesien scheint der Typ nicht vorzuliegen, doch kommen ähnliche Kopfbildungen vor²⁴⁾. Eine Nadel mit doppeltkonischem Kopf, mit Furchen auf der oberen Kopfhälfte und einer dichten Spiralfurche auf dem Schaft stammt aus Westerwenhe Kr. Uelzen²⁵⁾. Ähnliche Nadeln mit doppeltkonischem Kopf und reicher Schaftverzierung gibt es auch in Dänemark²⁶⁾. Die Zeitstellung dieser Nadelform ergibt sich aus den Urnengravern Böhmens und aus dem vorliegenden Verwahrfund.

¹⁸⁾ Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit III (1927) S. 88 (Kunkel).

¹⁹⁾ Mus. Belgard Inv. Nr. 309—11. Für die Erlaubnis, diesen Fund veröffentlichen zu dürfen, danke ich der Verwaltung des Heimatmuseums für Stadt und Land Belgard auch an dieser Stelle.

²⁰⁾ Pommerische Monatsblätter XXVIII (1914) S. 82 f. (Stubenrauch). Kunkel, Pommerische Urgeschichte Taf. XXXVII.

²¹⁾ Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Ic 1727. Das Gefäß ist gelbbraun, unverziert und etwa 15 cm hoch.

²²⁾ Staatl. Museum Danzig V. S. 13 473. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß aus Schönwarling einige Gefäße vorliegen, die starke „lausitzische“ Züge aufweisen. Die Gefäße stammen aus „freiliegenden Urnengravern“ (23. Amtl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1902 S. 36 f u. Abb. 14).

²³⁾ Vgl. Pic: Die Urnengräber Böhmens (Leipzig 1907) Taf. I 2; V 3.

²⁴⁾ So bei einer ostdeutschen Pfennnadel mit doppeltkonischem, furchenverziertem Kopf aus Glogau und bei einer Nadel mit tonnenförmigem Kopf mit Furchenverzierung aus Saabor Kr. Grünberg.

²⁵⁾ Den Hinweis auf diese Nadel verdanke ich Herrn cand. R. Kersten, Kiel. Die Nadel entstammt zusammen mit einer Dolch Klinge mit drei Nieten und einem jetzt verschollenen Schwert einem Grabe der mittleren Bronzezeit (Mus. Lüneburg Nr. H. 156).

²⁶⁾ S. Müller, Ordnung II 119.

Alle Nadeln des Radosker Fundes gehören vorzugsweise in den illyrischen Kulturkreis. Das Vorkommen einzelner Nadelformen dieses Kulturkreises auch im germanischen Gebiet²⁷⁾ ist ein Zeichen für die lebhaften Wechselbeziehungen zwischen beiden Völkern²⁸⁾, so wie andererseits auch germanische Fibeln im illyrischen Gebiet gefunden sind. Es sei hier nur auf die flache Plattenfibel aus dem „lausitzischen“ Friedhof von Seyde Kr. Thorn verwiesen²⁹⁾. Für Einfuhr auf Grund von nachbarlichem Verkehr sind wohl die erwähnten Nadeln aus Hinterpommern zu halten, während die Nadel aus Schönwarling im Zusammenhang mit den ebenfalls von dort stammenden „lausitzischen“ Gefäßen einen Vorstoß der Illyrier weichselabwärts bis an die Ostsee anzeigen könnte. Der Schagzfund aus Radosk dagegen stammt aus dem Gebiet der illyrischen Kulturgruppe des Kulmerlandes. Er gehört, wie die verschiedenen Vergleiche ergaben, wohl ans Ende der Periode III und mag sogar noch bis in die Periode IV hineinreichen.

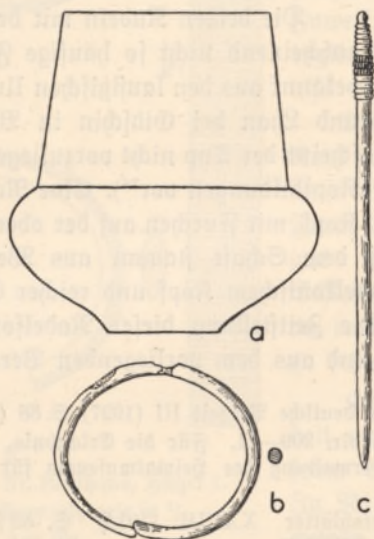


Abb. 5. Grabfund aus Röglin Kr. Belgard i. Pommern. a = $\frac{1}{6}$, b und c = $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

²⁷⁾ Außer der Nadel mit geripptem Kolbenkopf, die auch sonst weit verbreitet ist, tritt ebenfalls die Nadel mit kräftig profiliertem Kopf in Dänemark auf. Vgl. *Mémoires des antiquitaires du Nord* 1908/09 S. 123 Abb. 110—113, wo E. Müller diese Nadeln als südlichen Import erklärt.

²⁸⁾ Vgl. hierzu die wichtigen Ausführungen von B. v. Richtshofen: *Oberschlesische Vorgeschichtsforschung und Nordische Altertumskunde* (Aus Oberschlesiens Vorzeit, Heft 1, Oppeln 1929) S. 39 ff., bes. S. 43.

²⁹⁾ 25. Amtl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1904 S. 20 Abb. 8. Belz führt diese Fibel zusammen mit einer ostdeutschen Stennadel als geschlossenen Fund auf (3. f. Ethn. 45 (1913) S. 677, Tab. 763 Nr. 57). Dies ist jedoch nicht zutreffend. Wohl stammen aber beide Stücke als Einzelfunde vom Gelände des dortigen Friedhofes.

Zwei Bronzeverwahrkunde aus Westpolen

Von Vladimir Antoniewicz-Warschau

Mit Tafel XXVI—XXVIII und 4 Abbildungen

Die noch immer bestehenden Lücken im Material der vorgeschichtlichen Denkmäler, das nicht selten unveröffentlicht, manchmal seit Jahren in nicht immer leicht zugänglichen privaten und zuweilen in öffentlichen Sammlungen ruht, verursacht eine ziemlich beträchtliche Schwierigkeit in der Ausarbeitung eines auf Einzelheiten eingehenden Bildes der älteren Bronzezeit. Es besteht daher ein dringendes Bedürfnis nach einer möglichst schnellen Erschließung und Veröffentlichung vorgeschichtlicher Denkmäler, um so mehr, wenn diese aus geschlossenen Funden von Siedlungen, Gräbern und Schätzen stammen. Diesem Bedürfnis nachkommend, möchte ich kurz zwei bis jetzt nicht bekanntgegebene Bronzeschatzfunde aus Westpolen beschreiben, die sich seit nicht langer Zeit im Archäologischen Erasmus-Majewski-Museum in Warschau, beziehungsweise in dem damit zusammenhängenden Vorgeschichtlichen Institut an der Universität Warschau befinden.

Im Jahre 1896 wurden in einem Torffelde, ungefähr 2 m unter der Oberfläche im Landgut Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisz, zwei Bronzearmringe (sogenannte Armbergen) gefunden, die angeblich bei der Auffindung ineinander gehängt waren. Dank dem Entgegenkommen der Frau W. Skarzynska kam dieser Schmuck ins Majewski-Museum. Diese Armringe, oder, wie manche wollen, Fußringe, bilden ein Paar mit fast gleichen Maßen und mit entsprechender Form, Verzierung und Machart (Taf. XXVI 1—2).

Sie sind aus einem innen abgeflachten Bronzeestäbchen hergestellt. Dieses Stäbchen ist im mittleren Teil am dicksten (12 mm) und verschmälert sich etwas gegen die Enden, die die Form eines runden Drahtes annehmen, der zu zwei einander entgegengesetzten, geschmackvollen Spiralen von 7 Windungen eingedreht ist (Taf. XXVI 1—2). Die Durchmesser der Armreise betragen $11,3 \times 11,7$ cm, die Durchmesser der Spiralplatten $4,8 \times 5,2$ cm und $5,2 \times 5,2$ cm. Die Armringe sind an der Außenseite auf folgende Weise mit ziemlich tief gepunzten Linien geschmückt (Abb. 1): Am dicksten Teil treten drei Gruppen senkrechter Striche hervor, zu je neun in jeder Gruppe, die durch zwei schmale Gruppen waagerechter Striche getrennt sind. Von diesem mittleren Teil gehen in gleicher Anordnung nach beiden Seiten zwei Gruppen von je drei gleichgerichteten Winkeln und eine Gruppe von neun senkrechten Linien aus, an die sich mit den Grundlinien gestrichelte Dreiecke anlehnen und ein sogenanntes Wolfszahnmuster bilden. Sie sind von einem entgegengesetzten Paar gleicher gestrichelter Dreiecke durch drei senkrechte Rillen getrennt. Weiterhin folgen drei Gruppen senkrechter Striche, die durch zwei Streifen waagerechter Striche geteilt werden, eine Wiederholung der vom Wolfszahnmuster eingerahmten Verzierungszone, und endlich eine Gruppe von 12 senkrechten Strichen, die das Muster des Ringreifens nach außen abschließen. An den Windungen der Spiralen sind ziemlich gleichmäßig Gruppen von 6 bis 7 schiefen Strichen angebracht.

Die Gesamtheit der Verzierung ist einfach, doch harmonisch und geschlossen aufgebaut. Beide Armringe bedeckt eine gleichmäßige Wasserpatina.

Der zweite Bronzeschatzfund wurde im Landgut der Herrschaften Piekarski in Kaliski Kr. Stupca gehoben. Beim Torfstechen traf man zufällig auf zwei

Paare von Spiralringen, die mit gleichmäßiger Wasserpatina bedeckt waren. Dank der Bemühungen der Archäologie-Studentin Fr. J. Domaſzewska¹⁾ gelangten drei Armringe in die Sammlungen des Vorgeschichtlichen Institutes an der Universität Warschau. In diesem Falle zeigen die Armringe deutlich zwei von einander verschiedene Paare; die Einzelstücke innerhalb der Paare sind dagegen völlig gleich (Taf. XXVI 3—5).

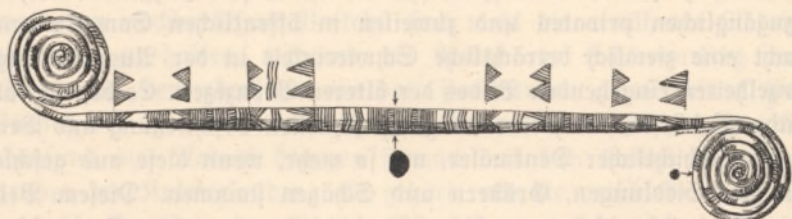


Abb. 1. Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisz. Armberge aufgerollt gezeichnet. $\frac{1}{4}$



Abb. 2. Kaliski Kr. Słupca. Armberge aufgerollt gezeichnet. $\frac{1}{4}$

Das eine Paar stellt zwei Armringe (Taf. XXVI 3 u. 5 und Abb. 2) aus Stäbchen mit dreieckigem oder dachförmigem Querschnitt mit äußerer Mittelrippe dar. Die im Schnitt rautenförmigen Enden sind zu beinahe sich berührenden Spiralen gewunden. Die Verzierung des Ringes ist zusammengesetzt aus einer Reihe von Gruppen von je drei senkrechten Strichen, die von Streifen schräger Striche unterbrochen sind; an der Stelle aber, wo das dreikantige Stäbchen des Armringes in den vierkantigen Draht der Spirale übergeht, wird ein Motiv von zwei einander gegenüberstehenden Gruppen von vier gleichgerichteten Winkeln sichtbar, die in der Mitte eine Raute frei lassen. Die Spiralen sind mit einer Reihe von Kerben geschmückt. Die Durchmesser der Ringe betragen $8,9 \times 11,7$ cm und $9,2 \times 15$ cm, die Breite des Stäbchens 1 cm, die Durchmesser der Spiralen $4,9 \times 5$ cm und $4,5 \times 4,7$ cm.

Anders geartet ist das zweite Paar kleinerer Armringe aus ziemlich breitem Bronzeblechband mit Mittelgrat (Taf. XXVI 4). Der Armring verengert sich an den Enden plötzlich, nimmt einen rautenförmigen Querschnitt an und bildet zwei sich berührende Spiralen mit sieben Windungen. Sowohl der Mittelgrat des Armreifes wie auch die nach außen vorstehende Kante der Spirale sind mit Kerben geschmückt. Der Durchmesser des Armbandes beträgt $7,4 \times 9,3$ cm, die Breite 1,6 cm, der Durchmesser der Spirale $4,5 \times 4,7$ cm.

Die Verzierung dieser beiden Paare von Armringen ist im ganzen sehr einfach, nicht gesucht, sie macht aber trotzdem einen ganz guten Eindruck. Sie ist kennzeichnend für eine ganze Reihe von gleichzeitigen Formen des Bronzeschmuckes, kann also mit Recht für ihre Epoche in dem ihr eigenen Kulturkreis als typisch angesehen werden.

¹⁾ Vgl. Przegląd Archeologiczny Posen, II, 1923, S. 227, sowie S. 177 Abb. 75.

Der Frage der Herkunft und der Zeitstellung oben genannter Typen von Bronze-Armringen ist schon ein ziemlich bedeutendes Schrifttum²⁾ gewidmet worden. Auf die schon beantworteten Teilfragen werde ich hier nicht zurückkommen; ich ziehe es vor, die bis jetzt noch nicht entschiedenen Angelegenheiten kurz zu berühren.

Es wird bis jetzt ziemlich allgemein eine ungarische Herkunft der Armringe mit Spiralen angenommen oder wenigstens die ihres Vorbildes³⁾, trotz der sehr richtigen Auffassung Segers, ihre Wiege sei in Ostdeutschland. Ebenso richtig hat von Richthofen bemerkt, daß es bis jetzt nicht möglich war, in Ungarn ausgesprochene Urbilder dieser Formen zu zeigen, die älter wären als die nördlich der Karpathen und der Sudeten gefundenen Stücke. Es ist selbstverständlich, daß auch die Anfänge der Armringe mit Spiralen im allgemeinen auf den Spiralschmuck der Kupfer- und älteren Bronzezeit zurückgehen; die nächsten Urbilder der Armbergen scheinen jedoch Ringe mit zwei gleichartigen Spiralen zu sein, die schon von der Kupferzeit an in den Donauländern und in Südwestböhmen oft gebraucht wurden.

Die ältesten Armbänder mit Spiralen reichen in die zweite Periode der Bronzezeit. Żurowski versuchte zu zeigen, daß zu den ältesten Formen Stücke aus einem Stäbchen mit D-förmigem Querschnitt und mit Spiralen von rundem Draht gehören; die typische Verzierungsweise dieser Formen scheint die der von uns

²⁾ H. Seger, Über einige ostdeutsche Bronzetypen, Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125. Derselbe, Eberts Reallexikon der Vorgeschichte XI S. 275; G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage S. 64, 101; J. Żurowski, Skarb bronzowy z Żydowa (der Bronzeschatz von Żydow), Wiadomości Archeologiczne (Archäologische Nachrichten) VII S. 78–90. Derselbe, Skarb bronzowy z Wójczy i naszyjniku typu Sieniawy (der Bronzeschatz von Wójcza und Halsbänder vom Sieniawa-Typus. Przegląd Archeologiczny (Archäologische Revue) II S. 303–309; J. Kostrzewski, Wielkopolska w czasach przedhistorycznych (Großpolen in vorgeschichtlicher Zeit) 1923, S. 64, 255. Derselbe, Z badań nad osadnictwem wczesnej i środkowej epoki brązowej na ziemiach polskich (Aus den Untersuchungen über die Ansiedlung der früheren und mittleren Bronzeperiode auf polnischer Erde), Przegląd Archeologiczny II, 1923, S. 181–182. Derselbe, I, II i III okres epoki brązu w Polsce. (I, II. und III. Periode der Bronzezeit in Polen) Przegląd Archeol. IV, S. 14; B. von Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. Vorgesch. Forschungen I, 1926, S. 86–91; L. Koźłowski, Wczesna, starsza i środkowa epoka brązowa w Polsce (Frühere, ältere u. mittlere Bronzezeit in Polen) Lemberg 1928; T. Sulimirski, Skarby brązowe z Czubina i Raszewa (Bronzeschätze von Czubin und Raszew) Przegląd Archeol. III, 1926, S. 130–137. Derselbe, Bronzy Małopolski środkowej (Die Bronzen von Mittel-Kleinpolen) Lemberg 1929; W. Antoniewicz, Archeologia Polski (Die Archäologie Polens) Warschau 1928. Vergleiche außerdem die weiter unten angeführte Literatur.

³⁾ Am stärksten betonen dieses G. Wilke, Eberts Reallexikon der Vorg. XIV S. 17, J. Kostrzewski, ebendort unter Depotfund S. 283, und S. Arberman, Prähistor. Zeitschr. XXIV S. 13. Entsprechende Stücke mit Spiralen aus rundem Draht aus der zweiten Periode der Bronzezeit in den Schatzfunden von Răkos-Palota, Komitat Pest (J. Hampel, C. R. Congrès Intern. d'anthr. et d'arch. préh. VIII, Budapest 1886, Taf. LXXXVII; G. Wilke, Eberts Reallexikon d. Vorg. XI S. 15–16 Taf. II–III) sowie von Matejovce in der Slowakei im Museum Belka — sind in den Ländern im Süden der Karpathen bis jetzt vereinzelt.

beschriebenen Spiralringe von Dąbrowa-Radliczyce (Abb. 1) zu sein, die mit den Motiven von Strichgruppen und dem Wolfszahn arbeitet. Eine Karte für die Ausdehnung dieses Typus (Abb. 4) beweist seine Hauptgruppierung in der zweiten Periode im Flußgebiet der Oder, besonders auf dem Boden der vorläufiger Kultur⁴⁾.

Jedoch beschränkte sich der Gebrauch dieser Verzierungen nicht nur auf die zweite Periode der Bronzezeit. Die Armringe unserer Form dauerten bis zur dritten Periode fort, worauf G. Kossinna uns aufmerksam gemacht hat. Nach Zurowski ist der Rautenquerschnitt kennzeichnend für die spätere Form der Spiralen. Man kann aber noch als weitere jüngere Merkmale hinzufügen, daß später öfters bandartige Reifen mit Mittelgrat auftreten, so wie auch einfachere Muster als früher. Trotz dem Vorbehalt von Richt Hofens lassen sich Zeugnisse für eine jüngere Art von Spiralringen ohne Schwierigkeit feststellen. Ich führe nur einige Beispiele an, die die Annahme genügend stützen. So besitzt z. B. der Bronzeschag von Kuznice Kr. Włocławek eine Art von Übergangscharakter⁵⁾. In diesem Funde begleitet der jüngere Typus von Spiralringen die Armspiralen aus Bronzeblech, die für die zweite Periode bezeichnend sind; dagegen sind drei offene Armbänder dieses Fundes — innen abgeflacht, außen rund — mit einem Muster, zusammengesetzt aus abwechselnd senkrechten und schrägen Strichen, typisch für die dritte Periode. Der zweite Schag, der in diesem Zusammenhang wichtig ist, wurde im Dorfe Raszew Kr. Kutno⁶⁾ entdeckt. Hier wiederum trat ein Paar Armringe mit Spiralen aus rundem Draht zusammen auf mit einem Paar, deren Spiralen rautenförmigen Querschnitt haben (Taf. XXVII 1). Und noch mehr; es waren ihnen drei Typen von Armbändern der dritten Periode beigelegt. Der erste Typus besteht aus einem im Durchschnitt halbkreisförmigen Bronzestäbchen mit einander sich nähernden Enden (Taf. XXVII 3), der zweite aus einem innen ausgehöhlten, gerundeten Bronzeband (Taf. XXVII 2); beide Arten sind mit Gruppen von senkrechten und waagerechten Strichen geschmückt. Der dritte Typus, den Sulimirski ohne tiefere Ursache der vierten Periode zurechnet, ist ein Armring aus einem runden Bronzestäbchen, dessen dünne Enden übereinander greifen, und der mit einem Muster aus sieben Gruppen von schrägen,

⁴⁾ Als Einfuhr aus diesem Gebiet kann man Armbergen mit Spiralen aus rundem Draht aus Epfingen in Süddeutschland (G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland 1926, Taf. XXVIII 7) oder auch die aus der Altmark aus der zweiten Periode ansehen (Eberts Reallexikon der Vorgesch. IX Taf. 127).

⁵⁾ Bissauer, Die Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen S. 11—12 Taf. IV 1-7; W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen 1920, S. 26 Abb. 34—37.

⁶⁾ Lubomirski, Wiadomości Archeologiczne I S. 35—36 Abb. 38—43; J. Zawisza, Pamiętnik Fizjograficzny (Phyographisches Tagebuch) IV Taf. V 4; Sulimirski a. a. O. — Ein Teil des Schages befindet sich gegenwärtig in der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums Ermitage in Leningrad, Nr. 73_A—4. Die Photographien dieser Stücke kann ich, dank der Liebenswürdigkeit der Direktion, hier veröffentlichen. Taf. XXVII.

durch Querstriche geteilten Linien bedeckt ist (Taf. XXVII 4). Einen weiteren Hinweis auf das Zusammentreffen von Spiralarmringen mit Formen der dritten Periode lieferte der Bronzeschatz von Karbowizna Kr. Rypin, der die Zugehörigkeit der Armbergen mit Spiralen aus kantigem Draht in die dritte Periode bestätigt⁷⁾ (Abb. 3). Erwähnt sei auch noch ein Schatzfund von Gieszewo Kr. Płock,

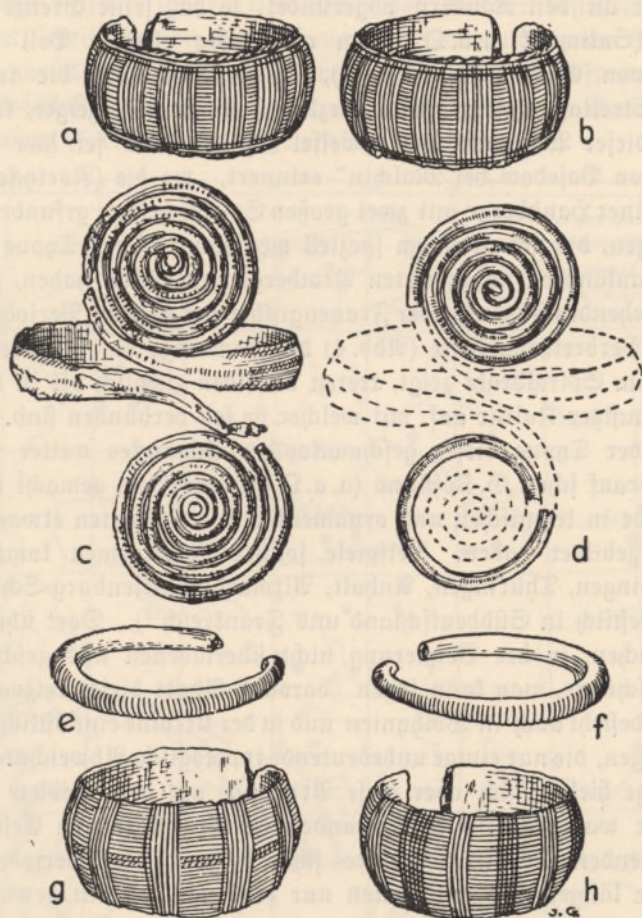


Abb. 3. Verwahrfund von Karbowizna Kr. Rypin. Etwa $\frac{1}{2}$

welcher sich im Museum der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Płock befindet (Taf. XXVIII) Die Armberge (Taf. XXVIII 1) ist die nächste Verwandte des Armringes von Kaliski (Taf. XXVI 4), und die Armbänder mit Gruppen von senkrechten und waagerechten Strichen (Taf. XXVIII 2—5) passen gut zu den zuletzt genannten von Karbowizna (Abb. 3a—b). Armbänder von diesem Typus gehören

⁷⁾ R. Jazdzewski, Co to jest prehistorja? (Was ist Vorgeschichte?), Warschau 1934, S. 27 Abb. 20.

— wie Seger⁸⁾ zeigte — zu den verhältnismäßig häufigen Erscheinungen der dritten Periode in Schlessien, Posen, West- und Ostpreußen, und auch in Ungarn.

In dem oben angeführten Schatzfunde von Raszew wurde auch ein Bronzebeil von dem aus Norddeutschland stammenden Typus aufgedeckt. „Die oberen Ranten seiner hohen Ränder sind scharf, die Ränder unten abgeflacht, der Boden der Rinne ist an den Rändern abgerundet, so daß seine Grenze sehr schwach sichtbar ist“ (Sulimirski a. a. O.). Ein vollständig gleiches Beil enthielt der Bronzeschatz von Czubin Kr. Błonie⁹⁾, in welchem auch die kennzeichnende Nortyckener Streitaxt auftrat. Wie kürzlich S. Urbman¹⁰⁾ zeigte, kann über die Chronologie dieser Waffenart kein Zweifel bestehen. Es sei hier nur an das „Hügelgrab von Basedow bei Malchin“ erinnert, „wo die (Nortyckener) Axt zusammen mit einer Handberge mit zwei großen Spiralscheiben gefunden worden ist. Die Handbergen, die sich zu einem speziell mecklenburgischen Typus aus älteren, von den Donauländern importierten Armbergen entwickelt haben, sind in Mecklenburg ein stehendes Inventar der Frauengräber der dritten Periode“ (Urbman).

Wie die Verbreitungskarte (Abb. 4) der Armringe des jüngeren Typus mit rautenförmigem Spiraldraht zeigt, treten dieselben ziemlich oft in den Gebieten der älteren Lausitzer Kultur auf, mit welcher sie fest verbunden sind. Aus diesem Gebiet ging der Typus dieses geschmackvollen Schmuckes weiter nach Westen, wo sich — worauf schon G. Kossinna (a. a. O.) aufmerksam gemacht hat — in der dritten Periode in technischen und ornamentalen Einzelheiten etwas verschiedene Lokalformen gebildet haben. Beispiele solcher Lokalformen kommen vor in Sachsen-Meiningen, Thüringen, Anhalt, Altmark, Mecklenburg-Schwerin¹¹⁾, wie auch weiter westlich in Süddeutschland und Frankreich¹²⁾. Dort überall entstand aus der einfachen, in der Verzierung nicht überladenen und geschickten Form, eine ziemlich schwere, man kann sagen „barocke“ Art dieses reizvollen Frauenschmuckes. Es besteht auch in Wolhynien und in der Ukraine eine östliche Gruppe von Spiralarmsbergen, die nur einige unbedeutende typologische Abweichungen zeigen¹³⁾.

Wie lange hielten sich aber diese Armringe auf dem Gebiete der Lausitzer Kultur? Sehr wahrscheinlich verschwanden sie als allgemeine Erscheinung auf dem überwiegenden Teil dieses Gebietes schon in der dritten Periode der Bronzezeit. Für eine längere Dauer könnten nur zwei mir bekannt gewordene Funde

⁸⁾ S. Seger, Schles. Vorzeit N. F. IV 16—20.

⁹⁾ J. Gawisza, Pamiętnik Fizjograficzny (Physiographisches Tagebuch) VI S. 28 bis 31 Taf. V 1—3.

¹⁰⁾ S. Urbman, Zur Geschichte der Nortyckener Axte. Prähist. Zeitschr. XXIV, 1933, S. 3 ff.

¹¹⁾ G. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 115, 116. — Götz-Höfer-Schiesche, Die vor- und frühgesch. Altertümer Thüringens, Würzburg 1909, Taf. XIV 214. — Führer durch die Vorgeschichtliche Abteilung der Königl. Museen zu Berlin 1913, Taf. XI. — R. Velh, Die vorgesch. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1910, S. 186—187, Taf. XXXII Abb. 87.

¹²⁾ G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland 1926, Taf. XXVIII 10. — J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhist. II, 132.

¹³⁾ J. Kostrzewski, Przegl. Archeol. II 182, III 113.

sprechen, die Bronzeschätze von Přestavky bei Prerau in Mähren¹⁴⁾ sowie von Maćkówka Kr. Przemyśl in Galizien¹⁵⁾. Die Ausdehnung der Zeitstellung der in diesen beiden Schätzen vorhandenen Formen von der 3. bis zur 5. Bronzezeitstufe und selbst bis zur Hallstattperiode ist außerordentlich umfangreich; selbst wenn man die Zeitdauer der 4. Periode stark einschränkt, bleibt ein Zweifel an der Möglichkeit eines so langen Überlebens von Formen bestehen. Darum sollte man mit dem Urteil über die lange Dauer der Verwendung von Armringen mit Endspiralen zurückhaltend sein, bis neue Bronzeschätze aufgefunden werden, bei denen die Geschlossenheit des Fundes und die gleichzeitige Verwendung dieser verschieden alten Formen keinem Zweifel unterliegen¹⁶⁾.



Abb. 4. Karte der Verteilung der bronzezeitlichen Armbergen

¹⁴⁾ A. Rzehař, Jahrbuch für Altertumskunde I S. 95—110 Taf. III; Ebert, Reallexikon d. Vorg. II Taf. 39—41.

¹⁵⁾ R. Sadaczek, Jahrbuch der Zentralkommission, Wien IV S. 256 ff. Taf. X 113 bis 121. — Sulimirski a. a. O.

¹⁶⁾ Diese Zweifel werden durch den neuen Verwahrfund von Paulsdorf Kr. Ramlau, der im nächsten Aufsatz S. 164—169 von L. Bog veröffentlicht wird, behoben. Die Armbergen von rautenförmigem Querschnitt von Paulsdorf, die zusammen mit einer Posamenteriefibel gefunden wurden, sind in der Verbreitungskarte schon eingetragen worden.

Der Verwahrfund von Paulsdorf Kr. Namslau

Von Lothar F. Foh-Breslau

Mit Tafel XXIX und 5 Abbildungen

Bronzezeitliche Verwahrfunde von Bedeutung wurden in den letzten Jahren in Schlesien nicht bekannt, und nach den reichen Funden der Vorkriegszeit schien es fast, als wäre der heimatliche Boden an ihnen erschöpft. Jenen früheren Verwahrfunden hat Seger seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und seine einschlägigen Arbeiten¹⁾ sind zu chronologischen Grundpfeilern der ostdeutschen Bronzezeit geworden. Wenn wir deshalb hier einen neuen und besonders bemerkenswerten Bronzeschachfund bekanntgeben, so sehen wir in dem Aufschluß, den er uns sowohl in chronologischer wie kultureller Hinsicht vermittelt, nur die Früchte jener grundlegenden Erkenntnisse des maßgebenden schlesischen Altertumsforschers.

Im Herbst 1927 stießen Arbeiter beim Anlegen von Kartoffelmieten 500 m südöstlich des Gutes Paulsdorf „in der Tiefe von zwei Spatenstichen“ auf einen Bronzeschachfund: Taf. XXIX. Der Bogt Glowik nahm die Sachen, „die alle dicht beisammen lagen“, vorsichtig aus der Erde und lieferte sie an seinen Dienstherrn, den Rittergutsbesitzer B. ab, den er gleichzeitig bat, ein Museum zu benachrichtigen. Herr B. legte aber entgegen den gesetzlichen Bestimmungen dem Bogt strengste Schweigepflicht über den Fund auf. Erst im Januar 1934 erfuhr das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege auf Umwegen von dem Fund und erreichte von der Witwe des genannten Rittergutsbesitzers seine Ablieferung. Der Bogt Glowik hat nach seinen Angaben folgende Gegenstände gehoben: 6 Armringe wie Abb. 1—2, 4 bandförmige Armspiralen wie Abb. 3—4 und eine Spiralscheibenfibel: Abb. 5. Bei dieser Fibel war nach der genauen Beschreibung, die der Finder ungefragt gab, die Hauptspiralscheibe beim Auffinden noch vorhanden. Bei der Einlieferung in die Sammlung des Landesamtes bestand der Fund, der inzwischen durch verschiedene Hände gegangen war, noch aus:

Zwei sich spiegelbildlich entsprechenden Bronzearmreifen mit Spiralscheibenenden: Abb. 1—2. Die Dicke der rundstabigen Reifen²⁾ beträgt etwa 7 mm; an ihren Enden, wo sie zu Spiralscheiben von 6 bis 7 Umgängen aufgewunden sind, werden sie vierkantig und verjüngen sich allmählich bis zum Mittelpunkt der Spiralscheibe. Der größte Durchmesser beider, leicht ovaler Reifen beträgt 10,5 cm. Sie lassen keine Spuren von Abnutzung erkennen.

Zwei sich gleichende, spiralig gewundene, zylindrische Bronzearmbänder: Abb. 3—4. Die 10 bis 11 mm breiten Bänder laufen sowohl oben wie unten allmählich in einen 3 mm starken, rundstabigen Draht aus, der in Spiralscheiben von 7 bis 8 Windungen endigt. Sie tragen einen scharfen Grat, in den man mit Unterbrechungen Kerben eingeschnitten hat, so

¹⁾ S. Seger, Goldfunde aus der Bronzezeit. Schles. Vorzeit N. F. II, 1902. Kupfer- und Bronzezüge von ungarischer Form. Ebenda III, 1904. Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit. Ebenda IV, 1907. Bronzeschwerter und Dolche. Ebenda V, 1909 u. VI, 1912. Der Bronzefund von Bergel Kr. Ohlau. Ebenda VII, 1919. Der Bronzefund von Ruttlau. Göze-Festschrift, Leipzig 1925 und Alt Schlesien III, 1931. Der Bronzeschach von Pilsnitz. Alt Schlesien I, 1926. Drei neue schlesische Bronzefunde. Schles. Vorzeit N. F. IX, 1928.

²⁾ Der häufig beobachtete D-förmige Querschnitt der Armbergen, von dem Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906 spricht, könnte durch Abtragen eines Rundstabes entstanden sein.

daß der Grat wie geperlt erscheint. An den Enden tragen die Bänder das beliebte Laufzger Motiv von Gruppen schräg eingepunzter Striche. Auch diese Arm bänder lassen keinerlei Abnutzungsspuren erkennen und erscheinen gleichsam fabrikneu in die Erde gelangt zu sein. Bei dem einen der Bänder: Abb. 4 fehlt das obere Spiralscheibenende. Eine frische Bruchstelle verrät, daß es in allerjüngster Zeit verloren ging.

Bronzefibel: Abb. 5. Drei um den rundstabigen Bügel gelegte Klammern verbinden diesen auf beiden Seiten mit je zwei Bronze drähten, die ihrerseits zu je zwei gegeneinander gekehrten, rechts- und links- läufigen Spiralscheiben von acht Umgängen aufgewunden sind. Die innen liegenden Drähte bilden die beiden äußeren, die außen liegenden die inneren Spiralscheiben. Wo der 2,5 mm starke Draht zu den Scheiben aufgewunden ist, nach

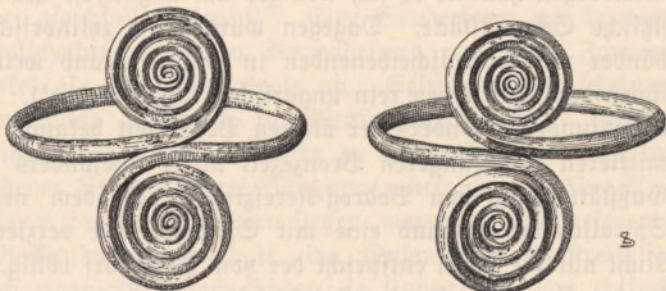


Abb. 1–2. Armbergen von Paulsdorf. $\frac{1}{3}$

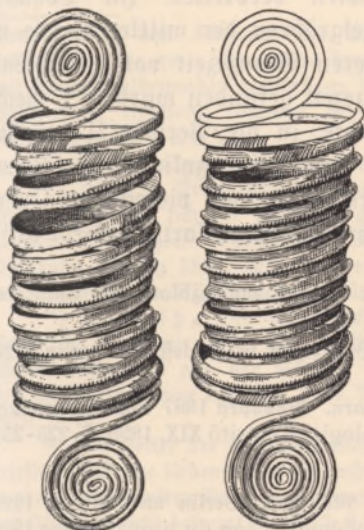


Abb. 3–4. Armspiralen von Paulsdorf. $\frac{1}{3}$

deren Mittelpunkt zu er sich verjüngt, ist er ähnlich wie bei den Armbergen scharf viertantig. Die Länge des Bügels beträgt 16,5 cm. Sowohl die Rolle mit der Nadel, in die er auf der einen Seite, wie die Spiralscheibe mit dem Nadelhalter, in die er auf der anderen endigte, fehlen ebenso wie eine der inneren Spiralscheiben. Beim Auffinden war die Fibel jedoch vollständig.

Sämtliche noch vorhandenen fünf Bronzegegenstände tragen eine einheitliche dunkelgrüne Patina. Bei der Einlieferung fanden sich an allen Teilen gleichartige Bodenreste³⁾. Die Zusammengehörigkeit ist überraschend, weil man die Armringe mit Spiralscheibenenden, die Armbergen, wie man sie nannte, bisher früher zu datieren gewohnt war als die übrigen Gegenstände des Berwahrfundes, vor allem die sogenannte Posamenteriefibel. Die

³⁾ War auch, was die Zusammengehörigkeit des Fundes anbetrifft, kein Grund, an den Aussagen des durchaus zuverlässigen und aufgeweckten Finders zu zweifeln, so hatten wir dennoch eine Möglichkeit, diese Zuverlässigkeit zu prüfen. Mit dem Berwahrfund zusammen war ein eisernes Hallstattmesser eingeliefert worden, wie es in den schlesischen Gräbern mit bemalter Irdenware nicht selten gefunden wird. Nachdem der Bogt Glowik versichert hatte, daß alle Funde zusammengelegt hätten und dafür auch Zeugen benannte, bemerkten wir, dann habe also auch das Eisenmesser (von dem wir bestimmt wußten, daß es nicht mit den Bronzesachen zusammengehören konnte) dabei gelegen. Sofort widersprach G. lebhaft und gab als Fundstelle des Messers einen anderen Ort der Paulsdorfer Gemarkung an, an dem dann ein Periode VI-Gräberfeld festgestellt wurde.

Armringe mit Spiralscheibenenden wurden von Seger in die ältere und mittlere Bronzezeit gestellt⁴⁾, während sie von Richthofen mit wenigen Ausnahmen der älteren Bronzezeit (Periode II) zuwies und dies ausführlich begründete⁵⁾. Bei den Armbergen handelt es sich weniger um ungarische als um weitverbreitete lausitzische Schmuckstücke. Dagegen wurden die zylindrisch aufgewundenen Arm-bänder mit Spiralscheibenenden in Ostdeutschland weit seltener bekannt. In ihnen darf man einen rein ungarischen Typus sehen⁶⁾. Sie sind aus zahlreichen Schatzfunden besonders der älteren Bronzezeit bekannt, fehlen aber auch in der mittleren und jüngeren Bronzezeit nicht. Besonders wichtig für uns ist der Gußstättenfund von Bodrog-Keresztur⁷⁾, aus dem neben einem zylindrischen Spiralscheibenarmband eine mit Spiralscheiben verzierte Prunkfibel vorliegt. Nicht nur die Fibel entspricht der von Paulsdorf völlig, sondern auch das Arm-band. Der Mittelgrat trägt dieselben Einkerbungen und die Enden dieselbe Strichgruppenverzierung. Man möchte fast annehmen, die Schmuckstücke von Bodrog-Keresztur und die von Paulsdorf seien aus derselben Werkstätte hervorgegangen. Von Ungarn aus haben sich die spiraligen Arm-bänder mit Spiralscheibenenden nach Böhmen, Schlesien und Polen verbreitet. In Böhmen kommen sie nach Schráníl⁸⁾ sowohl in den Hügelgräbern der mittleren, wie in den Lausitzer Gräbern der mittleren und jüngeren Bronzezeit vor⁹⁾, während sie in Polen in Körpergräbern der älteren Bronzezeit gefunden wurden¹⁰⁾. Recht bemerkenswert ist der von Lissauer veröffentlichte, in die Periode II gestellte Verwahrfund von Kuznice bei Thorn, insofern dort neben zylindrischen Arm-bändern mit Spiralscheibenenden auch zwei Armbergen von viereckigem Querschnitt der Spiralscheiben angetroffen wurden, deren Grat perlartig gefeilt ist¹¹⁾.

⁴⁾ H. Seger, Einige ostdeutsche Bronzetypen. Korrespondenzblatt für Anthropologie XXXVII, 1906, S. 125 ff.

⁵⁾ B. Frhr. von Richthofen, Die älteste Bronzezeit in Schlesien. Berlin 1926, S. 87 ff.

⁶⁾ J. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. Budapest 1887 und A bronzkorémélekei magyarhonban. Ferner P. Reinecke, Archaeologiai Ertesítő XIX, 1899, S. 225-251.

⁷⁾ Hampel a. a. O. Taf. XCVI.

⁸⁾ J. Schráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin und Leipzig 1928, Taf. XXVIII 37 und Taf. XXV 10. Ferner A. Stodny, La bohème à l'âge du bronze. Prag 1928, Taf. XXVIII.

⁹⁾ Die Knotenenden, wie sie beispielsweise an rundstabigen, spiraligen Arm-bändern im Verwahrfund der ältesten Bronzezeit von Oberklee auftreten, dürften kaum als die Vorstufen der Spiralscheibenenden aufzufassen sein. Vgl. J. Schráníl, Étude sur l'âge du bronze en Bohême. Prag 1921, Taf. VI.

¹⁰⁾ J. Kostrzewski, Z badań nad osadnictwem. Przegląd Archeol. II, S. 173 Abb. 46; L. Koźłowski, Epoka brązu w Polsce. Lemberg 1928, Taf. II 7. Daselbe Schmuckstück von Grodnica abgebildet bei W. Antoniewicz, Archeologia Polski, Warschau 1928, Taf. XVIII 3.

¹¹⁾ A. Lissauer, Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen und den angrenzenden Gebieten. Danzig 1891. Taf. IV. W. Antoniewicz spricht in dem vorangehenden Aufsatz, von dessen Inhalt ich erst während der Drucklegung Kenntnis erhielt, auf S. 160 dem

Zwei weitere, sich entsprechende Bänder, deren Enden freilich nur sehr kleine Spiralscheiben tragen und bei denen auch der gewöhnlich übliche Mittelgrat fehlt, stammen aus einem Verwahrfund der jüngeren Bronzezeit von Stegers Kr. Schlochau, in dem u. a. eine nordische Plattenfibel auftrat¹¹⁾. Aus pommerschen Schatzfunden sind die Spiralarmbänder gleichfalls bekannt¹²⁾. Eine Sonderform mit breitem Band und kleinen Spiralscheiben aus dem Verwahrfund von Klein Jarnow (Periode III) sieht Kunkel als eine Beinspirale an. Seltsamerweise scheinen diese ungarischen Schmuckstücke schließlich in Mecklenburg häufiger vorzukommen¹³⁾, ohne als Einzelfunde näher datierbar zu sein. Belz gab ein im Moor bei Regow gefundenes Stück mit drei Windungen bekannt¹⁴⁾. Eine Anzahl von anderen prächtigen Spiralarmbändern liegen, wovon ich mich gelegentlich einer Reise nach Mecklenburg überzeugte, im Museum in Neustrelitz¹⁵⁾. Werfen wir endlich noch einen Blick nach Süden, so finden wir dort einfach gewundene Armbänder mit Mittelgrat und Spiralscheibenenden als Beigaben in Körpergräbern der älteren und mittleren Bronzezeit¹⁶⁾. Eine Entwicklung zu den in mehreren Umgängen gewundenen zylindrischen Bändern scheint dort nicht stattgefunden zu haben.

Verwahrfund von Kuznice eine Art von Übergangscharakter zwischen der zweiten und dritten Periode zu. Wie indes hier gezeigt wird, reichen auch die spiralförmigen Armbänder mit Spiralscheibenenden mindestens bis in die Periode IV. Unter jungbronzezeitlichen Verwahrfunden Ungarns kommen sie vor im Funde von Tamasfalva und Bodrog-Keresztur. (Vgl. Hampel a. a. O.).

¹²⁾ D. Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern. Stettin 1931, S. 47 u. Taf. XLV.

¹³⁾ Einfache Armbänder mit wechselseitig gewundenen Spiralscheibenenden und Mittelgrat, aus denen sich die mehrfach gewundenen Bänder entwickelten, kommen schon in der ältesten Bronzezeit Dänemarks vor. Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Leipzig 1895, sieht sie aber dort für selten an und vergleicht sie ausdrücklich mit der gleichfalls im Südosten bodenständigen Armbergenform.

¹⁴⁾ R. Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Schwerin 1910, Taf. XXXII 91. — Zylindrische Armspiralen mit kleinen Spiralscheibenenden sind aus der Periode V der nordischen Bronzezeit beispielsweise bekannt aus dem Quellenfund von Budzene. C. A. Nordmann, Offerbrunnen från Budzene. Arböcker X, 1920, S. 74.

¹⁵⁾ Der Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung dieses Museums, Herr Karbe, teilte mir auf briefliche Anfrage liebenswürdigerweise mit, daß sie aus einer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angekauften Neubrandenburger Privatsammlung stammen und Näheres über Fundorte und Fundart nicht bekannt ist. Nach Karbe sind die betreffenden Funde abgebildet bei J. Potocki, Voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherche des antiquités slaves ou vendes fait en 1794. Hambourg 1795. Da aus derselben Sammlung einige Armbergen vom mecklenburgischen Typus, die gewöhnlich zur III. Periode gehörig gerechnet werden, vorliegen, darf man wohl annehmen, daß auch die Spiralarmbänder in Mecklenburg gefunden sind. Vgl. W. Karbe, Die vorgeschichtliche Abteilung des Mecklenburg-Strelitzer Landesmuseums. Ein Leitfaden für die Besucher. Neustrelitz ohne Angabe des Erscheinungsjahres. Zweite Tafel.

¹⁶⁾ Schumacher, Festschrift des Röm.-Germ. Central-Museums, Mainz 1902, S. 44. Istein, A. Lörrach. E. Wagner, Fundstätten und Funde II, Tübingen 1911, S. 320, Wiesloch und S. 347 Rappena, A. Sinsheim. Eine Anzahl dieser westlichen Form des Armbands mit Spiralscheibenenden wurde im Hagenauer Forst gefunden. Vgl. J. A. Schaeffer, Les tertres funéraires préhistoriques dans la forêt du Haguenau, Bd. I Hagenau 1926. Auch in Frankreich kommt dieser einfache Typus vor. Vgl. Déchelette, Manuel d'archéologie II, Paris 1910, S. 151.

Zeitlich wird der Paulsdorfer Verwahrfund festgelegt durch die Fibel. Zu ihr liegt ein einziges entsprechendes Stück aus Schlesien, die Posamenteriefibel aus Tschwirtschen Kr. Guhrau vor, die ausführlich von Seger behandelt wurde¹⁷⁾. Seger zweifelt nicht daran, daß die Fibel von Tschwirtschen von Ungarn nach Schlesien eingeführt ist und betont dabei erneut die engen Handelsbeziehungen, die zwischen beiden Ländern während der Bronzezeit geherrscht haben müssen. Besonders der große Verwahrfund von Belem St. Weit aus der älteren Hallstattzeit läßt an dem Alter dieses Fibeltyps keinen Zweifel¹⁸⁾. Er wird nach Seger „auf die zweite Stufe der vierten Periode des ungarischen Bronzealters oder nach der allgemeinen Chronologie etwa auf das 11. Jahrhundert v. Chr. bestimmt“. Diese Zeitbestimmung wurde an Hand eines inzwischen in Mährisch-Schlesien gemachten Verwahrfundes von Franz bestätigt¹⁹⁾.

Das Vorkommen von Armreifen mit Spiralscheibenenden in einem Schatzfund der jüngeren Bronzezeit ist, was schon eingangs angedeutet wurde, überraschend²⁰⁾. Zurowski hat die Meinung vertreten, die Periode II sei für das Auftreten der Armbergen nichts als ein terminus post quem²¹⁾. Er glaubte, daß die Vierkantigkeit der Spiralwindungen, wie sie die Paulsdorfer Ringe zeigen, ein Zeichen fortgeschrittener Entwicklung sei²²⁾. Das Bestreben, die Rundstabigkeit der Spiralscheibe bei den Armbergen zugunsten einer gefälligeren Vierkantigkeit aufzugeben, findet sein Gegenstück bei den Spiralscheibenfibeln. Auch bei ihnen ist der Draht dort, wo er aufgewunden ist, vierkantig. Ein weiteres, kennzeichnendes Merkmal für die späte Zeitstellung scheint uns die perlschnurartige Kerbung des Grates zu sein. Man wandte sie als Ziermuster nicht nur auf den Armbergen von Kuznice, Wojcza, Habicht, Kr. Cosel²³⁾ und anderen, von Antoniewicz angeführten vierkantigen Stücken an, sondern beliebte

¹⁷⁾ H. Seger, Drei neue schlesische Bronzefunde. Schles. Vorzeit N. F. IX, 1928.

¹⁸⁾ R. Frhr. von Miske, Die ununterbrochene Besiedlung Belem St. Weits. Archiv für Anthropologie N. F. II, 1904, S. 33. Derselbe, Die prähistorische Ansiedlung Belem St. Wid, Wien 1908, Taf. XLI.

¹⁹⁾ L. Franz, Der Depotfund von Ratherein bei Troppau. Sudeta VI, 1930, S. 37 ff.

²⁰⁾ Einen Hinweis für den späten Zeitpunkt der Vergrabung des Paulsdorfer Schatzfundes kann man auch in einem Gräberfeld erblicken, das 800 m vom Schatzfundplatz entfernt gelegen, bereits 1905 durch eine Grabung des Breslauer Museums erschlossen wurde. Das Gräberfeld gehört der Periode V an. Möglicherweise muß demnach das Alter des Verwahrfundes noch weiter heruntergesetzt werden. Ein Verwahrfund, in dem sich gleichfalls zylindrisch gewundene Armbänder, die zerstört wurden, sowie ein Tüllenbeil befanden, kam in 3 km Entfernung auf Gemarkung Eichgrund zutage. Vgl. 303 in Mittelschlesische Blätter, 1933, S. 46.

²¹⁾ J. Zurowski, Skarb bronzowy z Wojczy i naszyjniku typu Sieniawy. Przegląd Arch. II, 1925, Taf. X.

²²⁾ Inzwischen hat W. Antoniewicz in seiner Arbeit auf S. 157–163 dieser Festschrift eindeutig den jüngeren Typus der Armbergenform mit rautenförmigem Querschnitt herausgestellt und seine Hauptverbreitung in der Periode III bewiesen.

²³⁾ Schles. Vorzeit III, 1881, Taf. II 34.

auch die Hauptspiralscheibe der Fibeln²⁴⁾ und den Grat der Spiralarmbänder²⁵⁾ in dieser Weise zu schmücken. In diesem Zusammenhang darf auf den merkwürdigen Verwahrfund von Maćkówka Kr. Przeworsk hingewiesen werden²⁶⁾. Auch dort finden wir die Kerbung auf einem Spiralarmband. Nach der Zusammenfügung unseres Paulsdorfer Fundes scheinen Zweifel an der Einheitlichkeit jenes von Maćkówka nicht mehr notwendig, obwohl eine Armberge und ein Randleistenbeil zusammen mit Tüllenbeilen und Ringen der ausgehenden Bronzezeit gefunden wurden.

Der Paulsdorfer Schatzfund darf im gesamten gesehen als ungarisch bezeichnet werden. Er ist ein neuer und gewichtiger Beweis für die starken Beziehungen Schlesiens zu diesem Land während der Bronzezeit, auf die Seger und nach ihm andere²⁷⁾ so oft hingewiesen haben.

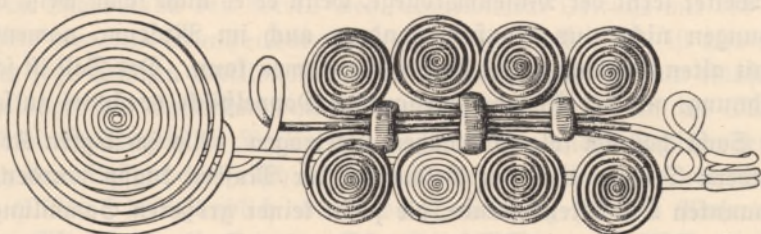


Abb. 5. Fibel von Paulsdorf. $\frac{1}{3}$

²⁴⁾ J. B. Schwiritschen Kr. Guhrau. Seger a. a. O.

²⁵⁾ J. B. Bodrog-Keresztur, Paulsdorf, Städtel Kr. Namslau und Tscheidt Kr. Cosel.

²⁶⁾ K. Hadaczek, Ein neuer Bronzedepotfund aus Galizien. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission N. F. IV 1. Teil, Wien 1906, S. 256 ff.

²⁷⁾ Vgl. besonders F. Pfützenreiter in Altschlesien III, 1930, S. 168—170.

Schicksale eines Bronzefundes

Von Alfred Göke-Berlin

Mit Tafel XXX—XXXI und 2 Abbildungen

Habent sua fata libelli, aber auch die ungeschriebenen Urkunden der Vorzeit. Ein umfänglicher Bronze-Bewahrfund wird gehoben, geteilt, in alle Welt zerstreut, die Bezeichnungen gehen verloren, durch Zufall finden sich die Stücke in einem Museum wieder zusammen, ohne daß ihr Zusammenhang bekannt ist — und schließlich wird mit Hilfe eines einzigen charakteristischen Stückes fast 200 Jahre nach der Auffindung der Sachverhalt ermittelt und der Fund als Ganzes wiederhergestellt.

Die Geschichte dieses Fundes ist so merkwürdig und in mancher Beziehung lehrreich, daß sie hier erzählt werden soll. Ich hoffe, hiermit dem Jubilar eine kleine Freude zu bereiten; denn wenn der Fund auch nicht auf schlesischem Boden zutage kam, so doch am Ufer des schlesischen Stromes, der Oder. Der nicht zum Bau gehörende Leser sieht ferner, womit der Museumsbeamte manchmal Zeit vertrödeln muß, weil seine Vorgänger nicht auf die Etikettierung aufgepaßt haben. Weiter lernt der Museumskollege, wenn er es nicht schon weiß, daß man Ausgrabungen nicht nur draußen, sondern auch im Museum, namentlich in solchen mit alten Beständen, mit Erfolg vornehmen kann. Der Fall ist schließlich eine Mahnung, mit der Abgabe sogenannter Doppelstücke vorsichtig zu sein.

Die Sache hat sich folgendermaßen zugetragen. Als im letzten Kriegsjahr außer andern Dingen auch die Geldmittel der Museen knapp wurden, waren die sogenannten Dublettenbestände, die ja in keiner größeren Sammlung fehlen und sich mit Vorliebe aus Stücken „unbekannten Fundortes“ zusammensetzen, in höchstem Maße gefährdet. Bei gelegentlicher Betrachtung der „Unbekannten“ des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte fiel mir ein seltenes Stück auf, das für unsere Sammlung auf keinen Fall ein abgebares Doppelstück war, auch wenn es durch das unheilvolle „Fundort unbekannt“ früher einmal für vogelfrei erklärt worden war. Es war der Bronzearmring II 2351 (Taf. XXX 3). Bei solch seltenen Stücken denkt man unwillkürlich an Vergleichsstücke, und so erinnerte ich mich an einen von Bemann¹⁾ abgebildeten Armring gleicher Form. Beim Nachschlagen stellte sich heraus, daß es nicht ein Gegenstück, sondern dasselbe Stück war, daß es ferner nicht „unbekannt“, sondern nach Bemanns Angabe (Sp. 407) „in der Mittelmark, in dem Lebusischen Kreise bei Frankfurt a. O. auf einem uralten Begräbnißberge in einer Urne oder Grabtopf gefunden“ ist. Das bei Bemann daneben abgebildete Stück Fig. II, ein im Museum nicht auffindbarer Noppenring, führte nicht weiter, wohl aber Fig. III,

¹⁾ Bemann, Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, 1751, Bd. I Teil 2 Taf. IX Fig. I.

ein offener, an den Enden leicht ausgebogener Bronzering mittlerer Größe²⁾, der „bei vorbedachten beiden Armbändern gefunden“ worden ist. Er ließ sich als der Ring des Museums „II 2356 Unbekannt“ feststellen (Abb. 1a). Zu beiden Ringen ist im Katalog vermerkt, daß sie aus der Sammlung der Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin herrühren. Das war ein wichtiger Fingerzeig, denn er führte weiter zur altberühmten Sammlung Eltester, über die ein gedrucktes Verzeichnis vorliegt³⁾.

Hiermit verhält es sich nun so: der Hofrat Eltester in Berlin hatte im 18. Jahrh. in fast 50 jähriger Tätigkeit eine Sammlung von Altertümern hauptsächlich aus der Mark Brandenburg und Schleswig-Holstein zusammengebracht, die zu ihrer Zeit Aufsehen erregte und im Schrifttum des 18. Jahrh. öfters lobend erwähnt wird. Noch bei seinen Lebzeiten hatte Friedrich der Große die Absicht, die Sammlung für die Berliner Akademie der Wissenschaften zu erwerben, indessen kam der Kauf durch ein Versehen nicht zustande. Als Eltester 1776 kinderlos starb, wurden das Naturalienkabinett und die Büchersammlung abgetrennt und gesondert verkauft, die Altertümersammlung aber zum öffentlichen Verkauf zur Lage von 200 Dukaten gestellt. Hierzu war nun ein Verzeichnis nötig, das bis dahin fehlte. Das Kgl. Kammergericht beauftragte deshalb im Jahre 1782 den Wirkl. Geh. Legationsrat Delrichs mit der Anfertigung; seine *Marchia Brandenburgica gentilis* (1. Aufl. 1783) ist also ein Vorläufer der jetzt üblichen Auktionskataloge. Zunächst fand sich kein Käufer. Erst später gelangte die Sammlung meistbietend für 100 Taler an die Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, wo sie über ein halbes Jahrhundert blieb; kurz nach dem Besitzwechsel erschien die 2. Auflage der *Marchia Brandenburgica gentilis* (1785). 1839 endlich wurde die Sammlung für das Museum vaterländischer Altertümer, das jetzige Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte angekauft und nach Schloß Monbijou überführt.

Nach dieser Abschweifung über die Sammlung Eltester kehren wir wieder zu den beiden Beckmannschen Bronzeringen zurück, die in dieser Sammlung nach dem Museum gekommen sein mußten, hier aber im Kasten der „Unbekannten“ untergetaucht waren. Und wo verstecken sie sich in Delrichs' Verzeichnis? In diesem kommt nur eine Sammelnummer Tit. V, Nr. 29 in Frage: „Zweiundzwanzig Stück Armbänder oder Armringe ... verschiedener Größe und Breite, und fünf Stück von dergleichen und kleineren und zerbrochenen Ringen“; Fundortangaben fehlen. Diese Sammelnummer kann man nun im Museumskatalog wieder erkennen in den Nummern II 2349 bis 2370, ebenfalls mit „Fundort

²⁾ Ob solche Ringe am Oberarm, Unterarm oder irgendwo am Bein oder sonstwie getragen wurden, braucht hier nicht erörtert zu werden; im folgenden werden sie als große Armringe bezeichnet.

³⁾ J. C. C. Delrichs, *Marchia Brandenburgica gentilis*. Beschreibung des von dem verstorbenen Hofrath und Kammergerichts-Secretair Christian Gottfried Eltester nachgelassenen, sehr wichtigen Antiquitäten-Cabinets aus heydniſchen Grabmälern. 2. Aufl. Berlin 1785.

unbekannt“ bezeichnet — mit Ausnahme von II 2366, wo es heißt: „Auf dem Judenberge bei Frankfurt a. d. Oder gefunden“; die Unterlage hierfür war anscheinend ein aufgeklebtes altes Etikett, von dem noch das Ende erhalten ist: a. d. Oder.

Wir haben also jetzt drei Armringe von Frankfurt. Waren es noch mehr? Der letztgenannte Ring deutete es an, denn in seiner Patina waren Abdrücke sichtbar, wie sie entstehen wenn Bronzen dicht beieinander in der Erde liegen. Sie haften dann durch das Patinieren zusammen und hinterlassen, wenn sie auseinandergerissen werden, Spuren, die in günstigen Fällen sogar die Gestalt des Gegenstückes erkennen lassen. Durch Aneinanderpassen läßt sich die Zusammengehörigkeit zu einem Fund einwandfrei feststellen, ein Verfahren, das ich schon bei der Wiederherstellung der trojanischen Schatzfunde mit Erfolg angewandt habe⁴⁾. Nun wurde der Kasten mit den „Unbekannten“ wieder vorgenommen. Die genaue Durchprüfung der Nummern II 2349—2370 ergab, daß die größere Hälfte nicht nur eine völlig gleichartige Patina besaß, sondern in ihr auch die besprochenen Spuren aufwies. Nach diesen Merkmalen ließen sich ohne Schwierigkeit folgende Stücke, die ich nach Typen ordne, aussondern.

Typus a. Großer Armring, offen, an den Enden leicht ausgebogen, Querschnitt oval, mit Punzverzierung.

II 2356. Fundort unbekannt. An der Innenfläche zwei Kerbmarken II; Dm. 10,2, Br. 0,5 cm (Abb. 1a).

Typus b. Wie a, aber breiter.

II 2357. Fundort unbekannt. Durch Gebrauch stark abgewetzt, Patina-Abdruck, innen sechs Kerbmarken in zwei Gruppen III III; Dm. 9,3, Br. 0,9 cm (Abb. 1b).

Typus c. Wie a, aber Enden nicht ausgebogen, etwas kleiner.

II 2366. Fundort Frankfurt a. d. O. auf dem Judenberg. Patina-Abdrücke; Dm. 8,3, Br. 0,5 cm (Abb. 1c).

II 2359. Fundort unbekannt. Patina-Abdruck; Dm. 8, Br. 0,5 cm (Abb. 1d).

II 2364. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von mindestens zwei andern Ringen; Dm. 6,9, Br. 0,5 cm (Abb. 1e).

II 2362. Fundort unbekannt. Dm. 7, Br. 0,5 cm (Abb. 1f).

II 2361. Fundort unbekannt. War als Doppelstück zu II 2359 früher an eine Schale abgegeben worden.

Typus d. Massiver kleiner Bronzering mit schmalem Spalt, Querschnitt dreieckig.

II 2351. Fundort unbekannt, nach Beckmann Frankfurt a. d. O. Mit 2×3 umlaufenden Furchen; Dm. 7,7, Br. 1,8 cm (Taf. XXX 3).

Typus e. Ähnlich d, mit D-Querschnitt und Längsrippen an beiden Rändern.

II 2350. Fundort unbekannt. Patina stellenweise abgeschliffen; Dm. 8, Br. 1,8 cm (Taf. XXX 4).

Typus f. Armring mit schmalem Spalt, kleine abgesetzte Leiste an beiden Rändern.

II 2349. Fundort unbekannt. Patina-Abdruck; Dm. 10, Br. 2,3 cm (Taf. XXXI 2).

⁴⁾ A. Göge, Die Kleingeräte aus Metall, Stein usw. (Dörpfeld, Troja und Ilion, 1902, S. 326 ff.).

Typus g. Kleiner, geschlossener Ring, Querschnitt rund.

II 2352. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von zwei andern Ringen; Dm. 6,4, Br. 0,5 cm.

II 2353. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von zwei andern Ringen; Dm. 6,1, Br. 0,4 cm.

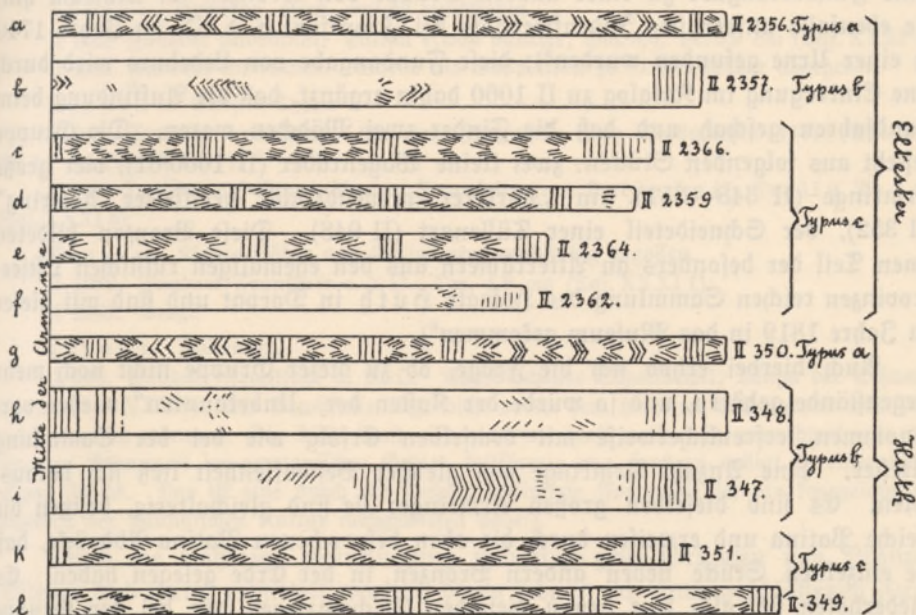


Abb. 1. Bis zur Ringmitte abgerollte Muster der größeren Bronzeringe des Fundes. $\frac{2}{3}$

Typus h. Kleiner Armring, offen, Querschnitt ursprünglich wohl rund.

II 2363. Fundort unbekannt. Durch starke Abnutzung flach geweht; Dm. 7,4, Br. 0,3 cm.

Typus k (Typus i vgl. unten). „Eidring“.

II 2360. Fundort unbekannt. Massiv gegossen, D-Querschnitt, Ränder nach innen leicht vorgewulstet; die Patina ist ein wenig dunkler als bei den andern Bronzen, vielleicht infolge andrer Bronzelegierung; Dm. 7,5, Br. 0,8 cm (Taf. XXXI 4).

Typus l. Armring, offen, mit Eierstabverzierung.

II 2354. Fundort unbekannt. War als Doppelstück zu II 345 (f. unten) früher an eine Schule abgegeben worden.

Typus m. Kleiner Armring, offen, Querschnitt dreieckig wie Typus d (II 2351), Profilierung ähnlich Typus e (II 2350).

II 2369. Fundort unbekannt. Dm. 6,2, Br. 1,2 cm (Taf. XXX 5).

Typus n. Breites, offenes Armband.

II 2370. Fundort unbekannt. Leichte, stark abgewehrte Linienverzierung, etwa schräg gestrichelte Dreiecke; unvollständig und zusammengebogen; Br. 1,9 cm (Taf. XXX 6).

Soweit waren die Ermittlungen bezüglich der Sammlung Elkater gegeben, die auf das Vorhandensein eines größeren Bronze-Bewahrfundes vom

Judenberg bei Frankfurt a. d. O. führten. Und dieser Fund mußte, da Teile von ihm von Beckmann veröffentlicht sind, schon 1751 vorhanden und bekannt gewesen sein.

Die Sache geht aber noch weiter. Der große Armring II 2366 leitete durch seine Fundortangabe zu einer andern Gruppe von Bronzen im Museum hin, die ebenfalls unfern des Judenfriedhofs bei Frankfurt a. d. O. im Jahre 1740 in einer Urne gefunden wurden⁵⁾; diese Fundangabe von Ledeburs wird durch eine Eintragung im Katalog zu II 1060 dahin ergänzt, daß die Auffindung beim Sandfahren geschah und daß die Finder zwei Mädchen waren. Die Gruppe besteht aus folgenden Stücken: zwei kleine Wagenräder (II 1060/61), vier große Armringe (II 348—351), ein „stärkerer perpendikulär geriffelter Armring“ (II 352), der Schneideteil einer Zillenart (II 948). Diese Bronzen bildeten einen Teil der besonders an Altertümern aus den ehemaligen russischen Ostseeprovinzen reichen Sammlung des Hofrats Huth in Dorpat und sind mit dieser im Jahre 1819 in das Museum gekommen⁶⁾.

Auch hierbei erhob sich die Frage, ob zu dieser Gruppe nicht noch mehr Gegenstände gehören, und so wurde der Kasten der „Unbekannten“ wieder vorgenommen, erfreulicherweise mit demselben Erfolg wie bei der Sammlung Eltester. Eine Anzahl Armringe von gleicher Beschaffenheit ließ sich herausheben. Es sind dieselben großen Armringe; sie sind gleichalterig, besitzen die gleiche Patina und erweisen durch die oben besprochenen Patina-Abdrücke, daß die einzelnen Stücke neben andern Bronzen in der Erde gelegen haben. Es wiederholen sich also hier genau dieselben Erscheinungen wie bei der Gruppe aus der Sammlung Eltester. Es ist klar, daß auch die Huthschen Bronzen Teile eines zusammengehörigen größeren Fundes sind.

Betrachten wir nun die Huthsche Gruppe im einzelnen und zwar nach Typen, gleichlaufend mit den obigen der Eltesterschen Gruppe.

Typus a = Eltester-Typus a.

II 350. Fundort Frankfurt a. d. O. An der Innenseite eine Kerbmarke I; Dm. 11,5, Br. 0,5 cm (Abb. 1g).

Typus b = Eltester-Typus b.

II 347. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke; Dm. 10, Br. 0,9 cm (Abb. 1i).

II 348. Fundort Frankfurt a. d. O.; Dm. 11,3, Br. 0,9 cm (Abb. 1h).

Typus c = Eltester-Typus c.

II 349. Fundort Frankfurt a. d. O.; Dm. 11,7, Br. 0,5 cm (Abb. 1l).

II 351. Fundort Frankfurt a. d. O.; Dm. 8,9, Br. 0,5 cm (Abb. 1k).

Typus d = Eltester-Typus d.

II 358. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von mindestens zwei Gegenständen; Dm. 8, Br. 2,3 cm (Taf. XXX 2).

⁵⁾ von Ledebur, Das Kgl. Museum. Berlin 1838, S. 70.

⁶⁾ von Ledebur, ebenda, Vorrede, S. VI—VII. — Der Armring II 352 weicht in der Beschaffenheit der Patina derartig ab, daß er m. E. nicht zugehört und wohl versehentlich beim Vorbesitzer in den Fund geraten ist; er wird hier nicht weiter berücksichtigt.

II 363. Fundort unbekannt. Patina - Abdrücke von zwei Gegenständen. Dm. 7,3, Br. 1,1 cm.

Typus e = Eltefter-Typus e.

II 364. Fundort unbekannt. Patina - Abdrücke von zwei Gegenständen. Dm. 7,3, Br. 0,8 cm.

Typus i. Armring, offen, einfach rundstabig.

II 362. Fundort unbekannt. Patina etwas dunkler; Dm. 8,6, Br. 0,9 cm (Taf. XXXI 3).

II 361. Fundort unbekannt. Wurde als Doppelstück zu II 362 früher abgegeben.

Typus l = Eltefter-Typus l.

II 345. Fundort unbekannt. An der Innenseite vier Kerbmarken IIII; Dm. 9,3, Br. 1,1 cm (Taf. XXX 7).

II 346. Fundort unbekannt. An der Innenseite zwei Kerbmarken II; Dm. 11,9, Br. 1 cm (Taf. XXXI 5).

Typus o. Kleine Räder von Kultwagen, rundstabig gegossen.

II 1060. Fundort Frankfurt a. d. O.; Dm. 4,8 cm (Taf. XXXI 1).

II 1061. Desgl.

Typus p. Tüllenart.

II 948. Fundort Frankfurt a. d. O. Abgebrochener Schneideteil; Länge der Schneide 3,7 cm (Taf. XXX 8). Die Bruchstelle liegt dicht neben dem hinteren Tüllengrund und läßt diesen deutlich erkennen. Die Tülle läuft also nicht wie sonst meist, und ausnahmslos in der jüngeren Bronzezeit im germanischen Gebiet, keilförmig aus, sondern endigt in einer rechteckigen Fläche. Das ist eine durch die Technik bestimmte Form, die ich als kennzeichnende Eigenart der Lausitzischen Kultur nachgewiesen habe⁷⁾.

Durch die bisherige Untersuchung sind nun zwei Gruppen von Bronzen (Eltefter und Huth) ermittelt worden, deren jede in sich einen geschlossenen Fund bildet. Vergleichen wir beide Gruppen miteinander, so ergeben sich folgende Punkte:

1. Beide sind gleichalterig (Montelius Periode V).
2. Beide gehören der Lausitzer Kultur an.
3. Beide stimmen in der Art der Patinierung völlig überein.
4. Beide sind auf dem Judenbergr oder Judenfriedhof bei Frankfurt a. d. O. gefunden.

5. Von beiden wird berichtet, daß sie in einem Gefäß gelegen haben.

6. Bei beiden liegt die Auffindungszeit weit zurück: aus Gruppe Eltefter wurden einzelne Stücke schon 1751 veröffentlicht; Gruppe Huth wurde 1740 gefunden.

7. Die Zusammensetzung beider Gruppen zeigt weitgehende Übereinstimmung, so namentlich in den Typen a—e.

8. Die Verzierung innerhalb der Typen gleicht sich in beiden Gruppen und zwar einerseits innerhalb der schmalen Typen a und c, andererseits innerhalb der breiten Form b. Die beiden großen Armringe des Typus a, II 2356

⁷⁾ Göge, „Bronzeguß“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte Bd. II S. 159 f.

(Eltester) und II 350 (Huth) gleichen sich in allen Einzelheiten der reichen Verzierung so vollständig, daß beide Stücke zweifellos als zusammengehöriges Paar hergestellt worden sind.

Mit einem Wort, die Übereinstimmung beider Gruppen geht so weit, daß man sie als zusammengehörig betrachten muß. Sie bilden zusammen einen einzigen großen Verwahrfund. Es muß dahingestellt bleiben, ob noch weitere Stücke unbekannten Fundortes und etwa verlorengegangene Stücke ursprünglich dazu gehört haben.

Aus der Gegenüberstellung der Gruppen Eltester und Huth läßt sich noch ein weiterer Zug aus der Lebens- und Leidensgeschichte unseres Fundes gewinnen. Faßt man die großen Armringe (Typus $a + b + c$) zusammen, die durch Form, Größe und Verzierung eine gewisse Einheit bilden, so gehören 7 Stücke zu Eltester, 5 zu Huth. Ebenso bilden die geschlossenen dicken Ringe (Typus $d + e + f$) eine Einheit, von der 3 Stück zu Eltester, 3 Stück zu Huth gehören. Und vom Rest (Typus $g - p$), der sich aus sehr verschiedenen Gegenständen zusammensetzt, gehören 7 Stück zu Eltester und ebenfalls 7 Stück zu Huth. Insgesamt stehen also 17 Stücken der Sammlung Eltester 15 der Sammlung Huth gegenüber. Man hat den Eindruck, daß einmal der ganze Fund in zwei gleiche Hälften geteilt worden ist, wobei man sich sogar bemüht hat, die Typen gleichmäßig zu verteilen. Der geringe Unterschied mag dadurch entstanden sein, daß die ins Auge fallenden und besonders wertvoll erscheinenden Mädchen durch eine Zugabe auf der andern Seite ausgeglichen wurden. Wann die Teilung erfolgte, ist nicht bekannt. Sollten schon die beiden Finderinnen sie vorgenommen haben? Ebensovienig hat sich ermitteln lassen, wann die Teile in die Sammlungen Eltester und Huth gelangten.

Fassen wir zusammen: Im Jahre 1740 fanden zwei Mädchen auf dem Judenberg (Judenfriedhof) bei Frankfurt a. d. O. beim Sandgraben einen Topf, in dem ein großer Bronzeschaf lag. Der Fund wurde brüderlich geteilt. Die eine Hälfte gelangte in das Antiquitäten-Kabinett des Hofrats Eltester in Berlin, die andere in die Sammlung des Hofrats Huth in Dorpat. Ersteres wurde nach Eltesters Tod (1776) für 100 Taler an die Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin meistbietend versteigert und kam von dieser 1839 an das Museum vaterländischer Altertümer, jetzt Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Dasselbe Museum hatte 1819 die Sammlung Huth gekauft, so daß beide Hälften des Bronzesundes wieder unter einem Dach waren, ohne von einander zu wissen, denn die Fundortbezeichnungen waren vorher zum größten Teil verloren gegangen. Die meisten Stücke fanden daher ein unrühmliches Ende im Kasten der „Unbekannten“. Endlich, fast 200 Jahre nach der Auffindung, erlebte der schöne Fund seine Wiedererstehung.

Noch ein Wort über den Fundort. Über die Fundstelle selbst besteht kein Zweifel; sie ist der Frankfurter Judenfriedhof auf der Höhe des rechten Ober-

ufers gegenüber der Stadt. Aber die Benennung hat, wie der Fund selbst, allerlei erlebt. Die alten Angaben lauten auf Frankfurt a. d. O. Später kam das Gelände zur Gemeindeflur Runersdorf im Kreis Weststernberg, so daß nach den herrschenden Grundsätzen die Benennung hiernach erfolgte. In dieser Zeit hatte ich Kossinna einige Notizen über Teile des Fundes übermittelt und als Fundort richtig und deutlich Runersdorf angegeben. Er hat aber daraus Runzendorf gemacht, so im „Mannus“ VIII (1917), S. 68 und 130. Dieser Irrtum wäre also dort in Runersdorf zu berichtigen — wenn nicht inzwischen wiederum eine Änderung eingetreten wäre. Der Judenfriedhof ist nämlich wieder in den Stadtkreis eingemeindet worden. Der Fundort heißt also jetzt wieder: Frankfurt a. d. O.

Über die archäologische Würdigung des Fundes kann man sich kurz fassen. Zeitlich gehört er zweifelsfrei in Montelius' V. Periode der Bronzezeit. Den Nachweis kann man sich sparen, nachdem Kossinna in seiner großen Arbeit über die goldenen Eidringe⁸⁾ genügend Belege beigebracht hat. Ebenso zweifelsfrei gehört er zur Lausitzischen Kultur und deren Volkstum. Auch hierfür hat Kossinna a. a. O. Vergleichsstoff in genügender Menge geliefert, so daß es sich erübrigt, die Schleppe der Zitate durch weiteres Material zu vergrößern. Nur der „Eidring“ II 2360 (Taf. XXXI 4) ist kein ursprünglich lausitzisches, sondern ein germanisches Schmuckstück, das zu den Lausitzern seinen Weg fand. Es wäre angebracht, durch Analyse festzustellen, ob die Bronzelegierung, wie es nach der dunkleren Farbe der Patina den Anschein hat, eine andere ist als die der gleichalterigen Lausitzer Bronzen. Daß technische Merkmale zur Bestimmung des Volkstums einer Kultur sicherere Ergebnisse liefern als stilistische, wenn man sich erst eingehender mit vorgeschichtlicher Technik beschäftigt, habe ich schon lange betont⁹⁾.

Zur Frage der Beziehungen zwischen Technik und Typologie liefern auch einige andere Gegenstände unseres Fundes Material. Es handelt sich um die dicken Armringe der Typen d bis f (Taf. XXX 2—4 u. XXXI 2). Bei flüchtiger Betrachtung ist man geneigt, sie als „geschlossene“ Ringe zu bezeichnen. Tatsächlich sind sie aber nicht geschlossen, sondern durch einen Spalt geöffnet; streng genommen sind es also typologisch „offene“ Ringe. Sofern man unter Typus etwas Gewolltes, aus einer geistigen Verfassung heraus Entstandenes und diese Widerspiegelndes versteht, läßt sich in unserem Fall die Frage, ob „offen“ oder „geschlossen“, aus der Technik einwandfrei beantworten. Betrachtet man nämlich die Öffnung genau, so muß man feststellen, daß der schmale Spalt genau parallel laufende Ränder hat, diese aber unregelmäßig verlaufen und wie ein Zufallsgebilde aussehen. Und das sind sie in der Tat. Beim Gießen geschlossener

⁸⁾ Mannus VIII (1917), S. 1 f.

⁹⁾ Göze, Bronzeuß (Reallexikon der Vorgeschichte, herausgeg. von M. Ebert, Bd. II S. 159 f.).

dicker Ringe zieht sich nämlich die flüssige Bronze beim Erstarren zusammen und reißt an einer Stelle. Solche Erstarrungsriffe nun sind die Spalten unserer Ringe, sie sind ein unbeabsichtigtes Zufallserzeugnis, während der Bronzegießer einen geschlossenen Ring herstellen wollte. Also sind es typologisch geschlossene Ringe trotz der Öffnung.

Zum Schluß gibt noch unser Fund eine harte Nuß zu knaden, an der der verehrte Jubilar seine 70jährigen Zähne erproben mag. Wer eine Photographie des Ringes II 2350 (Taf. XXX 4) betrachtet und nicht weiß, aus welchem Stoff er besteht, wird ihn leicht für einen der schönen kobaltblauen keltischen Glasarmringe halten. Die kreisrunde geschlossene Form, der betonte Mittelwulst, die seitlichen Rippen, das massive, an der Innenseite völlig ebene Profil, der Gesamteindruck, alles das zusammen macht es schwer, nicht an irgendeinen Zusammenhang zu glauben. Der örtliche Abstand wäre nicht bedenklich, denn die Lausitzer Kultur reicht bis in das Verbreitungsgebiet der Glasringe. Aber der zeitliche Abstand! Wer hilft ihn überbrücken?

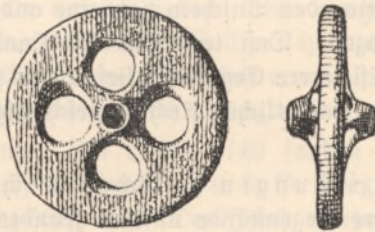


Abb. 2. Tonrädchen aus Mondschütz. $\frac{1}{3}$. Nach Seger, Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 27

Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronzezeitalters

Von Oswald Menghin-Wien

Mit Tafel XXXII und 2 Abbildungen

Daß die kulturellen Beziehungen zwischen den britischen Inseln, zumal Irland, und dem nordischen Kulturkreise während der älteren Bronzezeit äußerst lebhaft waren, darf als ein sicheres Ergebnis der Forschung gebucht werden¹⁾. Nicht ausreichend festgestellt jedoch ist, wie sich die gegenseitigen Einwirkungen vollzogen haben, vor allem, wo jeweils die Quelle einer bestimmten Erscheinung anzusehen ist. Dies kann nur durch die genauere Untersuchung der einzelnen Typen ermittelt werden.

Zu den auffallendsten und wichtigsten Formen, die Irland und das nordische Gebiet verbinden, gehören gewisse Erzeugnisse des Goldschmiedehandwerkes. In erster Linie sind hier die bekannten Lunulae²⁾ und die verzierten Disken („Sonnenscheiben“)³⁾ zu nennen, deren ursprüngliche Heimat unbestrittenermaßen Irland ist. Inwieweit Nachahmungen in Nordeuropa hergestellt wurden, wird verschieden beurteilt. Die außerhalb Irlands gefundenen Lunulae werden allgemein als Importstücke angesehen, sind aber vielleicht die Ausgangsform bestimmter nordischer Halsketten aus Bronze⁴⁾. Die nordischen „Sonnenscheiben“ aus Goldblech⁵⁾ betrachtet Rosfinna jedoch als einheimische Arbeit. Sie unterscheiden sich von den irischen tatsächlich durch gewisse Abweichungen in der Verzierung, vor allem aber durch ihre beträchtliche Größe.

¹⁾ Zusammenfassend O. Montelius, Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa v. Chr. *Geb. Archiv f. Anthr.* XIX, 1891, S. 1; Derselbe, Der Handel in der Vorzeit. *Prähistor. Zeitschr.* II, 1910, S. 249; G. Rosfinna, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. *Mannusbibl.* XII, Leipzig 1913; Derselbe, Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit. *Mannus* VI, 1914, S. 1; E. C. R. Armstrong, Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy. Dublin 1920; P. Bosch-Gimpera, Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'ouest de la péninsule ibérique. *Préhistoire* II, 1933, S. 194.

²⁾ Literatur bei W. Bremer, *Reallex. d. Vorgesch.* VII, 1926, S. 323; vgl. auch R. A. S. Macalister, Ireland in Pre-Celtic Times. Dublin 1921, S. 140.

³⁾ Zusammenfassend R. S. Jacob-Friesen, Die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich mit ihren britischen und nordischen Parallelen. *Spek* VII, 1931, S. 25.

⁴⁾ Montelius a. a. O. S. 8; Bremer, *Reallexikon* a. a. O.; Bosch-Gimpera a. a. O. S. 241.

⁵⁾ Die Streitfrage, ob es sich bei den „Sonnenscheiben“ und „Sonnenwagen“ wirklich um Symbole der Sonne und nicht solche des Mondes gedreht hat, wie mit schwerwiegenden inneren Gründen vertreten werden kann, braucht hier nicht berührt zu werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Herkunft dieser Dinge aus dem in vorceltischer Zeit mütterrechtlich gewesenen Irland eine Beziehung zum Mondkulte auch aus äußeren Gründen erwägenswert macht, da Mutterrecht und Mondkult in enger kulturgeschichtlicher Verbindung stehen.

Nur ein zu Worms, also außerhalb des nordischen Kulturgebietes gefundenes Stück ist klein. Kossinna bezeichnet es 1913 wegen einer ornamentalen Einzelheit ebenfalls als nordisch, 1914 ohne weitere Begründung als irisch. Jacob-Friesen glaubt unter Hinweis auf die übrige irische Goldeinfuhr auch die großen nordischen „Sonnenscheiben“ aus Irland herleiten zu dürfen, wobei er die entsprechende Vermutung äußert, „daß die großen Goldscheiben zum Teil unverziert an die nordischen Werkstätten geliefert und dort auf eine verzierte Bronzeplatte aufgedrückt wurden, wofür die Goldscheibe von Trundholm spricht“. Tatsächlich kann die Verzierung der „Sonnenscheibe“ an dem Wagen von Trundholm nur im Norden selbst hergestellt worden sein, wie sich aus ihren Mustern ohne weiteres ergibt⁶⁾.

Diese Beziehungen zwischen Irland und der nordisch-germanischen Frühbronzezeitkultur waren gewiß vor allem durch die Tatsache verursacht, daß in jener Zeit Irland eines der wenigen goldzeugenden Länder Europas war. Daneben kam als Bezugsquelle für das hochgeschätzte Metall damals nur noch Siebenbürgen in Frage. Tatsächlich sind dem Norden auch Goldschmucksachen aus Mitteleuropa zugekommen, ja es hat den Anschein, als wäre diese Zufuhr die ältere gewesen und später von der irischen langsam verdrängt worden. Denn in der Bronzezeitstufe I und II zeigt der nordische Goldschmuck noch lebhaftere Beziehungen zum Süden; diese scheinen später erheblich nachzulassen. So betont z. B. Kossinna, daß die aus dem Lunjetiger Kulturkreise stammenden goldenen Noppenringe nur in der frühesten Bronzezeit des Nordens häufig sind, während sie mit Stufe III verschwinden⁷⁾.

Die Germanen mußten natürlich nicht nur das Gold selbst, sondern auch die Kenntnis seiner Bearbeitungsweisen aus der Fremde beziehen. Daß sie schon in der Stufe I der Bronzezeit mit Gold umzugehen verstanden, ist durch Schmuckgegenstände mit deutlich nordischen Stilmerkmalen außer Zweifel gestellt, wenn sich diese Arbeiten auch in der Form an fremde Vorbilder anlehnten wie das an Lunjetiger Manschetten erinnernde Armband von Stokkerup auf Seeland⁸⁾. Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß die Germanen alle technischen Verfahren der Goldbearbeitung schon so früh beherrscht haben. Manche davon sind leichter, manche schwerer zu handhaben und es ist von vornherein anzunehmen, daß die bronzezeitlichen Germanen erst nach und nach zu besserer

⁶⁾ Auch die Frage, von wo die Verbindung von Scheibe und Pferd ausgegangen ist, fällt nicht in den Rahmen dieser Untersuchung. Die von J. Déchelette, Manuel d'archéologie II 1 S. 416 herangezogene Zeichnung auf einer prämykenischen Silberkanne aus Syros scheint mir im Gegensatz zu M. Hoernes (Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa 3. Aufl. S. 206) für diesen Zusammenhang jedenfalls nicht von Bedeutung zu sein. Denn wenn auf ihr auch tatsächlich mit doppeltem Strahlenkranz gefüllte Kreismotive vorkommen, die irgendwie mit den irischen „Sonnenscheiben“ in Beziehung stehen mögen, so scheint mir das davor dargestellte Tier weder ein Pferd zu sein, noch die Scheibe zu ziehen.

⁷⁾ Mannus VI, S. 4.

⁸⁾ Mannus VI, S. 6.

Kenntnis und selbständiger Entwicklung der Goldschmiedekunst gelangten, sei es durch fremde Lehrmeister, sei es durch eigene Erfindungen. Damit kommen wir zur Frage des Ursprungs der nordischen Goldgefäße.

Darüber liegen bisher zwei Theorien vor, von denen die eine durch Schuchhardt⁹⁾, die andere durch Kossinna¹⁰⁾ begründet wurde, welche letzterem sich Hahne weitgehend angeschlossen hat¹¹⁾.

Schuchhardts Ansicht läuft darauf hinaus, die gesamte mittel- und nord-europäische Goldgefäßerzeugung letzten Endes aus Südeuropa abzuleiten. Er stellt drei Gruppen von Goldgefäßen auf, die eine räumlich-zeitliche Aufeinanderfolge darstellen sollen. Als „ältere Gruppe“ faßt er eine Anzahl von Gefäßen zusammen, an denen die südlichen, d. h. in erster Linie ägäische Grundlagen, noch deutlich greifbar sind, obwohl er es nicht wagt, sie ausdrücklich als unmittelbar südeuropäische Fabrikate hinzustellen. Die zweite Gruppe stammt aus dem Hallstattbereiche und setzt früher ein als die dritte; ihre Vertreter sind in Mitteleuropa selbst hergestellt. Die dritte Gruppe ist nordisch, aber unter starkem Einfluß der hallstattischen Gruppe entstanden.

Schuchhardts Auffassungen geben zu schweren chronologischen und typologisch-stilkritischen Bedenken Anlaß, die zum Teil schon von Hahne vorgebracht worden sind. Als wichtigste Kriterien der ersten Gruppe betrachtet Schuchhardt die halbkugelige Form ohne ausgebogenen Rand und die Verwendung dicken Goldblechs. Aber keines von beiden hält wirklich stand. Von den fünf Schalen, die er in die erste Gruppe stellt, entspricht jene von Gölenskamp (Hannover) nur der zweiten Anforderung, in der Form nähert sie sich aber den beiden mehr konischen Schalen von Unterglauheim (Bayern), die in der zweiten Gruppe erscheinen. Zur zweiten Gruppe rechnet Schuchhardt auch die dünnwandige Schale von Krottorf (Prov. Sachsen), die hinwiederum ausgesprochenste Kugelsegmentgestalt besitzt, sowie die vier Goldgefäße von Bihar (Ungarn), die aus dickem Goldblech gemacht sind. Letzteres gilt auch von den vier Goldvasen aus Angyalföld bei Budapest, die erst 1925 gefunden wurden. Daß diese nicht älter als Hallstatt A (= Bronzezeit IV nach Montelius) sein können, vielleicht sogar noch jünger sind, steht fest¹²⁾. Was das ungarische Material anlangt, dürfte somit die Schwere der Schalen kein zeitliches Merkmal sein, sondern eher damit zusammenhängen, daß das Rohmaterial reichlicher zur Verfügung stand, d. h. daß der Erzeugungsort der Gefäße in der Nähe der (siebenbürgischen) Goldquelle lag. Dieser Gesichtspunkt kann auch für die Herkunftsbestimmung der ältesten nordischen Gefäße von einiger Bedeutung sein. Vollständig abwegig ist es, die große

⁹⁾ C. Schuchhardt, Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde. Berlin 1914.

¹⁰⁾ G. Kossinna a. a. O.

¹¹⁾ H. Hahne, Allgemeines über Goldgefäße der Bronzezeit. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. Band II (Hef. 3) S. 53.

¹²⁾ F. v. Tompa, Der Goldfund von Angyalföld. Archaeologiai Értesítő, XLII, 1928, S. 306; E. Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. Berlin 1930, S. 65.

und schwere Goldschüssel von Altstetten bei Zürich zu den frühesten Arbeiten zu zählen. Sie besitzt die charakteristische Form der Bombenurnen von Hallstatt C und stellt sich auch durch ihre Verzierung zwanglos in diese Periode, wie von fast allen Forschern anerkannt wird¹³⁾. Einen wirklich älteren Bestand unter den von Schuchhardt zur „älteren Gruppe“ gezogenen Goldgefäßen bilden also nur das wichtige, weil sicher datierte Stück aus Gönnebeker (Holstein), und die beiden Schalen von Langendorf bei Stralsund, deren eine durch nahe Verwandtschaft mit der Gönnebeker Vase zeitlich festgelegt ist (Taf. XXXII 1—2). Was aber an diesen Vasen südeuropäisch sein soll, ist ganz und gar nicht einzusehen. Schuchhardt beruft sich auf ihre Verzierung „mit großen, z. T. umkreisten Buckeln, die wir zuerst im mykenischen Kreise kennen lernen“; sie sollen dort aus den großen Niet- und Nagelköpfen an Thronen, Schwertgriffen, Szeptern, Gürteln u. dgl. hervorgegangen sein. Dagegen ist zunächst einmal festzustellen, daß zwei von den drei genannten Gefäßen nicht große, sondern kleine umkreiste Buckel zeigen und daß diese Buckel auf der einen Langendorfer Schale ganz eng nebeneinandergestellt sind, beides Stileigentümlichkeiten, die nach Schuchhardts eigener Feststellung ausgesprochen nordisch sind. Weiterhin muß es aber, was die Entstehung des kreisumschriebenen Buckels überhaupt anlangt, wohl als überflüssige Mühe bezeichnet werden, die Quelle eines so einfachen Ornamentmotivs in der Ägäis suchen zu gehen, wo doch überall in Europa mit der Bronze auch die Kenntnis des Nietens sich verbreitet hat und die Entstehung des umkreisten Buckels auch noch auf verschiedene andere Arten vor sich gegangen sein kann. Tatsächlich ist er bereits in nordischen Bronzetreibearbeiten der Stufe Montelius I vorhanden¹⁴⁾. Auf solche einfachste Zierelemente von nahezu gemein-europäischem Charakter ist bei einer Stilanalyse überhaupt kein Gewicht zu legen, sondern lediglich auf ihre Zusammenstellung zu Ornamentmotiven höherer Ordnung und ihr Verhältnis zum Träger. — Sehr richtig hat Schuchhardt dagegen als erster auf die große Ähnlichkeit hingewiesen, die Form und Aus schmückung der Gönnebeker und der einen Langendorfer Schale mit der irischen (nicht, wie es bei ihm heißt, südenglischen) Keramik der Frühbronzezeit verbindet. Leider hat er diese Beobachtung, die in unseren späteren Ausführungen noch eine bedeutende Rolle spielen wird, nicht näher verfolgt. Vielleicht wäre er sonst zu den gleichen Ergebnissen gekommen wie wir.

Am meisten Widerspruch muß die Aufstellung der zweiten Gruppe Schuchhardts erregen. Sie vereinigt lediglich auf Grund der mitteleuropäischen Herkunft Funde von erstaunlicher zeitlicher und gestaltlicher Verschiedenheit. Es kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Gefäße von Bihar mit der

¹³⁾ Literatur s. B. Behrens, *Reallex. d. Vorgesch.* XI, 1928, S. 402. Kossinna rechnet das Gefäß merkwürdigerweise zu den nordischen Erzeugnissen, mit denen es ganz bestimmt nichts zu tun hat.

¹⁴⁾ Hahne a. a. O. S. 62.

nordischen Formenreihe absolut nichts zu tun haben, was schon von Rossinna betont wurde. Auch das Hermannstadter Stück ist aus der zu behandelnden Typengruppe auszuscheiden, da es, wie Hahne sehr richtig bemerkt, trotz einiger Gemeinsamkeiten in motivischen Einzelheiten eine völlig andersartige „Flächen- und Raumempfindung“ zum künstlerischen Ausdruck bringt. Diese ostungarischen Stücke bilden eine Sondergruppe, die mit dem hallstattzeitlichen Schatzfunden von Michalkow (Galizien) und Balči-Tran (Bulgarien) in Beziehung zu setzen ist und thrakisch sein dürfte¹⁵⁾ (d. h. kulturell außerhalb der illyrisch-keltischen Hallstattzone steht). Vermutlich ist noch die flache Schale mit „Uhrpendeldekoration“ aus dem Goldfund von Ungvárföld hierherzustellen, obwohl sie gewisse Beziehungen zu nordischem Bronzegefäß aufweist, die aber leicht im östlichen Mitteleuropa wurzeln können¹⁶⁾. — In Ungvárföld sind noch drei andere Goldschalen gefunden worden, die in engstem Zusammenhange mit den bekannten frühhallstattischen Henkelstassen aus Bronze stehen, deren Schmuck sich aus horizontalen Reihen größerer und kleinerer Buckel zusammensetzt. An der Herkunft dieser Stassen aus dem Hallstattkulturkreise läßt sich ihren stilistischen Eigentümlichkeiten nach kaum zweifeln¹⁷⁾ und es kann nur die Frage gestellt werden, wo ihr Ursprung näherhin zu suchen ist. Dies im einzelnen zu untersuchen, würde hier viel zu weit führen, und ich möchte daher nur sagen, daß sie wahrscheinlich aus dem hallstattischen Ostkreise, d. h. aus veneto-illyrischem Gebiete, stammen. — Wieder einen anderen Typus vertreten die beiden Schalen von Unterglauheim. Ihre Form ist in der älteren südwestdeutschen Hallstattkeramik sehr geläufig¹⁸⁾; im Schmuck weisen sie auffallende Beziehungen zur stempelverzierten Bronzezeit- und Frühhallstattware des gleichen Gebietes auf¹⁹⁾. Besonders ein hochhalsiges Henkelkrüglein aus Hagenau im Elsaß²⁰⁾ zeigt in Motivik und Anordnung (vor allem in dem Wechsel glatter und verzierter Zonen) eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Unterglauheimer Schalen, es ist nach Schaeffer in Bronzezeit D oder Hallstatt A zu setzen. Auch Schuchhardt sieht diese Zusammenhänge, aber er verallgemeinert ihre Bedeutung zu stark, wenn er sie als Beweis für den mitteleuropäischen Ursprung seiner ganzen zweiten Gruppe aufführt. In

¹⁵⁾ Zusammenfassend P. Reinecke, Ein neuer Goldfund aus Bulgarien. Germania IX, 1925, S. 50; vgl. a. G. Wilke, Realleg. d. Vorgesch. XIV, 1929, S. 227.

¹⁶⁾ E. Sprockhoff a. a. O. S. 77.

¹⁷⁾ Sprockhoff a. a. O. S. 57, 89.

¹⁸⁾ Beispiele: J. Déchelette, Manuel II¹, S. 386, Abb. 154₁₈ aus Pougues-lex-Eaux (Nièvre); Bericht IV des Konservators d. gesch. Denkmäler im Saargebiet. Saarbrücken 1931, Taf. XV, Abb. 14 aus Rech; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 62, Abb. 15₁₃ und 4 aus Rheinhessen.

¹⁹⁾ R. Schumacher, Tongefäße der Bronze- und Hallstattzeit mit Stempel-, Schnitz- und Kerbschnitt-Verzierung. Altert. uns. heidn. Vorz. V, S. 176 und 216.

²⁰⁾ R. Schumacher a. a. O., Taf. XL, Abb. 669; J. Déchelette, Manuel II¹, S. 381, Abb. 150₁₁; F. A. Schaeffer, Les Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Haguenau. I. S. 190, Taf. X, P.

Wirklichkeit sprechen sie nur für den westhallstädtisch-keltischen Ursprung der beiden Unterglauheimer Schalen, die ja von allen übrigen Stücken ziemlich weit abweichen und nur mit dem Becher von Gölentkamp eine gewisse Verwandtschaft in der Form und der Anordnung der Ornamente aufweisen. — Gewissen nordischen Goldgefäßen nahe steht eine halbkugelige Schale mit leicht nach außen gelegtem Rand von Rongères (Dep. Allier). Mit ihr wurde ein goldener Armreif gefunden, der dem wohlbekannten Typus mit Doppelspiralenden angehört. Rossinna datiert ihn in die nordische Bronzezeitstufe IV²¹⁾ und Schuchhardt scheint dies unbesehen übernommen zu haben. Rossinnas diesbezügliche Erörterungen wirken aber nicht überzeugend. Er hat durchaus recht, wenn er die beiden Goldreifen aus Liebshausen (Liběves) in Nordböhmen als die nächsten Parallelen heranzieht. Der eine davon kommt dem französischen Armbande in der Form, der andere in der Ornamentik besonders nahe. Allein diese Reifen stehen unter den verwandten Typen zweifellos jenen am nächsten, die in die zweite (nordische) Bronzezeitstufe und die ältere und mittlere Hügelgräberbronzezeit (Reinecke B—C) zu datieren sind. Die Liebshausener Reifen werden denn auch von den einheimischen Forschern ohne Bedenken in diese Periode eingeordnet²²⁾. Es ergibt sich daraus, daß wir in der Schale von Rongères wohl überhaupt das älteste der auf mittel- und nordeuropäischem Boden bekanntgewordenen Goldgefäße vor uns haben. Diese Feststellung ist nicht so überraschend, wenn man in Betracht zieht, daß der goldene Hut von Schifferstadt bei Speier, von dem später noch mehr die Rede sein wird, nach Ausweis der mit ihm gefundenen Bronzebeile ebenfalls in die Hügelgräberbronzezeit (Reinecke C oder D) fällt. — All dies genügt wohl, um darzutun, wie wenig begründet die Aufstellung der zweiten Gruppe Schuchhardts ist. Davon, daß die in ihr vereinigten Gefäße „rein hallstädtisch“ wären, wie Schuchhardt will, kann keine Rede sein, abgesehen davon, daß nicht näher umrissen wird, was unter „hallstädtisch“ gemeint ist. Sie gehören vielmehr chronologisch teils in die Bronze-, teils in die Hallstattzeit; kulturell sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach dem hallstattzeitlich-thrakischen, dem osthallstädtisch-illyrischen, dem westhallstädtisch-keltischen und der wohl protokeltischen bronzezeitlichen Hügelgräberkultur Frankreichs zuzuweisen. Die beiden östlichen Gruppen haben mit den nordischen Goldgefäßen überhaupt nichts zu tun, zu den beiden westlichen bestehen Beziehungen, die aber auf die Bronzezeit und, wie wir noch hören werden, auf nicht bodenständige Quellen zurückweisen.

Schuchhardts nordische Gruppe kann man im großen und ganzen gelten lassen und auch einräumen, daß sie im wesentlichen der (nordischen) Bronzezeitstufe V angehört, obzwar einige Funde wahrscheinlich in Stufe IV fallen und in

²¹⁾ Mannus VI, S. 299.

²²⁾ J. Škráněl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin 1928, S. 126.

dem großen Fund von Eberswalde ältere und jüngere Stücke vereinigt sein dürften. Das beutelförmige Gefäß von Werder wird durch den mitgefundenen Goldarmreifen in die Stufe III oder IV der (nordischen) Bronzezeit datiert²³⁾, was vor allem deswegen wichtig ist, weil es sowohl durch die Form wie durch die Verzierung in die Nähe der beiden flaschenartigen Goldgefäße von Bille-neuve-St. Vistre (Dep. Marne) rückt. Einzigartig ist an ihm das Zierband mit Vogelfiguren. Ganz gewiß wird man dazu neigen, die Entstehung einer solchen Arbeit nach Mitteleuropa zu verlegen. Der gegebenen Sachlage nach kommt da aber am ehesten das Rheingebiet oder Frankreich in Betracht, wo Analogien (die Flaschen von Bille-neuve) und bronzezeitliche Vorstufen (die Schale von Rongères und die goldenen Hüte) zu Hause sind. Schuchhardts Meinung, daß die Goldgefäße der nordischen Gruppe eine „Ausblüte“ des Hallstattstiles seien, bricht mit der Auflösung seiner zweiten Gruppe zusammen. Nebensächliche Einzelheiten, wie die pferdekopfsendigen Schöpfgeschäftgriffe, mögen auf italisch-hallstattische Einflüsse zurückzuführen sein. Die wesentlichen Züge der nordischen Goldgeschäftindustrie stammen jedoch aus einer anderen Richtung und aus einer früheren Zeit, wie schon durch das französische Fundmaterial nahegelegt, aber erst durch andere Erwägungen festgestellt wird.

Bevor wir auf die genauere Ausführung und Begründung dieser Behauptung eingehen, müssen wir uns noch etwas näher mit der Auffassung Kossinnas beschäftigen. Nach ihm sind sämtliche bronzezeitlichen Goldgefäße, die im nordisch-germanischen Kulturbereich gefunden wurden, als einheimisches Erzeugnis anzusehen und muß überdies auch den stilistisch verwandten Arbeiten aus Mittel- und Westeuropa nordische Herkunft zugeschrieben werden. Als Gründe für seine Ansicht nennt er die allgemeine Seltenheit von Goldgeschäft in Westeuropa, vor allem auch Irland, und die vollkommene Fremdheit, mit der die nordischen Goldgefäße den einheimischen Fabrikaten Mittel- und Westeuropas gegenüberstehen.

Daß es im östlichen Mitteleuropa tatsächlich eine Goldgeschäftherzeugung gegeben hat, die mit der nordischen in keinem Zusammenhange steht, hat sich bereits bei unserer Prüfung der Ausführungen Schuchhardts herausgestellt. Kossinnas Behauptungen hinsichtlich Westeuropas treffen aber nicht in jenem Maße zu, als er anzunehmen geneigt war.

Es kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß wir aus Nordeuropa weit mehr Goldgefäße der älteren und jüngeren (nordischen) Bronzezeit kennen als aus dem Westen. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, zu erörtern, inwieweit diese Fundausage vielleicht trügerisch ist. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß es gerade in Irland um die Erhaltung vorgeschichtlicher Denkmäler bis vor kurzer Zeit besonders schlecht stand, und auch in Frankreich riesige Gold-

²³⁾ G. Kossinna, *Mannus* VI, S. 9, 299.

funde wie der von Nesmy (Bendée)²⁴⁾ vollkommen verlorengehen konnten. Über auch das Vorhandene ist mehr, als Rossinna in seinem Buche anführt, wo er nur die goldene „Krone“ von Devil's Bit (Co. Tipperary, Irland), ein Becherchen aus Killaton (Cornwall) und ein höchst fragliches Bruchstück aus dem Dep. Côtes-du-Nord namhaft macht. Er konnte dann selber bald die Funde von Rongères und Villeneuve nachtragen²⁵⁾, womit sich die Zahl der besser bekannten Stücke schon auf sechs erhöht. Außerdem ist aber auf einige Treibarbeiten hinzuweisen, die Armstrong in seinem Katalog der Goldsachen des Museums der R. Irish Academy verzeichnet²⁶⁾. Dies sind vier dosenartige Gebilde, die auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig gewölbt und mit Zonen umkreister Buckel oder Punkte verziert sind (Abb. 1 und 2). Nach Adolf Mahrs freundlicher Mitteilung dürften sie der späten Bronzezeit Irlands angehören. Es handelt sich dabei anscheinend nicht um eigentliche Gefäße, da die gewölbten Ober- und Unterteile mit dem zylindrischen Gefäßkörper durch Falz fest verbunden sind; anderseits dienten sie doch als Behälter, da in zwei von ihnen Goldringe enthalten gewesen sein sollen²⁷⁾. Da der Druck der Abbildungen bei Armstrong sehr unzulänglich ist, gebe ich sie hier nach den von Mahr mir freundlichst zur Verfügung gestellten Originalzeichnungen neuerdings wieder. Bei der Aufstellung der westeuropäischen Fundliste muß man auch die „goldenen Hüte“ von Schifferstadt und Avanton bei Poitiers in Rechnung stellen; diese sind zwar keine richtigen Gefäße, aber doch Hohltreibarbeiten gleicher Art und außerdem im gleichen Stile verziert²⁸⁾. Wir kommen damit auf etwa ein Duzend gefäßartiger Treibarbeiten aus Westeuropa, denen freilich die fünffache Zahl auf germanischem Gebiete gegenübersteht. Dabei ist es aber von ausschlaggebender Bedeutung, daß die westeuropäischen Erzeugnisse zum überwiegenden Teile sicher oder höchst wahrscheinlich der älteren (nordischen) Bronzezeit zufallen, wogegen im Norden nur die drei Schalen von Gönnebek und Langendorf sicher altbronzezeitlich sind (als viertes Stück käme noch das von Werder in Betracht). Damit ist, wenn wir den Ursprung der Goldgefäßindustrie im Auge behalten, der erste von Rossinnas Beweisgründen hinfällig.

Über auch Rossinnas zweite Annahme, daß die echt westeuropäischen Goldgefäße den nordischen zu fremd gegenüberstehen, um an einen Zusammenhang

²⁴⁾ J. Déchelette, Manuel II¹, Appendix S. 5. Aus dem erhaltenen Verzeichnis ergibt sich, daß eine Lunula dabei war.

²⁵⁾ G. Rossinna, Neue Goldgefäße aus Frankreich. Mannus VI, 1914, S. 295.

²⁶⁾ a. a. O. S. 40.

²⁷⁾ Armstrong führt drei englische Parallelen zu diesen „Dosen“ an. Aber nach der von ihm zitierten Quelle für die beiden im Golden Barrow bei Upton (Wiltshire) gefundenen Stücke (W. Cunnington, Catalogue of Antiquities in the Museum of the Wiltshire Archaeological and Natural History Society at Devizes. Part I. Devizes, 1896, S. 16) handelt es sich dabei um „ornaments formed on a core of wood or lignite“. Sie scheinen unten nicht geschlossen zu sein und sind auch viel kleiner als die irischen „Dosen“.

²⁸⁾ Literatur zu beiden s. G. Behrens, Reallex. d. Vorgesch. XI, 1927, S. 255.

denken zu lassen, steht auf schwachen Füßen. Was für ihn echt westeuropäisch ist, beschränkt sich auf das zweifelhafte Bruchstück von den Côtes-du-Nord, das schon mangels jeder Datierung hier aus dem Spiele bleiben muß, und das Henkelbecherchen von Rillaton. Dieses gehört der frühesten Bronzezeit an (vermutlich noch der Becherzeit) und müßte schon deswegen nicht notwendigerweise mit den späteren Erzeugnissen in naher Beziehung stehen. In einem Punkte stimmt es übrigens doch mit einer Eigentümlichkeit vieler nordischer Goldschalen

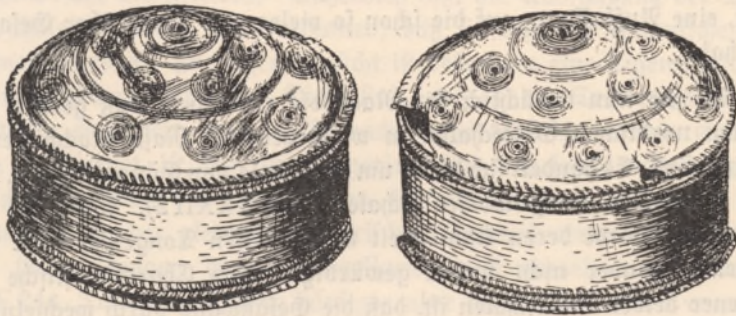


Abb. 1. Golddosen aus Irland. Etwa $\frac{3}{4}$

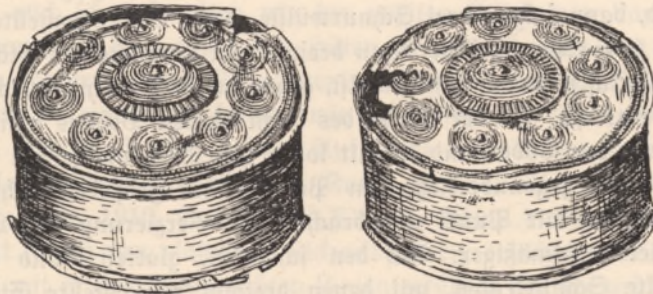


Abb. 2. Golddosen aus Mullingar (Westmeath) in Irland. Etwa $\frac{3}{4}$

überein: es besitzt einen durch viele konzentrische Kreise gefällig gestalteten Boden, wie die Schale von Golenkamp und mehrere von den Eberswalder Gefäßen. In der Gesamtform gleicht es einem englischen Becher, nur ist die Wand nicht glatt, sondern aus einer Reihe von flachen Rillen aufgebaut. Auch diese Erscheinung läßt sich aus der einheimischen Keramik ableiten. Eine bestimmte, sehr häufige Abart der englischen Food vessels zeigt die Neigung, die Gefäßwand durch mehrere Rillen zu schmücken. In einem extremen Falle besteht nahezu der ganze Gefäßkörper aus Rillen; diese Vase stammt aus einem Cairn zu Mount Stewart (Co. Down, Irland)²⁰⁾. Irische Arbeit ist ja sicher auch das

²⁰⁾ J. Abercromby, A Study of the Bronze Age Pottery of Great Britain and Ireland. Oxford 1912, Taf. XLIII 234.

Becherchen von Kiltaton. Dessen Form und Verzierung läßt sich also aus keramischen Vorbildern Irlands verständlich machen. Wenn es gelänge, gleiches auch für die jüngeren Goldschalen zu erweisen, dann wäre Rossinnas zweiter Hinweis zugunsten ihres nordischen Ursprungs nicht nur beseitigt, sondern geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Dann wäre es so gut wie gesichert, daß die westeuropäischen Goldgefäße „nordischen“ Stiles keineswegs aus dem Norden stammen müssen, sondern umgekehrt irgendwie als Vorstufen der nordischen Goldgefäßherzeugung zu werten sind und letzten Endes auf irische Vorbilder zurückgehen, eine Auffassung, auf die schon so vieles von dem früher Gesagten hindeutet hat.

Es läßt sich nun tatsächlich der Nachweis erbringen, daß gerade zwei von den ältesten nordischen Goldschalen in weitgehendem Maße Nachbilder irischen Tongeschirrs sind. Es handelt sich dabei um die Schale von Gönnebek (Taf. XXXII 1) und eine der beiden Langendorfer Schalen (Taf. XXXII 2). Wie oben erwähnt, hat schon Schuchhardt deren Ähnlichkeit mit gewissen Tongefäßen der britischen Inseln bemerkt, aber nicht weiter gewürdigt. Das Charakteristische der Verzierung jener beiden Goldschalen ist, daß die Gefäßwand durch wechselnde Zonen von schräggekerbten (tordierten) Wülsten (einer Art Schnurleiste) und senkrechten Stäbchenreihen verziert wird. Das Gönnebeker Gefäß zeigt einen schmalen, glatten Rand, dann folgen drei Schnurwülste, dann ein enggestelltes Stäbchenmuster, dann zwei Schnurwülste, dann dreimal ein weitgestelltes Stäbchenmuster, das zweimal durch je einen Schnurwulst, gegen den Boden hin durch eine dünne Leiste abgegrenzt ist. In der Mitte des leicht ovalen Bodens befindet sich ein einfacher Kreis, der Bodenrand ist mit locker gestellten, umkreisten Buckeln eingerahmt, an zwei gegenüberliegenden Punkten der größeren Achse sind zwei ganz kleine Kreise mit Punkt angebracht. Die Verzierung der Langendorfer Schale ist viel regelmäßiger. Auf den schmalen, glatten Rand folgen viermal gedoppelte Schnurleisten, mit denen dreimal weitgestellte Stäbchenreihen abwechseln. Der Boden ist ganz eng mit umkreisten Buckeln besetzt, die sich in zwei Zonen um einen größeren umkreisten Mittelbuckel gruppieren. Diese Verzierungen finden nun in den Einzelmotiven, ihrer Zusammenstellung und der Anordnung auf dem Gefäßkörper schlagende Parallelen unter einer bestimmten Gruppe von Food vessels aus Irland und Argyll an der Westküste von Schottland (Taf. XXXII 3—4). Ich verweise auf Abercromby I, Taf. XLIII 233, 235, 236, Taf. XLIV 237, Taf. XLVI 281, 282, 283, Taf. XLVII 288, 294, 295. Es handelt sich in allen diesen Fällen um halbkugelige Schalen, deren Verzierung aus Bändern von horizontal verlaufenden Kamm- oder Rädchenabdrücken, gelegentlich auch Zickzacklinien und anderen Motiven besteht, die mit Reihen von vertikalen Vertiefungen, meist Abdrücken eines umwickelten Stäbchens, abwechseln. Form und Ornamentik dieser Tonware weist eine so überraschende Ähnlichkeit mit den beiden genannten Goldschalen auf, daß an

unmittelbaren Beziehungen nicht gezweifelt werden kann. Ein Zufall schließt sich durch die vielen anderen Kulturelemente, durch die der Norden mit den britischen Inseln gerade in der älteren Bronzezeit verbunden ist, vollkommen aus. Gebender Teil war dabei zunächst die Keramik, was sich aus chronologischen und typologischen Gründen erschließen läßt. Wenn es auch mit der Chronologie der irisch-britischen Keramik noch nicht zum besten steht, so ist doch das hohe, etwa der I. und II. nordischen Bronzezeitstufe entsprechende Alter der irisch-schottischen Gefäße unbestritten. Außerdem läßt die Ausführung der Muster an den Goldschalen teilweise noch erkennen, daß sie aus der keramischen Technik übernommen wurden. In dieser Hinsicht ist besonders eine Eigentümlichkeit der senkrechten Stäbchen lehrreich. Diese sind, wie es der Treibtechnik entspricht, von rückwärts eingetieft, treten also nach vorne plastisch hervor; was sie aber vor allem auszeichnet, ist, daß sie zart gerippt sind und somit noch ganz und gar den optischen Eindruck des eingepreßten Wickelstabmusters festhalten. Auch der Schnurwulst ist in der gleichzeitigen irischen Keramik vertreten, besonders an jüngeren Entwicklungen der halbkugeligen Food vessels, vgl. Abercromby, Taf. XLIV 244, Taf. LII 379, noch häufiger aber an anderen Food vessel-Typen. Was die umkreisten Buckel anlangt, die auf den Böden der beiden stäbchenverzierten Goldschalen erscheinen und an vielen anderen Goldgefäßen — darunter auch schon so alten wie der zweiten Schale von Langendorf und der Schale von Rongères, sowie den Hüten von Schifferstadt und Avanton — zu einem der vorherrschenden Zierelemente werden, so sind ähnliche Motive der irischen Keramik keineswegs fremd, wie ein Gefäß aus Ulster beweist. (Vgl. Abercromby, Taf. XLIX 325; andere Aufnahme der gleichen Vase s. Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst, S. 823, Abb. 1 nach R. Smith, Archaeologia, LXII, 1910, S. 348, Taf. XXXIX, Abb. 1.) Die Oberfläche dieser Schale ist mit Zonen von plastischen Zickzackbändern, erhabenen Leisten und eingestempelten, mit je zwei waagerechten Linien gefüllten Kreisen geschmückt. Man wird gerade diesem Gefäße gegenüber allerdings fragen, inwieweit seine Verzierungsweise nicht einer Rückwirkung der Metalltechnik auf die Keramik zu danken ist, obwohl es von Smith — m. E. irrtümlich — als neolithisch bezeichnet wird. Wir dürfen ja nicht übersehen, daß ein Teil des an den Goldschalen zu beobachtenden Motivenschatzes schon an den irischen „Sonnenscheiben“ der frühen Bronzezeit auftaucht, so vor allem das Zickzackband und das Kreuz, vielleicht auch der umkreiste Buckel³⁰). Konzentrische Kreise treten uns schon an den drei verzierten Steinsylindern von Folkton (East Riding, England) entgegen (vgl. Abercromby, Taf. LIX, 0.17), die vermutlich der Becherzeit angehören. Aber die Hauptquelle der Goldschalenornamentik war doch die Keramik. Es muß

³⁰) Jacob-Friesen möchte die mit umkreisten Buckeln verzierten kleinen „Sonnenscheiben“ in die Bronzezeit IV datieren, weil sie das gleiche Ornament aufweisen wie die Goldschalen. Der Schluß ist aber nach all dem, was sich uns über das Alter der Schalen ergeben hat, nicht zwingend.

da z. B. noch auf das achtstrahlige Bodenkreuz hingewiesen werden, durch das die Unterseite eines Food vessels von Mount Stewart (Ubercromby, Taf. XLIII 233 a) und einer Schale von Eberswalde einander so nahe kommen (Taf. XXXII 5—6). Die einfachen Buckelreihen der Goldgefäße entsprechen Reihen von runden Eindrücken an den Food vessels (vgl. Ubercromby, Taf. XLVI 273, 274), die mit kleinen Buckeln gefüllten Streifen und Dreiecke den aus Kamm- oder Mädchenabdrücken bestehenden Zierbändern der Tonware. Nicht minder wesentlich als diese motivischen Übereinstimmungen ist für den Nachweis der Beziehungen zwischen der irischen Keramik und den nordischen Goldgefäßen aber auch die noch eigens zu betonende Gleichheit des kompositorischen Empfindens. Beiderseits handelt es sich um flächenbedeckende Horizontalgliederung der Gefäßwand mit häufiger Zentrierung gegen den Boden hin, der offenbar als Schaumseite in Betracht kam. Soweit ich sehe, gibt es im vorgeschichtlichen Europa keine andere Gefäßgattung mit den gleichen Stileigentümlichkeiten. Hier ist der Ort, daran zu erinnern, daß die Schalen von Langendorf und Gönnebeck aus besonders dickem Goldblech bestehen, ein Umstand, den wir zugunsten ihrer unmittelbar irischen Herkunft auslegen möchten, da er auf reichen Goldbesitz hindeutet.

Eine Stützung des westeuropäischen Ursprungs der nordischen Goldschalen kommt auch von den schon mehrfach erwähnten goldenen Hüten. Diese sind höchstwahrscheinlich wirklich Kopfbedeckungen und nicht Gefäße, wie manchmal angenommen wurde. Das ändert aber nichts an ihrer Wichtigkeit für unsere Frage, da sie, wie oben betont, in technischer und formaler Beziehung von den Goldgefäßen nicht zu trennen sind. Ihre Bedeutung für unseren Zusammenhang beruht aber nicht nur in der gesicherten Datierung des Hutes von Schifferstadt, die schon oben ausgewertet wurde, sondern auch in der Tatsache, daß sie einen eigenartigen Typus darstellen, der im Norden Europas vorderhand überhaupt nicht bekannt ist und vielleicht abgelehnt wurde. Kleidungsstücke übernimmt man nicht so leicht wie Prunkgeschirr. Wir haben es also wohl mit einem ausgesprochen westeuropäischen Typus zu tun, für den nordische Erzeugung nicht in Frage kommt und nur zu erwägen ist, ob er nicht im bronzezeitlich-keltischen Frankreich entstanden ist, da seine zwei anscheinend einzigen Vertreter aus diesem Gebiete stammen. Ich möchte da aber auf die goldene „Krone“ von Devil's Bit zurückgreifen, die wir bisher nur nebenbei erwähnt haben. Rosfinna hält dieses im Original leider verschollene Stück nach der erhaltenen Zeichnung für eine verbogene Goldschale und stellt es, da es in der Ornamentik durchaus an die nordischen Goldschalen erinnert, unbedenklich zu diesen²¹⁾. Wenn man die vorhandene Zeichnung aber überhaupt ernst nimmt — und es liegt kein Grund vor, dies nicht zu tun —, so wird man unwillkürlich

²¹⁾ Über eine andere irische „Krone“, die der in Rede stehenden ähnlich gewesen sein soll, liegt leider nur ein vager Bericht vor. Vgl. Rosfinna, 1913, S. 50.

auf den Gedanken gebracht, daß das Fundstück in Zusammenhang mit den goldenen Hüten zu stellen ist. Es hat zwar nicht die gleiche Form wie diese, sondern ähnelt mehr einem mittelalterlichen Herzogshut mit umgeschlagener Krempe. Daß es überlieferungsmäßig als Krone bezeichnet wird, weist in die gleiche Richtung. Man darf aus dieser Benennung wohl wenigstens auf eine gewisse Größe des Gegenstandes schließen, die Laien erlaubte, daran zu denken, daß das Gebilde aufgesetzt wurde. Die goldene „Krone“ war also wohl viel größer als irgendeine der bekannten nordischen Schalen und auch das spricht für ihre Verwandtschaft mit den Hüten. Wir haben dann auch einen goldenen Hut in Irland, womit der irische Ursprung dieses Typus einigermaßen wahrscheinlich wird. Kossinna glaubt zwar in der Ornamentik der „Krone“ sichere Anzeichen für ihre nordisch-germanische Herkunft aufzeigen zu können. Seine Behauptung, Zickzackbänder, wie sie an der „Krone“ erscheinen, seien ausschließlich im germanischen Gebiete bekannt, trifft jedoch nicht zu. Richtig ist hingegen, daß an der „Krone“ zwischen den umkreisten Buckeln immer zwei kleine Punktbuckel eingeschaltet sind und diese Einzelheit derzeit nur an festländischen Goldarbeiten beobachtet werden konnte. Aber ich würde darauf nicht allzuviel Wert legen, da es sich auch auf dem kleinen Diskus von Worms findet, den Kossinna, wie wir oben feststellten, 1914 selbst als irisch anerkannt hat.

Dagegen muß bei dem Hute von Schifferstadt auf eine ornamentale Besonderheit hingewiesen werden, die zugunsten seiner irisch-britischen Herkunft ins Gewicht fällt. Er besitzt als einziges festländisches Goldschmiedkunstwerk olivenförmige Buckel. Solche weist aber auch das große, als Pferdebrustschmuck gedutete und vermutlich in Irland erzeugte Goldblech aus dem Cairn von Bryn yr Ellyllon zu Mold (Flintshire, Wales) auf, dessen Verzierung auch sonst in manchen Punkten stark an den Schifferstadter Hut erinnert²²). — Man wird somit die Heimat der goldenen Hüte im westeuropäischen Bronzezeitkreise, näherhin in Irland suchen dürfen, was für die Frage nach dem Ursprunge der nahverwandten Goldschalen natürlich von großer Bedeutung ist.

Zusammenfassend gewinnen wir das folgende Bild von Ursprung und Weiterentwicklung der vorzugsweise in Nordeuropa verbreiteten Gattung von Goldgefäßen. Ausgangspunkt der Fabrikation ist das goldreiche und kunstfertige Irland, wo — wohl unter Einflüssen von dem schon im Neolithikum Gold verarbeitenden Spanien — seit der frühesten Bronzezeit in Nachahmung keramischer Formen Goldgefäße erzeugt werden, unter denen die halbkugeligen Schalen

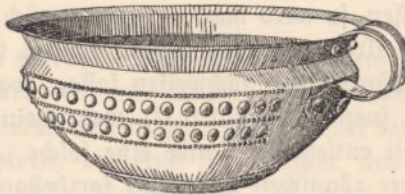
²²) Abbildungen (Seitenansicht) am bequemsten zugänglich im Guide to the Antiquities of the Bronze Age des British Museum. London 1920, S. 94 und bei W. Bremer, Reallex. d. Vorgesch. VIII, 1927, S. 275, Taf. XCV. Frontansicht bei R. E. M. Wheeler, Prehistoric and Roman Wales. Oxford 1925, S. 179. Fundverhältnisse und Datierung dieses einzigartigen Stückes sind leider reichlich ungeklärt. Es wird meist ans Ende der britischen Bronzezeit gesetzt, d. h. in die V. Stufe der nordischen Bronzezeit. Mit Rücksicht auf die Ähnlichkeit seiner Verzierung mit der des Hutes von Schifferstadt halte ich einen früheren Zeitanatz (Bronzezeit III) für richtiger; vgl. auch Armstrong a. a. O. S. 14.

alsbald den hervorragendsten Rang einnehmen. Es ist nur der Ungunst der Verhältnisse zu danken, wenn in Irland selbst noch kein solches Stück herausgekommen ist — die „Krone“ von Devil's Bit betrachten wir ja nicht als verbogene Schale, sondern als Hut. Aber auch die Hüte sind ursprünglich irisches Erzeugnis. Spätestens um die Wende von Bronzezeit II zu III tauchen diese Erzeugnisse in Frankreich, ab Bronzezeit III auch im nordisch-germanischen Gebiet auf, wo sie höchstwahrscheinlich bald nachgemacht werden. Es wird beim einzelnen Gegenstande kaum je festzustellen sein, was wirklicher Import und was Nachahmung ist. Man wird aber im großen und ganzen annehmen dürfen, daß die älteren Arbeiten meist noch Einfuhrstücke sind, wofür bei manchen die Materialstärke, aber auch die später nicht wiederholte Form spricht (stäbchenverzierte Schalen). Ab Bronzezeit IV darf mit hoher Wahrscheinlichkeit mit eigener Erzeugung auf dem Festlande gerechnet werden, wobei wir wohl eine (vielleicht früher einsetzende) westhallstädtisch-keltische und eine nordisch-germanische Abzweigung unterscheiden können (während das osthallstädtisch-illyrische und das hallstädtisch-thrakische Gebiet eigene Wege gingen). In der keltischen wie in der germanischen Gruppe läßt sich eine ältere und eine jüngere Entwicklungsstufe trennen. Man hält zunächst (beiläufig Bronzezeit IV, Hallstatt A) noch an der überkommenen halbkugeligen Form fest, bei der höchstens die Halspartie etwas verlängert wird, so daß beutel- oder flaschenartige Formen entstehen. In der späteren Zeit (beiläufig Bronzezeit V, Hallstatt B) schreitet man zur Aufnahme neuer Gefäßformen vor und macht sich in der Verzierungsweise von dem allen älteren Erzeugnissen eigentümlichen *horror vacui* frei. Im keltischen Bereiche dürften der älteren Entwicklungsstufe Arbeiten wie jene von Billeneuve-St. Bistre, Krottorf, Werder angehören, für die jüngere sind die Schalen von Unterglauheim typisch, die Behrens zwar noch in Hallstatt A³³), Sprockhoff aber wohl richtiger in Hallstatt B setzt³⁴). Vielleicht gehört auch der Becher von Gölentkamp hieher. Im germanischen Gebiete dürfen als älter wohl die noch mehr halbkugeligen, wenn auch mit stärker ausgebogenem Halse versehenen Stücke anzusehen sein, wie die Schale von Mjövik (Blefinge, Schweden) und jener Eberswalder Gefäße, die noch keinen zylindrischen Hals besitzen (Nr. 6—8). Im übrigen weisen auch einige von den übrigen Goldschalen von Eberswalde (Nr. 1, 2, 4, 5) einen etwas altertümlichen Charakter auf, der sie von der Masse der jüngeren nordischen Ware unterscheidet und den Schluß auf Werkstätten von verschiedener Fortschrittlichkeit erlaubt. Sie sind noch bis zum Rande mit Verzierungen besetzt und nur Nr. 3 (in gewissem Maße allerdings auch Nr. 8) zeigt bereits jenen glatten, breiten Randstreifen, der fast allen jenen nordischen Goldgefäßen eigentümlich ist, die der alten Halbkugel-

³³) G. Behrens, Die Bronzezeit Süddeutschlands (Katalog d. Röm.-Germ. Centr.-Mus. 6) Mainz 1916, S. 27.

³⁴) E. Sprockhoff a. a. O. S. 90.

gestalt untreu geworden sind und neue, sichtlich einheimische Formen bevorzugen. Deren Vorbilder lassen sich, wie Schuchhardt gezeigt hat, vielfach in der Keramik (und z. T. auch im Bronzegeschirr) nachweisen. Eine spezifisch nordische Neuerung scheint die Anfügung von Henkeln zu sein, von denen die kleinen bandförmigen vielfache Anknüpfungspunkte besitzen, während die hochgeschwungenen, pferdekopfendigen auf hallstädtisch-italische Vorbilder zurückgehen mögen, wie schon oben gesagt wurde. Im ganzen stellt die bodenständig-germanische Goldgefäß-erzeugung, wie sie uns in den dänischen Schatzfunden von Boeslunde, Lavendsgaard, Biemose usw. entgegentritt, eine künstlerisch durchaus erfreuliche Erscheinung dar, die den mehr primitiv-barbarischen Charakter der älteren Produktion überwindet und in ihrer Veredelung der Formen und Zierweisen als selbständige Leistung von Rang gewertet werden darf.



Bronzetaße der Jung-Bronzezeit (= Hallstatt A)
aus Seiffenau Kr. Goldberg-Haynau (Schlesien). $\frac{2}{3}$
Nach Mertins, Wegweiser, Abb. 174

Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Oß in Holland

Von J. H. Holwerda-Leiden

Mit Tafel XXXIII

Bei Grabungsarbeiten in der Heide von Oß in Nord-Brabant, ganz im Norden dieser an Urnenfeldern so reichen Gegend, wurde im vergangenen Jahr ein Fund gemacht, welcher für unser nordisches Gebiet bis jetzt einzig dasteht.

Bekanntlich liefern die genannten Urnenfelder unserer Provinzen Nord-Brabant und Limburg, so wie die der anschließenden Rheingegenden Deutschlands fast ausschließlich keramisches Material, Urnen und kleinere Gefäße, und nur ganz vereinzelt kleinere Metallsachen; bisweilen treten dabei Gegenstände römischen Imports auf, welche das Fortleben von Hallstattformen bis in die römische Kaiserzeit hinein außer Zweifel stellen. (Man vergleiche hierüber mein Buch: „Das Gräberfeld von de Hamert“ und besonders meinen Aufsatz: „Die Perioden der Hallstattkultur und ihre Datierung“ in unseren Duidheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuseum van Duidheden, 2. Reihe, III 2; dagegen sprach sich Rademacher im Mannus IV und X aus.)

War man im Anfang im allgemeinen wenig dazu geneigt, eine so späte Datierung gelten zu lassen, so wird man es jetzt, wo sich mehr und mehr sogar in den subalpinen, dem Ursprungslande naheliegenden Gebieten Niederschläge einer solchen späten Hallstattkultur nachweisen lassen (vgl. besonders Mahr in „Treasures of Carniola“, speziell seine Karte II), wahrscheinlich besser verstehen, daß auch in unserem, so weit entlegenen Lande eine solche „tardy Hallstatt civilization“ noch während der römischen Herrschaft fortbestanden hat.

Der Fund von Oß gehört aber zweifellos nicht einer so späten Zeit an. In einem großen, flachen Hügel fanden Arbeiter ein bronzenes Gefäß, zwar ganz zerdrückt und mit fast zahllosen Rissen, aber dennoch so, daß es von der Erde selbst zusammengehalten wurde. Glücklicherweise wurde die Arbeit sofort eingestellt. Das Fundstück blieb dank den Bemühungen des Korrespondenten unseres Museums, F. Bloemen, in situ liegen. Es konnte daher unter Leitung des Museumsassistenten Dr. F. C. Bursch weiter herausgegraben und in das Museum geschafft werden. Hier gelang es, das Gefäß (Taf. XXXIII 2—2a) fast ganz wieder herzustellen; nur der größte Teil des oberen Randes fehlt. Es ist eine 50 cm hohe Situla mit breiten Blechbändern am Rande, welche die Henkelringe gehalten haben mögen (vgl. von Sacken Taf. XX 5). Der Eimer ist aus zwei trapezförmigen Blechstücken und einem Bodenstück zusammengenietet. Ist eine solche Situla für unsere Gegend an und für sich schon fast ein Unikum (vgl. hierüber Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der Germanischen Bronzezeit S. 131), noch merkwürdiger ist ihr Inhalt, welcher erst bei der Restaurierung zutage kam: sechs Bruchstücke einer rund zusammengebogenen Eisenklinge, welche

aneinander passen und zusammen ein stark verrostetes, etwa 90 cm langes Hallstattschwert bilden (Taf. XXXIII 1). Der Griff war mit Tuch bekleidet gewesen, dessen Spuren noch deutlich erkennbar waren. Auf der Mitte und am unteren Rande des Griffes saßen beiderseits kleine, rautenförmig geschnittene Stückchen Goldblech, die durch Bronzestiftchen befestigt, eine merkwürdige Verzierung bildeten. Die großen, runden Ausschnitte in der Mitte dieser Goldblechrauten scheinen mir mit irgendeiner vergänglichen Masse ausgefüllt gewesen zu sein. Auch der große Schwertknauf war offenbar aus einem unbeständigen Stoff gefertigt worden und hatte sich daher nicht erhalten; er war aber ganz mit Zickzack- und Blighgürchen aus Goldblech verziert, derer Krümmungen und Lage untereinander es noch gestatteten, die Form des Knaufes und seine Verzierungsweise wieder herzustellen, so wie es unsere Abbildung zeigt. An der Klinge des Schwertes haften mehrere Bruchstücke der hölzernen Scheide, die wahrscheinlich mit den kleinen, runden Knöpfen aus Bronze beschlagen war (vgl. von Sacken XVIII 7 u. f.), welche daneben gefunden wurden.

Unser Schwert mit seinem reich verzierten Griff zeigt große Ähnlichkeit mit dem bekannten Schwert am Sternberg auf der Schwäbischen Alb, das zusammen mit einigen Prachtstücken bemalter und mit Kerbschnitt verzierter Keramik gefunden wurde (vgl. *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* IV Taf. XXXI, vgl. Taf. XXVI).

In unserer Situla wurde neben verbrannten menschlichen Knochen noch ein Klumpen zusammengerosteter und meistens völlig unerkennbarer Sachen angetroffen. Zu unterscheiden waren: zwei noch ziemlich lange Spitzen von Dolchen oder kleineren Schwertern, die eine sehr schlank und zugespitzt, denen der Antennendolche am meisten ähnlich (vgl. Déchelette, *Manuel* II 2 734), die andere wahrscheinlich einschneidig; zwei ovale Bronzeplättchen, schalenförmig ausgetieft, etwa wie die Schälchen vieler Paukenfibeln (vgl. *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* V 27), aber etwas größer und gewiß von einer anderen, mir unbekannten Bestimmung, ein kreuzförmiger Schmuck aus Bronze, etwa wie von Sacken XVIII 15, drei kleinere massive Bronzeringe, ein kleiner Schleiffstein und schließlich die winzigen Überreste gewebten Stoffes, wahrscheinlich von irgend einem Kleidungsstück.

Situla und Schwert, in solcher Weise zusammengefunden, lassen sich, soweit mir bekannt ist, nur in Hallstatt selbst nachweisen, wo sie zusammen in vielen Brandgräbern auftreten (Hoernes, *Das Gräberfeld von Hallstatt* Nr. 253, 260, 263, 373, 503, 504, 507, 573, 600, 605, 697, 911 usw.). Nur die von Sprockhoff S. 131 u. f. genannten Reste einer Eisenklinge, die in einer bei Bürstel in Oldenburg gefundenen Situla angetroffen wurden, dürften vielleicht zu einem solchen großen, eisernen Hallstattschwert gehört haben. Übrigens sind solche Situlen an sich schon in Nordeuropa höchst selten (vgl. Sprockhoff S. 136), das eiserne Hallstattschwert vielleicht noch seltener (Schumacher, *Siedlungsgeschichte I*

Taf. VII; Déchelette, Manuel II 72 u. f.). Beide, wenn auch wohl von sehr verschiedenem Ursprung, sind nur im Süden zu Hause. Sprockhoff, der in seinem Buch die im nördlichen Europa vorkommenden südlichen Bronzegefäße eingehend behandelt, betrachtet sie sämtlich als zu den nördlichen Völkern eingeführte Handelswaren. Das scheint mir aber nicht immer zuzutreffen. Die beiden kostbaren Stücke von Dß jedenfalls, welche hier in so merkwürdiger Weise, wie sonst nur in den reichen Gräbern von Hallstatt selbst, zusammentreffen, müssen wohl gleichzeitig aus jenem südlichen Mitteleuropa hierher gekommen sein, mitgebracht von einer und derselben angesehenen Person, die aus dieser weiten Ferne gegen unseren Norden gezogen war. Das Grab von Dß muß wohl eine Art Fürstengrab gewesen sein, das Grab eines Kriegsführers, der wahrscheinlich unseren Gegenden neue Volksstämme aus dem Süden Mitteleuropas zugeführt und dabei natürlich seinen eigenen Besitz, u. a. sein kostbares, reich verziertes Kriegsschwert, mitgebracht hatte.

Diese Auffassung wurde m. E. fast zur Sicherheit, als ich im vergangenen Sommer den großen Hügel selbst, der von den früheren Grabungsarbeiten nur teilweise zerstört worden war, näher untersuchen konnte.

Bekanntlich hatten wir schon vor mehr als 25 Jahren, besonders durch Ausgrabungen in der Provinz Nord-Brabant, die Entdeckung gemacht, daß in den Urnenfeldern die Brandbestattungen von niedrigen Hügeln bedeckt gewesen sind, um welche immer kreisförmige Gräbchen gezogen waren, sei es einfach, um mit dem dabei ausgegrabenen Sande die Urnen zu bedecken, sei es, was sicher öfters der Fall gewesen, um einen Zaun oder eine leichte Palisade zu errichten, welche das Grab umgeben sollte¹⁾. Beim Abheben des Heidehumus zeichnen sich die kreisförmigen Gräbchen, auch wenn die Hügel selbst ganz verschwunden sind, immer durch ihre gemischte Füllung im reinen, gewachsenen Boden ab und ermöglichen es also, den Umfang der ursprünglichen Hügel selbst festzustellen. (Man vgl. u. a. meine schon oben zitierte Schrift „Das Gräberfeld von de Hamert“ und Remouchamps in: Oudheidkundige Mededeelingen, 2. Reihe, V 2 und VII 2). Die Maße wechseln sehr stark. Der Durchmesser dieser Hügelkreise bleibt meistens weit unter 10 m; Maße bis zu 18 m kommen vereinzelt vor. Nur bei einem Hügel in dem von Dr. Remouchamps ausgegrabenen Gräberfeld von Uden, der sich übrigens auch durch seine Lage und seinen Aufbau von den anderen unterscheidet und zweifellos gleichfalls für eine vornehme Person errichtet wurde (Remouchamps, Oudheidkundige Mededeelingen V 2 S. 69 Nr. 20), wird ein Durchmesser von 35 m erreicht. Der Hügel von Dß nun, aus Heideplaggen aufgerichtet, wurde von einer Palisade, deren Gräbchen sich noch überall wiederfinden ließen, in einem Kreis von nicht weniger als 52 m Durch-

¹⁾ Daß diese Untersuchung auch für die Frage nach der Bedeutung der Hügelgräbchen im allgemeinen wichtig war, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Es ist hier aber nicht die Stelle, darauf weiter einzugehen.

messer umgeben. In der Mitte dieses mächtigen Baues hatte dieses Brandgrab gelegen, umgeben von einem zweiten Gräbchen, das offenbar nur gegraben war, um die Situla mit Erde zu überschütten.

Diese gewaltige Anlage, bei weitem der größte mir bekannte Grabhügel in unseren Gegenden, scheint mir also die Schlüsse, zu welchen mich schon ihr Inhalt geführt hatte, zu bestätigen. Der Mann, der hier beigesetzt wurde, muß wohl ein Fürst seines Stammes gewesen sein. In der Nähe dieses Hügels wurden schon bei den ersten Grabungsarbeiten ein paar Brandurnen von scharfer Form, mit sorgfältig geglätteter, schwarz-brauner Oberfläche gefunden, von denen die eine sogar noch die Spuren von Bemalung trägt. Auch diese sind gewiß keine einheimischen Produkte; sie gehören derselben südlichen Gruppe an wie das Schwert und scheinen ebenfalls aus dem Süden mitgebracht zu sein. Es ist dies die Gruppe, welche man gewöhnlich als Reinecke Stufe C einer „dritten Hallstattperiode“ zurechnet. Daß für mich die Chronologie dieser Gruppeneinteilung noch nicht ohne weiteres gesichert ist und daß die Hallstattkultur m. E. im allgemeinen noch viel zu hoch angesetzt wird, habe ich schon vor Jahren in meinem oben zitierten Aufsatz (Nordheidkundige Mededeelingen, 2. R., III 2) dargelegt.

Welches dieser Stamm gewesen sein mag, der sich hier in Nord-Brabant, dessen Boden uns außer dieser bis in die römische Zeit hinein reichenden Hallstattkultur und den gleichzeitigen Germanenurnen fast keine Überreste vorgeschichtlicher Zeit bewahrt hat, niedergelassen hatte, kann kaum zweifelhaft sein. Waren es doch die gallischen Menapier, die nach dem einstimmigen Zeugnis der klassischen Autoren dieses Gebiet bewohnten. Ein Führer gallischen Stammes, der sein Volk, wahrscheinlich einen Stamm dieser Menapier, einmal aus dem Süden Mitteleuropas zu diesen neuen Sizen geführt haben muß, scheint mir also unter dem riesigen Grabhügel von Dß beigesetzt worden zu sein.



Die mehrköpfigen Basenkopfnadeln aus Schlesien

Von Wilhelm Hoffmann-Breslau

Mit Tafel XXXIV—XXXV

Unter den mannigfaltigen Nadelformen der frühen Eisenzeit Schlesiens dürfen die mehrköpfigen Basenkopfnadeln als besondere Prunkstücke gelten. Während die Fundumstände bei einigen früher gehobenen Stücken ungeklärt blieben, wurde 1933 eine solche Nadel zum erstenmal in gesichertem Zusammenhang geborgen.

In dem vorliegenden kleinen Aufsatz soll das Verbreitungsgebiet dieses bemerkenswerten hallstattzeitlichen Nadeltyps festgelegt werden.

Im Februar 1933 gab Bademeister Remelt, Steinau a. d. O., dem Landesamt von gefährdeten Gräbern an der bekannten Fundstelle Steinau-Carlsruh¹⁾ Nachricht. Bei der folgenden amtlichen Untersuchung konnten mehrere Urnengräber freigelegt werden, unter denen Grab 1 eine 13,8 cm lange bronzene Schwanenhalsnadel mit doppelkonischem Kopf enthielt. Noch bedeutendere Beigaben fanden sich in Grab 6.

Grab 6. Tiefe 0,30 m. Eine Grabgrube war nicht zu erkennen. Gefäß 2, das mit Leichenbrand gefüllt war, war von einer Schüssel überdeckt. Um diese Gefäße gruppierten sich 10 Beigefäße (Taf. XXXIV 1).

1. Deckschüssel, braun, mit eingezogenem Rand. Sie war völlig zerfallen.
2. Graburne. Eine in sich zusammengesunkene, schwarze Vase, die mit reicher Wellen- und Furchenverzierung versehen ist. Auf der Schulter saßen als Henkelersatz dreimal drei nebeneinanderliegende Knubben sich gegenüber.
3. Schälchen, braun. M. 10, H. 4,5, B. 3 cm²⁾.
4. Kleine Schale, braun. M. 8, H. 5, B. 4 cm.
5. Scherben einer schwarzen Henkelstasse.
6. Terrinenförmiger, brauner Napf mit Doppelknubben auf der Schulter. Eine unregelmäßig laufende Furche kennzeichnet den Halsansatz. M. 8,7, H. 11,2, B. 6 cm.
7. Birnenförmiges, braunes Näpfcgen. M. 5,5, H. 11, B. 5,6 cm.
8. Kleine, braune Schale. M. 8, H. 4, B. 3 cm.
9. Bruchstücke eines kleinen, braunen Tontellers.
10. Tonnenförmiger, brauner Napf. Um den Hals läuft ein Kranz von Nagelindrücken. M. 7, H. 6,5, B. 3 cm.
11. Desgl. M. 7,7, H. 6,4, B. 4 cm.
12. Birnenförmiger, brauner Napf mit zwei Henkeln am Halsansatz. M. 4, H. 5, B. 2 cm.

An die Schulter der Graburne (Gefäß 2) angelehnt (Taf. XXXIV 2) fand sich eine dreiköpfige Bronzenadel mit Hängeschmuck (Taf. XXXV 1 u. 4). Die Länge des Nadelstiemes beträgt 12 cm. Er gabelt sich oben in drei schwanenhalsförmig gebogene Zinken aus kantigem Draht. Am Ende jeder Zinke sitzt ein Basenkopf. Die Nadel ist aus einem Stück gegossen. Länge des Schwanenhalses mit dem Kopf 2,5 cm. Größter Durchmesser der Köpfe durchschnittlich 0,7 cm. Die Gesamtbreite der drei Köpfe zusammengenommen ist 2,4 cm. An dem oberen Ende des Schwanenhalses hängen an den beiden äußeren Basenköpfen je sieben und an dem mittleren sechs Kettenglieder. Diese sind einzeln aus dünnem

¹⁾ Schles. Vorzeit IV S. 529; V S. 17; VI S. 51, 169, 444 f. u. 467 f.; VII S. 213 f. u. 537; N. F. II S. 1 f.

²⁾ Abkürzungen: M. = Mündung, H. = Höhe, B. = Boden.

lantigen Bronzedraht zurechtgebogen. Länge der sieben äußeren Glieder 3,5 cm, der mittleren sechs Glieder 3,3 cm, Durchmesser der einzelnen Kettenglieder 0,6 cm. Am Ende jeder dieser Ketten befinden sich Klapperbleche. Sie haben eine unregelmäßige Rechteckform, deren eine Schmalseite leicht abgerundet und zur Aufnahme des Kettengliedes durchlocht ist. An zwei Ketten und zwar, an der einen äußeren siebengliedrigen und an der mittleren sechsgliedrigen hängen je zwei Klapperbleche dieser Form; die andere äußere Kette trägt nur ein Klapperblech. Durchmesser der Klapperbleche $1,5 \times 0,7$ cm.

Außer dieser mehrköpfigen Vasenkopfnadel aus Steinau a. d. O. sind noch zwei weitere Nadeln dieser Art aus Schlesien bekannt, die eine stammt aus Lerchenberg Kr. Glogau (Taf. XXV 3 u. 6), die andere aus Wohlau-Ost (Klein Auster (Taf. XXXV 2 u. 5). Beide Nadeln befinden sich im Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Die näheren Fundumstände der Nadel von Lerchenberg Kr. Glogau (unter „Glogau“ eingetragen im Katalog Nr. Ie 1891 des Berliner Museums) sind unbekannt.

In einem Brief des Divisions-Pfarrers Abel, Glogau, vom 6. September 1881 an das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau wird über reiche Funde von Lerchenberg Kr. Glogau berichtet und folgendes erwähnt: „So besitzt Preuß. Lieutenant Röhrig in Thorn eine außerordentlich schöne Bronzenadel, welche er wohl abgibt, wenn das Museum sich an ihn wendet.“

Unterm 28. XI. 1881 sendet Divisions-Pfarrer Abel laut Bericht der Ortsakten Lerchenberg nach Übereinkunft mit der Schießplatz-Verwaltungskommission Glogau eine Anzahl Funde an das Breslauer Museum ein und berichtet dazu: „In den Urnen fanden sich Bronzenadeln in verschiedener Gestalt (Nr. 1, Schwanenhalsnadel in Zeichnung). Die schönste war wie Nr. 1, aber mit 5 Armen, an deren jedem eine feine Kette mit Bronzeplatten hing, also etwa (darauf folgt Zeichnung).“

Mit diesem Brief brechen die Verhandlungen des Breslauer Museums mit Divisions-Pfarrer Abel ab. Ein Schreiben des Museums aus dem Jahre 1887 an den Besitzer der Nadel, Hauptmann Röhrig, Thorn, blieb unbeantwortet.

Die skizzenhafte Zeichnung Abels in dem oben angeführten Briefe läßt deutlich erkennen, daß die mit der Fundortsbezeichnung Glogau ins Berliner Museum gelangte Nadel Ie 1891 dieselbe ist, obwohl als Vorbesitzer der Nadel in dem Berliner Katalog ein Herr Hartmann angegeben ist.

Prof. Dr. Hubert Schmidt vom Berliner Museum gab in einem Schreiben an das Breslauer Museum vom 8. VII. 1915 u. a. folgende Auskunft:

„Unsere Sammlung enthält zwei Bronzenadeln seltener Form, die eine aus Glogau in Schlesien, die andere von Klein Auster Kr. Wohlau; beide setzen die Vasenkopfnadel voraus, haben aber einen mehrteiligen Kopf, indem, wie bei einer Gabel, mehrere Zinken — bei der ersteren fünf, bei der anderen drei — auseinandergehen, jeder mit einem Vasenkopf oder auch Mohnkopf und jeder mit einer Einbiegung; an den Zinken hängt je ein Kettchen mit dreieckigen Blechanhängern.“

Die aus einem Stück gegossene Bronzenadel von Lerchenberg bei Glogau (Taf. XXXV 3 u. 6) hat nach Mitteilung des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte eine Länge von 27,5 cm. Im Gegensatz zur Steinauer läuft sie in fünf gabelartige Schwanenhalszinken mit Vasenköpfen aus. Auch an ihr hängen kleine Ketten mit Klapperblechen. Die Ketten sind nicht gleichmäßig; so haben vier von ihnen sieben und eine sechs Kettenglieder. Die Enden der einzelnen Kettenringe stoßen entweder mehr oder weniger eng zusammen oder sie liegen

übereinander. Die Klapperbleche haben dieselbe Form wie bei der Steinauer Nadel, doch hängt an jedem Rättchen nur ein Blech. Auf ihnen sind kleine, teilweise regelmäßig angeordnete Furchen eingepunzt; nur ein Klapperblech, das sich auch durch seine dreieckige Form von den anderen abhebt, trägt drei Reihen von je fünf nebeneinanderliegenden eingepunzten Buckelchen als Verzierung.

Von der Nadel von Wohlau-Ost (unter Klein Ausker³⁾) und Nr. 1e 1943 eingetragen im Katalog des Berliner Museums) erfuhr das Breslauer Museum nur durch eine kurze Mitteilung im Breslauer General-Anzeiger vom 17. November 1906, die lautet: „In Klein Ausker ist auf dem Acker des Besitzers Bohn eine heidnische Begräbnisstätte aufgedeckt worden. Es wurden sehr gut erhaltene Urnen und ein Bronzeschmuckstück gefunden.“ Die Nachforschungen, die daraufhin Prof. Seger anstellte, ergaben leider — damals bestand ja noch kein gesetzlicher Schutz für die Bodenaltertümer —, daß die Gefäße inzwischen von einem Wohlauer Bürger für geringes Entgelt erworben waren und daß ein als Raubgräber bekannter anderer Wohlauer einen bronzenen Halsring und die Prunknadel für einen Spottpreis aufgekauft und nach Berlin mit gutem Gewinn weiterverkauft hatte. Der für die Forschung so wichtige Grabzusammenhang war dadurch auch bei diesem Funde zerstört.

Die Form der Nadel (Taf. XXXV 2 u. 5) gleicht in großen Zügen der vorher beschriebenen. Das Ende läuft hier in drei schwanenhalsförmig gebogenen Zinken aus, auf denen je ein Basenköpfchen sitzt. Die Nadelköpfe haben hier eine mehr eckige, dreifach-konische Form. Auch hier hing vermutlich ursprünglich an jedem Kopf ein Rättchen mit Klapperblechen. Die beiden äußeren Nadelköpfe haben nur noch je einen Ring ohne Klapperblech. An dem mittleren hängen zehn Rattenglieder ineinander, an deren unteren Ende ein dreieckiges Klapperblech, wiederum mit drei Reihen von vier, fünf und sechs nebeneinanderlaufenden eingepunzten Buckelchen besetzt, befestigt ist.

Alle drei Fundorte: Wohlau, Steinau und Lerchenberg sind bekannte Friedhöfe der späten Lausitzer Kultur und liegen nur etwa 30 km voneinander entfernt. Bei der großen Ähnlichkeit der drei Prunknadeln in Form und Technik ist zu vermuten, daß sie von ein und derselben Hand gefertigt sind. Vielleicht hat der frühheisenzeitliche Künstler seine Werkstatt in einer der zu diesen drei Friedhöfen gehörigen Siedlungen aufgeschlagen. Außer den schlesischen mehrköpfigen Basenkopfnadeln sind noch zwei Stück aus Brandenburg⁴⁾ bekannt, von denen eine fünfzehnköpfige aus Fehrbellin Kr. Osthavelland und eine zwanzigköpfige aus Lübbenow Kr. Prenzlau stammt. Ihr Aufbau und ihre Machart scheidet sie aber deutlich von den schlesischen Prunknadeln. Die brandenburgischen Stücke dürften daher einer anderen und zwar germanischen Werkstatt entstammen.

³⁾ Das große Gräberfeld ist früher nach der nahen Ortschaft Klein Ausker benannt worden; es liegt aber auf der Gemarkung der Stadt Wohlau und heißt jetzt amtlich „Wohlau-Ost“.

⁴⁾ Friedel, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie 1884, S. 40—42 mit Abb. 3 und 4a—b.

Ein germanisch=vorfeltischer Friedhof bei Burgheßler Kr. Eckartsberga

Von Paul Grimm-Halle a. d. S.

Mit Tafel XXXVI—XXXVII und 2 Abbildungen

Beim Straßenbau Obermöllern-Burgheßler wurde auf der Höhe zwischen beiden Dörfern ein Teil eines Friedhofes (Abb. 1) angeschnitten, der uns die Bevölkerungsverhältnisse Mittelthüringens in der frühen Eisenzeit besonders deutlich zeigt.

Grabungsbericht. Grab I: Hügelgrab von etwa 0,60 m Höhe und etwa 16 m im Durchmesser. Es barg eine rechteckige Steinkiste, gegen die an allen Seiten kleinere Steinblöcke gepackt waren (Taf. XXXVI 1). Sie stand sehr dicht unter der Oberfläche, so daß die Decksteine bereits fehlten und die Gefäße stark zerstört waren. Es waren zwei Gefäße mit

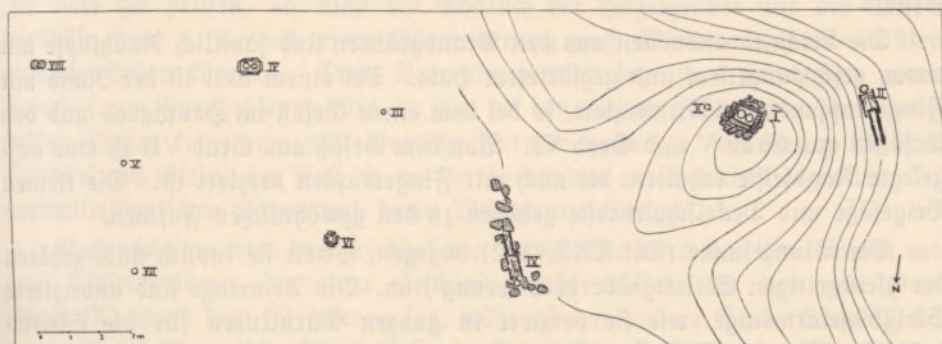


Abb. 1. Lageplan des Friedhofes. Der Unterschied der Höhenlinien beträgt 10 cm.

dem Leichenbrand einer erwachsenen Person, jedes mit einer Deckelschale bedeckt. Daneben lagen die Reste eines stark vergangenen Beigefäßes ohne erkennbare Form (Taf. XXXVI 2). Im unregelmäßig gepackten Leichenbrand fand sich ein kaum zentimetergroßes, völlig verschmortes Bronzestück.

Der Hügel war auf der Nordostseite von einer 4 m langen Steinpackung eingefast (Taf. XXXVII 1), unter deren Nordseite sich Grab IX befand.

Grab II: Skelettgrab einer Erwachsenen in gestreckter Lage und in Südost-Nordwest-richtung. Die Arme lagen parallel zum Körper. Der Oberkörper wurde beim Bäumern zerstört; dabei fanden sich ein Gürtelhaken, die z. T. nach der Auffindung verbogenen Armspiralen und zwei Fingerringe aus Bronze. Neben den Füßen lagen auf der einen Seite ein kleines Häufchen anscheinend tierischer Leichenbrand und auf der anderen Seite ein stark vergangenes, kleines Gefäß mit zwei Henkeln, ähnlich einer kleinen Amphore.

Grab III: Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen, frei in der Erde stehend, darin Rest einer kleinen Henkeltasse.

Grab IV: Kleine Steinkiste mit zwei Urnen mit Leichenbrand einer erwachsenen und einer jugendlichen Person. Auf einer Urne lag ein kleiner Napf.

Grab V: Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen, frei in der Erde stehend. Die Deckelschale war völlig vergangen. Im Leichenbrand kleiner, verschmorter Bronzereft unbestimmter Form.

Grab VI: Um den Oberteil der Leichenbrandurne waren kleinere Steine gepackt, während der Unterteil in einer in den gewachsenen Felsen gehauenen Vertiefung stand.

Grab VII: Freistehende Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen. Oberteil vergangen; außer dem Unterteil nur noch eine erhabene Leiste mit Fingertupfen erhalten.

Grab VIII: Unter zwei etwas schräg angelegten Steinen eine Deckelschale, unter der ein Häufchen Leichenbrand lag, so daß wohl eine ursprüngliche Bestattung in einem Beutel anzunehmen ist.

Grab IX: Skelettgrab unter Steinen der Steineinfassung des Hügels. Richtung Nord-west-Südost mit dem Kopf im Nordwesten. Lage auf dem Rücken. Beine gestreckt. Dabei fanden sich sechs einfache, steigbügelförmige Armringe und drei z. T. mit Rippen versehene schildförmige Ohrringe.

Grab X: Die Reste eines mit Strichgruppen verzierten Gefäßes als Überbleibsel eines früher zerstörten Skelettgrabes, von dem zerstreut noch einige Knochen gefunden wurden.

Ein weiteres Hügelgrab von ähnlicher Größe ist in östlicher Richtung etwa 80 m entfernt, jedoch war das Hauptgrab bereits früher beim Erdbabfahren zerstört.

Die Leichenbrandurnen aus den Brandgräbern sind sämtlich Rauhtöpfe mit etwas geschwungenem und geglättetem Hals. Bei einem Teil ist der Rand mit Fingertupfeneindrücken verziert, so bei dem einen Gefäß im Hauptgrab und den Gefäßen aus Grab V und Grab VI. Von dem Gefäß aus Grab VII ist eine aufgelegte Randleiste erhalten, die auch mit Fingertupfen verziert ist. Die kleinen Beigefäße und Deckelschalenreste gehören zu den gewöhnlichen Formen.

Die Bronzefunde (Taf. XXXVII 2) dagegen, soweit sie typisch sind, gehören der gleichzeitigen Skelettgräberbevölkerung¹⁾ an. Die Armringe sind unverzierte Steigbügelarmringe, wie sie verziert in ganzen Garnituren für die Skelettgräberbevölkerung Mitteldeutschlands typisch sind. Ebenso typisch hierfür ist der kleine aus einem flachgehämmerten Bronzeblech zusammengebogene Gürtelhaken. Ich möchte als Parallelfunde nur die Gürtelhaken aus dem bekannten Skelettgrab V von Halle-Trotha²⁾ und aus einem Skelettgrab mit Wendelring von Groß Korbetha Kr. Weißenfels (Halle HK 29:185, noch unveröffentlicht) erwähnen. Die schildförmigen Ohrringe, die kantigen Armspiralen und die beiden Fingerringe sind dagegen weniger kennzeichnend für die Skelettgräbergruppe; sie können auch in Brandgräbern vorkommen.

Die Rauhtöpfe mit Tupfenrand gehören zur jüngeren Stufe des Harpstedter Stiles und sind besonders typisch für das Vordringen der Germanen von Nieder-

¹⁾ Kossinna, Ursprung und Herkunft der Germanen, Mannusbibliothek Bd. VI, 1928, S. 38 ff., hielt die Skelettgräberbevölkerung bereits für keltisch, wie er dies auf der die Bevölkerungsverhältnisse besonders deutlich zeigenden Karte (a. a. O. Abb. 45) dargestellt hat. Da jedoch die Zusammenhänge zwischen dieser früh-eisenzeitlichen Skelettgräbergruppe mit den latenezeitlichen wirklichen Kelten Südhüringens noch nicht endgültig geklärt sind, ist es wohl vorläufig besser, diese Skelettgräbergruppe, deren Beziehungen stark nach Westen hin zur Mehrerer Kultur reichen, lediglich als Vorkelten zu bezeichnen.

²⁾ F. R. Holter, Die hallese Kultur der frühen Eisenzeit, Sächsisch-thüringische Jahresschrift Bd. XXI, 1933, S. 28—32 und Abb. 7.

sachsen nach Westfalen und zum Niederrhein. Vereinzelt kommen Harpstedter Gefäße auch in den übrigen germanischen Gebieten vor. So in Mitteldeutschland, wo Kossinna³⁾ ihr Auftreten im großen Rahmen und Schulz⁴⁾ besonders für Thüringen behandelt hat.

Als bisher südlichste Fundstellen im Unstrutgebiet sind danach die Fundstellen von Gleina und Schleberoda, beide im Kreis Querfurt, zu nennen. Im Friedhof von Gleina, der dann weit in die Latènezeit hineinreicht, fanden sich Harpstedter Gefäße mit unter den ältesten Gefäßformen. In Schleberoda wurden in fünf Grabhügeln mit je einer Bestattung neben anderen Gefäßen zwei Harpstedter Urnen gefunden. Da Grabhügel der frühen Eisenzeit für Mitteldeutschland durchaus selten sind, vermutete schon Schulz, daß unmittelbare Beziehungen zu Nordwestdeutschland bestanden haben, da gerade dort Harpstedter Urnen in Urnenfriedhöfen wie in Hügelgräbern gefunden wurden. Er meint⁵⁾, „es wäre zu prüfen, ob nicht der Abbruch der Hügelgräber und der Urnenfriedhöfe dort z. T. mit einer Abwanderung nach Mitteldeutschland in Verbindung stehen könnte“. Diese Vermutung wird sehr stark durch den neuen Friedhof von Burgheßler gestützt, da hier bei den Hauptgefäßen neben den Harpstedter Töpfen keine rein mitteldeutsche Formen auftreten, wie dies z. B. beim Friedhof von Gleina der Fall ist, wo die Harpstedter verschwinden gegenüber den nordmitteldeutschen Typen und deren Weiterentwicklungen.

Noch wichtiger wird der Friedhof von Burgheßler durch das Vorkommen von zwei Skelettgräbern, die etwa gleichzeitig sein müssen, da das eine Grab (Grab IX) unter dem Steinfranz lag, während das andere Grab (Grab II) sich in der Aufschüttung des Hügels befand. Bei beiden Gräbern scheint es sich auf Grund der Schmuckbeigaben um Frauengräber zu handeln. Leider ist der Erhaltungszustand der Knochen zu schlecht, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Sind es wirklich Frauen, so haben wir bei diesem Fall der Nebeneinanderbestattung zweier Völker anzunehmen, daß die Männer der Skelettgräberbevölkerung von den eindringenden Germanen erschlagen oder vertrieben wurden, daß aber Teile der weiblichen Bevölkerung hier wohnen blieben, wohl auch geheiratet und bei ihrem Tode nach alter Sitte ihres Volkes beigesetzt wurden.

Zwei weitere Berührungspunkte zwischen Germanen und Kelten in Mitteldeutschland seien hier noch erwähnt. In Halle fand Holter⁶⁾ an mehreren Stellen Skelettgräber in Verbindung mit Brandgräbern; einige der Brandgräber enthielten sogar typische Schmuckstücke der Skelettgräberbevölkerung, so daß Holter

³⁾ G. Kossinna a. a. D. S. 35—37 und Abb. 45.

⁴⁾ W. Schulz, Sächsisch-thüringische Jahreschrift XVI, S. 103—105 (dort weiteres Schrifttum).

⁵⁾ W. Schulz a. a. D. S. 105.

⁶⁾ H. Holter a. a. D. S. 110, 117 und 120.

zu dem Schluß kommt, daß die eindringenden Germanen friedlich zusammen mit den Vorkelten hausten. Auf dem Seeberg bei Gotha fand G. Florschütz⁷⁾ als Nachbestattungen in steinzeitlichen Grabhügeln Brandgräber mit typischem Inventar der Skelettgräber. Er nimmt an, daß die Germanen sich den Schmuck der „Kelten“ ganz zu eigen gemacht haben müssen.

Die Lage des Fundplatzes von Burgheßler ist sehr beachtenswert. Die Hasel durchbricht etwa 300 m südlich des Friedhofes in einer schmalen Wiesenau die dichtbewaldete Finne. Nordostwärts öffnet sich das Haseltal immer weiter nach dem unteren Unstruttal, während der Oberlauf der Hasel in breiter Aue weit nach Westen in die Finne hineinführt. So ist es leicht verständlich, daß ein Teil der Germanen, die das Nordufer der unteren Unstrut zu dieser Zeit erreicht hatten, wie es die oben erwähnten Friedhöfe bezeugen, darüber hinaus in das Haseltal vorstießen und an dieser strategisch wichtigen Stelle sich ansiedelten. So haben wir hier einen weit nach Südwesten vorgeschobenen Friedhof der germanischen Bevölkerung der frühen Eisenzeit in Thüringen, der uns zudem noch die Reste der früheren, dann unterworfenen Skelettbevölkerung zeigt.

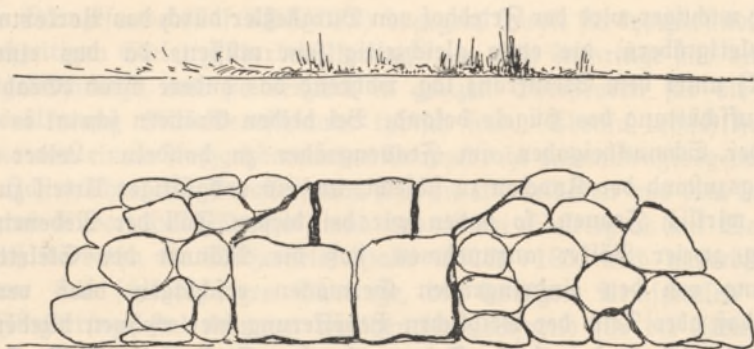


Abb. 2. Frühgermanische Steinkiste von Zäcklau Kr. Freystadt. $\frac{1}{13}$

Nach Seger, Schlesiens Vorzeit VI S. 446

7) Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Leipzig 1925. S. 175—180.

Ein Schmuckstück der frühen Latenezeit

Von Peter Goetzler-Stuttgart

Mit 1 Abbildung

Im Heimatmuseum Spaichingen (Württemberg) fand ich kürzlich, zusammengeordnet mit späthallstattzeitlichen Grabfunden aus der Markung Königsheim, eine stark verrostete Metallscheibe mit Gesichtsmaske in typischem Früh-Latènestil (Abb. 1).

Fundangaben fehlen. Mit Kombination kann man aber weiterkommen. Königsheim liegt im Randgebiet der südwestlichen Schwäbischen Alb und zwar auf der obersten Hochfläche des Weißen Jura (Epsilon) in fast 900 m Höhe. Die Gegend ist altes Siedlungsgebiet vor allem der Hallstattzeit; aber auch reinkeltische, römische und besonders alemannische Funde fehlen nicht in der weiteren Umgebung. Da und dort ragen aus der gleichmäßigen Höhe Kuppen etwas hervor, so west-südwestlich vom Ort der Wachtbühl (928 m). Hier liegen Hügelgräber. Ein weiteres liegt auf dem nahen Scheibenbühl an seinem Südrand. Dieses wurde 1884 vom Naturhistorischen Verein in Spaichingen untersucht. Das bescheidene Fundergebnis liegt in seiner Sammlung. H. Hölder, der im Ergänzungsheft zu den Fundberichten aus Schwaben II 1894, S. 37 f. über den Inhalt des Grabs, fünf menschliche Skelette mit „Spuren von Bronze und Gefäßen“, allerdings vorwiegend vom anthropologischen Standpunkt aus berichtet, zählt unter den Funden unsere Scheibe nicht auf, erwähnt aber als Merkwürdigkeit das in den oberen Schichten des Hügels und mit anderer Orientierung, als die der Grabkammern der vier anderen, gefundene fünfte Skelett eines Kindes mit auffallend langköpfigem Schädeltypus (Index 73,6). Dabei, berichtet er, „lagen Ringe und Fibeln aus Bronze, Glasperlen“; auch von Scherben von Terra sigillata spricht er, bezweifelt aber ihre Zugehörigkeit zum Urfund.

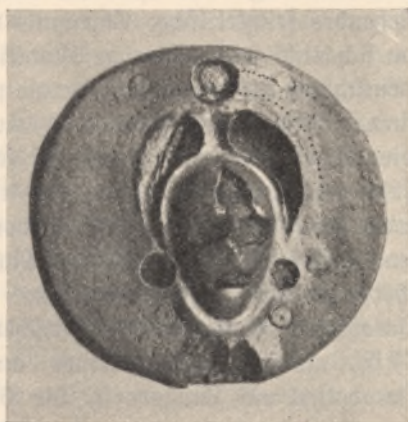


Abb. 1.
Schmuckscheibe von Königsheim. 1/1

Dieser Befund wird sofort verständlich, wenn wir ihn als Nachbestattung deuten¹⁾ und an das nicht seltene Vorkommen von Gräbern der frühesten Latènezeit in späthallstattzeitlichen Hügeln erinnern, womit sich kürzlich R. Bittel in der Zeitschrift *Sudeta* VI 1930, 41 ff. beschäftigt hat. Handelt es sich um eine Nachbestattung der Stufe Latène A in einem Hügel der Stufe Hallstatt D, dann

¹⁾ Über römische Scherben in vorgeschichtlichen Grabhügeln s. jetzt Paret, *Römer in Württemberg* III 130. 171.

wird die Zugehörigkeit unserer Scheibe zum Grab auf dem Scheibenbühl und zwar zu einer darin eingelegten Nachbestattung wahrscheinlich.

Daß zwischen Ur- und Nachbestattung kein Bevölkerungswechsel eingetreten ist, sondern daß es sich in beiden Fällen um Kelten und zwar des 6. bzw. 5. Jahrh. v. Chr. handelt, auf welche alsdann erst ab 400 die im Verlauf der großen Wanderungen nach Süddeutschland gekommenen Kelten im engeren Sinn gefolgt sind, kann hier nicht weiter erörtert werden.

Über die Datierung und Einordnung unserer Scheibe in die Zeitstufe Latène A kann kein Zweifel sein. Sie ist dazu in ihrer Einfachheit und schlichten Ausdruckskraft ein eher am Anfang, als am Ende einer Entwicklungsreihe stehendes frühkeltisches Erzeugnis und dadurch ein wertvoller Zuwachs für das an sich nicht sehr zahlreiche Material dieser Periode, wofür immer noch in Süddeutschland die dem Kleinaspergle parallelen späten Fürstengräber das Wichtigste sind. Wissenschaftlich ebenso wertvoll wie die reiche Ausstattung, durch die sich die Hügelgräber vor ihrem Erlöschen auszeichnen und die durch südliche Einfuhr viel Probleme bietet, sind typisch einheimische keltische Erzeugnisse, wie etwa die wichtigen Zeitfossilien von Latène A, die Tierkopf- und Maskenfibeln und unsere Scheibe. Mit den Maskenfibeln kommen wir in den ornamentalen Gedankenkreis unseres Stückes; vgl. dazu jetzt den schönen Aufsatz von Jacobsthal, Einige Werke keltischer Kunst in Zeitschrift „Die Antike“ X 1934, 17 ff., als Ergänzung seiner analysierenden Ausführungen in dem Werke Jacobsthal und Langsdorff, Die Bronzeschnabelfannen 1929.

Nun die Beschreibung der Scheibe, deren Herstellungstechnik nicht wenig Interessante bietet, vor allem die dem keltischen Kunsthandwerk so geläufige Verbindung zweier Metalle, wobei Eisen gerne die Unterlage oder den Kern bildet, womit sich dann nach oben oder außen Bronze — so unsere Scheibe — oder Silber — so der Trichtinger Ring — oder Gold — so die Widderhörner vom Kleinaspergle — verbindet. Durchmesser der oben und unten stark abgeplatteten Scheibe etwa 50 mm. Erhaltungszustand mäßig: unten eine starke Rostbeschädigung; die Füllungen der Vertiefungen sind alle verschwunden; die Bronze ist da und dort, wo sie allzudünn und hohl saß, gebrochen; auf der Rückseite starke Zerstörung durch Rost.

Der Kunsthandwerker hat seine Arbeit damit begonnen²⁾, daß er die fünf Relieftteile, welche die Mitte des Runds ausfüllen, aus der Bronzescheibe in verschiedener Höhe herausgetrieben hat: am höchsten, bis zu 5 mm, die Gesichtsmaske; die Höchstpunkte sind Nasenansatz, Überaugenwülste und ein tropfenblattartiges Gebilde auf der Stirne. Ganz wenig reliefiert ist ein Wulstring, der sich am Hals herumlegt und in zwei ausgefüllte Gruben endigt. Wesentlich höher alsdann zwei fischblasenartige gebogene, unten spitz, oben breit gerundet

²⁾ Ich verdanke sachkundigen Rat dem technischen Beamten an der Altertümersammlung Stuttgart, H. Peter.

endigende Wülste zu beiden Seiten über dem Kopf, sowie endlich ein runder Buckel zu oberst in der Mitte. Zwischen den Fischblasen und dem Halsring wurden alsdann zwei nachher zu besprechende runde Löcher ausgeschnitten, die die Stellen der Pufferenden des Halsrings einnehmen. Ebenso wurden die Öffnungen für die Augenhöhlen und den Mund der Maske ausgeschnitten. Als dann wurde die Bronzescheibe über eine wesentlich dickere (etwa 5 mm) Eisenscheibe gebördelt. Diese trug ebenfalls die Reliefmaske im Rohen, aber nicht allzu erhaben, so daß noch zwischen Bronze und Eisen Raum zur Aufnahme einer kittartigen Masse blieb, mit der die schwachen Bronzeblechstellen des hochgetriebenen Reliefs unterlegt waren. Die Ausschnitte der Augen und des Mundes und die zwei genannten seitlichen Kreise an den Halsringenden waren ausgefüllt mit Korallen oder mit Email³⁾, vermutlich rotem. Das Blutrot der Koralle oder des sie nachahmenden Glasflusses ergab zusammen mit dem Gelb der Bronze eine angenehme Buntfarbigkeit. Trotz Überbördelung und Paste aber legte sich das stark erhöhte Bronzeblech nicht so glatt über die eiserne Unterlage, daß nicht zur Befestigung noch einige flache Bronzenieten nötig gewesen wären. Angebracht wurden zwei oben am Rand zu beiden Seiten des Mittelbuckels und reichlich asymmetrisch dazu zwei rechts unten seitlich. Der Symmetrie halber wurde schließlich gegenüber der unteren dieser zwei dicht nahe dem linken Halsringende auf der Bronzeplatte ein Nietenkopf durch einen eingeschlagenen Kreis mit Punzenhieb in der Mitte angedeutet. Zum Schluß wurde die Fläche der Platte mit unregelmäßigem Linien- und Blattornament in feiner Nadelfstichpunzierung, sowie mit feinen Einritzungen einer Art von Winkelbandmotiv verziert.

Auf der eisernen Rückseite ist noch erhalten eine knebelartige Stütze. Sie ist so auf der einen, der unteren Hälfte angebracht, daß oben eine zweite zu ergänzen ist. Es ist ein Querriegel von mindestens 20 mm Länge, aufgenietet auf einen Stift, der senkrecht auf der Platte aufsteht. Diese Stützen, die wohl der Einfügung von geschlitzten Lederriemen dienten, legen die Zugehörigkeit unserer Scheibe zum Pferdegeschirr nahe; sie ist vermutlich als Stirnschmuck anzusprechen. Bekannt sind solche Phalerae aus keltischen Wagengräbern, am bekanntesten die aus Somme-Bionne (Déchelette, Manuel II 1191 mit Abb. 506; spätere bildet jetzt Henry a. a. O. S. 127 Abb. 35, 1. 2. 3. 6 ab). Der von Haus aus apotropäische Zweck solchen Maskenschmucks ward bald nicht mehr verstanden und wich außerdem frühe einem rein ornamentalen Gebilde. Ein gutes Beispiel echter Maskenverzierung bietet das bekannte dreiköpfige Wappen der Schwertscheide von Marson aus dem Marnegebiet (Read, Brit. Mus., early iron age S. 53 Abb. 49), indes die nicht seltenen Masken an bronzenen Gefäßen, Knöpfen und Gürteln schon stark abgeblaßt sind. Die vermutliche Zugehörigkeit unserer

³⁾ Über das Email in der keltischen Kunst s. jetzt Henry, Émailleurs d'occident, Pré-histoire II 1933, 65 ff.

Scheibe zu einem Kindergrab spricht selbstverständlich nicht gegen unsere Deutung. Die Maske unserer Scheibe ist gewiß weiblich. Es gibt so viele bärtige, daß die unbärtigen als weiblich erklärt werden müssen.

Die keltischen Kennzeichen unserer Darstellung sind: 1. das frontale Gesicht, 2. der Halsring, 3. die zwei Fischblasengebilde, 4. das Blattgebilde auf der Stirne; es erinnert etwas an den Stirnschmuck des Steins von St. Goar (abgebildet in den Bonner Jahrbüchern 106, 78).

Wenn das Gesicht im Gegensatz zu sonstiger Sitte nach unten sich nicht zuspitzt, so ist der Grund, daß der Halsring sich in breiter Ausladung an das Kinn anlegt. Genau so wie der Halsring mit seinen buntfarbigen Enden trotz scheinbarer Loslösung vom Gesicht dazu gehört, so sind auch die Fischblasen als zum Kopf gehörige Teile aufzufassen. Sie sind nicht einmal eigentlicher Kopfschmuck, sondern zu erklären als aus den Spirallocken entstanden. Als solche sind sie ja auf anderen Masken noch ganz deutlich, so auf dem genannten Reliefpfeiler von Pfalzfeld, jetzt in St. Goar (Könen, Bonner Jahrbücher 106, 78 ff.; Schumacher, *Alttertümer heidnischer Vorzeit* V Taf. LIV).

Einige Beispiele für diesen eigenartigen Maskenschmuck stelle ich hier zusammen: außer Maskenfibeln Knöpfe aus Dürkheim (M. h. B. II 2 Taf. II 5); Beschlüge von Waldaigesheim (Bonner Jahrb. 102 Taf. II und Jacobsthal-Langsdorff Taf. XXXVI 5) und Schwarzenbach (M. h. B. II 2 Taf. II 6); Goldscheibe aus Weißkirchen I (jetzt abgebildet von Jacobsthal, *Antike* a. a. O. Taf. II); Gürtelhaken aus Weißkirchen II (M. h. B. II 4 Taf. II 7) und aus Nierstein (M. h. B. II 4 Taf. II 1); Eisenscheibe aus Horsowig (Reinecke, *Mainzer Festschrift* 1902 S. 73 Abb. 1). Diese Beispiele zeigen die ursprüngliche Bedeutung dieser von Haus aus stehenden Spiralen, die doch wohl auf etruskische Spirallocken zurückgehen (s. Jacobsthal-Langsdorff a. a. O. S. 65), in den verschiedensten Variationen, Veränderungen und Erstarrungen.

In diesem Zusammenhang muß noch auf R. Knorrs interessanten Versuch der Deutung als Flügel und seinen Hinweis auf die Beziehung eines zugrunde liegenden gallisch-germanischen Gottes zum geflügelt dargestellten Merkur hingewiesen werden. In seinem Aufsatz „Eine keltische Steinfigur der La Tènezeit aus Württemberg und das Kultbild von Holzgerlingen“, *Germania* V 1921, 11 ff. stellt er S. 14 f. die wichtigsten Beispiele dieser geflügelten Menschenköpfe zusammen und kann als besondere Stütze seiner Auffassung das bekannte Steinbild aus Holzgerlingen, dessen Kopfschmuck er zum ersten Mal richtig gesehen hat (s. Abb. 4 S. 14), anführen. Wenn Cäsar berichtet, daß die Gallier den Merkur besonders zahlreich dargestellt haben, so mag das stimmen für die spätere Zeit, welche die Fischblasen oder Blattgebilde als Flügel erklärte. Von Hause aus aber sind es keine Flügel gewesen, sondern Spirallocken oder allenfalls ein Kopfpuz, der unter Verzicht auf die zum Teil beidseitigen Spiralen zum einfachen keltischen Schwellband oder Fischblasengebilde geworden ist und der, je weniger mit der Zeit sein ursprünglicher Sinn verstanden wurde, sich zu einem selbständigen Ornament entwickelt hat, auf keinen Fall aber und zu keiner Zeit als Helmschmuck angesehen worden ist.

Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein Neundorf Kr. Börlik

Von L. von Márton-Budapest

Mit Tafel XXXVIII und 4 Abbildungen

Gleichzeitig mit der zusammenfassenden Studie Reinedes¹⁾ veröffentlichte Karl Hegerpey in dem Jahrgange 1897 der *Archaeologiai Értesítő*²⁾ einige skythische Altertümer, unter ihnen einen Eisendolch mit Bronzegriff, welcher auf dem Gute des Baron Anton Splényi in Pánád (Rom. Kis Rüküllő, Klein Rokel in Siebenbürgen) beim Acker ans Tageslicht kam (Taf. XXXVIII 2). Dieser Fund veranlaßte Reinede zu einer neuen Besprechung des kleinen Bronzedolch-Bruchstückes von Szöny (Brigetio), welches seinerzeit Hampel bekanntgegeben hatte³⁾. Bezüglich des Alters des Dolches von Pánád nimmt Reinede keine bestimmte Stellung ein. Doch ist er der Meinung, dieser sei mit dem Bruchstücke von Szöny (Taf. XXXVIII 5) eng verwandt, und wiederholt seine, ein Jahr vorher geäußerte Meinung⁴⁾, laut welcher der Dolch von Szöny gewissen sibirischen Formen nahesteht, also eine Parallelererscheinung mancher Dolche und Schwerter des skythischen Formenkreises ist. Er kennt zwar kein so nahes Vergleichsstück innerhalb der Skythenfunde, wie den Dolch von Pánád. Trotz der Stellungnahme Reinedes entging der Dolch von Pánád jeder fernerer Besprechung in der Literatur der Skythenfunde. Er wird weder von Ginthers erwähnt⁵⁾, noch Martin Jahn bespricht ihn, obwohl er zu dem Klein Neundorfer Dolche mit der Parierstange (Taf. XXXVIII 1 u. 4) in mancher Beziehung näher steht, als das kleine Bruchstück von Szöny. Die Verwandtschaft des Klein Neundorfer Dolches mit dem skythisch-sibirischen Formenkreise wird schon von Professor Seger stark betont⁶⁾ und in der Studie Jahns „Die Skythen in Schlesien“ eingehender besprochen⁷⁾.

¹⁾ Magyarországi skytha régiségek. *Archaeologiai Értesítő* 1897 S. 1–27.

²⁾ A nagyenyedi muzeum némely régiségeiről. Ebenda 1897 S. 63–68, mit Abb. auf S. 67.

³⁾ Egy sajtószertű öskori kardidomról. Ebenda 1897 S. 77. — Skythiai emlékek Magyarországbán. Ebenda 1893 S. 285–407. — Hampel, Ebenda 1894 S. 261.

⁴⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1896 S. 11 und 17 ff.

⁵⁾ Ginthers, Das Schwert der Skythen und Sarmaten. Trotzdem dürfte der Dolch Ginthers bekannt sein, denn er bespricht den auf derselben Tafel veröffentlichten Dolch von Mirijzló.

⁶⁾ Schlesiens Vorzeit N. F. V. 13–15 und Abb. 16 mit der Angabe der älteren Literatur.

⁷⁾ Schlesiens Vorzeit N. F. IX. 22 ff. mit der Besprechung der älteren Literatur. Der Dolch von Szöny wird bei Jahn als in der Komorner Gegend gefunden erwähnt. Szöny liegt unweit von Komárom, doch an dem rechten Donauufer. Der Irrtum stammt noch von Reinede und ist wohl verständlich, da der Gegenstand aus einer Privatsammlung von Komárom herrührt. Dieser Irrtum hat sich bei Zofja Podkowińska verstärkt, die im Swiatowit XIV–XV S. 121 als Fundort Komarno in der Tschechoslowakei angibt. Wahrscheinlich war es eben die Lage dieses angeblichen Fundortes, die Parvan zu jener Folgerung verlockte, daß die Skythen über den Jablunka-Paß (Jablonska) nach Ungarn eindrangten. (Dacia Cambridge 1928 S. 79.)

Die Fundverhältnisse des Dolches von Pánád sind ungenügend bekannt, ein Umstand, der um so mehr entmutigend wirkt, als das Stück neben gleichen Zügen auch manche auffallende Abweichungen aufweist, besonders die ungewohnte Länge der an den Enden leicht abwärts geneigten Parierstange. Der fremdartige Eindruck, welchen dieser Gegenstand macht, wird noch gesteigert, wenn wir die Abbildung betrachten, welche die Klinge in ihrem gegenwärtigen, einem Säbel ähnlich gebogenen Zustande zeigt. Hercegy konnte nicht entscheiden, ob die Klinge ein- oder zweischneidig ist.

Außer den schon erwähnten übereinstimmenden Zügen wird unser Dolch mit den oben erwähnten Gegenständen auch dadurch verknüpft, daß nach sorgfältiger Untersuchung seine Klinge ursprünglich bedeutend breiter gewesen, und ihre Krümmung wahrscheinlich erst durch das Auswerfen mit dem Pflug, also nachträglich, entstanden ist. Die Klinge hat einen sehr stark hervortretenden Grat. Unmittelbar unterhalb der Parierstange blieb die ursprüngliche Klingebreite annähernd erhalten⁸⁾. Die skythische Herkunft des Gegenstandes gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß es von jenem Gebiete Siebenbürgens stammt, welches am dichtesten mit skythischen Gräbern durchsetzt ist. Auch Fettich hatte es deswegen in seinem „Bestand der Skythischen Altertümer Ungarns“ aufgenommen⁹⁾.

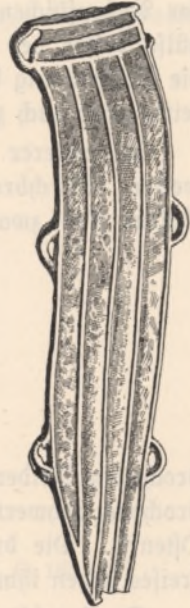
Vor einigen Jahren erblickte ich bei einem Besuche des Museums Joanneum in Graz mit größter Überraschung unter den Funden aus dem Mittelalter ein kurzes Eisenschwert mit Bronzegriff (Taf. XXXVIII 3). Es machte auf mich den Eindruck, daß es eine weitere Entwicklungsstufe des Pánáder Dolches bildet. Das Stück wurde in Leibnitz (Steiermark) ohne Begleitfunde geborgen. Seine in einem besseren Verhältnis stehende Gliederung erinnert an manche Langschwerter des Mittelalters. Doch wenn uns die Fundverhältnisse auch diesmal im Stiche lassen, ist seine engere Formenverwandtschaft mit den Parierstangendolchen von Klein Neundorf und Pánád nicht zu verkennen. Meine erste Sorge war, mich zu überzeugen, ob es mittelalterliche Schwertformen gibt, die dem Leibnitzer Dolche näher verwandt sind als die vermutlich skythischen Vergleichstücke. Die Unterlagen, die mir Herr Zoltán Tóth auf meine Bitte zur Verfügung stellte, waren sehr beruhigend. Keine der Abbildungen kommt unserem Gegenstande so nahe, wie die erwähnten Parierstangendolche. Damit haben wir aber leider noch immer keinen festen Grund erreicht, um darauf eine genaue Zeitstellung aufzubauen.

Griff und Knauf sind jenen an dem schlesischen und dem siebenbürgischen Stücke bis auf Einzelheiten ähnlich. Die Parierstange ist an der Oberfläche ganz

⁸⁾ Die näheren Angaben und die genauen Messungen des Dolches von Pánád verdanke ich Herrn Dr. Nándor Fettich. Die entsprechenden Angaben über den Dolch von Leibnitz wurden mir von Fräulein Dr. Marianne Grubinger, die des Dolches von Klein Neundorf von Direktor Dr. Gaudert mit der größten Freundlichkeit mitgeteilt.

⁹⁾ In Rostowzew's Sammelwerk Skythien und der Bosphorus S. 503.

gerade, unten zeigt sie eine geschweifte Linie. Vielleicht klingt diese Schweifung noch an die Neigung der Parierstange des Dolches von Pánád an, ebenso wie in den mit der konvergen Seite einander zugewendeten zwei bogenförmigen Erhöhungen, welche die Parierstange in der Mitte aufteilen, sich Erinnerungen erhalten haben mögen an jene Herzblattform, mit der die skythischen Dolchgriffe vom Alkinakestypus gewöhnlich verziert sind. Die Klinge hatte einen stark hervortretenden Grat und ist bedeutend breiter als jene des Pánáder Dolches. Die Parierstange nimmt in ihrer Länge eine Mittelstellung zwischen denen des Pánáder und des Klein Neundorfer Dolches ein. Die Art der Befestigung der Klinge in dem Griff ist unklar. Allem Anscheine nach ist das obere Ende der Klinge in eine Spalte an der unteren Seite der Parierstange hineingelassen und ein aus der Klinge herauswachsender Dorn steckt im Innern des Bronzegriffes. An dem kleinen Szönyer Bruchstück ist klar zu sehen, daß die Spalte der Parierstange leicht erhöhte Ränder besaß. Beim Zusammenfügen der Klinge, die aus härterer Bronze von hellerer Farbe besteht, mit dem Griff, schmiegt sich durch das Hämmern diese Ränder an die Klinge und gaben ihr einen festeren Sitz. Fettich vermutet, daß auch der Pánáder Dolch derart hergestellt war; bei diesem ist das aber ebensowenig festzustellen, wie bei dem Leibniger Stück.



Am Leibniger Schwerte blieb auch ein Stück von den Scheidenbeschlägen (Taf. XXXVIII 6) erhalten. Es gibt uns ein sicheres Maß der Klingenbreite und auch gewisse Anhaltspunkte, welcher Art die Scheide war. Diese muß aus besonders dünnen Holzplatten, vielleicht bloß aus Leder bestanden haben. Sie ähnelte also nicht den Bronzeblech-Hülsen der Hallstattzeit, sondern entsprach wohl mehr den Scheiden, welche zu den etwas schwereren, durchbrochenen Beschlagstücken der Ananino-Kultur gehörten. Ich kann hier ein sonderbares Bronzegerät heranziehen (Abb. 1). Es gab deren drei in Begleitung einer Bronzescheibe von ungewohnter Größe (Abb. 3). Sie bildeten zusammen einen kleinen Fund, der angeblich in Kács (Rom. Borsod) zum Vorschein kam. Die Geräte sind an einer Seite flach gewölbt, an der anderen mit fünf, der Länge nach laufenden Parallelrippen verziert. Am oberen breiten Ende haben sie einen Abschluß, der an den Rand der Tüllenägte erinnert. Unten sind sie zugespitzt. An den Seiten sitzen sechs paarweise angebrachte Ösen. In ihren Umrisslinien erinnern die Bronzegeräte an die krummen Messer der sibirischen Bronzezeit, zu welchen

Abb. 1 Bronzeplatte
von Kács. $\frac{1}{3}$
Nach Arch. Értcs.
1910, S. 189

Jahn¹⁰⁾ auch aus Ostdeutschland einige Vergleichsstücke (Abb. 4) anführte. Die der Länge nach laufenden Rippen lassen uns nicht im Zweifel, daß die Stücke tatsächlich diesem Formenkreise angehören. Solche Messer scheinen auch in Ungarn nicht ganz fremd gewesen zu sein. Das wird durch das Messerchen, welches wir hier als Abbildung 2 vorführen, bewiesen. Leider kennen wir keine Angabe bezüglich seines näheren Fundortes. Die Rácsér Bronzezierate dienten gewiß zum Schmücken von Lederscheiden ähnlicher Messer. Wenn wir an die Kupferfigur von Volšaja Ryzlova¹¹⁾ denken, läßt es sich leicht erklären, warum sie bloß einseitig waren. Bei der Tragweise an den Schenkeln hatte nur das Schmücken der Außenflächen einen Sinn, und an der Innenseite schmiegte sich die Lederhülse besser der Kleidung an als die steife Bronze. Die Figur erklärt auch die Bestimmung der Ösen; sie dienten zum Zusammenheften der Scheide, gleichzeitig aber auch zum Festhalten derselben an der Hose.

In unserer Frage hilft uns auch der Scheidenbeschlag von Leibnitz nicht weiter. Durchbrochene Bronze-Ortbänder und -Griffe in der Art der Ananino-Kultur sind zwar in Ungarn vorhanden, keiner weist aber die großen durch-



Abb. 2. Ungarn. $\frac{1}{2}$

brochenen Felder des Beschlages von Leibnitz auf. Doch knüpft eine durchbrochene Schwertscheide eben von Ananino selbst unsern Gegenstand an den Osten¹²⁾. Die durchbrochenen Scheiden des mittelitalisch-etruskischen Formenkreises stehen ihm entschieden ferner.

Der durchbrochene Beschlag trägt an einer Seite eine festfügende Öse, welche augenscheinlich zur Aufnahme eines Ringes diente, etwa wie die Ösen der Teile der Kettengürtel der Latènezeit. Das ist eine fremdartige Erscheinung in der mitteleuropäischen Bronze- und Eisenzeit, sowie in dem skythisch-sibirischen Formenkreise. Die Beschläge werden in dem letzteren meistens ohne Verwendung von Ringen unmittelbar an den Tragriemen befestigt. Ginthers gibt dafür eine Anzahl von Beispielen. Eine ähnliche Art des Aufhängens sehen wir auf einer Bronzeblech-Scheide von Watsch¹³⁾. Im Formenkreise der Hallstattkultur wurden

¹⁰⁾ Jahn a. a. O. Seite 20 ff. — Die Scheide und einer der Beschläge von Rács befinden sich im Erzbischöflichen Museum zu Eger.

¹¹⁾ Ginthers a. a. O. Taf. XXXVII b.

¹²⁾ Ginthers a. a. O. Taf. XXXIX 6. Nahe steht noch ein durchbrochenes Bronzebeschlagstück vom zweiten Hügelgrab bei Podpečine am Glavinac. Bosnische Mitteilungen III. 31. I. 74. fig. Dieses wurde mit späthallstattischen Fibeln zusammen gefunden.

¹³⁾ Müllner, Typische Formen Taf. XXX 5.

nur die großen Saumesser beim Tragen mit Ringen aufgehängt; die Ringe sitzen in der Biegung der Scheiden und wurden ohne Verwendung von Ösen mittels Blechstreifen befestigt. Ringe in einer festen Öse finden wir nur an dem bekannten Trompetenmundstücke aus St. Margarethen in der Krain. Dieses gehört ebenso wie die Nacken- und Wangen-Schutzplatten eines Helmes von dort einer vorgeschrittenen Stufe der Latènezeit an.

In Italien dagegen sind meistens paarweise, aber auch einzeln verwendete Ösen an den Dolchscheiden nicht selten schon im VII. und VI. Jahrhunderte¹⁴⁾, also in einer Zeit, die ungefähr der ersten Hälfte der skythischen Periode Ungarns entspricht. Anderseits ist die enge Verwandtschaft des Leibniger Kurzschwertes

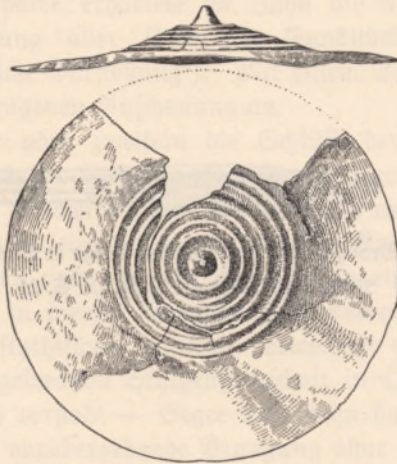


Abb. 3. Bronzescheibe von Kács. ¹/₂. Nach Arch. Értcs. 1910. S. 185

mit den Bronzedolchen von Klein Neudorf und Szöny und mit dem Eisendolche von Pánád nicht zu verkennen. Das Schwert von Leibniz kann also als Seitenglied einer kleinen geschlossenen Gruppe betrachtet werden und ist wohl ein Vertreter jenes skythischen Einflusses, der auch unter den Funden aus den Loibenberger Hügelgräbern auftritt.

¹⁴⁾ Aufidena, Prov. Aquila, Montelius, *Civilisation primitive, Italie Centrale*, Serie B. 373 Abb. 11; Atri, Prov. Teramo, Necr. de Petrarra, ebenda Serie B. 158 Abb. 17, von demselben Orte auch ein Parierstangenschwert Abb. 15; Novilara, Prov. di Pesaro, ebenda Serie B. 146. 8. a. b. Auch aus Belki Mosun in Bosnien stammt ein Kurzschwert aus Bronze mit Bronzescheide, die an beiden Seiten doppelte Ringe trägt. *Glasnik XXVI*. 1914. Abb. 41 auf S. 74 und S. 75. Auch an einer Pruntwaffe (Lanze?) von Gran San Bernardo, die mit Bronze-Statuetten des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gefunden wurde, sitzt eine Öse mit Ring. Der Gegenstand erinnert in vieler Beziehung an das kurze Antennenschwert, welches an dem Grabmale des Antiochos I von Komagene dargestellt ist, oder an das Schwert mit Ringnauf von ebenda. Vgl. *Notizie degli Scavi* 1892, S. 72 Bild 7 mit Binthers, *Das Schwert etc.* Taf. XXVI b und Taf. XXV b.

Die vier in dieser Arbeit behandelten Dolche stimmen in ihren Proportionen¹⁵⁾ und auch in manchen kleinen technischen Einzelheiten ihrer Herstellung überein. So ist zum Beispiel die Unterseite des Knaufes, da wo er auf dem Griff aufsitzt, ringsherum an der unteren Seite ausgehöhlt. Als ältesten der Reihe können wir den Dolch von Klein Neundorf betrachten, während der jüngste wohl der von Leibnitz ist. Wir können aber weder den Zeitraum mit voller Sicherheit bestimmen, der diese zwei Gegenstände voneinander trennt, noch festlegen, wann der erste und der letzte entstanden ist. Zur Chronologie trägt also die Dolchreihe leider nicht viel bei, aber in der Frage der Verbindungen des mitteleuropäischen und des skythisch-sibirischen Formenkreises bringt sie uns doch um einige Schritte weiter auf dem seinerzeit von Professor Seger bezeichneten Wege.

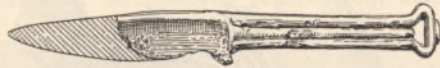


Abb. 4. Bronzemesser vom Breiten Berge in Schlesien. $\frac{1}{3}$
Nach Schles. Vorzeit N. F. IX S. 21

¹⁵⁾	Dolche von Klein Neundorf	Szőny	Pánád	Leibnitz
Volle Länge	etwa 368	—	399	460
Knauf-Höhe	11	9	10	13
Knauf-Durchmesser	18.5	21	25	23
Griff-Länge	97	65	88	90
Griff-Dicke beim Knauf	10	11	18	15
Griff-Dicke bei der Stange	8	18	8	13
Parierstange, Dicke in der Mitte	7.5	8.5	—	8
Parierstange, Dicke am Ende	3	6	2.5	—
Parierstange, Länge	66	65	108	121
Parierstange, Breite in der Mitte	8	11	10	12
Parierstange, Breite am Ende	10	—	—	14
Klinge, Länge	etwa 263	—	300	340
Klinge, Breite beim Griff	32.5	23	22	26
Klinge, Breite in der Mitte	34	—	15	33
Klinge, Dicke in der Mitte	4.5	3.2	—	—
Scheidenbeschlag, Höhe	—	—	—	45
Scheidenbeschlag, Breite	—	—	—	43
Scheidenbeschlag, Querschnitt des Innenraumes	—	—	—	12

Sämtliche Messungen in Millimeter

Der Skytheneinfall in Ostdeutschland und die skythischen Funde aus Böhmen

Von Helmut Preidel-Saaz (Nordböhmen)

Mit Tafel XXXIX

In seinem Aufsatz: Völker und Völkerwanderungen im vorgeschichtlichen Ostdeutschland¹⁾ brachte H. Seger die in Schlesien und im angrenzenden Brandenburg gefundenen skythischen Altsachen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts mit einem Einfall von Skythen in diese Landschaften in ursächlichen Zusammenhang. Noch im selben Jahre äußerte ein rumänischer Forscher²⁾ einen ähnlichen Gedanken. Kurze Zeit später erhärtete M. Jahn die Ansicht Segers durch eine genaue Zusammenstellung aller skythischen Fundstücke Ostdeutschlands³⁾ und durch eine kartographische Darstellung⁴⁾. Mit einem Vorbehalte schloß sich auch M. Ebert⁵⁾ der vorgetragenen Anschauung an.

Einzelne Forscher aber zweifeln die Schlüsse der genannten ostdeutschen Gelehrten an, u. a. auch M. Rostowzew⁶⁾. Im allgemeinen stimmt er zwar der unterlegten Datierung zu, meint aber: „Solange wir nur diese spärlichen Daten besitzen, können wir von einer Ausdehnung der skythischen Herrschaft nach Norden und Nordwesten und den von ihnen dahin eingeschlagenen Weg nicht sprechen ... Es muß in diesem Zusammenhang betont werden, daß skythische Herrschaft nicht mit skythischem Einfluß verwechselt werden darf“. Da aber niemand von einer regelrechten Skythenherrschaft in Ostdeutschland gesprochen hat, wie es Rostowzew versteht — Seger und Jahn haben stets betont, daß es sich nur um eine ganz vorübergehende Bewegung ohne nachhaltige Wirkung gehandelt haben kann —, so erledigt sich dieser Einwand von selbst. Etwas anderes ist es mit dem zweiten Einwurf, nämlich daß „diese spärlichen Daten“ vorläufig höchstens auf einen „skythischen Einfluß“ deuten könnten, weitergehende Schlüsse aber nicht zulassen.

Bei einem Versuche, in aller Kürze die Berechtigung dieses Einwandes zu prüfen, soll nicht weiter untersucht werden, ob tatsächlich der bloßen Zahl die Rolle zukommt, die ihr von mancher Seite zugesprochen wird⁷⁾. In dem ganz überwiegend von der ostdeutschen Bronzekultur erfüllten Raum von Schlesien

¹⁾ Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, 1926, S. 67 ff.

²⁾ B. Parvan, *Getica o Protoistorie a Daciei*, 1926, in der englischen Ausgabe *Dacia*, Cambridge 1928, S. 34 ff.

³⁾ Die Skythen in Schlesien, *Schles. Vorzeit* N. F. IX, 1928, S. 11 f. und *Altschlesien* IV, S. 112 ff.

⁴⁾ Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit, *Mannus* Erg.-Bd. VI, S. 274 f.

⁵⁾ *Reallexikon der Vorgeschichte* XIV, S. 159 f. Vgl. *Altschlesien* IV, S. 115 f.

⁶⁾ *Skythien und der Bosporus* I, 1931, S. 487 ff.

⁷⁾ Vgl. *Mannus* XXIV, 1932, S. 287 f.

und Südostbrandenburg sind einige wenige Altsachen zum Vorschein gekommen, die, bis auf Ausnahmen⁶⁾ übereinstimmend datiert, als skythisch angesehen werden, weil sie sich zwanglos in den Rahmen der skythischen Kultur des südlichen Rußland einreihen lassen. Da für die in Ostdeutschland gefundenen skythischen Altsachen in Ostdeutschland selbst keine wie immer gearteten Vorstufen nachzuweisen sind, muß angenommen werden, daß diese Altsachen aus dem skythischen Kulturgebiete stammen.

Rostowzew möchte die Übertragung auf einen bloßen Kultureinfluß zurückführen, denkt also an eine Übernahme. Da nun die sinnlose, gleichsam spielerische Übernahme von vornherein auszuschalten ist, die zweckverschobene Übernahme aber bei der Zahl der verschiedenen Altsachengattungen höchst unwahrscheinlich ist, so käme eigentlich nur die zweckmäßige Übernahme in Betracht. Aber auch diese Form der Übernahme ist bei der räumlichen Entfernung der beiden Kulturgebiete im 5. vorchristlichen Jahrhundert nicht eben wahrscheinlich, umsomehr, als sich diese Übernahme ausschließlich auf Waffen und Rüstungsstücke beschränkt haben müßte, obwohl ein Bedarf bei den Übernehmenden kaum wahrscheinlich zu machen ist.

Das Fehlen eines einleuchtenden Grundes für jede Form der Übernahme, das Vorhandensein skythischer Gräber in Ostdeutschland, vor allem aber der Nachweis skythischer Angriffswaffen an der Außenseite von Erdfestungen, lassen nach meinem Dafürhalten nur die Erklärung zu, daß Skythen selbst die skythischen Altsachen ins Land getragen haben. Wir haben keine Veranlassung, die Meinung von Seger und Jahn in Zweifel zu ziehen, denn nur die Annahme eines kriegerischen Einfalles von Skythen, die noch dazu gerade damals in Bewegung waren, kann das Vorhandensein skythischer Altsachen kriegerischen Charakters in Ostdeutschland ansprechend erklären und alle in diesem Zusammenhange auftauchenden Fragen einleuchtend beantworten.

Anders steht es mit den skythischen Funden aus Böhmen.

1884 fand ein Waldbheger unweit der sogenannten Goldgrube auf der Nordseite des Goldberges bei Michzen, Bez. Leitmeritz, beim Ausgraben eines Fuchses „einen dreischneidigen Pfeil, zwei starke und eine schwache Spirale und eine' mit etwas Riemen versehene' Spange“⁷⁾. Die Funde wurden damals nicht weiter beachtet und sind heute nicht mehr erreichbar. Dem Berichte nach dürfte es sich um den Inhalt eines vermutlich latènezeitlichen Grabes gehandelt haben, das neben Fibeln und Fibelteilen auch eine dreiflüglige Pfeilspitze enthalten hat.

Eine zweite dreiflüglige Pfeilspitze aus Bronze besitzt das Museum in Tepliz (alte Inv.-Nr. 1575b). Das Stück stammt aus der Sammlung Weinzierl. Nach

⁶⁾ Der Goldring von Vogelgesang, der nach der Meinung von Ebert a. a. O. und Rostowzew bereits in das 4. vorchristliche Jahrhundert gehört.

⁷⁾ Mitteilungen des Nordböhmisches Excursionsclubs XVIII, 1895, S. 282. — Fr. Hantischel, Prähistorische Fundchronik, Böhmisches Leipa 1897, S. 18.

dessen Tagebuch IV, S. 140 wurde diese 3,6 cm lange Pfeilspitze in einem Brandgrabe gefunden, das 1894 in der Nähe von Fürwiß, Bez. Podersam, zum Vorschein gekommen ist. Der Finder, ein Gendarmeriewachtmeister Bartl, spricht in seinem Bericht von zwei Urnengravern, doch will er nur den Inhalt des einen an Weinzierl überwiesen haben¹⁰⁾. Dieses eine Grab enthielt nach Bartl zwei Gefäße. In dem einen (Taf. XXXIX 1) soll sich nur ein Feuersteinabschlag befunden haben, in dem zweiten (Taf. XXXIX 2) Leichenbrand¹¹⁾. Neben den Gefäßen lagen die Bruchstücke eines stabrunden Halsringes aus Bronze, die Hälfte eines offenen Bronzearmbandes mit Kugelenden, zwei bronzene Pfeilspitzen, mehrere gelochte Tonkugeln (Wirtel) und eine größere und hohle Tonkugel, die drei erbsengroße Tonkügelchen enthalten hat (Klapper).

Das Gefäß (Taf. XXXIX 1) ist grauschwarz und auf der Drehscheibe gefertigt. Der Ton zeigt die übliche latènezeitliche Maché. Je ein schmaler Wulst unterstreichen Halsansatz und Bauchumbruch, die Mündung ladet weit aus und der Boden ist abgesetzt und zeigt auf der Unterseite eine scharf abgesetzte, kreisrunde Vertiefung von 3,5 cm Breite. Die Höhe des flaschenförmigen Gefäßes mißt 9,5 cm, die Mündungsweite 10,8 cm, die Bodenweite 7,5 cm und der größte Durchmesser 18,5 cm.

Die Schale (Taf. XXXIX 2) ist hellrot, hart gebrannt und sorgfältig geglättet. Die Mündung ist leicht eingeschnürt, die Standfläche klein, aber gut ausgeprägt. An einer Stelle ist der Rand ausgelappt, wie das bisweilen bei hallstattzeitlichen Schalen zu beobachten ist. Die Höhe des Gefäßes mißt 7,5 cm, die Mündungsweite 13 cm, der Boden aber nur 4 cm.

Die Bruchstücke des offenen Bronzehalsringes (Taf. XXXIX 3₁) sind stabrund (Querschnitt 4 bis 5 mm) und verschieden lang. Einige Teile fehlen. Das Mittelstück zeigt als Verzierung einen ösenförmigen Ansatz. Gegen die Enden zu sind längliche Anschwellungen vorhanden.

Das nur in zwei Bruchstücken erhaltene Bronzearmband (Taf. XXXIX 3₂) ist 5,5 cm weit und bis auf die Kugelenden bandförmig. Die leicht nach außen gewölbte Schauffseite besitzt einen kaum ausgeprägten Mittelgrat.

Die bronzene Pfeilspitze (Taf. XXXIX 3₃) hat die in Mitteleuropa geläufige zweiflüglige Form. Die andere Pfeilspitze (Taf. XXXIX 3₄) ist dreiflüglig. Die Spitze ist leicht beschädigt, die Ranten der Flügel sind durch Abschleifen nachgeschärft worden. Nach der chemischen Untersuchung enthält die verwendete Bronze 84,14 % Kupfer.

Da die relative Gleichaltrigkeit dieser Alt Sachen gegeben erscheint, möchte ich trotz der in den Aufzeichnungen vorhandenen Ungereimtheiten die Geschlossenheit des Fundes nicht anzweifeln. Es dürfte sich also um ein Brandgrab aus der älteren Latènezeit handeln, das spätestens in das 4. vorchristliche Jahrhundert gehört. Die in diesem Grab mitenthaltene dreiflüglige Pfeilspitze wäre demnach in dieses Jahrhundert zu datieren.

¹⁰⁾ In seinem Tagebuch setzt Weinzierl zu dieser Bemerkung ein Fragezeichen. Als Datierung vermerkt er „Hallstattzeit“. Als weitere Ungereimtheit findet sich in diesem Tagebuch die Anmerkung, daß das Drehscheibengefäß (Taf. XXXIX 1) zusammen mit den germanischen Gefäßen von Wießen (Památky archaeol. XVI, S. 767f. Taf. XLVI 4) veröffentlicht ist. Eine Berichtigung dieser ganz offenbar irrthümlichen Zusammenstellung ist aber nirgends vermerkt. Das Fürwißer Gefäß hat mit den germanischen Gefäßen von Wießen nicht das geringste zu tun.

¹¹⁾ Heute enthält das Gefäß (Taf. XXXIX 1) Leichenbrand und den Feuersteinabschlag. Die Schale (Taf. XXXIX 2) dagegen ist leer.

Ein dritter Gegenstand skythischen Gepräges gelangte im April 1903 durch Ankauf in das Museum in Těpliz (Inv. Nr. 12424). Es handelt sich um eine Knochenspiße mit Tierkopfknauf (Taf. XXXIX 5), die nach den Angaben des Verkäufers aus einer „Kulturgrube“ stammt. Als Fundort ist die Ziegelei J. Rominik und A. Bermeiser in Liqueš, Bez. Dug, angegeben. Das 7,5 cm lange Stück ist aus einem großen Röhrenknochen gefertigt und zeigt oben einen in skythischer Technik geschnitzten stilisierten Tierkopf mit einem Loch im Maule. Die Vorderseite ist gut abgeglättet, die Rückseite dagegen so abgeflacht, daß nur das grobe Knochengewebe sichtbar ist. Das untere Ende ist, noch bevor es unter die Erde kam, von ungeschickter Hand nachträglich zugespitzt worden, wie schon die Abbildung erkennen läßt. Der untere Teil war also abgebrochen oder man hat dem Knochengesäß eine zweckmäßigere Form geben wollen. Daß die Knochenspiße ursprünglich eine Pferdegebissstange gewesen ist und erst später entstellt wurde, vermutet auch Dr. Fettiĉ, dem ich ein Lichtbild einsandte. Derartige knöcherne Pferdegebissstangen (Seepferdchen, Seehähne u. a.) sind im Dnjeprgebiete in den skythischen Kurganen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. Geb. keine Seltenheit¹²⁾. Eine Datierung der Liquešer Psalie durch irgendwelche Mitfunde ist leider nicht möglich, doch ist zu beachten, daß gerade in der fraglichen Zeit in der Ziegelei Rominik und Bermeiser in Liqueš frühlatènezeitliche Gräber geborgen wurden¹³⁾.

Ein weiterer skythischer Fund wurde im Dezember 1908 gemacht. Der verstorbene Sammler Fr. Steiner aus Schaab, Bez. Podersam, fand damals eine durchlochte Eberkopfsplatte aus zinnreicher Bronze (Taf. XXXIX 4), die nach seinen Tagebuchaufzeichnungen auf dem sogenannten Öhmsfelde in Schaab ausgeacert worden ist¹⁴⁾. Von irgendwelchen Mitfunden ist nicht die Rede.

Die Eberkopfsplatte ist 3,9 cm lang und 1—2 mm stark, in offener Form gegossen. Vorn und rückwärts ist sie gelocht. Ähnliche Eberkopfsplatten sind aus Südrußland aus den skythischen Kurganen des 5. und 4. vordhrstlichen Jahrhunderts bekannt geworden¹⁵⁾, ähnliche aber auch aus Ungarn¹⁶⁾. Diese ungarländischen Stücke zeigen gegenüber den südrussischen Eberkopfsplatten einige stilistische Abweichungen und unterscheiden sich von diesen auch in der Größe.

¹²⁾ Vgl. Čhanenko, *Drevnosti Pridnjeprovaja* Bd. II Taf. XV 315, Bd. III Taf. XLIX—LI (vgl. Prähist. Zeitschr. XVIII, 1928, S. 63 Abb. 22), Ebert, *Reallexikon* XIII Taf. XXXIX A und bes. Taf. XXXVIII, f aus Zabotin.

¹³⁾ Tätigkeitsbericht des Museums Těpliz 1903/04, S. 33f. — Šchránil, *Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens*, 1928, S. 236 datiert die Knochenspiße in die Mittellatènezeit.

¹⁴⁾ Das Stadtmuseum in Komotau bewahrte die Platte ursprünglich unter der Fundangabe Rubinberg bei Schaab. Vgl. *Deutsche Heimat* IV, 1928, S. 340. — Das sogenannte Öhmsfeld liegt annähernd 100 m südöstlich des noch in Resten erhaltenen Steinwalles der Befestigungsanlage des Rubins.

¹⁵⁾ Das Verzeichnis bei Fettiĉ in Rostowzew a. a. O. S. 498 und weiter Šolocha, Rostowzew S. 366, Zurovka 401. Kurgan (Ebert, *Reallexikon* VII, Taf. XXXVII C, d) und aus Knochen geschnitten: Bišĉ Ōba, Gouv. Orenburg (*Eurasia Septentrionalis Antiqua* III, 1928, S. 44 Abb. 29 a, b).

¹⁶⁾ R. Fettiĉ, *Das Kunstgewerbe der Awarzenzeit in Ungarn*, 1926, S. 39f. Taf. VII 10, 11.

Fettich betrachtet daher diese ungarländischen Platten als örtliche Nachahmungen und verweist sie in die sarmatische Zeit Ungarns, also in das 1.—4. nachchristliche Jahrhundert. Er stützt sich dabei auf eine Fibel mit umgeschlagenem, breitem Fuß, die auf demselben Fundplatz zum Vorschein gekommen ist wie ein Paar dieser Eberkopfsplatten. Mir scheint es dagegen wahrscheinlicher, die Schaaber Eberkopfsplatte — ein Gegenstück fehlt — wie die übrigen Altsachen skythischen Gepräges noch als latènezeitlich zu bewerten, weil mir die stilistischen Abweichungen von den südrussischen Vergleichsstücken¹⁷⁾ eine um mehrere Jahrhunderte spätere Datierung allein schwerlich rechtfertigen. Die großen Augen, das zurückliegende Ohr, wie die anscheinend aus geflochtenen Haaren bestehende Mähne bei dem Eberkopf aus Schaab weisen deutlich auf eine mißverständene Nachahmung hin, bei der man dem Eberkopfe sicherlich ein anderes Tier unterlegt hat¹⁸⁾.

Die kurze Übersicht der in Nordwestböhmen vorhandenen Altsachen skythischen Gepräges zeigt deutlich, daß in Böhmen von einem Skytheneinfall nicht gesprochen werden darf. Alle Umstände weisen vielmehr auf eine Übernahme skythischer Kulturgüter durch die damals in Böhmen siedelnden Kelten, also auf einen skythischen Kultureinfluß. Dafür spricht der Nachweis einer skythischen Pfeilspitze in einem Keltengrabe, die zweckverschobene Verwendung der skythischen Pferdegebißstange sowie die stilistisch abweichende Gestaltung der üblichen skythischen Eberkopfsplatte¹⁹⁾.

Die Frage, von wo aus der skythische Einfluß nach Nordwestböhmen gekommen ist, kann vorläufig nicht entschieden werden, weil das übrige Böhmen und Mähren noch nicht in der wünschenswerten Weise nach skythischen Kulturelementen abgesucht ist. Vielleicht darf vorläufig Ungarn als Ausstrahlungsgebiet angesehen werden.

Während die skythischen Altsachen aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert in Ostdeutschland nur auf den Einfall einer skythischen Völkerschaft zurückgeführt werden können, bezeugen die in Böhmen zutage gekommenen Funde skythischen Gepräges ganz eindeutig das Wirken eines skythischen Kultureinflusses, der frühestens mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert einsetzte²⁰⁾.

¹⁷⁾ Herr Dr. Fettich war so liebenswürdig, mir aus seinem Materiale Skizzen zur Verfügung zu stellen.

¹⁸⁾ Die Stilisierung allein kann eine derartige Entstellung kaum rechtfertigen.

¹⁹⁾ Vielleicht sind auch die ungarländischen Eberkopfsplatten keltisches Erzeugnis.

²⁰⁾ Vielleicht steht der Goldring von Vogelgesang mit dieser kulturellen Strömung in einem Zusammenhang.

Funde aus Schlesien und der ehemaligen Provinz Posen im Museum der Stadt Osnabrück

Von Hans Gummel-Osnabrück

Mit Tafel XL—XLII und einer Abbildung

Blume¹⁾ erwähnt kurz, daß das Osnabrücker Museum einige Fundstücke ostdeutschen Charakters der Kaiserzeit aus der Hartmannschen Sammlung besitzt. Diese und die sonst hier befindlichen ostdeutschen Funde sollen hier als Festgruß für den Meister der Altertumskunde in Ostdeutschland vorgelegt werden.

Die „Hartmannsche Sammlung“ ist nicht eine Sammlung, sondern in Wirklichkeit sind es deren drei, die des Arztes Dr. J. H. B. Hartmann (Anfum Kr. Bersenbrück), die seines Sohnes Sanitätsrat Dr. H. Hartmann (Lintorf Kr. Wittlage) und die von dessen Sohn B. Hartmann, der als Oberstleutnant in Königsberg starb²⁾.

Während die erste Sammlung für uns nicht in Frage kommt, ist von den beiden letzteren zu sagen, daß sie teilweise leider nicht mehr auseinanderzuhalten sind³⁾. So weit es möglich ist, wird es bei der folgenden Besprechung geschehen.

Ein wichtiges Stück der Sammlung H. Hartmann, das kaiserzeitliche Fenstergefäß von Mogilno (?)⁴⁾ (M. St. O. 3523/135, Taf. XLI) ist schon von R. Birchow veröffentlicht worden⁵⁾. Von Buttel-Reepen hat in seiner Handschrift über die Fenstergefäße darauf zurückgegriffen und das Schrifttum, in dem das Gefäß inzwischen vorkam, zusammengestellt⁶⁾. Mit diesem Fenstergefäß zu-

¹⁾ Blume, Erich, Die germanischen Stämme usw. Teil I (Mannus-Bibliothek Nr. 8) Würzburg 1912, S. 22.

²⁾ Vgl. Gummel, Hans, Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück, 1930, S. 8—9.

³⁾ Unter einer Sammelnummer (3523) sind im Lagerbuch (Inventar) des Museums der Stadt Osnabrück (M. St. O.) urgeschichtliche und andere Gegenstände eingetragen, die 1909 aus dem Nachlaß von B. Hartmann angekauft wurden. Sie sind größtenteils entweder von diesem gesammelt oder entstammen der Sammlung seines Vaters; einige gehörten jedoch der großväterlichen Sammlung an und wurden, als B. Hartmann sie in ihrer Hauptmasse aus einer Leihgabe in ein Geschenk für das Museum umwandelte (1903), von diesem zurückgenommen. Die Nr. 3523 umfaßt laut Lagerbuch 152 Unter Nummern, für die aber nur ausnahmsweise vermerkt ist, was für ein Gegenstand ihnen entspricht. Manche sind nicht zu identifizieren, da offenbar das aufgeklebte Etikett abgefallen ist. Einige offenbar dazugehörige, aber ohne Nummer angetroffene Stücke wurden neuerdings mit den Unter Nummern 153—162 versehen. Nur verhältnismäßig wenige Stücke lassen sich durch alte Etiketten mit den Katalogen von J. H. B. Hartmann und H. Hartmann zusammenbringen. Die übrigen sind wissenschaftlich wertlos, da nicht festzustellen ist, welche von ihnen zu den — offenbar in verschiedenen Gegenden Deutschlands von B. Hartmann gesammelten — Stücken gehören, mit denen er die Sammlung seines Vaters (wie die Erben bei den Ankaufverhandlungen schrieben) „vervollkommnete“.

⁴⁾ In seinem Original-Katalog hat Hartmann hinter „F. O. Mogilno, Prov. Posen“ nachträglich hinzugefügt „(F. O. Inowrazlaw?)“.

⁵⁾ Berh. Berl. Anthr. Ges. XIII, 1881, S. 61 ff.

⁶⁾ von Buttel-Reepen, Über Fensterurnen; Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte XXIX, 1925, S. 364.

sammen erwarb H. Hartmann noch ein kleines, schwarzes, schalenförmiges Gefäß mit Einfehlung unterhalb des Randes (M. St. D. 3126; Abb. 1 links), das in seinem sauber geschriebenen „Katalog der Sammlung altgermanischer Alterthümer des Sanitätsrath Dr. Hartmann zu Lintorf“ die Nr. D 6 trägt mit dem Vermerk: „F. D. ebendasselbst“, d. h. wie das Fenstergefäß (D 5)⁷⁾. Von beiden Gefäßen schreibt er: „Der frühere Besitzer war der Hauslehrer Karuz aus Bronke gebürtig, der Nr. 5 und Nr. 6 bei seiner Abreise nach America zurückließ.“

Nach H. Hartmanns Originalkatalog stammen seine Urnen Nr. D 13—D 16 vom „Urnenfriedhof bei Glogau“. Bei D 14 ist in Klammern hinzugefügt: „Art[illerie-] Schießplatz“. Wie einige andere Stücke aus der Sammlung von H. Hartmann nicht in unser Museum gelangt ist das Gefäß D 13: „Urne von gelbem geschlammten Thon, bauchig mit eingezogenem Rande, auf der Drehscheibe geformt. Inh.: Knochenasche“. Wenn Hartmann hier angibt „auf der Drehscheibe geformt“, so ist darauf nicht viel Gewicht zu legen, da er dieselbe Angabe, wenn auch dort mit einem Fragezeichen, bei der sicher nicht gedrehten Urne aus Quidborn bei Dannenberg (D 2) gemacht hat, die nicht einmal sonderlich glatt und regelmäÙig ist.

D 14: „Beigefäß ...“ ist noch durch das daran Klebende Etikett mit Originalnummer „D 14“ gesichert (M. St. D. 3128; Abb. 1 rechts). Hartmann bezeichnet als Inhalt: Reste von Körnern; jetzt ist das Gefäß wie die folgenden leer. Das Gefäß hat bräunliche und schwärzlich graue Farben, die ohne scharfe Trennung ineinander übergehen. Auf einen leicht ausladenden Randteil folgt ein oben undeutlich, unten deutlich abgesetzter glatter Hals. Darunter befindet sich bis etwas über die größte Weite hinaus eine nicht ganz regelmäÙige Verzierung, bei der kleine Dellen mit Gruppen von schrägen und Gruppen von senkrechten, leicht eingetieften Riefen abwechseln. Unter dem abgebrochenen Henkel, der hoch über den Rand hinausragte, befinden sich zwei Dellen. Das Gefäß gehört dem „Stil C“ von Seger (jüngste Bronzezeit) an⁸⁾.

D 15: „Schale, Beigefäß, gehenkt. Inh.: wie oben“ entspricht mit großer Wahrscheinlichkeit M. St. D. 3131 (Abb. 1 Mitte unten). Zwar ist ein Original-Etikett auf dem Stück nicht mehr vorhanden, jedoch der Anfang einer Aufschrift mit Tinte „Lersch...“. Das bedeutet offenbar: „Lersch en berg“, also den Namen des Artillerie-Schießplatzes⁹⁾. Der Boden des ovalen Gefäßes ist in der Mitte von unten her eingedellt. Unter dem Henkel befinden sich nebeneinanderstehend zwei kleinere Dellen, die auch nach der Innenseite durchgedrückt und daher dort als kleine Erhöhungen bemerkbar sind.

D 16: „Beigefäß. Henkel abgebrochen. Inhalt wie oben“ ist durch Original-Etikett „D 16“ gesichert (M. St. D. 3127; Abb. 1 Mitte oben). Es ist ein unverziertes, annähernd halbkugliges Schälchen von meist gelbgrauer, stellenweise jedoch schwärzlicher Farbe. Der Henkel ragte offenbar über die Höhe des Randes hinaus.

⁷⁾ H. Hartmann hatte seinen Katalog eingeteilt: „A. Steingeräthe, B. Bronzesachen, C. Eisensachen, D. Thonsachen“ usw.

⁸⁾ Seger, Hans, Die Stilentwicklung in der Keramik der schlesischen Urnenfriedhöfe; Schles. Vorzeit N. F. VIII, 1924, S. 10 ff.

⁹⁾ Tadenberg, Kurt, Die Wandalen in Niederschlesien, Vorgeschichtliche Forschungen Bd. I Heft 2, Berlin 1925, S. 23. — Daß dort außer den kaiserzeitlichen auch ein bronzezeitlicher Urnenfriedhof war, ergibt sich aus: Sellmich, Max, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923, S. 17 (Karte 5).

Die für uns wichtigsten Stücke verzeichnet H. Hartmann in seinem Katalog unter „B 12: 2 Fibulae (Gewandnadel[n]), 1 Rest e. Fibula, 2 Messer. F.-D. die sogenannten Tschopitzer Berge des Glogauer Artillerie-Schießplatzes. Sie wurden in einer Urne gefunden, welche zerbrach“. Ein kleiner Pappkarton enthielt, außer einem anderen fälschlich hineingeratenen, nicht vorgeschichtlichen Gegenstand, zwei eiserne Fibeln und zwei eiserne Messer (M. St. D. 3523/111 a—d; Taf. XLII 1a—c u. 2a, b, d). Hierbei lag ein Zettel mit Aufschrift von H. Hartmann, die unter der Überschrift: „B 12“ zunächst die Angabe des Katalogs mit anderen Worten wiedergibt. Es heißt dann weiter: „Außerdem waren noch verschiedene Beigaben, u. a. ein Kamm aus Knochen. Geschenk meines Sohnes Bernhard 22.3.1889“. Ein nachträglicher Zusatz besagt: „N.B. Fibula ebenfalls daher. Geschenk wie oben 22.3.1890¹⁰⁾“. Nach dem Vergleich dieser Angaben mit dem Inhalt des Kartons fehlen daraus eine Fibel sowie der Rest einer solchen¹¹⁾. Damit ist leider nicht gesichert, ob die beiden vorgefundenen Fibeln diejenigen sind, die mit den beiden Messern zusammen in einer Urne gefunden wurden. Jedoch spricht ihre Form und ihre Patina nicht dagegen und wir dürfen deshalb als wahrscheinlich annehmen, daß es sich um die Beigaben eines vandalischen Urnengrabes handelt. Möglicherweise ist mit dem Rest einer Fibel das Fußstück einer Bronzefibel gemeint, die wiederum in einem anderen Karton aus der Sammlung H. Hartmann als dort nicht hingehörig vorgefunden wurde und die sonst nach seinem Katalog nicht unterzubringen wäre. Freilich wäre dann, da dieses Bruchstück von einer erheblich älteren Fibel (vgl. darüber unten) als die beiden anderen stammt, die Angabe in Zweifel zu ziehen, daß es in der gleichen Urne gefunden wurde.

Wie schon die Einreihung der Fundstücke in die Abteilung „B“ seines Katalogs zeigt, hielt H. Hartmann ihren Werkstoff durchweg für Bronze. Sie sind jedoch, abgesehen von dem fraglichen Fußstück, wie bereits erwähnt, von Eisen, aber durch Feuer-Patina so vorzüglich erhalten, daß der Irrtum für einen Sammler auf nordwestdeutschem Gebiet verständlich ist. Der Fundort „Tschopitzer Berg“ ist nach den Fundakten im Archiv des Breslauer Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege identisch mit der auf dem Meßtischblatt 2411 als „Rafematten-Berg“ eingetragenen Höhe auf der Gemarkung Verchenberg Kr. Glogau, die sowohl bronzezeitliche wie germanisch-kaiserzeitliche Urnengräber geliefert hat. Sie liegt ein beträchtliches Stück abseits von den bei Tadenberg¹²⁾ erwähnten beiden Fundplätzen. Vom Tschopitzer Berg und nicht vom alten

¹⁰⁾ Der 22. März war der Geburtstag des Sammlers, an dem ihm also in den beiden genannten Jahren sein Sohn mit der Übersendung der Fundstücke sicher eine besondere Freude machte.

¹¹⁾ Das war bereits der Fall, als Blume die Stücke besichtigte; er hat offenbar den Zettel nicht gelesen und geglaubt, daß diese Fundstücke vielleicht zu der Fensterurne von Mogilno (?) gehören. M. a. D. II (Mannus-Bibliothek Nr. 14) Würzburg 1915, S. 157.

¹²⁾ Tadenberg, Wandalen, S. 22—28.

Polygon, wie Tackenberg a. a. O. annehmen möchte, stammen auch die ins Berliner Staatliche Museum gelangten Fundstücke, die früher unter dem Fundort Zerbau gingen und die Katalognummer I 1683—1684 und II 2875—2878 tragen. Wenn Tackenberg schreibt: „Zahlreiche Gegenstände sind durch Offiziere überallhin mitgenommen worden und jetzt verschollen“, so erscheint es besonders erfreulich, daß die hier jetzt wieder aus der Versenkung auftauchenden recht beachtliche Stücke sind. Nach der Ausstattung mit mehr als einer Fibel dürfte es sich um eine Frauenerne handeln; auch die Kleinheit der Messer spricht dafür und das Vorkommen zweier solcher nicht dagegen, da das ja auch im Grabe 42 von Roschwitz beobachtet ist¹³⁾.

Die Fibeln gehören zu der Gattung, an der schon Almgren ihre Herstellung aus Eisen als schlesische Besonderheit auffiel, was durch Tackenbergs Arbeit vollauf bestätigt wurde¹⁴⁾. Unsere Fibeln sind beide zweigliedrig und bei beiden wird die Sehne nicht durch einen Haken gehalten, sondern geht durch eine Öffnung des Rollenhalters. Die Kopfplatte von 3523/111b (Taf. XLII 1b u. 2b) trägt neben den beiden Längskanten und in der Mitte dazwischen je eine Furche, von denen die über der Spirale liegende noch ein Stückchen von dem eingelegten geperlten Silberdraht enthält. In der anderen Außenfurche sind an dem einen Ende noch ein ganz kleiner Rest und neben ihrer Mitte noch Spuren von einem solchen bemerkbar. Von den Schmalkanten aus sind auf der Oberfläche der Kopfplatte dicht nebeneinander gestellte nur 1—2 mm lange Einritzungen angebracht, in denen auf der einen Seite die eingelegten Silberfäden noch größtenteils, auf der anderen Seite geringe Spuren davon vorhanden sind. Die dem Bügel zugekehrte Seitenfläche des Kopfes war, wie nach einem etwa in der Mitte erhaltenen kleinen Stück anzunehmen ist, ganz mit einem feinen Silberhäutchen bedeckt. An dem Bügel war oben ein anderer Eisengegenstand angerostet; dadurch ist hier seine Oberfläche nicht deutlich sichtbar. An dem Knick des Bügels scheint aber (nach geringen Spuren zu urteilen) eine mit geperltem Silberdraht eingelegte Furche vorhanden gewesen zu sein. Sonst ist die Oberfläche des Bügels unter Freilassung der tiefsten Stelle mit annähernd parallelen querverlaufenden schwachen, offenbar zur Aufnahme von Silberfäden bestimmten Einritzungen versehen. Die Unterseite des Bügels ist eben. Sehr nahe verwandt mit dieser Fibel ist das Paar von Kalinowitz Kr. Groß Strehlig¹⁵⁾.

Bei der Fibel 3523/111a (Taf. XLII 1a u. 2a) trägt die Kopfplatte nur neben den beiden Längsseiten Furchen. Spuren von Silberdraht sind nicht mehr bemerkbar. An den Schmalkanten war offenbar eine ähnliche Verzierung wie bei der anderen Fibel vorhanden. Die schwächeren und weiter auseinanderstehenden Einritzungen sind aber kaum noch bemerkbar, von der Silbereinlage nur ein winziges Stückchen vorhanden. Der Bügel ist — in typologischem Sinne „schon“ — so breit „geworden“, daß er oben nur wenig schmaler als der Kopf ist. Weitere Merkmale dafür, daß diese Fibel typologisch etwas jünger ist als die andere, sind folgende: der Bügel ist auch flacher, am Fußende weit nach außen geschweift und auf der Innenseite am Oberende ausgehöhlt. Am Oberende des Bügels ist durch die Linie des Knickes und zwei schräge, zusammenlaufende Furchen (ohne Spuren von Einlage) ein gleichseitig stumpfwinkliges Dreieck abgegliedert; darunter befindet sich eine Gruppe aus annähernd

¹³⁾ a. a. O. S. 94 und 117.

¹⁴⁾ Almgren, Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen, S. 58 ff.: Gruppe V Serie 8 (Mit Ramm nur am Kopf); Fuß breit abschließend. — Tackenberg, Wandalen, S. 95.

¹⁵⁾ Jahn, Martin, Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit; Präh. Zeitschr. X, 1918, Taf. V 4—5.

parallelen, querverlaufenden, eingerichteten Linien, in denen noch äußerst geringe Spuren von der einstigen Silberfäden-Einlage zeugen.

Unter Berücksichtigung der geschilderten Merkmale dürften die beiden Fibeln in die Zeit um 200 n. Chr. anzusetzen sein¹⁶⁾.

Von den beiden Messern ist das eine gerade, das andere gebogen. Das gerade Messer (5323/111c; Taf. XLII 1c) gehört zu der von Tadenberg aufgestellten Gruppe mit scharfwinkligem Übergang von der Griffangel zum Rücken und bogenförmigem von ihr zur Schneide, die um 100 n. Chr. aufzukommen scheint und sich bis ins 3. Jahrhundert hält¹⁷⁾. Auffallend ist bei unserem Stück, daß der Absatz des Rückens gegen die Griffangel erheblich weiter von dieser entfernt liegt als der Übergang von der Schneide zur Griffangel.

Das „gebogene Messer“¹⁸⁾ mit langer gerader Griffangel (3523/111d; Taf. XLII 2d) unterscheidet sich von denen aus Karthaus Kr. Liegnitz und Breitenau Kr. Neumarkt¹⁹⁾ durch seine stärkere Krümmung. Noch mehr gekrümmt ist ein oberschlesisches Stück aus Groschowitz Kr. Oppeln²⁰⁾.

Das fragliche Stück von Bronze (3523/158; Taf. XLII 2c) ist das Fußstück einer kräftig profilierten Fibel²¹⁾. Diese Gruppe kommt nach Tadenberg bei den kaiserzeitlichen Wandalen Niederschlesiens am häufigsten vor²²⁾. Nach der Gestalt des Nadelhalters und des Bügelfammes dürfte die Fibel wohl um 100 n. Chr. anzusetzen sein.

Wir kommen nun zu der Sammlung B. Hartmann. Auch von dieser muß ein Verzeichnis bestanden haben, da auf den von ihm geschenkten Stücken (mit einer Ausnahme) Etiketten sitzen, auf die hinter die Buchstaben B. H. eine Nummer geschrieben ist. Das Verzeichnis ist leider verschollen²³⁾. Es wurden von „Major [B.] Hartmann, Charlottenburg“, im Jahre 1903 acht Tongefäße geschenkt (M. St. D. 3059—3066, Taf. XL 1). Sie sind im Lagerbuch als „gefunden

¹⁶⁾ Auch Blume wies sie seiner Stufe: „B. jglt.“ zu; a. a. D. II S. 157.

¹⁷⁾ Tadenberg, Wandalen, S. 117.

¹⁸⁾ Ich ziehe diese Bezeichnung nach Eichhorn, G., Der Urnenfriedhof von Großromstedt (Mannus-Bibliothek Nr. 41), Leipzig 1927, S. 169 ff. (neben „Messer mit Bogenklinge“, a. a. D. S. 164 und „Bogenmesser“ a. a. D. S. 165 ff.) der von Tadenberg, Wandalen, S. 115 ff. im Anschluß an Rostrzewski gebrauchten „sichelförmiges Messer“ vor. Letztere Bezeichnung ist sehr unglücklich, denn bei einer Sichel ist die Schneide konvex und der Rücken konverg gekrümmt, während das bei den sogenannten „sichelförmigen“ Messern gerade umgekehrt ist. Deshalb ist es richtig, daß Tadenberg das Stück aus Roschwitz Grab 42 (a. a. D. Taf. XVIII, Abb. 6) als Sichelmesser bezeichnet. Jahn a. a. D. S. 89 spricht von unserer Form wie Anger von „geschweiftem Messer“, jedoch hat Rostrzewski mit Recht darauf hingewiesen, daß mit diesem Namen „recht verschiedene Arten von runden Messern“ bezeichnet werden (Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, Mannus-Bibliothek 18, Leipzig und Würzburg 1919, S. 153). Aber nicht nur „runde“, sondern auch, besonders wenn wir die Bronzezeit hinzunehmen, andere Messer werden besser als unsere Form mit „geschweift“ bezeichnet (vgl. zum Beispiel Petersen, Ernst, Die geschweiften Bronzemeser in Schlesien; Altshlesien III, 1931, S. 205 ff.). Für die Kaiserzeit paßt dieser Name jedenfalls recht gut für den Typ, den Rostrzewski so bezeichnet hat (a. a. D. S. 159 mit Abb. 158).

¹⁹⁾ Tadenberg, Wandalen, Taf. XXVIII 14 (damals das einzige seiner Art aus der Kaiserzeit in Niederschlesien; vgl. a. a. D. S. 117) und Altshlesien I, 1926, S. 273, Abb. 18 oben links.

²⁰⁾ Jahn a. a. D. Taf. II 16.

²¹⁾ Mimgren, Studien, S. 34 ff.; Gruppe IV.

²²⁾ Tadenberg, Wandalen, S. 94 und die dort angegebenen Abbildungen.

²³⁾ Es ist wahrscheinlich nicht sehr lange geführt worden, da die höchste Nummer, die auf den Etiketten vorkommt, „7“ ist.

auf dem Artillerie-Schießplatz bei Glogau, Oberschlesien“ (sic!) eingetragen, der auf der Gemarkung Lerchenberg Kr. Glogau liegt.

Sieben von ihnen tragen die Etiketten B. S. 1—7. Die Fundortangabe erscheint dadurch sehr zweifelhaft, daß auf Nr. 3061 (dem Stück ohne „B. S.“ — Nr.) ein Etikett mit Aufschrift „Trzibiza“ klebt und auf 3060 außer einem solchen mit „B. S. 1“ ein weiteres Etikett mit der Aufschrift „Barcklin 18. VII. 00“²⁴⁾. Barcklin liegt im Kreise Schmiegel und ist als Fundort eines Urnensfeldes der Lausitzer Kultur bekannt (s. Blume, Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen, 1909, S. 105). Im gleichen Kreise Schmiegel liegt ein als Fundplatz der Lausitzer Kultur bekannter Ort Trzebiża (s. Blume a. a. O. S. 108), der offenbar mit der Aufschrift auf dem anderen Gefäße gemeint ist. Wahrscheinlich hat B. Hartmann, der bald nach Übersendung der Gefäße persönlich im Museum war, mitgeteilt, daß sie, so weit nicht anders bemerkt, vom Artillerie-Schießplatz Glogau stammen, und es sind dann versehentlich alle Gefäße mit diesem Fundort eingetragen worden. Von einer besonderen Beschreibung der auf Taf. XL 1 dargestellten Gefäße kann wohl abgesehen werden.

An offenbar aus Ostdeutschland stammenden Tongefäßen, bei denen es unsicher bleibt, ob sie zu der Sammlung S. Hartmann oder B. Hartmann gehören²⁵⁾, und über deren Fundort keine Angaben vorliegen, sind in unserem Museum folgende nicht abgebildete Stücke vorhanden.

Ein schalenartiges Gefäß mit ausladendem Rande, drei gleichmäßig verteilten, länglichen, senkrecht gestellten Knubben am Umbruch und zwei breiten umlaufenden Furchen zwischen entsprechenden gratartigen Erhöhungen oberhalb des Umbruchs (3523/134), eine sehr hochhalsige Terrine mit ausladendem Rand, breitem, vom Rand bis etwa zur Mitte des Halses reichenden Bandhenkel, vier waagerecht umlaufenden Riefen am Unterende des Halses, sowie schräg gestellten Riefengruppen und dazwischen ebenso gestellten Gruppen von Graten in ziemlich weiten Abständen voneinander, die unterhalb des Halses beginnen und über die größte Weite bis etwa zur halben Höhe des Unterteils reichen (3523/136), eine hochhenklige Tasse mit drei kräftigen nebeneinander gestellten Delln unter dem Henkel (3523/144), ein kleines Henkeltäßchen (3523/145) und eine Henkelschale, die derjenigen vom Lerchenberg (Abb. 1 Mitte unten) recht ähnlich ist, jedoch einen etwas kleineren Henkel und keine Delln unter diesem hat (3523/146).

Von diesen Tongefäßen sind die drei erstgenannten durch recht gleichartige, glänzend braune Farbe und sehr sorgfältige Machart ausgezeichnet, so daß diese möglicherweise zu einem Funde gehören.

Aus der Sammlung des Domprobstes Berlage²⁶⁾ besitzt das Museum einen breiten Halstopf der frühen Eisenzeit, mit der Angabe Schlesien (M. St. D. 725), von dem der Boden nebst einem Stück des Unterteils fehlt (nicht abgebildet).

Außerdem verzeichnet das Lagerbuch als Nr. 1411: „Eine Serie von Urnen aus Posen, Geschenk des Oberförsterkandidaten Gehrmann“. Stücke mit dieser Nummer sind im Museum nicht vertreten. Jedoch sind 14 Gefäße der „Serie“ (Taf. XL 2) offenbar unter den bei der Abbildung vermerkten Nummern zu

²⁴⁾ Auch 3065 hat, wie Reste davon zeigen, außer dem Etikett „B. S. 4“ ein weiteres getragen.

²⁵⁾ Vgl. Anm. 3.

²⁶⁾ Gumme!, Führer, Osnabrück, S. 7—8.

suchen²⁷⁾. Das größte (M. St. D. 1740) enthält noch gebrannte Knochen. Die Gefäße sind großenteils typische Vertreter für Segers Stile B und C²⁸⁾.

Die Aufnahmen für die Abbildungen habe ich Herrn Kriminal-Assistent Richard (Osnabrück) zu verdanken.

Abschließend sei erwähnt, daß zwei ostdeutsche Gefäße unseres Museums aus der Mark Brandenburg, deren Fundort bekannt ist (Alt Rüdñig in der Neumark) in der Kiebusch-Festschrift veröffentlicht sind²⁹⁾.



Gefäß links aus Mogilno (?), die übrigen aus Lerchenberg Nr. Glogau. ¹/₄

Abb. 1. Gefäße der Urnenfelderkultur aus Schlesien und Posen

²⁷⁾ Es scheint so, als ob jemand, der längere Zeit nach Eintragung der Nr. 1411 die Führung des Lagerbuchs übernahm, allen Gefäßen und Gefäßbruchstücken, die kein Nummern-etikett hatten (und dabei waren wohl die zu Nr. 1411 gehörigen), neue Nummern gab (Nr. 1729 bis 1756). Unter diesen befindet sich eine ganze Reihe vom „Lausitzer Stil“, die durchweg hellgelbe Farbe haben und auch sonst gut zusammengehören können (1740, 1742, 1746, 1747, 1749, 1750, 1752—1755). Auch Nr. 1741 scheint aus hier nicht zu erörternden Gründen dazu gehört, aber später das Nummernetikett verloren und dann die Nr. 2279 von einem späteren Lagerbuchführer erhalten zu haben, der seinerseits Stücke, die er ohne Nummern vorfand, mit solchen versah. Es ist deshalb im Lagerbuch auch bei all diesen Gefäßen (mit Ausnahme von einem, bei dem ein offenbar fälschlich hineingeratener Zettel dazu Anlaß gab) weder Fundort noch Geschenkgeber usw. eingetragen, sondern bloß „Urne“, „Kleine Urne“, „Schale“ usw. Ferner gehören offenbar zu der „Serie“ drei weitere Gefäße (Nr. 8895—8897), die mit Nummernetiketten 287, 292, 298 vorgefunden wurden. Da diese Nummern auch schon (und offenbar mit Recht) drei andere Stücke tragen, so wurden die drei Gefäße nunmehr von mir neu nummeriert.

²⁸⁾ Seger a. a. O., bes. S. 12. — Vgl. auch Jahn, Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur“ auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien; Mannus-Ergänzungsband III, 1922, S. 28 ff. Danach entsprechen unsere Gefäße den Gruppen B und C von Oswig, da sowohl Flechtband als auch Sparrenmuster vorkommt.

²⁹⁾ Gummel, Hans, Zwei Tongefäße aus der Mark Brandenburg im Osnabrücker Museum; Brandenburgia XXXIX, 1930, S. 16—17.

Ein neuer Grabfund auf dem Spätlatene-Friedhof von Gurschen Kr. Fraustadt

Von Franz Pfügenreiter-Fraustadt

Mit Tafel XLIII und 2 Abbildungen

Im Jahre 1902 gab Seger der Fachwelt die erste Mitteilung über ein im vorhergehenden Jahre von Vermessungsrat Hellmich südlich des Städtchens Schlichtingsheim entdecktes Gräberfeld aus der Spätlatenezeit¹⁾. In den folgenden Jahren ist der durch zwei weitere Grabungen reich vermehrte Fundstoff in der Literatur wiederholt erwähnt worden²⁾. Hellmich hatte schon in seinem letzten Fundbericht³⁾ die Vermutung ausgesprochen, daß sich das durch den Sandgrubenbetrieb zerstörte Gräberfeld nordwärts noch weiter ausdehne. Das bestätigten ständige Beobachtungen der Feldarbeiten auf dem angrenzenden Acker, wobei immer wieder Streuscherben festgestellt werden konnten. Weil es sich bei den ersten Grabungen nur um Rettungsarbeiten an angeschnittenen und teilweise zerstörten Gräbern gehandelt hatte, lag der Wunsch nahe, durch eine planmäßige Untersuchung einmal ein unversehrtes Grab zu heben, um dadurch unsere Kenntnis dieses Zeitabschnittes zu vermehren oder bisherige Ergebnisse zu erhärten. Mit Zustimmung des Besitzers, des Bauern Breuer aus Schlichtingsheim, konnte im vergangenen Herbst ein Ackerstreifen abgedeckt und untersucht werden. Dabei wurde ein Grab freigelegt. Mit Rücksicht auf die Ackerbestellung mußte dann die Grabung abgebrochen und ihre Fortsetzung auf später verschoben werden. Trotzdem dürfte der gute Befund des untersuchten Grabes dessen gesonderte Veröffentlichung rechtfertigen.

Grabungsbefund: Nach Abdecken der 0,2 m starken Ackerkrume kam 1 m nördlich des Sandgrubenrandes ein kohlschwarzer Fleck zum Vorschein. Beim Glattschürfen ergab sich eine elliptische Fläche von 1,3 m L. und 0,8 m Br., die durch Holzkohle vollständig geschwärzt war (Taf. XLIII 1). Einige kleine Störungen in der Fläche sind auf die Tätigkeit von Mäusen oder Maulwürfen zurückzuführen. Südöstlich dicht neben der schwarzen Stelle und südwestlich in 1,4 m Entfernung kamen kleinere dunkle Flecken zum Vorschein. Sie reichten, wie die nachträgliche Untersuchung ergab, nur 0,1 oder 0,2 m in die Tiefe und enthielten leicht geschwärzte Erde und größere Brocken Holzkohle. In der Hauptfläche kamen beim Schürfen kleine Scherben, der Kopf einer eisernen Fibel und ein Nagelrest zum

¹⁾ Seger, Ein Begräbnisplatz der mittleren Latenezeit, Schles. Vorzeit N. F. II (1902) S. 31 ff.

²⁾ U. a. in Schles. Vorzeit N. F. VI (1911) S. 228; — Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur in der Spätlatenezeit (s. dort im Register); derselbe, Wielkopolska w czasach przedhistorycznych S. 152 u. 165, Abb. 520, 575, 577, 580—83; — Seger, Urgeschichte Schlesiens in der schlesischen Landeskunde, hrsgb. von Frech und Kampers, 1913, S. 17 Abb. 10. — Eine zusammenfassende Behandlung des Gräberfeldes in Pfügenreiter, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Fraustadt, 2. Sonderheft der grenzmärkischen Heimatblätter, Schneidemühl 1933, S. 18 ff. (S. dort auch weitere Literaturangaben und die Begründung für die Bezeichnung „Gräberfeld von Gurschen“ statt der bisher üblichen Angabe „Schlichtingsheim“.)

³⁾ Fundakten im Landesamt f. vorgesch. Denkmalpflege in Breslau.

Vorschein. Leichenbrandstückchen und Scherben waren teilweise schon vom Pflug verschleift. Der oberste Teil des Grabes war also auch hier bereits zerstört; nach dem Gesamtbefund kann es sich aber nur um unwesentliche Zerstörungen handeln. Von der Grabanlage gab die Untersuchung folgendes Bild: Holzkohle, Scherben, Leichenbrand und Beigaben bildeten in der Mitte einen festen Block von 0,7 m L. und 0,45 m Br. Möglicherweise war dieser Teil ursprünglich von einer organischen Hülle umgeben, weil er sich scharf gegen die umschließende Füllerde abhob. Auf der Südseite waren eine Anzahl zerdrückter Gefäße eng zusammengepackt. In der Mitte lag ein eisernes Gürtelmesser mit dem Rücken nach

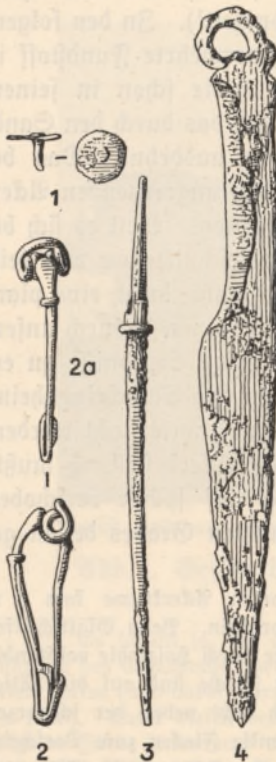


Abb. 1.
Eisenbeigaben des Grabes. $\frac{1}{2}$

oben und mit der Spitze nach Westen, rechtwinklig dazu ein Pfriem mit der Spitze nach Norden. Die Nordhälfte des Grabes enthielt nur Scherben einer Schüssel und eines kleinen Napfes (Taf. XLIII 2). Unter dem Pfriem, etwa 0,15 m tiefer, kam eine gut erhaltene Fibel zum Vorschein, etwas tiefer der Kopf einer zweiten mit einem Bügel- oder Nadelrest. Die Sohle der Grube war mit 0,65 m unter der Oberkante des Aders erreicht.

1. Eisene Fibel vom Mittelatlantisch-Schema mit Stütz-
falte, Var. C nach Rostrzewski; L. 6 cm. Abb. 1,2.

2. Kopf und Bügel- oder Nadelrest einer eisernen
Fibel von vermutlich gleichem Typ; L. noch 1,9 bzw. 2 cm.

3. Kopf einer eisernen Fibel von vermutlich gleichem
Typ; L. noch 2 cm.

4. Kopf eines eisernen Nagels mit angenieteteter breiter
Kopfplatte; Dm. 1,5 cm. Abb. 1,1.

5. Eiserner Pfriem mit kurzer Griffangel und ab-
gerundet vierkantigem Unterteil. Zwischen beiden eine wulst-
förmige Kaste. An der Griffangel noch Reste eines beinernen
Sefts; L. 15 cm. Abb. 1,3.

6. Eisernes Gürtelmesser mit geschmiedetem Griff, der
in einen Ring ausläuft. Rücken gerade, Schneide schräg zum
Griff abgesetzt; L. 18,5 cm. Abb. 1,4.

Aus den zahlreichen Scherben konnten acht Gefäße
ganz und zwei teilweise zusammenge setzt werden.

7. Krause mit kurzem, abgesetztem Halse und mehr-
kantigem Rande, sehr bauchig; aus vielen Scherben zu-
sammengesetzt, aber wenig ergänzt, besonders nicht am Halse,
der keinen Henkel getragen hat. Farbe: rötlichbraun, schwarz
geflammt; Oberfläche glatt. H. 26, M. 13,3, B. 11 cm. Abb. 2,1.

8. Kleine Krause mit abgesetztem Halse und mehrkantigem Rande; aus vielen Scherben
zusammengesetzt und teilweise ergänzt. Farbe rotbraun, grau geflammt. H. 14, M. 10, B. 7 cm. Abb. 2,2.

9. Henkelkrug mit schwach geschweiftem X-Henkel und mehrkantigem Rande; aus
vielen Scherben zusammengesetzt, aber wenig ergänzt. Farbe: rotbraun, Oberfläche des
feintonigen Gefäßes schön geglättet. H. 18,4, M. 12,2, B. 9,8 cm. Abb. 2,3.

10. Henkelloser Napf, im Feuer verzogen und größtenteils verschlackt; aus vielen
Scherben zusammengesetzt, aber wenig ergänzt. Farbe: rötlichgrau, Oberfläche etwas
körnig geworden. H. 16, M. 25 : 12, B. 10 cm. Abb. 2,4.

11. Kleiner Henkelnapf mit ausgeprägtem X-Henkel und mehrkantigem Rande; aus
vielen Scherben zusammengesetzt und kaum ergänzt. Farbe: grau-rötlichbraun. H. 11,
M. 14, B. 6,4 cm. Abb. 2,5.

12. Kleine Schüssel mit leicht eingezogenem Rande; zusammengesetzt, aber kaum ergänzt. Farbe: rötlichgrau, gefleckt. Oberfläche durch Feuerwirkung körnig. H. 7,5, M. 15, B. 7 cm. Abb. 2,7.

13. Schüssel mit konischem Unterteil, gewölbter Schulter und verdicktem, mehrkantigem Rande. Unter dem Rande kleiner X-Griff. Aus vielen Scherben zusammengesetzt und teilweise ergänzt. Farbe: rötlichbraun, innen schwärzlich. Im Feuer teilweise verzogen. H. 11, M. 24,5, B. 7,8 cm. Abb. 2,8.

14. Niedrige zylindrische Henkeltasse mit X-Griff und mehrkantigem Rande. Zusammengesetzt, aber nicht ergänzt. Farbe: rötlich-graubraun. H. 6, M. 10,5, B. 8,5 cm. Abb. 2,9.

15. Randteil eines grauen Kruges wie Nr. 9.

16. Bodenscherben eines mittelgroßen grauen Topfes.



2 5 6 1 3 7 4 8

Abb. 2. Gefäße aus dem Grabe von Gurschen. $\frac{1}{6}$

Die Grabanlage ist das kennzeichnende Brandgrab der Spätlatènezeit. Wesentlich neue Erkenntnisse brachte hier die Untersuchung nicht. Die Gefäße sind mindestens zum größten Teil, die übrigen Beigaben sämtlich mit dem Leichnam durch das Feuer des Scheiterhaufens gegangen, wie der Brandrost an den Eisensachen und die Oberfläche der Gefäße zeigte. Im Gegensatz zu Tacken⁴⁾ stelle ich aber fest, daß wenigstens in diesem Falle die Gefäße nicht in zerschlagenem Zustande ins Feuer geworfen, sondern erst bei der Bestattung selbst zertrümmert worden sind. Das bewies der Zusammenhang der Scherben in der Grabgrube (vgl. die Abbildung Taf. XLIII 2). Sehr auffällig war auch hier wieder die geringe Menge Leichenbrand; aus dem ganzen Grabe konnte kaum eine Handvoll gesammelt werden. Selbst wenn durch die Bodenbearbeitung

⁴⁾ Tacken, Die Wandalen in Niederschlesien S. 74.

ein Teil davon verschleppt worden ist, entspricht das Ganze nicht dem Rückstande einer Leichenverbrennung. Anhaltspunkte, wo der Rest geblieben sein könnte, ergeben sich aber nirgends. Die oben erwähnten kleinen Gruben neben dem Grabe enthielten nichts vom Leichenbrand, sondern nur Holzkohle. Ihre Bedeutung bleibt vorläufig auch noch rätselhaft. Brandstellen, an denen nachträglich Feuer entzündet sein könnten, waren sie nicht, weil der Boden keinerlei Feuereinwirkung erkennen ließ. Sollten Rückstände des Scheiterhaufens hier vergraben worden sein, so wäre wenigstens mit Spuren von Leichenbrand zu rechnen. Nur weitere sorgfältige Beobachtung kann hier neue Aufschlüsse bringen.

In der räumlichen Anordnung fügt sich das neue Grab ganz in den bisher bekannten Lageplan ein. Sämtliche spätlatènezeitlichen Gräber liegen in einem schmalen Streifen von S nach N am Westrande des früheisenzeitlichen Friedhofs der Lausitzischen Kultur. Weil keinerlei Überschneidungen beobachtet wurden, ist anzunehmen, daß damals der um etwa 600 bis 700 Jahre ältere Friedhof äußerlich noch irgendwie zu erkennen war.

Wenig Neues bieten die Grabgefäße (Abb. 2.₁₋₈). Auffällig ist ihre große Zahl, die den Durchschnitt bei gleichartigen Gräbern weit überschreitet, aber auf anderen Gräberfeldern auch noch übertroffen wird⁵⁾. Das Fehlen größerer Teile der Gefäße Nr. 15 und 16 ist wohl mit Sicherheit auf die Zerstörungen durch den Pflug zurückzuführen.

Die beiden Krausen, der Henkelkrug und der Henkelnapf fallen nicht aus dem Rahmen der genügend bekannten Gefäße dieser Kulturgruppe. Weniger geläufige Formen stellen die beiden Schüsseln, die zylindrische Tasse und der henkellose Napf dar. Die Schüsseln von der Art der großen mit kleinem Henkel (Abb. 2.₃), von denen auch Grab 1 unseres Gräberfeldes eine enthielt⁶⁾, hat Tackenberg unter guter Begründung von den gedrehten keltischen Schüsseln abgeleitet⁷⁾. Zu der kleineren Schüssel (Abb. 2.₇) stellt Roswiz in den Gräbern 17 und 64 Gegenstücke⁸⁾, allerdings mit nach innen verdicktem Rande. Die seltenere Gefäßform der niedrigen zylindrischen Tasse (Abb. 2.₆) ist aus Rawitsch, Roswiz und Zeippen⁹⁾ belegt. Zu dem henkellosen Napfe (Abb. 2.₄) bringt gleichfalls Zeippen, das ja nur wenige Kilometer von unserm Gräberfelde entfernt liegt, ein gutes Gegenstück¹⁰⁾.

Bemerkenswerter sind dagegen die eisernen Beigaben des Grabes. Die Fibeln (Abb. 1._{1,2}) gehören, wie schon erwähnt, zu Rostrzewskis Var. C mit vollentwickelter Stützfalte. Den Typ bilden schlanke Fibeln, deren Fußteil, ent-

⁵⁾ Tackenberg a. a. D. S. 74.

⁶⁾ Pfützenreiter a. a. D. S. 110 Abb. 28.₁.

⁷⁾ Tackenberg a. a. D. S. 78.

⁸⁾ Tackenberg a. a. D. Taf. V 8.

⁹⁾ Rostrzewski a. a. D. S. 193 Abb. 217; Tackenberg a. a. D. S. 78/79; Schles. Vorzeit N. F. II S. 35 Abb. 7.

¹⁰⁾ Schles. Vorzeit N. F. II S. 35 Abb. 12.

sprechend der Knickung des Bügelskopfes, scharfer zurückgebogen ist, wodurch ein ganz gleichmäßiger Rahmen gebildet wird. Der Bügelskopf ist an der Stützfalte verbreitert. Der zurückgeschlagene Fuß umklammert den Bügel in der Nähe der Rolle, die aus 4 bis 6 Windungen besteht. Die durchschnittliche Länge beträgt 9 bis 10 cm¹¹). Von diesem Typ weicht unser Fund in einigen Einzelheiten ab. Der Bügel ist an der etwas weiter vom Kopf abgerückten Umklammerungsstelle des Fußes schwach geknickt, der Fußteil nicht zurückgebogen. Dadurch wird der Rahmen ungleichmäßig, und die Form erscheint weniger schlank als der Typ. Die Länge beträgt nur 6 cm. Diese Abwandlung der Bar. C, die aber immer noch in den Schwankungsbereich der Grundform fällt, ist in Niederschlesien schon aus Roschwitz und Schlawa belegt¹²). Als Höchstzahl von Fibeln in gesicherten Gräbern gab Tadenberg zwei an¹³). Wenn hier drei aus einem Grabe vorliegen, so läßt das darauf schließen, daß auch schon in der Spätlatènezeit wie später in der Kaiserzeit zur Frauenkleidung drei Fibeln benötigt wurden. Als Frauengrab kennzeichnet sich unsere Bestattung vor allem durch das Gürtelmesser (Abb. 1.₄). Es stellt eine bisher noch ganz unbekannte Messerform dar. In seiner ganzen Erscheinung erinnert es etwas an die geschweiften Bronzemesse der jüngeren Bronzezeit. Die Form ist aus dem langen, geraden Messer entwickelt, das hier den besonderen Bedürfnissen der Hausfrau angepaßt ist. Die Griffangel wurde zum Haltering gebogen, der obere Teil der Schneide zum gefälligen Griff umgeschmiedet. Nach der Formgebung war das Messer wohl in erster Linie für Küchenzwecke bestimmt. Eine neue Eigenart zeigt auch der Pfriem (Abb. 1.₃). Geräte dieser Art sind in Spätlatènegräbern nicht selten. Der Übergang zwischen dem vierkantigen Ober- und dem rundstabigen Unterteil wird zuweilen durch Einkerbungen oder Quersfurchen betont, die wahrscheinlich der Grifffülle aus vergänglichem Stoff mehr Halt verleihen sollten. An unserm Fundstück trägt der Übergang zu demselben Zweck eine wulstförmige Raste. Am Oberteil hafteten noch Reste eines beinernen Griffes. Pfrieme kommen zwar auch in Männergräbern, vor allem aber in Frauengräbern vor. Durch die eisernen Beigaben ist unser Grab also genügend als Frauengrab gekennzeichnet.

Die zeitliche Stellung unseres Grabes wie des ganzen Gräberfeldes von Gurschen wird durch die Fibeln vom Mittellatène-Schema genügend gekennzeichnet. Bar. C und auch die einmal hier vertretene Bar. B stellen frühe Formen dar, die der ersten Hälfte der Spätlatènezeit angehören. Grabanlage und Beigaben reihen den Friedhof der mittelschlesischen Wandalengruppe der Spätlatènezeit ein, bei der im Gegensatz zu der lausitzisch-niederschlesischen Sondergruppe die Brandgrubenbestattung fast ausschließlich herrscht.

¹¹) Kofitzewski a. a. D. S. 18.

¹²) Tadenberg a. a. D. Taf. IV 9 u. II 2.

¹³) Tadenberg a. a. D. S. 93.

Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus

Von Martin Michael Lienau-Frankfurt a. d. Oder

mit einem Beitrag von Dr. Sutloff

Mit Tafel XLIV—XLVI und 4 Abbildungen

Das Land Lebus — das ehemalige Bistum Lebus — umfaßte die Kreise Lebus (mit dem heutigen Stadtkreis Frankfurt a. d. Oder), Ost- und West-Sternberg. Es gehört bis auf den Kreis Lebus zu meinem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt“, den ich seit zwölf Jahren betreue; aber auch im Kreise Lebus habe ich an den Grenzen des Stadtkreises Frankfurt Ausgrabungen durchgeführt. Ich habe das Glück gehabt, die Rossinnaschen Feststellungen über die west- und ostgermanischen Siedelungsverhältnisse in hiesiger Obergergend durch meine Ausgrabungen bestätigen zu können¹⁾. Ich wies für das erste Jahrhundert vor Chr. West-Germanen 3,5 Kilometer westlich des linken Oderufers im Stadtkreis Frankfurt auf den Ruhnen durch eine Siedelung²⁾ und einen dazugehörigen Urnenfriedhof³⁾ nach und Wandalen 3 Kilometer östlich des rechten Oderufers im Kreise West-Sternberg bei der „Kleinen Mühle“ in der Gemarkung Runersdorf⁴⁾ bei Frankfurt (Brandgrubengrab und Urnengräber).

Um Christi Geburt finden wir nun unmittelbar am linken Oderufer die wichtigsten Oderübergänge⁵⁾ im Kreise Lebus von West-Germanen besetzt: nämlich Lebus (Urnengräber⁶⁾) und Frankfurt (neuerdings eine westgermanische kaiserzeitliche Graburne in der Elbestower Straße). Während die West-Germanen „auf den Ruhnen“ von der Elbe her aus westlicher Richtung zugewandert sind, möchte man für diejenigen, die um Christi Geburt bis an das linke Oderufer herangehen, eher eine mehr nordwestliche alte Heimat ansetzen. Im ersten Jahrhundert n. Chr. überschreiten nach Rossinna die West-Germanen die Oder, aber nur bis zu einer Linie Stettin—Crossen. Spätestens um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. sind unter Abdrängung des Hauptstammes der Wandalen nach Süden, die Burgunden, von den Goten bedrängt, in die bisher wandalischen Gebietsteile Ostbrandenburgs und der Niederlausitz eingerückt, so auch in die

¹⁾ Lienau, Mannus XXIV S. 199/201. Die im Literatur-Verzeichnis auf S. 200 f. unter Nr. 3 aufgeführte, 1927 erschienene Arbeit ist auf den Seiten 1—3 infolge der neueren „Bastarnen“-Forschung z. T. veraltet. Dem dortigen Verzeichnis ist hinzuzufügen: 7. Die Vorgeschichte der Stadt Lebus. Oberzeitung 1926 Nr. 207—208. 8. M. Silzheim und M. M. Lienau, Zwei burgundische Fundesteile aus der Umgebung von Frankfurt a. d. O. Zeitschrift für Morphologie XXXIII 1, 1934.

²⁾ Lienau, Oberzeitung vom 8. September 1923 und 10. Januar 1924.

³⁾ Lienau, Mannus XXII S. 221/224.

⁴⁾ Lienau, Mannus XVI S. 265/278.

⁵⁾ Zu den Oderübergängen, insbesondere bei Frankfurt, vgl. Lienau, Mannusbibliothek XXV (1921) II. Frühgeschichte S. 29/30 und Unverzagt in „Deutschland und Polen (1933)“ S. 8 mit Karte I.

⁶⁾ Lienau, Mannus XVI S. 263/265.

Kreise Ost- und West-Sternberg, die den östlich der Oder liegenden Teil des Landes Lebus ausmachen. Diese Burgunden besaßen aber auch westlich der Oder das Land Lebus, d. h. den jetzigen Kreis Lebus, wo wir sie wiederum an den beiden wichtigen Oderübergängen in Stadt Lebus, insbesondere aber bei Frankfurt⁷⁾ und zwar an beiden Oderufern feststellen konnten und zwar einmal am östlichen und dreimal am westlichen Ufer.

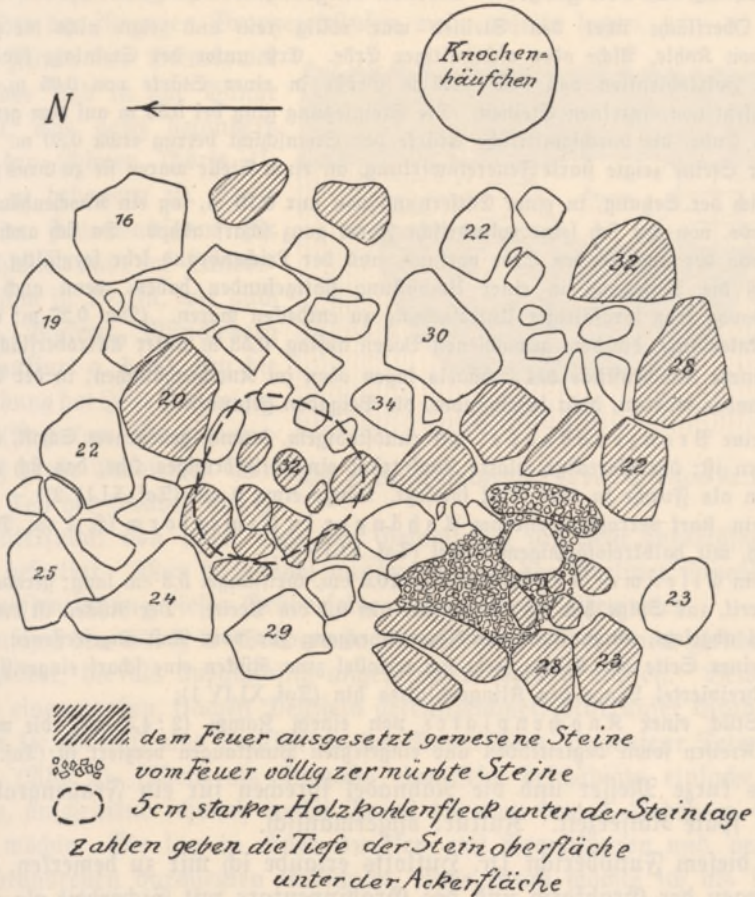


Abb. 1. Brandgrab von Lebus mit Steinsehung (Verbrennungsstätte) $\frac{1}{15}$

Bei den neuen burgundischen Funden handelt es sich um sechs geschlossene Grabfunde (Stadt Lebus, Frankfurt (Oder), Brieskow (zwei Gräber), Golzow Kr. Lebus (alle westlich der Oder) und Aurith (östlich der Oder), außerdem um vier Einzelfunde (westlich der Oder: Stadt Lebus, unweit des Grabes; östlich der Oder: Runersdorf, Steinfahrt = Reppen und Schwetig, alle im Westen des Kreises West-Sternberg).

⁷⁾ Lienau, Mannus XXII S. 224—229 und XXIV S. 199—211.

1. Das Grab in der Stadt Lebus

Fundbericht von Dr. Gutloff

Beim Graben in seinem Garten in der Rirschallee, jetzt Hindenburgstraße, stieß im Sommer 1931 der Besitzer, Lehrer Zeppner, auf größere Steine. Die Aufdeckung ergab ein sorgfältig gefegtes Steinpflaster mit den Abmessungen 1,50 : 1,10 m, das von größeren Steinen eingerahmt war (Abb. 1).

Die Oberfläche über den Steinen war völlig rein und zeigte nicht die geringsten Spuren von Kohle, Asche oder aschehaltiger Erde. Erst unter der Steinlage fand sich ein deutlicher Holzkohlenfleck von 0,30 : 0,35 m Größe in einer Stärke von 0,05 m, umgeben und durchsetzt von einzelnen Steinen. Die Steinsetzung ging bei 0,53 m auf dem gewachsenen Boden zu Ende, die durchschnittliche Stärke der Steinschicht betrug etwa 0,30 m. Fast die Hälfte der Steine zeigte starke Feuerwirkung, an einer Stelle waren sie zu Grus zermürbt.

Östlich der Setzung, in einer Entfernung von nur 0,10 m, lag ein Knochenhäufchen frei in der Erde, von der sich seine zylindrische Form ganz scharf abhob. Da sich auch keinerlei Beimengung der umgebenden Erde vorfand, und der Leichenbrand sehr sorgfältig geschichtet war, muß die Beisetzung in einer Umhüllung stattgefunden haben, wenn auch keinerlei Spuren davon trotz sorgfältiger Untersuchung zu entdecken waren. (Dm. 0,27 m; Oberkante 0,37 m, Unterkante, die dem gewachsenen Boden auflag, 0,53 m unter Aderoberfläche).

Kleinere Knochenstücke des Schädels lagen oben im Knochenhäufchen; in der Mitte des Leichenbrandes wurden, dicht beieinander, die Beigaben gefunden:

1. eine Bronzenähnel mit rundstabigem, krumm gebogenem Schaft, der unten abgebrochen ist; der viereckige, platte Kopf trägt ein schlißförmiges Ohr, das sich nach oben und unten als Furche in dem Kopf fortsetzt. Länge etwa 9 cm (Taf. XLIV 2);

2. ein stark verrosteter eiserner Anhänger in Eimerform (H. 2 cm, D. 1,2 cm), zylindrisch, mit halbkreisförmigem Bügel (Taf. XLIV 3);

3. ein Eisenmesser. Gesamtlänge 10,5 cm, Griffangel 5,3 cm lang; gerader Rücken, 0,4 cm breit, zur Spitze hin sich verjüngend auf 0,1 cm Breite. Der Rücken ist rechtwinklig zur Angel abgesetzt, unten stumpfwinkliger Übergang zur vom Rost angefahrenen Schneide; nur auf einer Seite der Klinge zieht sich parallel zum Rücken eine scharf eingerissene Linie in etwa dreiviertel Länge des Klingenblattes hin (Taf. XLIV 1);

4. Stück einer Knochenplatte von einem Kamm (2 : 4,5 cm), die mit gleichmittigen Kreisen sowie begleitenden und eingesetzten Punktaugen verziert ist (Taf. XLIV 4).

Das kurze Messer und die Nähnadel sprechen für ein Frauengrab. Zeitstellung: späte Kaiserzeit. Kultur: ostgermanisch.

Zu diesem Fundbericht Dr. Gutloffs erlaube ich mir zu bemerken, daß das Grab wegen der Grabform und des Grabinventars mit Sicherheit als ein burgundisches anzusprechen ist. Das Messer z. B. hat Parallelen in dem burgundischen Brandgrubengräberfeld bei Wilhelmsau⁶⁾. Zeitlich setze ich das Grab in das 3. Jahrh. (Stufe C nach Blume) wegen der Verzierungen des Knochenkammes, die zeigen, daß wir es mit einem „einseitigen Kamm aus drei Lagen“ zu tun haben. Man beachte auch die Schnurlinie über der Kreisverzierung⁷⁾.

⁶⁾ H. Busse, Mannus V S. 59 ff., insbesondere Grab 66 auf Taf. VIII.

⁷⁾ Blume, Die germanischen Stämme, Mannusbibliothek VIII S. 106, Abb. 134 bis 136 und Taf. V.

2. Brieskow Kr. Zebus, Grab 43

Auf dem Gelände der Brieskower Bergmannsiedelung „Aegypten“ befand sich ein größeres Urnenfeld¹⁰⁾, das Gräber der zweiten bis fünften Bronzeperiode und viele, zum Teil sehr reich ausgestattete Gräber der frühen Eisenzeit vom Stil Görig II, darunter auch Skelettgräber, führte. Unter den Görig II-Gräbern standen in größerer Tiefe die Gräber der Buckel-Urnen-Zeit, während die Gräber der jüngeren Bronzezeitstufen mehr abseits lagen.

Die Funde des Brieskower Grabfeldes sind in alle Winde verstreut, was ganz besonders wegen der schönen Görig II-Gräber zu bedauern ist. Diese stehen im Staatsmuseum für Vorgeschichte und im Landesdirektorium in Berlin, wie auch in den Museen Münchenberg und Frankfurt a. d. O. Um die Ausgrabung hat Herr Ingenieur Tetens (Brieskow, Bergmannsiedelung) große Verdienste. Den größten Teil der Gräber hat er selbst untersucht, von allen aber den Gesamtplan und sehr zuverlässige Zeichnungen gefertigt. Man darf wohl annehmen, daß das Berliner Staatsmuseum eine Veröffentlichung dieses Graberfeldes in die Wege leiten wird.

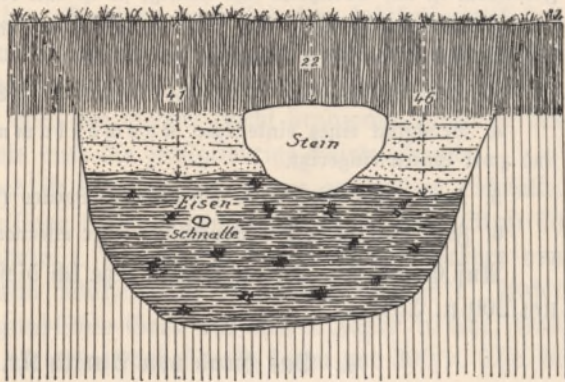


Abb. 2. Brandgrubengrab 43 von Brieskow Kr. Zebus. ¹/₂₀

Zwischen den Görig II-Gräbern lagen auch zwei in der Form gleiche Brandgrubengräber, die als burgundisch angesprochen werden müssen. Beide waren durch je einen großen, flachen Deckstein gekennzeichnet. Nur unser Grab 43, von dem mir Dr. Hutloff eine Profilskizze des Ausgräbers, Ingenieur Tetens, übermittelte (Abb. 2), führte als Beigabe eine sehr beschädigte einfache, eiserne Schnalle, anscheinend schwach ovaler Form, die man dem 2. Jahrh. n. Chr. zuweisen möchte. Sie lag in einer dunklen, mit Brandspuren und verstreuten Leichenbrandresten durchsetzten Erdschicht. Dies Grab möchte ich als Männergrab ansprechen. Grab 42 war ohne Beigaben.

Es folgen nun Zufallsfunde bei Erdarbeiten, von denen aber erfreulicherweise gesicherte Fundnachrichten vorliegen, jedenfalls für die Gräber von Clieftow und Aurith.

3. Das Grab von Clieftow Kr. Zebus

Auf der Höhe über der burgundischen Siedelung bei Voigts Kalksandsteinfabrik in Clieftow, hart an der Frankfurter Stadtgrenze¹¹⁾, wurde an einer

¹⁰⁾ E. Mannus XXII S. 209 ff.

¹¹⁾ Vgl. Mannus XXIV S. 199 ff.

Abraumstelle für Sandgewinnung, 20 Meter südlich des höchsten Punktes des die Siedelung nach Westen hoch überragenden Sandberges, von dem für Funde sehr interessierten Fabrikbesitzer Voigt eine Ansammlung von Knochen entdeckt. In diesen Knochen, die mit keinen Resten vom Scheiterhaufen vermischt waren und — wahrscheinlich durch Regen an der Steilkante tiefer gerutscht — 2 Meter unter der Oberfläche lagen, wurden von Herrn Voigt folgende Beigaben geborgen:

1. Eiserne F i b e l (Taf. XLIV 6), am ähnlichsten der Fibel Almgren, Taf. V 117. Diese Fibelform ist auf Bornholm sehr häufig; sie ist von Norwegen dorthin gewandert.

2. Bronzene F i b e l (Taf. XLIV 7) mit hohem Nadelhalter; die Nolle besteht aus Eisen. Am ähnlichsten der Fibel Almgren, Taf. IX 194.

3. Eisernes M e s s e r (Taf. XLIV 5) mit ausgebuchteter Griffangel.

4. Bruchstück eines einteiligen K n o c h e n k a m m e s (Taf. XLIV 9). Über den Zähnen sind zwei Linien eingeritzt.

5. Kopf eines eisernen S c h n a l l e n - Dornes (Taf. XLIV 8).

6. Zwei stark verrostete Bruchstücke einer eisernen N a d e l, nicht abgebildet.

Auf Grund der beiden Fibeln setze ich dieses burgundische Grab in die Zeit um 200 n. Chr.

4. Das Grab von Aurith Kr. West-Sternberg

Bei Aushebung des Grundes für das Haus des Eigentümers Schulz, Feldstraße 15, stießen im September 1931 die Arbeiter, bei dem etwas tieferen Ausschachten für den Schornstein, in 1,20 m Tiefe auf das Grab; nach ihrer Angabe lag alles „starkknochiger, sauberer Leichenbrand, Beigaben, auch die zwei Gefäße und Scherben zusammen in einem Ballen“, ein Beweis dafür, daß der ganze Grabinhalt in irgendeiner Umhüllung niedergelegt worden war. An anderen Stellen wurden beim Ausschachten deselben Hausgrundes 0,5 m tief ein „Steinbeil mit Loch“ und ein „Steinring von etwa 4 cm Durchmesser, mit Loch von etwa 1 cm“ (anscheinend ein Spinnwirtel) gefunden. Beide Stücke sind verschollen.

Die Funde vom Grabe gelangten, ohne daß mir als Bezirkspfleger Meldung erstattet wurde, in das Kreismuseum Reppen, wo ich sie bei einem Besuche vorfand, und wo sie, jetzt gut konserviert, dauernd verbleiben.

Der Fund (Taf. XLV) enthält: aus Eisen: einen Schlüssel mit Ring (XLV 1), eine Schere (XLV 2), zwei Messer (XLV 3—4), einen Feuerstahl (XLV 5), einen Pfriemen (XLV 6), einen Eimerhenkel mit Aufhängeösen in zwei Teilen (XLV 7a—b).

Aus Bronze bestehen: Kleine zweiteilige unvollständige Schnalle (XLV 9) und zwei handförmige Bruchstücke (XLV 8 u. 23).

Aus Knochen: Bruchstück eines Kammes mit Bronzeniet (XLV 10).

Aus Ton: zwei gedrungene doppelkonische Spinnwirtel (XLV 11—12), fünf Scherben (XLV 14—18) und zwei Gefäße (XLV 19—20).

Die beiden Scherben XLV 22 u. 24 sind dieselben wie die auf Taf. XLV 14-15 wiedergegebenen.

Taf. LXV 13 u. 21 zeigen dieselbe Erdausfüllung eines Schneckengehäuses, das wohl nur zufällig in das Grab geraten ist.

Nach den Beigaben handelt es sich um ein Frauengrab.

Für burgundische Herkunft des Grabes sprechen außer der Grabart die keramischen Beigaben, insbesondere die Scherben Taf. XLV 14 wegen der Leisten und Taf. XLV 15 wegen der Muster zwischen zwei Linien, eine bei den Burgunden sehr beliebte Verzierungsart¹²⁾, die allerdings auch bei den spätkaiserzeitlichen Wandalen auftritt¹³⁾. Dies Ornament zwischen Linien ist wohl eine Sproßform aus dem frühkaiserzeitlichen ostgermanischen Mäander oder Doppelmäander. Vielleicht spricht für burgundisch auch das eiserne (nicht bronzene) Material des Eimer-Henkels mit Beschlügen, wie auch die zweigliedrige Gürtelschnalle.

Zeitbestimmend für das Grab ist die kleine bronzene zweiteilige Schnalle. Nach Blume¹⁴⁾ treten diese zweiteiligen Schnallen im 3. Jahrh. n. Chr. (Stufe C) auf. Zweigliedrige Schnallen führen z. B. auch die burgundischen Gräber von Schertendorf Kr. Grünberg¹⁵⁾ und Wilhelmsau Kr. Niederbarnim¹⁶⁾. Unser Grab von Aurith ist also ein burgundisches Grab aus dem 3. Jahrh. n. Chr. Von den Schertendorfer Gräbern sagt Petersen, daß sie alle kaum vor 300 n. Chr. in die Erde gelegt sein können.

5. Das Grab von Golzow Kr. Lebus

In Gözges immer noch unentbehrlichem Inventar-Werk „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“ steht unter Golzow mit der Zeitangabe R? = kaiserzeitlich?: „Große tiefe Schüssel mit schmalem Rand. Doppeltonischer Tonwirtel (Frankfurt a. O., Museum-Lienauhaus)“. Hier ist Göze augenscheinlich von seinem Frankfurter Gewährsmann bei Sammlung seiner Materialien ungenügend unterrichtet worden. Zu diesem Funde gehört nämlich nach der alten Bezeichnung¹⁷⁾ außer der Schüssel (Taf. XLVI 4) noch ein großer Topf (Taf. XLVI 2), dessen Wandung unterhalb der Schulter dicht mit Dellen besetzt ist. Auch die auffällig unsaubere Behandlung der schwarzbraunen

¹²⁾ Vgl. z. B. Bussé, Wilhelmsau, Mannus V, die Scherben von Grab 59 auf Taf. VII und von den Gräbern 62 und 64 auf Taf. VIII, sowie M. M. Lienau, Mannus XXIV S. 209 Abb. 1.

¹³⁾ Vgl. z. B. Ehrenberg-Langenau in DS., Prähist. Zeitschr. X Taf. XIII 6—8.

¹⁴⁾ Blume a. a. O. S. 49—53 und Taf. V 50, 51 und 53 a.

¹⁵⁾ Petersen, Die Burgunden in Schlesien, Volk und Rasse, 1932, S. 92 Abb. 3.

¹⁶⁾ Bussé, Zeitschrift für Ethnologie 1905, Grab 4 Abb. auf S. 573 und Mannus V Grab 63 auf Taf. VIII.

¹⁷⁾ Die alte Bezeichnung lautet: Golzow, Historischer Verein, Geschenk Nr. 70 (Urne mit Leichenbrand und Spinnwirtel) und Geschenk Nr. 71 (Schüssel). Die Nummern des neuen Katalogs sind für die Schüssel (Abb. 7, 1 909) und für die Urne mit Spinnwirtel und Leichenbrand (Abb. 7, 2—3) 734/735. Dieser Abstand zwischen den neuen Katalog-Nummern erklärt sich dadurch, daß die Gefäße „im alten Magazin“ weit von einander standen.

Außenwände, die bei beiden Gefäßen in gleicher Weise auftritt, spricht für ihre Zusammengehörigkeit. Die Schüssel hat bei einer Höhe von 20 cm eine Mündung von 31 cm, der 27 cm hohe Topf dagegen besitzt nur eine Mündung von 19 cm. In dem Topf liegt Leichenbrand und ein hoher, schlanker, doppelförmiger Spinnwirtel von 4 cm Höhe mit abgeplatteten Polen (Taf. XLVI 3). Seine Form ist für die Burgunden typisch. Man vergleiche z. B. die ähnlich geformten Spinnwirtel aus den Gräbern 55 und 61 von Wilhelmsau¹⁸⁾. Schon Göze hat, obwohl dies ohne Kenntnis des Topfes sicher schwierig war, worauf sein Fragezeichen hinter der Zeitangabe hinweist, die Goltzower Schüssel als kaiserzeitlich angesprochen. Außer durch den Tonwirtel ist der Goltzower Fund, auf dessen Grabart (Urne mit Leichenbrand und Beigabe) ich später zurückkomme, ganz besonders durch die Dellenverzierung des Topfes als spätkaiserzeitlich anzusprechen. Diese Dellen sind augenscheinlich Nachahmungen kaiserzeitlicher Gläser mit Tiefschliff- (Kugelschliff-) Verzierungen. Solche Gläser kommen nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Robert Zahn-Berlin namentlich im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. vor und wurden wahrscheinlich in den Rheinlanden (Köln) hergestellt. Auch in der Sigillatakeramik wird dies Tiefschliffmuster nachgeahmt. Ähnliche, nur größere Dellen, zeigt z. B. ein burgundisches Gefäß von Reichersdorf¹⁹⁾. Nach diesen Vergleichen spreche ich das Goltzower Grab, das wegen des Spinnwirtels einer Frau zugehört, als ein burgundisches Grab des 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. an. Im 3. und 4. Jahrh. kommen ja für Gräber des Kreises Lebus nur Burgunden in Frage, abgesehen vielleicht von wenigen Skelettgräbern, wie z. B. dem wahrscheinlich rugischen oder lemanischen Grab in der Stadt Lebus²⁰⁾ und dem soeben (Ende März 1934) ebenfalls dort durch den Arbeitsdienst aufgedeckten Frauenskelett mit reichen Beigaben aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr., das gleichfalls kaum burgundisch sein kann.

Bei den vorgeführten fünf Gräbern sind drei Grabarten zu unterscheiden: Zu den echten Brandgrubengräbern gehört das Grab von Brieskow²¹⁾. Die drei Gräber von Lebus, Cliestow und Aurith haben das Gemeinsame, daß die Knochen ebenso wie die Beigaben aus dem Scheiterhaufen sorgfältig ausgelesen, also ohne jede schwarze Beimischung sind. Von dieser Grabgruppe hebt sich das Grab von Lebus dadurch heraus, daß bei ihm der gereinigte Knochenhaufen mit den Beigaben unmittelbar neben der Verbrennungsstätte liegt. Dies war der gleiche Fall bei dem Grabe im Frankfurter Stadion²²⁾. Hier war die Verbrennungsstätte wannenförmig, während die Lebufer flach ist. Auch von den fünf burgundischen Verbrennungsstätten in der Sandgrube auf den Ruinen in

¹⁸⁾ B u s s e, Mannus V Taf. VI.

¹⁹⁾ J e n t s c h, Niederlausitzer Mitteilungen IV S. 118 Abb. 76.

²⁰⁾ M. M. L i e n a u, Zeitschrift für Ethnologie 1927, S. 66 ff.

²¹⁾ Vgl. M. M. L i e n a u, Mannus XI—XII S. 1 ff., insbesondere S. 45—60.

²²⁾ Mannus XXII S. 228.

Frankfurt²³⁾ waren zwei ausgesprochen wannenförmig. In unmittelbarer Nähe dieser Verbrennungsstätten wurden keine Bestattungen gesichtet, wohl aber sind schon seit langen Jahren von dorthier ostgermanische spätkaiserzeitliche Urnen bekannt, die erst später — ohne Leichenbrandreste — in das Frankfurter Museum eingeliefert wurden. In den Verbrennungsstätten fanden sich nur wenige Scherben, von denen zwei sicher burgundische Herkunft verraten. Es wurden überdies in nächster Nähe der Stätten mehrere ganz typische burgundische Scherben gefunden. Des weiteren stieß man in den letzten Jahren in einem Kulturstreifen unweit der Verbrennungsstätten auf eine Menge burgundischer Scherben. Auf Grund aller dieser neuen Entdeckungen und Funde (wie auch der Einlieferung von ostgermanischen Urnen durch Verfu nach 1920) ist der ganze Fundplatz²⁴⁾ als spätkaiserzeitlich-burgundisch anzusprechen.

Die Gräber von Eljestow und Murieth unterscheiden sich von dem Lebusser Grabe lediglich dadurch, daß der Grabinhalt nicht unmittelbar bei der Verbrennungsstätte niedergelegt ist. Die in beiden Fällen sehr aufmerksamen Finder hätten sonst über eine nahe Brandstelle oder Steinsetzung berichtet.

Die dritte Grabart ist durch das Urnengrab von Golzow vertreten.

Schon Tischer²⁵⁾ unterscheidet: Urnengräber, die ihnen verwandten Knochenhäufchen (ohne jede schwarze Beimischung) und die (echten) Brandgrubengräber. Das sind die drei Grabarten, die auch ich hier feststellen konnte. Zu demselben Ergebnis kommt weiterhin Jentsch für das burgundische Gräberfeld von Sadersdorf Kr. Guben²⁶⁾. Er äußert sich auch eingehend über die „schwarzen Aschenhaufen zwischen den Gräbern“. Zu meiner kritischen Bemerkung²⁶⁾ gegen Weigel und Jentsch, betreffend diese schwarzen Aschenhaufen-Gruben, habe ich zu sagen, daß ich heute der Meinung bin, daß sich die mit O bezeichneten Opfergruben, jedenfalls in den Garther Hügeln 1, 6 und 45 (a. a. O. Taf. I) auch im Sinne von Weigel und Jentsch erklären lassen, nämlich als sorgfältig geborgene Reste des Scheiterhaufens. Über die hohe kultliche Bedeutung des Scheiterhaufens habe ich mich früher geäußert²⁷⁾ und halte auch heut noch an dem fest: Kein „Herumfegen“ oder „Herumscharren“ darin, sondern ein sorgfältiges Auflesen von Knochen und Beigaben mit oder ohne Zutat von Scheiterhaufen-Resten, die des öfteren auch in besonderen Gruben und zwar in „leichteren Behältern“, wie Jentsch annimmt, geborgen wurden.

Wurden die Scheiterhaufen-Reste nicht von den Verbrennungsstätten entfernt, so wurden diese — der hohen kultlichen Bedeutung des Scheiterhaufens entsprechend — sicherlich sorgfältig abgedeckt, und sei es auch nur durch eine Erd-

²³⁾ Mannus XXIV S. 205, 206 und 210, dazu S. 209 Abb. 2, 8, 9 und 11.

²⁴⁾ Über einen Teil dieser Funde berichtet schon Ötze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Stadt Frankfurt a. O., Berlin 1920, auf S. 5 und 6.

²⁵⁾ Tischer, Ostpreussische Gräberfelder S. 258 f. (Dietrichswalde).

²⁶⁾ Vgl. Mannus XI—XII S. 57, S. 63 Anmerk. 1 und S. 65.

²⁷⁾ Mannus XI—XII S. 90 f.

schüttung. Einen schönen Beweis dafür bringen die von mir untersuchten fünf Verbrennungsstätten „auf den Ruhnen“, von denen schon mehrfach die Rede war. Sämtliche fünf Stätten waren mit Steinlagen (zweimal mit doppelten) abgedeckt, unter welchen die Holzreste lagen. Bei drei Stätten stand etwas abseits ein kleiner ragender Stein. An und unter einem derselben lagen Zähne und Knochen eines jungen Pferdes (also ein Opfer) und von diesem Stein führten zwei Steinlinien²⁸⁾ zu Stätte 3 und Stätte 6. Hier bestand also eine „Pietas“ zwischen diesen zwei Stätten, die beide an dem Opfer teilnehmen sollten.

Wenn nun Jentsch zu den Sadersdorfer Brandgruben der römischen Kaiserzeit bemerkt: „Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind“, so sagt er damit, daß in Sadersdorf die Grabart mit ausgelesenen Knochen gegenüber den echten Brandgruben, die überwiegende ist. Bekanntlich führt Sadersdorf auch die dritte Grabart: Urnengräber, die aber dort nicht so häufig sind wie die beiden Arten der Brandgrubengräber. Durchaus zutreffend bemerkt Jentsch dazu: „Die Durchmischung von echten und unechten Brandgrubengräbern und Urnengräbern wird begreiflicher, wenn man annimmt, daß auch in den Brandgrubengräbern, die in der Regel auf der Sohle mit einigen Steinen umstellt waren, ein Behälter, der inzwischen vergangen ist — ein Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch —, verwendet wurde“. Urnengräber und unechte Brandgruben unterscheiden sich also lediglich durch eine Außerlichkeit, nämlich durch die Verschiedenheit des das Grabinventar umhüllenden Materials.

Wenn wir das bedenken, so wird es verständlich, daß auch in anderen burgundischen Gebieten gelegentlich Urnengräber auftreten können, wie vorstehend in Golzow Kr. Lebus — entsprechend den am meisten bekannten Urnengräbern von Sadersdorf und Reichersdorf Kr. Guben. Die Kreise Guben und Lebus sind ja Nachbarn.



Den Grabfunden seien noch folgende burgundische Einzelfunde angeschlossen:

Abb. 3. Lebus,
Einzelfund. Etwa $\frac{2}{3}$

1. Spinnwirtel (Abb. 3). Fundstelle: Stadt Lebus, Hindenburgstraße im Garten des Lehrers Jeppner, unweit des oben beschriebenen burgundischen Brandgrubengrabes. Der Wirtel ist 3 cm hoch, mit umlaufendem Mittelwulst. Er zeigt auf seiner oberen Hälfte zwischen zwei Linien mondichelförmige Einkerbungen, auf seinem Unterteil eine, von glatten Flächen

²⁸⁾ Zu diesen Steinlinien gibt es Parallelen, allerdings auf westgermanischem Gebiete und aus anderer Zeit, aber auch hier wird der Sinn derselbe sein: Hinweis auf eine „Pietas“ von Grab zu Grab, da es sich um Vorkommnisse auf Urnensfeldern handelt. 1. Bei den Urnengräbern mit Steinsetzung bei Eichstedt Kr. Stendal (Göke, „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898, Heft 2“). 2. Auf dem Urnensfelde von Einsdahl bei Blankenese, frühheisenzeitlich (Walter Hansen, Aus der Vorzeit von Hamburg und Umgebung S. 170).

unterbrochene, umlaufende Verzierung mit drei parallelen Linien. Er ähnelt in der Form und Größe sehr dem gleichfalls einen Mittelwulst aufzeigenden Spinnwirtel von Wilhelmsau (Basse, Mannus V auf Taf. VIII, Grab 65).

2. *Bronzefibel* (Abb. 4). Fundstelle: im Wolfswinkel (Aderstüdt-Name) bei dem Gasthaus Steinfahrt bei Reppen Kr. West-Sternberg. Die Fibel stammt, was ich vor 32 Jahren noch nachträglich feststellen konnte, von einer Siedlung. Der Gasthausbesitzer besaß noch andere Fundstücke, die er verschenkt hat. Ich sah noch eine graue, scharf gebrannte Tonperle mit flüchtig aufgetragenem rotem Zickzackband. Ich spreche die Fibel, die um 200 n. Chr. anzusehen ist, als burgundisch an. Sie gehört einem späten Typ der Fibern mit zweilappiger Rollenkappe an. (Vgl. Umgren Taf. II 41 und Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen IV Taf. II 2 Sadersdorf.)



Abb. 4. Reppen. ²/₃

Eine ältere Form der Fibel mit zweilappiger Rollenkappe ist in einem Brandgruben-grabe innerhalb der burgundischen Siedelung im Stadion von Frankfurt a. O. gefunden worden. Sie gleicht fast genau der Form Umgren Taf. II 38. (Vgl. M. M. Lienau, Mannus XXII S. 224 ff. und Taf. II 11 und VI 12.)

Eine gleiche gut erhaltene Fibel befindet sich im Museum zu Drossen, gefunden am Fuße des Heidenberges bei Drossen Kr. West-Sternberg; wahrscheinlich liegt dort eine Siedelung. Die Fibern vom Frankfurter Stadion und Drossen gehören einem Typ an, der bis um die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. gelebt hat. Im Museum zu Reppen Kr. West-Sternberg liegt außer dem oben besprochenen Grabfund von Aurith kein weiterer burgundischer Fund und im Museum zu Zielenzig Kr. Ost-Sternberg als Einzelfund nur eine burgundische Lanzenspitze aus Burschen Kr. Ost-Sternberg vom Acker des Gasthofbesizers Leibner.

3. Gefäß von Runersdorf (Taf. XLVI 1). Etwa 800 Meter „östlich der burgundischen Siedelung im Stadion von Frankfurt a. O.“ auf einer Anhöhe, die heut mit kleinen Kiefern aufgeforschet ist, bei Sehen einer Bank am Rande dieses Wäldchens, auf Runersdorfer Gebiet nahe dem Gasthause Waldfrieden, ohne Inhalt gefunden. Das schwarze Gefäß mit der Rollrädchenverzierung hat zwar gewisse Ähnlichkeit mit dem Rollstempel-Gefäß aus dem Stadion (Germania 1927, S. 15/17 mit Abb. und Mannus XXII S. 225 Abb. 3), das einen Beweis dafür bildet, daß die Burgunden, jedenfalls in Volksresten, noch bis in das 4. Jahrhundert hier bei uns im Osten gesiedelt haben. Das Runersdorfer Gefäß gehört aber zu den jüngsten Stücken der Rädchenmāanderurnen, die gerade im Odergebiet häufig das ostgermanische Doppelmāandermuster mit Hakenkreuz aufweisen.

4. Ins Frankfurter Museum gelangten folgende burgundische Fundstücke: 1. Ein halber Spinnwirtel, etwas gedrungener als Taf. XLVI 3. Von einem Brandgrubengrabe in Schwetig Kr. West-Sternberg. Älterer Fund, durch Versu eingeliefert; 2. eine rechteckige, eiserne Sch nalle, mit burgundischen Scherben eingeliefert von der burgundischen Siedelung in der neuen Frankfurter städtischen Gärtnerei in R u h n e n (Mannus XXIV S. 200). Diese Schnallenform gehört der Zeit um 200 n. Chr. an (Blume, Mannusbibliothek VIII Taf. IV); 3. zwei verzierte Scherben, der eine mit kurzen eingetieften Strichen zwischen zwei Linien, den Rahmen-Linien parallel laufend. Aufgesammelt vom Verfasser auf dem Burgwall (Schloßberg) bei L i m m r i g Kr. Ost-Sternberg, auf dem auch viele slawische Scherben liegen.

In Privatbesitz befinden sich: ein bronzenener A r m r i n g mit Keulenenden, ähnlich den drei Ringen vom Cottbusser Goldfund (1934), 4. Jahrh. n. Chr. Standort: „Schloß von Waldow-Reichenstein“ in K ö n i g s w a l d e Kr. Ost-Sternberg. Der Ring soll vor langer Zeit innerhalb der „Wald-Herrschaft von Waldow-Reichenstein“ gefunden sein.

Ein Gesamtfund sogenannter Aduatuker-Münzen aus Köln

Von Fritz Fremersdorf-Köln

Mit 15 Abbildungen

Bei der Durchsicht von Kleinfunden im Magazin der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums stieß ich 1923 auf eine kleine Schachtel, auf der folgender Vermerk stand: „Merowingische Münzen, angeblich beim Neubau des Hotels Ernst 1909 gefunden.“ Sie enthielt 31 kleine Kupfermünzen. Wenn ihre Erhaltung auch nicht günstig war, so erkannte ich doch sofort, daß es sich keineswegs um Münzen der nachrömischen Zeit handelte. Ich erinnerte mich, als Gymnasiast gleiche Stücke in Mainz gesehen zu haben, die dort im Bereiche der frühen Legionslager auf der Höhe über der Stadt gefunden worden waren. Es waren einheimische Prägungen aus dem letzten Jahrhundert v. Chr., die man den Aduatukern zuzuschreiben pflegt. Dieser dem Namen nach keltische¹⁾ Volksstamm, der von Cäsar²⁾ als Abkömmlinge der Kimbern und Teutonen bezeichnet wurde, saß zwischen Maas und Rhein, im späteren Lande der Abier. So nimmt es denn nicht wunder, daß man diesen Münzen vor allem im östlichen Belgien begegnet: „Massenweise sind sie in der Gegend von Namur, Brüssel und namentlich Tongern gefunden worden“³⁾. Aber auch im Rheinland sind sie oft genug zu belegen und kommen hier vor allem in den frühen militärischen Anlagen vor. Zwar fehlen sie — wie mir Prof. Hegling-Berlin mitteilte — im Lager von Oberaden⁴⁾ bei Dortmund, das etwa bis 10 v. Chr. in Benutzung gewesen ist. Um so häufiger kommen sie aber im Halturner Lager und auf dem Gelände der Selschen Ziegelei bei Neuß vor. Jenes war bis spätestens 16 n. Chr. in Benutzung, der Großteil der Funde von der Selschen Ziegelei gehört etwa in dieselbe Zeit⁵⁾. Wichtig ist sodann die Tatsache, daß sie im Erdlager von Hofheim im Taunus, das zwischen 40 und 51 n. Chr. in Betrieb war, nicht mehr vertreten sind. Am Rhein war das Vorkommen dieser Münzen also auf die Jahrzehnte um Christi Geburt beschränkt. Schon Strab⁶⁾ und nach ihm Forrer⁷⁾ wiesen darauf hin, daß sie wohl im Kurs waren, bis Augustus die Reichskupfermünzen einführte. Sie wären darnach als staatlich anerkanntes oder mindestens geduldetes Geld kursiert, was uns nicht wunder nimmt, zumal

1) Solder, *Altkeltscher Sprachschatz* 1925 S. 48.

2) *De Bello Gallico* II, 29.

3) *Bonner Jahrbücher* 101, 1897, S. 100.

4) Die Veröffentlichung der Funde, die seit Jahren angekündigt ist, liegt leider noch immer nicht vor.

5) *Bonner Jahrbücher* 111, 1904, S. 424.

6) *Bonner Jahrbücher* 111, 1904, S. 426.

7) *Mainzer Zeitschrift* VII, 1912, S. 109.

der Staat in der Frühzeit des 1. Jahrhunderts n. Chr. oft genug sogar seinen Gegenstempel auf einheimische Nachahmungen der römischen Aße setzte und sie damit anerkannte, oder auch halbierte Münzen an seinen Kassen nicht zurückwies⁸⁾.

Im Rheinland sind Aduatucker-Münzen an folgenden Stellen zutage gekommen:

1. Kantén, im Museum daselbst, ein Stück. Paul Steiner, Kantén, Kataloge west- und süddeutscher Altertumsammlungen I, Frankfurt a. M. 1911 S. 83 unter „Gallische Münzen“ Nr. 3. — Sonstige gallische Münzen von dort 3 Stück.

2. Haltern i. W. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen II, 1901 S. 114 (einige Stücke); III, 1903 S. 57, 38 (ein Stück); IV, 1905 S. 87, 19 (ein Stück); V 1909 S. 331 (24 Stück); VI, 1912 S. 105 (43 Stück). Sonstige gallische Münzen zusammen etwa 50 Stück.

3. Asberg bei Mörs am Niederrhein. Vgl. Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 100 Anm. 2.

4. Selsche Ziegelei bei Neuß. 85 Stück. Straß, Der Münzfund auf den Selschen Ziegeleien bei Neuß, Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 452; Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 11, 5. Sonstige gallische Münzen (u. a. der Mediomatriker, Leuker, Beliocasser, Remer und Treverer) zusammen 18 Stück.

5. Neuß, Legionslager, zwei Stück; Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 254. Sonstige gallische Münzen 3 Stück.

6. Köln. Gesamtfund, vgl. unten.

7. Köln. Vor vielen Jahrzehnten bei der Straßenanlage an Stelle der alten Gasfabrik in der Spießergasse gefunden, und zwar in einem Grabe, zusammen mit Terra Nigra-Gefäßen. Leider ist diese Münze mit samt dem übrigen Grabinhalte heute verschollen. — Von derselben Stelle sind Gräber der einheimischen Bevölkerung aus der frühesten Kaiserzeit bekannt geworden. Prähist. Zeitschr. XVIII, 1927 S. 259 ff.

8. Pommern a. d. Mosel, in einer römischen Tempelanlage. 53 Stück, darunter drei mit der Inschrift AVAVCIA. Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 100. Daselbst kamen auch keltische Münzen, u. a. der Leuker, Senonen, Catalauni, Treverer u. a. zutage.

9. Möhn bei Bitburg i. d. Eifel, in einer römischen Tempelanlage. 6 Stück. Auch hier fanden sich Münzen verschiedener keltischer Völkerschaften. F. Hettner, Drei Tempelbezirke im Treverer Lande. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Gesellschaft für nützliche Forschungen, Trier 1901 S. 19.

10. Mainz-Kastel, am Wiesbadener Tor. Ein Stück. Privatbesitz.

11. Mainz, Legionslager (Gebiet des städtischen Krankenhauses), 7 Stück. Mainzer Zeitschrift VII, 1912 S. 109 Abb. 21, 5 u. 6; VIII/IX S. 65; XII/XIII S. 24. Keine sonstigen gallischen Münzen.

12. Mainz-Weisenau, 3 Stück; Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes (Germanische Denkmäler der Frühzeit I) 1923 S. 57 Abb. 54, 1—6. Sonstige gallische Münzen 3 Stück.

13. Mainz (?). Ehemals Sammlung Körber = Mainz (jetzt Römisch = Germanisches Zentral-Museum), 4 Stück; Städt. Münzkabinett Mainz 2 Stück; beide Gruppen ohne nähere Herkunftsangaben.

14. Aus der Gegend von Frankfurt a. M. wird Bonner Jahrbücher 68, 1880, S. 153 ein Stück erwähnt.

15. Auch im Tempel auf dem Gr. St. Bernhard sind verschiedene Stücke mit der Inschrift AVAVCIA gefunden worden. Holder, Mitteltischer Sprachschatz 1925 S. 307.

⁸⁾ Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 426.

Wie ist nun dieses mehrfach gehäufte Vorkommen von Aduatucker-Münzen im Rheinlande zu erklären? Bei den Funden 10, 13 und 14 ist der Zusammenhang nicht bekannt. Bei Nr. 8, 9 und 15 handelt es sich um Wallfahrtsorte, die für unsere Betrachtung ausscheiden müssen, weil an solchen Stellen Leute aus den verschiedensten Gegenden zusammenzukommen pflegen, das Geld ihrer Heimat mitbringen und opfern. Nr. 7 stammt aus einem Grabfunde, dessen genaueres Inventar heute nicht mehr festzustellen ist. Alle übrigen aber, nämlich die Funde von Xanten, Haltern, Asberg, Grimmlinghausen-Neuß, Mainz und Weisenau stammen von solchen Stellen, die uns als militärische Stützpunkte der frühen Kaiserzeit bekannt sind. Ich möchte deshalb glauben, daß wir an ihnen zeitweilig belgische Hilfsvölker oder Milizen annehmen müssen. Neben dem Vorkommen der Aduatucker-Münzen spricht dafür die Tatsache, daß an diesen Orten belgische Keramik stark vertreten ist. Ihr gehäuftes Vorkommen in gewissen Teilen des Halterner Lagers hat man deshalb schon längst dahin gedeutet⁹⁾, daß die Besatzung dieser Lagerteile aus der Provincia Belgica stammte. In Mainz-Weisenau sind sogar Töpfereien für belgische Keramik gefunden worden¹⁰⁾. Und auch in Köln liegen Anzeichen dafür vor, daß in der Gegend zwischen Bahnhof und Dom u. a. auch belgische Gefäße getöpft worden sind¹¹⁾. Das ist aber die unmittelbare Umgebung der Fundstelle unseres kleinen Schatzfundes.

Er besteht — wie schon gesagt — aus 31 kleinen Geldstücken, die mit einer einzigen Ausnahme aus Kupfer bestehen; eines weist ein auffallend gelbes Metall auf. Die Erhaltung läßt sehr zu wünschen übrig, die meisten Stücke waren vor der Reinigung stark verkrustet, dazu auch die Schrötlinge sehr unregelmäßig. Aber auch jetzt nach erfolgter Reinigung ist bei 17 Stücken nicht mehr viel zu erkennen und nur soviel sicher, daß alle Stücke vom gleichen Typus sind: Vorderseite mit springendem Pferd, Rückseite mit Vierbein (Quadrupedum) zwischen kleinen Kreisen. Von den 14 gezeichneten und hier in Abbildung vorgelegten Stücken zeigen 10 das Pferd nach links, nur vier nach rechts. Die Art seiner Wiedergabe wechselt sehr stark, oft ist es ein recht hölzernes Gebilde, dessen Leib aus zwei kreisförmigen Scheiben gebildet ist, die auf Stangen zu ruhen scheinen.

Die Münzen sind 1909 beim Bau des Hotels Ernst gefunden worden, des jetzigen Hotels Excelsior, dessen Gebäude zwischen Bahnhof und Dom liegen, oder genauer gesagt, zwischen Bahnhof-Vorplatz, Bahnhofstraße, Marzellenstraße und Frankgasse. Das ist unmittelbar vor der Nordmauer der römischen Kolonie, in allernächster Nähe und nur wenig östlich der vom Nordtor der Römerstadt ausgehenden Fernstraße nach Neuß. Nun hat die planmäßige Über-

⁹⁾ Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen V, S. 260 Anm. 1.

¹⁰⁾ Mainzer Zeitschrift VI, 1911, S. 142.

¹¹⁾ Germania XII, 1928, S. 200 Nr. 4.

wachung des Kölner Bodens im letzten Jahrzehnt mit Sicherheit ergeben, daß die Colonia Claudia Ara Agrippinensium des Jahres 50 n. Chr. nicht aus dem bei Tacitus¹²⁾ für das Jahr 14 n. Chr. in Köln bezeugten Zweilegionenlager entstanden ist — wie man bisher annahm —, sondern daß sie aus dem Oppidum Ubiorum herausgewachsen¹³⁾ ist, der Ubierstadt, die Agrippa den von dem rechten auf das linke Rheinufer verpflanzten Ubiern gebaut hatte. Das war — wie wir heute mit Sicherheit sagen können — eine Anlage mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen¹³⁾, nach dem bekannten Schema der hellenistischen Zeit. In dieser augusteischen Ubierstadt war die N.-S.-Verbindung Neuß-

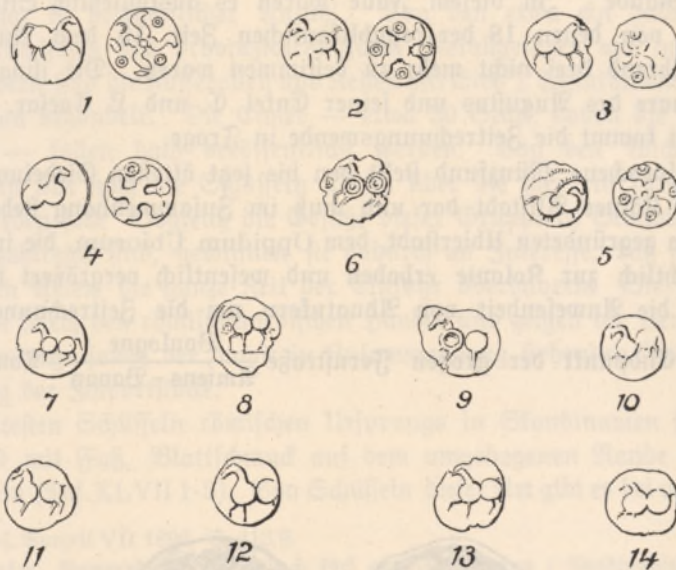


Abb. 1–14. Aduatufer-Münzen aus dem Fund vom Domhügel in Köln. $\frac{2}{3}$

Köln-Bonn im Zuge der heutigen Hohestraße schon vorhanden. Der in nächster Nähe befindliche Domhügel hat spätestens von der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. ab als Sitz bedeutender Heiligtümer¹⁴⁾ — u. a. des Mercurius Augustus — eine große Rolle gespielt. Und in der Gegend zwischen Dom und Bahnhof befanden sich große Töpfereien, von denen im Jahre 1928 Reste von 7 Töpferöfen festgestellt werden konnten. Wie schon oben gesagt, liegen Anzeichen dafür vor, daß hier u. a. belgische Gefäße gemacht wurden. Unser Münzfund stammt also nicht von einer militärisch wichtigen Stelle, nicht aus

¹²⁾ Annales I 39–44.

¹³⁾ An anderer Stelle gedenke ich ausführlicher auf diese Zusammenhänge einzugehen.

¹⁴⁾ Vgl. Bonner Jahrbücher 133, 1928, S. 213 ff.

dem Bereiche des Zweilegionenlagers, sondern ist unmittelbar vor der Nordfront der Ubierstadt gefunden worden. Die Erhaltung der Münzen sowie der Umstand, daß es sich nur um Kupfergeld handelt, sprechen dafür, daß sie frei in der Erde gelegen haben; mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß wir den Inhalt einer Geldbörse vor uns haben, die an verkehrsreicher Stelle verlorengegangen ist.

An derselben Stelle — nur weiter südlich — ist vor Jahren ein anderer wichtiger Münzfund¹⁵⁾ der frühesten Kaiserzeit gefunden worden. Er kam 1912 beim Neubau des Warenhauses Tieß an der Hohestraße zutage, und zwar „in einem römischen Kochtopf der bekannten frühkaiserzeitlichen Form mit einbiegendem Rande“. In diesem Falle waren es ausschließlich Silbermünzen, 36 Denare, von denen 18 der republikanischen Zeit, 15 dem Augustus angehören, während drei nicht mehr zu bestimmen waren. Die jüngsten Stücke sind 12 Denare des Augustus und seiner Enkel C. und L. Caesar. Als Begrabungszeit kommt die Zeitrechnungswende in Frage.

Der besprochene Münzfund stellt den bis jetzt ältesten Siedlungsrest vom Gebiete der Kölner Altstadt dar und muß im Zusammenhang stehen mit der von Agrippa gegründeten Ubierstadt, dem Oppidum Ubiorum, die im Jahre 50 n. Chr. rechtlich zur Kolonie erhoben und wesentlich vergrößert wurde. Er spricht für die Anwesenheit von Abuatukern um die Zeitrechnungswende in Köln, das Endpunkt der großen Fernstraße Boulogne — Amiens-Bavay — Tongern-Köln war.



Abb. 15. Keltische Silbermünze aus Königshain Kr. Görlitz. $\frac{1}{2}$
Nach Jahn, Die Kelten in Schlefien Taf. XII 1

¹⁵⁾ Sagen, Germania VIII, 1924, S. 85 ff.

Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerowingischen Zeit nach Skandinavien

Ein Beitrag zur Geschichte des römisch-germanischen Handels

Von Gunnar Ekholm-Uppsala

Mit Tafel XLVII—IL und 3 Abbildungen

Mit seiner ausführlichen und gründlichen Behandlung des schönen Wichulla-Fundes¹⁾ legte Hans Seger auch zum Studium der römischen Ausfuhr nach Nordeuropa einen Grundstein. Zu den römischen Gefäßen des genannten Fundes finden sich auf skandinavischem Boden Gegenstücke, zu den Schöpfgefäßen sogar in beträchtlicher Anzahl. Von den etwa ein halbes Tausend zählenden römischen und provinzialrömischen Metallgefäßen aus den skandinavischen Ländern sind die Kasserollen und Kellen mit Sieb²⁾, Weinkannen und Silbergefäße³⁾ schon behandelt. Die Eimer — etwa 30 Stück, davon die meisten aus Dänemark — sollen bald veröffentlicht werden. Von den Wichulla-Typen bleiben dann nur noch die Schüsseln übrig, über die hier ein kurzer Überblick gegeben werden soll. Obgleich die Gefäße dieser Gruppe in Skandinavien nicht besonders zahlreich sind, gewinnen sie dadurch an Interesse, daß sie mit ihren verschiedenen Arten die ganze Zeit der Einfuhr überdauern. Sie geben einen Längsschnitt durch den römisch-nordischen Handel und zeigen die Veränderungen der Verkehrswege sowie der damit in Zusammenhang stehenden skandinavischen Verbreitung der Importstücke.

Die ältesten Schüsseln römischen Ursprungs in Skandinavien sind die wie Müller 189 mit Fuß, Blattschmuck auf dem umgebogenen Rande und beweglichen Henkeln (Taf. XLVII 1-2). Von Schüsseln dieser Art gibt es bei uns 7 Stück⁴⁾.

¹⁾ Schles. Vorzeit VII 1899, S. 413 ff.

²⁾ Ekholm, Romerska vinskopor och kärl av hemmoortyp i skandinaviska länd. Mit Zusammenfassung und Fundverzeichnis in deutscher Sprache. Upplands fornminnesförenings tidskrift, S. 45: Bilaga 2, 1934. Auch als Sonderdruck bei Wahlström & Widstrand in Stockholm erhältlich.

³⁾ Ekholm, Om romarnes handel på Nordeuropa. Fornvännen 1934.

Mit Rücksicht auf den Charakter dieses Artikels als einer vorläufigen Mitteilung sind die Fundnotizen stark abgekürzt. Die Fundziffern weisen auf die Karte Abb. 2 hin. Erklärung der Abkürzungen: K = Nationalmuseet Kopenhagen; O = Universitetets Oldsaksamling Oslo; S = Statens Historiska Museum Stockholm; Aarb. = Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie Kopenhagen; Ab. = Foreningen til norske fortidsminders bevaring, Aarsberetning. Oslo; N. F. = Nordiske Fortidsminder Kopenhagen.

⁴⁾ Fund 1. Hammerum. K. 2815. N. F. II S. 38. — 2. Stilling. K. 21359. N. F. II S. 38. — 3. Bjørsted. K. 9370. N. F. II S. 38. — 4. Balisev. K. 10893. Annales f. nord. Oldkynd. 1849, S. 399. — 5. Wahrscheinlich Jünen. Jyns Stiftsmus. 2101. — 6. Stangerup. K. 4396. N. F. II S. 38. — 7. Sojvide. S. 4539 A. Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands S. 10 Taf. VII 103. — Unter die Schüsseln Müller 189 ist hier nicht das Stück von Langaa auf Jünen aufgenommen: Sehested, Fortidsminder . . . fra Egnen af Broholm, Kopenhagen 1878, Taf. XXXVIa. Eine nähere Prüfung zeigt, daß es sich hier um die Reste eines Stamnos vom Weißkirchener Typ handelt. (Verfasser in: Jyns fornminnesförenings tidskrift XL 1934).

Mit Ausnahme von Nr. 5 stammen sie sämtlich aus sicheren Grabfunden, deren übrige Beigaben im allgemeinen für eine Datierung ins 1. Jahrhundert n. Chr. sprechen. Eine chronologische Sonderstellung nimmt nur der gotländische Sojvide-Fund (Taf. XLVII 1-2) ein, da die Beigaben hier auf das Ende der Latènezeit hindeuten. Die Einwendungen Müllers gegen diese chronologische Folgerung beantwortet Almgren⁵⁾ unter Hinweis auf festländische Funde und auf den abweichenden, älteren Typus der Henkelattachen, welche nicht die angegossenen Palmetten der übrigen Schüsseln (Taf. II 2) aufweisen. Zur Zeitstellung dieser Schüssel verdient es übrigens bemerkt zu werden, daß diese Form in Pompeji nur vereinzelt auftritt und auch nur in nachlässiger Ausführung und mit verkümmerten Palmetten. Dieses deutet an, daß die Blütezeit der fraglichen Gefäßgattung früher ist als Pompeji. Die für Pompeji typische Schüssel ist dagegen die unten behandelte Form Müller 190, die in Pompeji etwa 30 mal vorkommt.

In fünf dänischen und einem norwegischen Stück liegt die Schüsselform Müller 190 vor — mit profilierten, festen Henkeln, deren Attachen in Tierköpfe auslaufen (Taf. XLVII 3) —, ein Typus, der aus Pompeji, Wichulla, Lübsow und durch andere Funde wohlbekannt ist⁶⁾. Sämtliche skandinavischen Stücke sind unvollständig und bei den Funden 12 und 41 fehlen sogar die Henkel. Lange Zeit hindurch war in Dänemark der Fund aus Nørrebroj (11) der einzige mit anderen Beigaben. Hierzu kommt der im Jahre 1932 bei Strøbeshave, Kirchspiel Aunslev auf Fünen gemachte Fund. Dieser gehört dem 2. Jahrh. an und bestätigt somit die Zeitbestimmung der Funde von Nørrebroj und Store-Dal⁷⁾.

Eine besondere Stellung gebührt, wie Friis Johansen hervorhebt, der prachtvollen Schüssel aus dem Hoby-Funde (Taf. XLVII 4 und Abb. 1; Karte Nr. 13). Daß dieser Typus in Pompeji nur vereinzelt auftritt, dürfte der Meinung des dänischen Forschers nach damit zusammenhängen, daß er zu dieser Zeit von den jüngeren Formen, Müller 189 und 190, schon verdrängt worden ist. Gegen diese Erklärung ist jedoch der Einwand zu erheben, daß eine ähnliche, obgleich viel einfachere Schüssel im Funde von Glesch⁸⁾ auftritt. Da dieser

⁵⁾ Die ältere Eisenzeit Gotlands S. 134.

⁶⁾ Fund 8. Stjölde. Mus. Aarhus 932. Arb. 1892, S. 280. — 9. Åsp. Ørrikslev. Mus. Horsens. — 10. Pfarrgut Gjørring. A. C. 2170. — 11. Nørrebroj. K. 5232. N. F. II, S. 39. — 12. Store-Dal. O. 21555. Norske Oldfund I, S. 39 Taf. XIII 6. — 41. [Strøbeshave, Fünen. Tynsk Hjemstavn 1933, S. 113 ff., 130 ff.

⁷⁾ Die Schüssel von Store-Dal ist in dem Fundbericht als Typus Rygh 349 bezeichnet unter Hinweis darauf, daß keine Henkel gefunden sind. Aus der älteren Kaiserzeit sind aber Schüsseln dieser Art nicht zu erwarten. Wie es im Strøbeshavefunde nachweislich der Fall ist, sind offenbar auch in Store-Dal die Henkel verloren gegangen. Aus dem Aussehen des Gefäßbodens geht übrigens hervor, daß es sich hier um eine Schüssel Müller 190 handelt, vgl. Norske Oldfund I Taf. XIII 6 mit Prähist. Zeitschr. IV, Taf. XII 1.

⁸⁾ Willers, Neue Unterjuchungen Abb. 33.

Fund nicht früher als um 200 n. Chr. angesetzt werden kann, geht aus ihm hervor, daß die Schüsseln vom Hoby-Typus in dieser Zeit noch fortgelebt haben.

Der jüngeren Kaiserzeit gehören die Schüsseln Müller 318, Rygh 349 an, die typologisch als vereinfachte Entwicklungen der oben behandelten Form Müller 190 anzusehen sind. Von diesen Schüsseln (Taf. XLVIII 1) liegt ein halbes Duzend vor⁹⁾, und zum ersten Mal tritt jetzt Norwegen mit einem Drittel der Funde auf¹⁰⁾. Von den zwei norwegischen Stücken ist das eine (19) unvollständig, das andere (18) dagegen sehr gut erhalten. Die in Dänemark gefundenen sind alle stark beschädigt. Für die Zeitbestimmungen sind durch die darin enthaltenen Münzen die Funde von Morslev, Gunnerupgaard und Barpelev¹¹⁾ wichtig.



Abb. 1. Henkel der Bronzeschüssel von Hoby auf Laaland. $\frac{1}{2}$
Vgl. Taf. XLVII 4. Nach Nordiske Fortidsminder II 3 Abb. 23

Etwa in dieselbe Zeit wie die soeben behandelte Gruppe fallen die Schüsseln Müller 319 — mit ausladendem Rand, geriefeltem Boden und beweglichen Henkeln (Taf. XLVIII 2). Von diesen Schüsseln kommt in Dänemark ein halbes Duzend, dagegen in Norwegen nur ein vereinzelt, unvollständiges Stück vor¹²⁾. Auch die in Dänemark gefundenen sind im allgemeinen stark beschädigt, ziemlich gut erhalten war jedoch die Schüssel aus dem jüngsten Funde bei Broskov (Taf. XLVIII 2). — In technischer Hinsicht scheint diese Schüssel in engem Zusammenhang mit den geriefelten Eimern Müllern 188, Rygh 351 zu stehen. Darum ist man zu dem Schluß geneigt, daß sie aus demselben Fabrikationsgebiet herrührt. Es ist dann von Interesse zu bemerken, daß die beiden Bronzegefäßtypen gemeinsam in drei dänischen und einem norwegischen Funde¹³⁾ vorkommen.

⁹⁾ Fund 14. Odder. Mus. Aarhus. Arb. 1892, S. 280. — 15. Morslev. K. CCCVIII. Willers, Hemmoor, S. 57. — 16. Gunnerupgaard. K. XCIII. Engelhardt, Nydam, S. 50, 44. — 17. Barpelev. K. C. 3078. Arb. 1877, S. 349 ff. — 18. Søndre Rjörstad O. 4159. Rygh, Norske Oldsager, S. 349. — 19. Sörgaarden. Mus. Trondheim 1281. Ab. 1874, S. 46, 18.

¹⁰⁾ Nicht mitgerechnet ist das Bodenstück aus Bø, Asp. Torvastad, Rogaland, Bergens Mus. Arb. 1906, 14, S. 24, 42. Meiner Ansicht nach haben wir es nämlich hier mit einem Bruchstück eines Eimers wie Rygh 351 zu tun.

¹¹⁾ Hierüber Montelius in Sv. forn. tidskr., Bd. X S. 245.

¹²⁾ Fund 20. Brotaer. K. C. 3266. Arb. 1881, S. 160 f. — 21. Broskov. K. C. 19371. Fra Nationalmuseets Arbeidsmappe 1932, S. 33. — 22, 23. Ballöby. K. C. 1469. Arb. 1876, S. 304. — 24. Anarremoje. Nord. Tidskr. f. Oldkynd. 1836, S. 311. K. 3330. — 25. Slamreberg. Fedel, Bornholm, S. 349, 46. — 26. Gjeite. Mus. Trondheim. 467.

¹³⁾ Fund 20—23, 26.

Etwas jünger als die oben behandelten Typen ist die Schüssel Müller 320 — mit Fußring, steilen Seiten, rechtwinkelig vorspringendem Rand und drei Henkelringen (Taf. XLVIII 3 und IL 1). Diese Gruppe ist durch drei sichere und einen mehr zweifelhaften (29) Fund vertreten¹⁴). Zwei ähnliche Gefäße liegen aus dem Sacrauer Funde vor¹⁵). Dieser wird von Montelius in die Zeit um 300 angesetzt, und damit lassen sich die chronologischen Ergebnisse aus den Funden 27 und 28 gut vereinen. An den Beginn der Völkerwanderungszeit ist dagegen der norwegische Fund von Hauge, Rogaland (30) zu verlegen. Diese Schüssel zeigt auch ein gröberes Gepräge.

In einer gewissen Verbindung mit dem Typus Müller 320 steht die unvollständige Schüssel aus dem reichen Grabfund von Avalsnes, Norwegen¹⁶). Auch diese ist durch steile Seiten und drei Tragringe gekennzeichnet. Letztere sind jedoch hier nicht an hakenförmigen, sondern an aus Löwenköpfen bestehenden Attachen befestigt (Taf. IL 3). Diese Schüssel, zu der mir kein vollständiges Gegenstück bekannt ist, muß als rein römisch bezeichnet werden.

In die ältere Völkerwanderungszeit und, wie Montelius angibt, vor allem ins 5. Jahrh., gehört die jüngste Schüsselgruppe Rygh 348 mit Fußgestell und Buckeln auf dem rechtwinkelig auspringenden Rande¹⁷) (Abb. 3). Während die Schüssel Müller 319 an den geriefelten Eimer anknüpft, ist die Schüssel Rygh 348 mit dem Eimer vom „Bestlandstypus“ Rygh 353 eng verbunden. Von den sieben skandinavischen Stücken sind nicht weniger als fünf zusammen mit Eimern dieser Art gefunden worden¹⁸). Damit stimmt gut überein, daß diese beiden Gefäßtypen ganz gleichen Ursprungs sind. Die Schüssel stammt ohne Zweifel von der spätrömischen Form Lindenschmit, Handbuch, Taf. XXXIV 3 ab, und der Eimer darf als eine Weiterentwicklung der Gefäße des provinzialrömischen Königstypus aufzufassen sein¹⁹). In Norwegen, dem Hauptverbreitungsgebiet des Bestlandseimers, sind auch alle Schüsseln des hier behandelten Typus gefunden worden.

Zu den Schüsseln Rygh 348 ist auch ein unvollständiges Stück aus Roligheden in der Landschaft Vestfold gerechnet worden (Fund 40). Daß hier von

¹⁴) Fund 27. Esilstrup. Willers, Hemmoor, S. 58. K. 11 195. — 28. Nordrup. K. C. 2846. N. F. I, S. 10 ff. — 29. Slumrebjerg. K. 4661. Bedel, S. 349. — 30. Hauge, Mus. Bergen 2269. Ab. 1869, S. 48, 49 a.

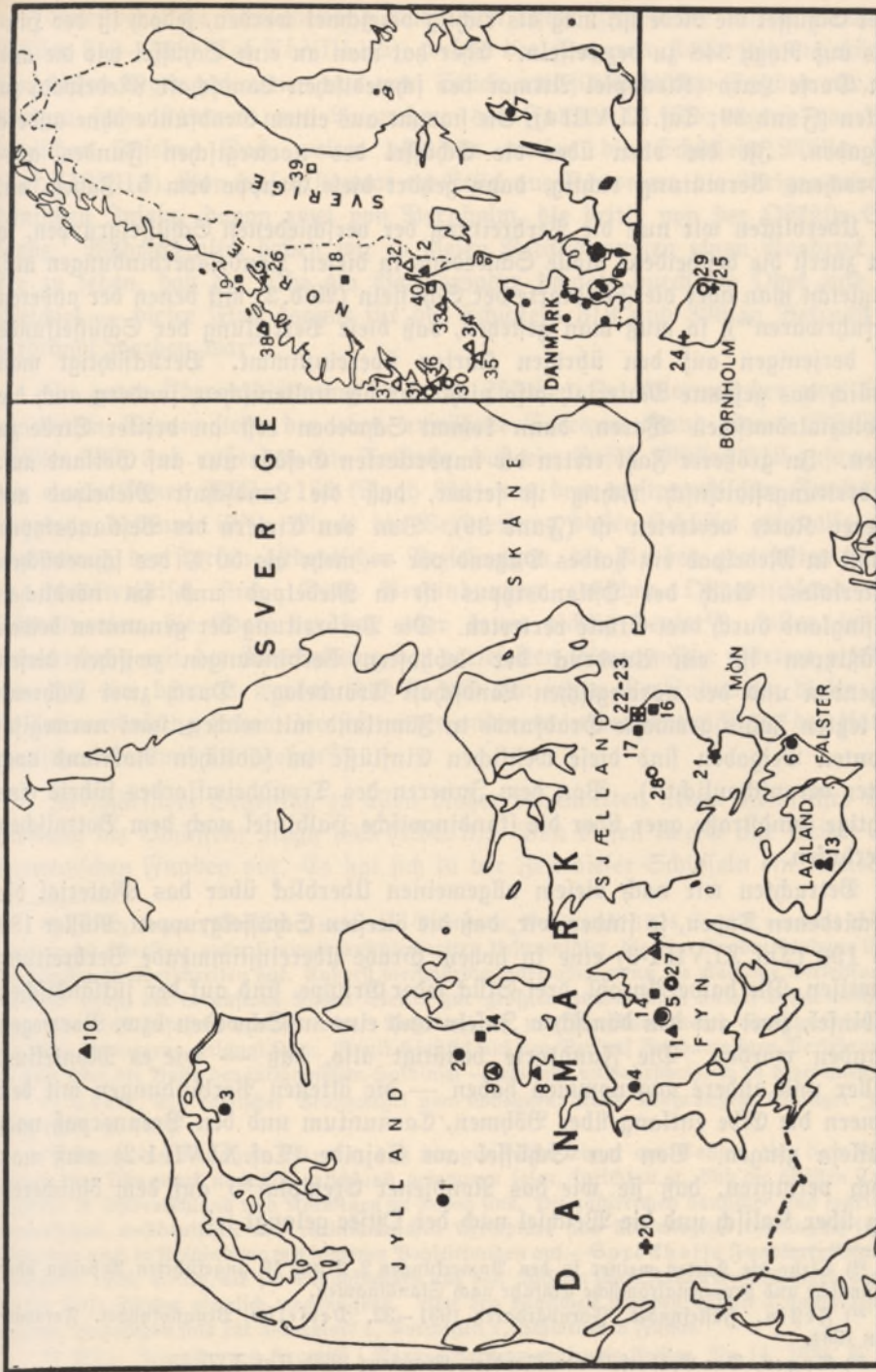
¹⁵) Brempler, Der 1. Fund von Sacrau (Breslau 1888), Taf. IV 1, 6. Der 2. und 3. Fund von Sacrau (Breslau 1888), Taf. V 6.

¹⁶) Fund 31. Mus. Bergen 608, Sjetelig, Bestlandske graver fra Jernalderen. Bergen 1912, Abb. 129 a, b.

¹⁷) Diese Gruppe (Fund 32–38) ist von A. Björn verzeichnet. (Det Kgl. Norske Videnskabs Selskabs Skrifter 1929, Nr. 6, S. 16 ff.) Betreffend seiner Nr. 95 (Roligheden, Vestfold) siehe jedoch unten.

¹⁸) Funde 32, 34–36, 38.

¹⁹) Ekholm, Bronskärlen av Östlands- och Bestlandstyp. Mit einer Zusammenfassung in deutscher Sprache. (Oben, Fußnote 17, erwähnte Skrifter 1933, Nr. 5).



A.-B. KARTOGRAFISKA INSTITUTET

Abb. 2. Verbreitungskarte der römischen Bronzehöfeln in Skandinavien.

- Typ Iaf. XLVII 1-2 ▲ Typ Iaf. XLVII 3 ■ Typ Iaf. XLVII 4 + Typ Iaf. XLVIII 1 + Typ Iaf. XLVIII 2 ○ Typ Iaf. XLVIII 3
 △ Typ Abb. 3 □ Typ Iaf. XLVIII 4

einer Schüssel die Rede ist, mag als richtig bezeichnet werden, jedoch ist der Hinweis auf Rygh 348 zu bezweifeln. Eher hat man an eine Schüssel wie die aus dem Dorfe Harv (Kirchspiel Utmär der schwedischen Landschaft Medelpad) zu denken (Fund 39; Taf. XLVIII 4). Sie stammt aus einem Grabfunde ohne andere Beigaben. Ist die oben über die Schüssel des norwegischen Fundes ausgesprochene Vermutung richtig, dann gehört diese Gruppe dem 5. Jahrh. an.

Überblicken wir nun die Verbreitung der verschiedenen Schüsselgruppen, so fällt zuerst die bescheidene Rolle Schwedens in diesen Handelsverbindungen auf. Vergleicht man aber die Fundkarte der Schüsseln (Abb. 2) mit denen der anderen Einfuhrwaren²⁰⁾, so muß man gestehen, daß diese Verteilung der Schüsselfunde mit derjenigen auf den übrigen Karten übereinstimmt. Berücksichtigt man nämlich das gesamte Material, also nicht nur die italienischen, sondern auch die provincialrömischen Waren, dann kommt Schweden erst an dritter Stelle zu stehen. In größerer Zahl treten die importierten Gefäße nur auf Gotland auf. Verbreitungstatistisch richtig ist ferner, daß die Landschaft Medelpad auf unserer Karte vertreten ist (Fund 39). Von den Eimern des Bestlandstypus kommt in Medelpad ein halbes Duzend vor — mehr als 50 % des schwedischen Materiales. Auch der Stilstandstypus ist in Medelpad und im nördlichen Hälsingland durch drei Stücke vertreten. Die Verbreitung der genannten beiden Gefäßtypen ist ein Ausdruck der lebhaften Verbindungen zwischen diesen Gegenden und der norwegischen Landschaft Trøndelag. Durch zwei während der letzten Jahre gemachte Grabfunde in Jämtland mit reichen, stark norwegisch betonten Beigaben sind diese westlichen Einflüsse im südlichen Norrland noch weiter veranschaulicht²¹⁾. Von dem Inneren des Trondheimfjordes führte eine wichtige Landstraße quer über die skandinavische Halbinsel nach dem Bottnischen Meerbusen.

Betrachten wir nach diesem allgemeinen Überblick über das Material die verschiedenen Typen, so finden wir, daß die ältesten Schüsselgruppen Müller 189 und 190 (Taf. XLVII 1-3) eine in hohem Grade übereinstimmende Verbreitung aufweisen. Die halbe Anzahl, drei Stück jeder Gruppe, sind auf der jütländischen Halbinsel, zwei auf den dänischen Inseln und eins in Schweden bzw. Norwegen gefunden worden. Die Fundkarte bestätigt also, daß — wie es Montelius, Müller und andere angenommen haben — die ältesten Verbindungen mit den Römern die Elbe entlang über Böhmen, Carnuntum und den Brennerpaß nach Aquileja gingen. Von der Schüssel aus Sojvide (Taf. XLVII 1-2) muß man jedoch vermuten, daß sie wie das Ronsener Exemplar²²⁾ auf dem östlicheren Weg über Kalisch und die Weichsel nach der Ostsee gelangt sei.

²⁰⁾ Siehe die Karten meiner in den Anmerkungen 2, 3 und 19 angeführten Arbeiten über die römische und provincialrömische Einfuhr nach Skandinavien.

²¹⁾ Fæstlin, Håstefyndet. Fornvårdaren 1931–32. Derselbe, Brunsfosyndet. Fornvårdaren 1934.

²²⁾ Anger, Das Gräberfeld von Ronsen, Graudenz 1890, Taf. XXII.

Eine deutliche Verschiebung nach dem Osten zeigen die beiden Gruppen Müller 318—319 (Taf. XLVIII 1-2), welche der jüngeren Kaiserzeit angehören. Von diesen liegen zusammen nur zwei Stücke aus jütländischen Funden vor, die übrigen sechs stammen mit Ausnahme des Fundes 18 (Norwegen) von den dänischen Inseln. Noch weiter ostwärts weisen die Schüsseln Müller 320 (Taf. XLVIII 3). Von diesen stammt ein Stück aus Norwegen, die übrigen von den dänischen Inseln, davon zwei von Bornholm, die dritte von der Ostküste Seelands. Wahrscheinlich haben wir in diesen Veränderungen einen Ausdruck dafür zu sehen, daß die Elbe als Verkehrsader damals durch die Oder und die Weichsel — dieser Fluß kommt für die Schüsseln 319 und 320 in Betracht — verdrängt worden war²³⁾.

In guter Übereinstimmung mit der östlichen Orientierung der zwei letztgenannten Typen steht der oben erwähnte Sacrauer Fund zweier Schüsseln Müller 320, und außerdem die Tatsache, daß ein Gefäß Müller 319 zusammen mit einem Eimer Müller 188 (Rygh 351) aus dem westpreussischen Funde bei Ladekopp bekannt ist²⁴⁾. Auch die Verbreitung dieser Schüssel gibt also eine Andeutung der starken ostdeutschen Beziehungen, die für den geriefelten Eimer so charakteristisch sind. Diese Verbindungen zwischen Ostdeutschland und Skandinavien, die Ebert berührt, aber kaum richtig deutet²⁵⁾, sollen in Zusammenhang mit der Bearbeitung der geriefelten Eimer näher erörtert werden. Hier soll nur bemerkt werden, daß sie mit den regen Verbindungen dieser Zeit in Zusammenhang stehen, die sich unter anderem in der Entwicklung der skandinavischen Keramik fundgeben²⁶⁾.

In schärfstem Gegensatz zu allen bisher behandelten stehen durch ihre Verbreitung die Schüsseln Rygh 348 (Abb. 3). Von diesen liegen alle Stücke aus norwegischen Funden vor. Es hat sich in der Zeit dieser Schüsseln ein Kreislauf

²³⁾ Jungklaus (Römische Funde aus Pommern, Greifswald 1924, S. 112), verneint die Bedeutung der Oderlinie unter Hinweis auf die breiten Urstromtäler, die eine Landverbindung längs des Flusses zu überschreiten hat. Außerst merkwürdig wäre aber, wenn die mächtige Verkehrsader, die Oder selbst, die in unseren Tagen Stettin zur größten Handelsstadt an der Ostsee macht, zu jener Zeit nicht befahren worden wäre. Daß dagegen, wie Jungklaus meint, römische Schiffe an die Küste Pommerns gelangt seien, ist mit Hinblick auf den Verlauf der damaligen Verkehrswege — quer über die Basis der jütländischen Halbinsel — als sehr unwahrscheinlich zu bezeichnen.

²⁴⁾ Ebert, Ein römischer Bronzekessel von Lodehnen, Kreis Mohrungen, Elbinger Jahrbuch 1923, S. 146 f.

²⁵⁾ Gegen die Annahme Eberts, daß die geriefelten Eimer aus Gallien oder dem Rheingebiet über Dänemark nach Ostdeutschland gekommen seien, spricht u. a., daß die ältesten Typen meistens in Ostdeutschland und Norwegen zu finden sind. Die zahlreichen dänischen und spärlichen schwedischen, westdeutschen und rheinländischen Exemplare sind überwiegend typologisch jünger und treten auch in Verbindung mit späteren Begleitfunden auf. — Sprockhoffs Fundkarte (Mainzer Zeitschrift 1928, S. 39), die für Skandinavien auf den Willers'schen Zusammenstellungen beruht, ist für diese Länder ziemlich ungenügend. Von den dänischen Funden dürfen 3 ausgeschlossen werden. Zuzufügen sind für Dänemark 1, Norwegen 1, Schweden 3 Funde.

²⁶⁾ Bøe, Jernalderens keramikk i Norge, Bergens museums skrifter, Nr. 14, 1931, S. 225.

der Entwicklung der Verkehrswege vollzogen. Die Waren wurden nun aus dem Südwesten, von der Rheinmündung her eingeführt. Darin haben wir eine Fortsetzung der Handelsbeziehungen zu erblicken, die mit der Einfuhr der Hemmoor-Eimer ihre erste Blütezeit erlebten und welche die Königs-Au aufwärts das Nordseegebiet mit den skandinavischen Gewässern verbanden. Wahrscheinlich ist dieser Verkehr unter Vermittelung der Friesen erfolgt²⁷⁾. Die Terpenfunde enthalten römische Einfuhrwaren schon aus der Zeit um Chr. Geb.²⁸⁾, und der friesische Handel dürfte auch mit Skandinavien bereits während eines frühen Abschnittes der älteren Kaiserzeit begonnen haben²⁹⁾. Der wirtschaftliche Zusammenbruch Italiens³⁰⁾ und die Verschiebung der Exportindustrie nach Gallien und vor allem nach den germanischen Rheinländern haben diesen Nordseehandel stark befördert. — So wie in der älteren Kaiserzeit die Blüte der römischen Kultur ihren Widerschein auf den fernen Norden warf, so spiegelten sich hier nunmehr auch die Auflösung und der drohende Untergang des Römerreiches ab.

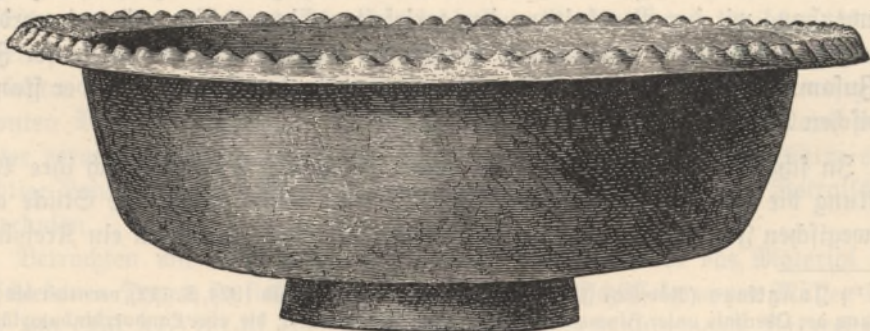


Abb. 3. Bronzeshüssel von Høiland in Norwegen. $\frac{1}{3}$. Nach Rygh, *Norske Oldsager* Abb. 348.

²⁷⁾ Edholm, *Vinstopor*, S. 28.

²⁸⁾ Holwerda, *Nederland's vroegste Geschiedenis*. Amsterdam 1925, S. 145.

²⁹⁾ Über die große Bedeutung der Friesen für die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Skandinavien und Westeuropa während der Wikingerzeit, siehe Wadstein, *On the relations between Scandinavians and Frisians in early times*. Saga-Book of the Viking Society for northern research 1933.

³⁰⁾ A. W. Persson, *Staat und Manufaktur im römischen Reiche*. Skrifter utg. av Vet.-Soc. i Lund, III, 1923.

Messing-Seiher mit Halbdeckel aus rheinischen Werkstätten

Von Paul Steiner-Trier

Mit 6 Abbildungen

Vor 30 Jahren hat Gustaf Kossinna einmal diese eigene und verhältnismäßig seltene Art von provinzialrömischen Gefäßen in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen im Anschluß an den Fund von spätrömischen Skelettgräbern aus Trebizi bei Wettin an der Saale¹⁾, die er in die zweite Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. datiert. Bei dieser Gelegenheit hat Kossinna alle ihm damals bekanntgewordenen Stücke dieser Gattung aufgezählt. Er kannte „nur vier Parallelen“. Als er etwa 10 Jahre später mich in einer Unterhaltung auf diese seine etwas entlegene Arbeit hinwies, hatte er noch keine weiteren Beispiele zu nennen. Heute läßt sich jedoch die Liste beträchtlich erweitern; die nachfolgende Aufzählung hat schon 38 Nummern. Dazu kommt, wie ich bei der Drucklegung erfahren, noch ein unveröffentlichter Deckel aus dem Kastell Holzhausen als 39. Stück²⁾.

Der Versuch, Fundstücke und Fundorte zusammenzustellen, kann noch nichts Abschließendes ergeben. Wenn wir trotzdem diesen, seit langem geplanten Überblick geben, so geschieht es in dem Wunsche, das Augenmerk nachhaltiger auf diesen Gegenstand hinzulenken, um dadurch Stücke, die noch unbekannt und unerkannt in Sammlungen und Schrifttum zu finden sein mögen, in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtungsmöglichkeit zu holen.

Das Verbreitungsgebiet läßt sich schon jetzt mit einiger Klarheit überblicken (siehe das Rärtchen, Abb. 5). Die Verbreitung zu zeigen und einen Katalog zu geben, das allein war Ziel dieser Arbeit. Feststellungen zur Form, zur Verzierung, Bemerkungen über technische Einzelbeobachtungen, über Zeitstellung, Zweck u. dgl. mehr, sollen sich auf das Notwendigste beschränken. Schon der zur Verfügung stehende Raum verlangte das. Aus demselben Grunde muß auch auf die wünschenswerte Beigabe einer größeren Anzahl von Abbildungen verzichtet werden. Es ist wohl nicht nötig zu betonen, daß der Gegenstand eine ausgiebigere Behandlung verträgt und auch verlangt, als ihm an dieser Stelle gewährt werden kann. Ein weiteres Eingehen darauf wird hoffentlich bald an einer anderen Stelle möglich sein.

¹⁾ S. S a h n e, Über zwei spätrömische Skelettgräber von Trebizi bei Wettin, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV, 1903, S. 51 ff. — G. K o s s i n n a, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebizi, Mansfelder Seekreis, ebendort, S. 53 ff.

²⁾ Außer G. Kossinna bin ich einer ganzen Reihe von Fachgenossen, von denen in den seither verfloßenen 22 Jahren einige, wie er, bereits verstorben sind, für freundliche Auskünfte zu Dank verpflichtet.

Die Form der hier behandelten Gefäße (Abb. 1 und 2) ist ein mehr breites als tiefes, mehr oder weniger zylindrisches, zum Boden hin sich rundendes Becken mit schmaler, in der Regel leicht aufgetriebener Standfläche im breiten Boden. Der Gefäßrand ist waagerecht umgebogen und selten verdickt; in einzelnen Fällen ist durch Hämmern ein leichter Wulst abwärts entstanden. Typisch sind die aus dem Rand herausstehenden drei kleinen, meistens durchbrochenen, dreieckig-blattförmig gestalteten Handhaben und ein dreikantiger Rinnen-ausguß³⁾. Dieser kennzeichnende Ausguß ist überdeckt durch einen Tüllenteil, der nasenartig aus einem festaufgesetzten, aber nur einen Teil des Gefäßes überdeckenden Deckel vorspringt und, dem Ausguß entsprechend, kantig oder

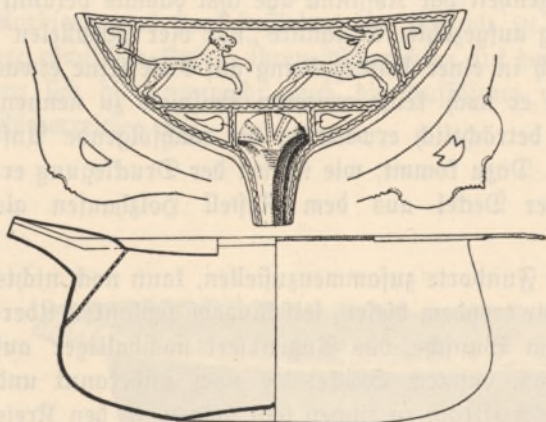


Abb. 1. Messingseither mit Halbdeckel. Form A
Alttrier, Lugemburg. $\frac{1}{4}$ (Vgl. Abb. 6)

gerundet nach oben ausgebuchet ist. Hinter dieser Ausgußröhre sitzt zwischen Deckel und Gefäßwand ein grobgelochtes, segmentförmiges Sieb. Dieses Sieb fehlt jedoch in der Regel, denn es war der empfindlichste Teil des Gefäßes, der am ehesten zerbrach und vielfach sicher schon im Altertum verloren ging.

Der Deckel findet sich fast immer vom Gefäß abgelöst; oft genug ist auch er verloren gegangen. Nicht selten werden Deckel oder Teile von solchen allein, ohne das Gefäß, ge-

funden. Wegen ihrer eigenartigen Form, ihrer Verzierung, der Reste von Bleibelaag auf der Unterseite, wird ihr Zweck nicht selten erkannt oder falsch gedeutet.

Die Becken sind gegossen und auf der Drehbank sehr sorgfältig bearbeitet. Sie waren, wie sich aus vorhandenen Resten erkennen läßt, mit einem silberfarbigen Weißmetallüberzug⁴⁾ versehen, der vor allem den Innenteil bis auf den Rand hin und den Deckel schmückte, mitunter auch als umlaufende Bänder auf der Gefäßwand außen erscheint. Diente der Metallüberzug zunächst praktischen Zwecken, so doch auch zum Schmuck: Eine reizvolle Farbwirkung ergab der

³⁾ Es ist dies eine Gefäßform, wie sie ähnlich auch eine weitverbreitete Art von Schüsseln aus Marmor in unsern Museen aufzuweisen hat; vgl. z. B. unter den Malergerätschaften in einem Grab „einer Malerin“ in der Vendée: Blümmner, *Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste* IV, 1887, S. 457 mit Abbildung und Schriftenangabe; auch Daremberg-Saglio, *Dictionnaire*, s. v. *pictura* S. 465 (um nur zwei leichter zugängliche Werke zu nennen).

⁴⁾ Darüber s. H. Willers, *Die römischen Bronzebeimer von Hemmoor*, 1901, S. 209 mit Anm. 2.

Silberglanz auf dem goldigen Grunde des Messings. Es lassen sich zwei Beckenformen scheiden: die eine (A) — wegen ihrer größeren Vollkommenheit in Linie und Technik wohl als die ältere zu bezeichnen — zeigt eine gegen den Boden gefällig gerundete Bauchform. Bei der anderen (B) ist diese Rundung nicht oder jedenfalls nicht so vollkommen vorhanden; vielmehr beugt sich die Wand zur Standfläche ziemlich plötzlich, so daß fast ein Knick entsteht (siehe Abb. 1 u. 2).

Die Größe der Becken ist ziemlich einheitlich. Es können folgende Maße angegeben werden. Höhe: 7 cm (1 mal), 7,8 (1 mal), 8 (3 mal), 9 (1 mal), 9,5 (1 mal), 10 (1 mal), 10,3 (2 mal), 11 (4 mal), 11,5 (2 mal), 11,8 (1 mal). Durchmesser mit dem Rand: 20 cm (1 mal), 22,5 (1 mal), 23 (1 mal), 23,5-7 (3 mal), 24,6 (1 mal), 25 (2 mal), 25,5 (2 mal), 26 (2 mal), 26,5 (1 mal). Ein Ausnahmemaß ist 32,5 cm bei Nr. 37, dem aber Deckellängen von 30 (bei Nr. 5) und von 30,4 (bei Nr. 19) gegenüberstehen. Bei den Deckeln ist Form und Größe sehr verschieden. Ihre Längen betragen: 14 (1 mal), 19 (2 mal), 19,5 (1 mal), 20,3 (2 mal), 21,7 (1 mal), 22,5 (2 mal) und 27 cm (1 mal).

Auch bei den Deckeln liegen zwei Grundtypen vor: der erste gehört zu Form A, ist aus dünnem Blech geschnitten und mit

eingravierten Figuren- und Linienornamenten verziert, die aus dem Weißmetallgrund ausgeschabt sind. Bei der geringen Stärke dieser Blechdeckel lag die Gefahr des Durchbiegens und Zerbrechens nahe. Um das zu

verhüten, wurde der Deckel mitunter durch eine Bleiauflage auf der Unterseite verstärkt, was zugleich dem Gefäß die wünschenswerte Überbelastung an der Kippseite gab und so ein Aus- oder Abgießen erleichterte. Beim zweiten Typ ist aus diesem Grunde der Deckel von vornherein schwer gegossen. Die Verzierung besteht hier aus mittels Metallstempeln oder Punzen eingeschlagenen Mustern. Die Befestigung am Beckenrand geschah bei beiden Arten durch Löt^{en}), weniger häufig durch Nieten, und dieses, wie ich vermute, nur zur Verstärkung der sich leicht lösenden Lötung. Aber auch bei der Anbringung des Deckels durch Nietung war Lotverwendung, ein Verlöten zum Zweck der Abdichtung, unerlässlich.

Der Halbdeckel ist manchmal, wie man beobachten kann, durch einen neuen ersetzt worden oder durch ein anderes, altes Stück. Dieser Ersatz paßt dann nicht immer genau; auch ist er manchmal sehr roh ausgefallen, so daß anzunehmen ist,

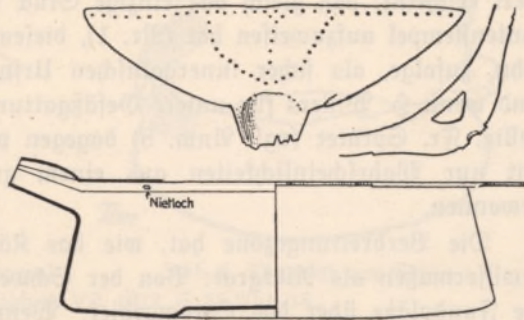


Abb. 2. Messingseifer mit Halbdeckel. Form B
Fitzgen a. d. Mosel. ¹/₄

²⁾ Zur Geschichte der Löttechnik in vor- und frühgeschichtlicher Zeit siehe Mötefindt, Bonner Jahrbücher 123, 1916, S. 146 f.

der Besitzer habe sich den neuen Deckel selbst gefertigt, recht und schlecht, wie er es konnte (vgl. Abb. 2 Nr. 26, Fund von Filzen). Daraus ist zu folgern, wie sehr bei Beurteilung der Entstehungszeit und bei Schlüssen hinsichtlich Hersteller und Fabrikorte Vorsicht zu walten hat. Dabei müssen stets beide Gefäßteile und jeder für sich geprüft werden. Die sichersten Merkmale für alle Herkunfts- und Entstehungsfragen bietet wohl die Gefäßform in Verbindung mit Technik und Werkstoff. Anzunehmen ist, daß die Art der Verzierung, vor allem Figur und Größe der verwendeten Punzen mit Sicherheit die Fabrikanten erkennen und unterscheiden lassen werden. Auf diesem Wege wird voraussichtlich an Hand genauer Bildproben leicht und sicher die Frage nach den Herstellern der Halbedel geflärt werden können.

Daß alle diese zum Teil in ihrer Formgebung recht unterschiedlichen Becken an einem Orte hergestellt wurden, ist kaum anzunehmen. Bemerkenswert erscheint, daß gleich das einzige Stück dieser Gattung, das einen Fabrikantenstempel aufzuweisen hat (Nr. 1), diesem Stempel, Esugen(i), d. h. Esusohn, zufolge, als sicher innergallischen Ursprungs angesprochen werden muß. Und wenn H. Willers für unsere Gefäßgattung niederrheinischen Ursprung feststellte, Fr. Sprater (vgl. Anm. 8) dagegen pfälzischen (Eisenberg), so sind damit nur Wahrscheinlichkeiten aus einem größern Kreise von Möglichkeiten gewonnen.

Die Verbreitzungszone hat, wie das Rärtchen (Abb. 5) zeigt, den Rhein gewissermaßen als Rückgrat: Von der Schweiz bis nach Holland erstrecken sich die Fundplätze über das Stromgebiet. Wenn auch dieser Fundstatistik, die ja doch immer auf Zufälligkeiten beruht, zunächst noch nicht allzugroße Bedeutung beigemessen werden darf, so kann doch die Häufung in der mittleren Rheingegend nicht unbeachtet bleiben und die Seltenheit des Vorkommens auf rein gallischem Boden^{o)} kann nicht ohne Grund sein. H. Willers hat gewiß recht mit der Forderung, daß nicht die in geschlossenen Sammelkunden vorkommenden Stücke einzeln für sich betrachtet und zu Folgerungen genutzt werden dürften, sondern nur im Zusammenhang mit den übrigen Erzeugnissen der Messingindustrie des betreffenden Fundes. Aber man muß dabei immer auch den Umstand im Auge behalten, daß Metallgefäße eine sehr lange Lebensdauer zu haben pflegen, und daß sie erst, nachdem sie für ihren eigentlichen Zweck unverwendbar geworden, für anderes, so für Bestattungen, bestimmt und vielleicht eigens ausgeführt wurden.

Hinsichtlich der Zeitansetzung, die angenommen wird, bestehen erhebliche Schwankungen vom 2. bis in das späte 4. Jahrhundert. Bei den, nach Rosinna um 400 datierten, von den östlicheren germanischen Volksstämmen als Grabgefäße

^{o)} Schaeffer — s. zu Nr. 3 u. 4 des Verzeichnisses — hat nicht ein einziges Beispiel ermitteln können; ihm sind auch die unten aufgeführten Funde entgangen, vielleicht, weil er nur nach Gefäßen, nicht auch Deckeln, sahndete.

verwendeten Becken, die vorher gewiß eine geraume Zeitlang sonstwie in Benutzung waren, würde die Entstehungszeit ohne weiteres entsprechend herabzusetzen sein.

Eine Vorstufe vielleicht oder doch eine bescheidene Abart dieser in ihrer Formgebung durchweg recht gefälligen Bronzebecken dürfte die halbkugelige Schüssel Nr. 8 aus dem Kastell Dambach sein. Sie hat glatt aufstehenden, nicht umgelegten Rand und ist ohne Handhaben. Ein deckelartig eingefegtes Blechstück in Form eines schmalen Kreisabschnittes sitzt an Stelle des Halbdeckels über einem siebartig durchlochtem Wandteil, vor dem ursprünglich ein röhren- oder rinnenartiger Ausguß angelötet war; letzterer ist jetzt verloren. Diese 8 cm

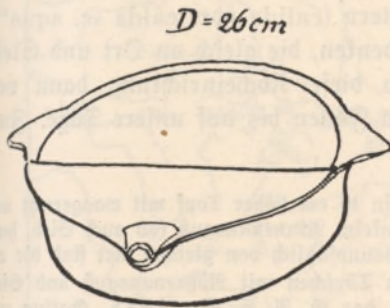


Abb. 3. Messingseither aus Burgau (Bayern)

Vgl. Mainzer Zeitschrift VII, 1912, S. 57 Abb. 18

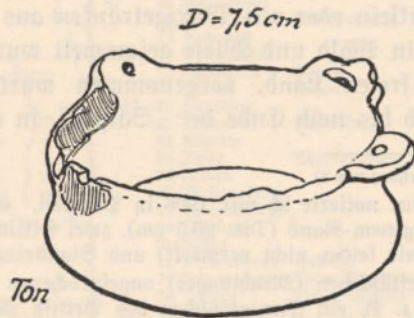


Abb. 4. Tongefäß aus Mainz

hohe Schüssel hat 25,5 cm Durchmesser. Sie ist wie manches andere Seitherbecken mitsamt einer ganzen „Küchenausstattung“ gefunden⁷⁾, aber nicht im freien Feld, sondern unter dem Schutt des Kastells, das bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts in Benutzung stand.

Diese Bronzeschüssel erinnert sehr lebhaft an eine bestimmte Gattung von frühromischen Tonschüsseln, die sich durch eine mit Sieb verschlossene Ausgußrinne oder -röhre kennzeichnen. Sie sind deshalb schon von anderer Seite mit unseren Messingseithern zusammengestellt worden⁸⁾.

⁷⁾ Vgl. die mit (S) gekennzeichneten Nummern des Verzeichnisses.

⁸⁾ G. Behrens, Mainzer Zeitschrift VI, 1911, S. 96 (Ausgrabungen im Legionskastell zu Mainz), mit weiteren Hinweisen. — Fr. Sprater, Die römischen Bronzegefäße im historischen Museum der Pfalz und die römische Eisenindustrie von Eisenberg. Pfälzisches Museum XXXV, 1918, S. 5. — Diese tönernen Seithgefäße gehören alle der römischen Frühzeit, d. h. dem 1., vielleicht noch dem 2. Jahrh. n. Chr. an. Sie stellen sich so, worauf schon G. Behrens hinwies, ihrer Zeitstellung nach, für uns ohne Frage als die ältere Erscheinung dar; vom technischen Standpunkte aus betrachtet ist aber zweifellos die Bildung solcher Gefäße aus Metall vorausgegangen und das Ursprüngliche. Darauf deutet auch die Glasur hin, der man gelegentlich bei diesen Gefäßen begegnet und die bekanntlich gerne vom Keramiker als Metallnachahmung angewendet wird. Eine tiefe Schüssel mit gelbgrüner

Es wäre reizvoll, dem Ursprung und der Entwicklung dieser Gattung von Seihgefäßen einmal nachzugehen und eine Zusammenstellung der verwandten Arten zu geben. Schon unter den altgriechischen keramischen Erzeugnissen findet man Stücke, die ersichtlich einem gleichen Zwecke gedient haben⁹⁾.

Dieser Zweck war: Flüssigkeiten von gröberen störenden Beimengungen freizumachen. Die Beobachtung, daß gerade die messingnen Seihbecken vielfach mit andern Abkochvorrichtungen („Küchengerät“) zusammen gefunden werden, legt es nahe, an ein Abkochen von Kräutern zu denken, deren Absud beim Abgießen durch den Seihher abgeklärt werden sollte, wie bei unserer Teebereitung. Dem gleichen Zwecke hatten die bekannten flachstieligen Kasserolen mit eingepaßtem und ebenso gestieltem Sieb zu dienen¹⁰⁾. Man wird an die Herstellung von Heiltränklein oder von Würzgetränken aus Kräutern (*calida* oder *calda* sc. *aqua*¹¹⁾), die in Wald und Wiese gesammelt wurden, denken, die gleich an Ort und Stelle im freien Land, vorgenommen wurde, wo diese Kocheinrichtung dann verblieb bis nach Ende der „Saison“, in einigen Fällen bis auf unsere Tage. Zum

(Fortsetzung von 8)

Glasur notierte ich mir 1906 in Pompeji. Es ist ein 15 cm hoher Topf mit waagrecht umgebogenem Rand (Dm. 26,5 cm), zwei seitlichen Henkeln, Rinnenausguß (ob auch Sieb, habe ich mir leider nicht vermerkt) und Standring. — Grundsätzlich von gleicher Art sind die als Nährfläschchen (Milchsauger) angesprochenen kleinen Töpfchen mit Röhrenausguß und Sieb, wie z. B. ein Firnistöpfchen des British Museum, das G. A. S. Snijder, *Cuttus und Verwandtes* (Mnemosyne Jahrg. 1934, Taf. I 3) abbildet. — Jünger ist ein gelbglassiertes, ebenfalls mit einem seitlichen (abgebrochenen) Henkel versehenes Töpfchen aus Pompeji, das einen schalenartig eingetieften und siebartig gelochten festen Öffnungsverschluß hat: Notizie degli Scavi VII, 1910, S. 272 Abb. Ferner ähnliche im Museum Maoui (Catalogue 1897, Taf. XLII Nr. 119. Auch Nr. 115 mit schwalbennestartigem Ausguß vor dem Seihher gehört hierhin).

⁹⁾ Man vergleiche beispielsweise eine tiefe Schüssel des Nikosthenes in Berlin (Furtwängler, Beschreibung der Basensammlung im Antiquarium Berlin, 1885, S. 621 Nr. 15a) mit Standring, zwei seitlichen Henkeln und schnauzenförmigem Siebausguß. Sie ist geschmückt mit Darstellungen des „entwickelten epiktetischen Stils“, darunter einer Jagdszene (unter einem Jagdpanther niederbrechender Hirsch), wie solche in verwandter Art auch in den Zeichnungen auf den Halbedeln unserer Bronzeseiher zu finden sind (vgl. die Stücke aus Alttrier (Abb. 1 und 6), aus Rheinzabern, Niederbieber), so daß man versucht ist, an ein Nachklingen der gleichen Ideen zu denken. — Auch die bei Snijder a. a. D. Taf. IV 19 abgebildete Fußvase mit seitlichen Henkeln und schnabelartigem Rinnenausguß vor einem Sieb in der Seitenwand gehört hierhin. Sie hat feststehenden hochgewölbten Deckel, ist also ganz geschlossen. — Vgl. daneben auch die etruskische Kanne mit Sieb vor dem Ausguß bei Daremberg-Saglio, *Diction. des antiq.* 12 S. 1332 Abb. 1734, welcher gleichartige Kannen heimischen Fundorts entsprechen: aus Terrasigillata Mainzer Gfchr. VIII–IX, 1913–1914, S. 74 mit Abb. 12, und Taf. VI 3. Ferner eine braun-marmorierete: F. Delmann, *Keramik des Rastells Niederbieber*, 1914, S. 52, Abb. 30, = Typus 45. Und von gleicher Form (jedoch ohne Sieb) die tongrundige Kanne aus Rastell Feldberg, Obergermanisch-rätischer Times 10, S. 50 Abb. 11.

¹⁰⁾ G. Willers a. a. D., S. 45 Abb. 24, S. 82 Abb. 36.

¹¹⁾ Vgl. Harter, *Westdeutsche Zeitschrift* I, 1882, S. 485 zu 38–40. Vgl. auch das dort zu 36 und 37 Gesagte.

Abklären des Weins vor dem Trinken, was vielfach als Zweck der Seiher angenommen wird, scheinen die groben Siebe doch nicht recht geeignet. Gegen diese Auffassung spricht auch der Umstand, daß die großen „Küchenausstattungs“-Funde oft in der freien Landschaft gemacht worden sind¹²⁾.

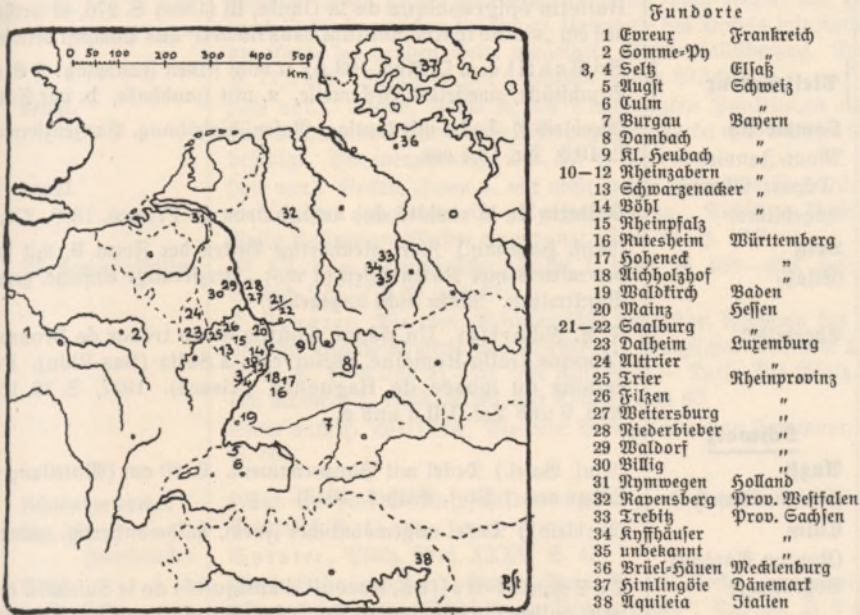


Abb. 5. Verbreitungskarte der Messingseier

Verzeichnis.

(S = Sammelfund)

Fundort	
Frankreich	
1 Vieil-Evreux (Départ. Eure)	(Museum Evreux.) Deckel mit Punzornamenten. Auf der Mitte ein Fabrikantenstempel eingeschlagen; es ist das einzige bisher bekannte Stück mit Stempel! Er lautet Esugen(i) CILXIII 3,2 p. 706 Nr. 10027,194. Der Name Esugenos, das heißt „Sohn des Gottes Esus“ (Holzer, Alteltischer Sprachschatz I 1475) ist rein keltisch. Dieser Erzgießer dürfte demnach Wohnsitz und Werkstatt nicht allzufern gehabt haben, jedenfalls in Innergallien. — Länge des Deckels 14 cm.
Abgebildet:	Lh. Bonnin, Antiquités gallo-rom. des Eburoviques. 1860 S. 17, 18 Taf. XXXVI 28 = Coutil, Archéologique gauloise . . IV Arrond. d'Evreux (1921) S. 79 und 186, Abb. 105, 125.

¹²⁾ Vgl. Trierer Zeitschr. II, 1927, wo ich auf S. 200 mehrere dieser Funde zusammengestellt habe im Anschluß an den großen Fund von Filzen an der Mosel im Trierer Provinzialmuseum, abgebildet dort Taf. X (Nr. 26 des Verzeichnisses). Bei dem Fund von Rheinzabern (Nr. 10-12) wurden „drei Feuerherde gefunden“.

Fundort		
1a } 1b }	Bieil-Coreur	(Im Corpus inscriptionum latinarum a. a. D. wird in Verkennung der Zweckbestimmung des Gegenstandes als <i>raclette</i> = „Rascheisen“ nach Bulletin épigraphique de la Gaule, III (1883) S. 276, 43 irrtümlich auf ein „simile instrumentum usus incerti“ aus Pompeji verwiesen.) Bei Coutil a. a. D. Abb. 103, 13 u. 14 vom selben Fundplatz: 2 Bronzebruchstücke, zweifellos Beckenteile, a. mit Handhabe, b. mit Ausguß.
2	Somme-Py Mont-Jamvier (Départ. Marne) Abgebildet:	(Verbleib?) Deckel mit kantiger Nasenüberhöhung, Punzenziernmuster. L. 19,5, Br. 12,5 cm. Bulletin de la société des antiquaires de France, 1890, 279.
3	Seltz	(Mus. Hagenu.) Zwei gleichartige Becken der Form B, mit Deckel, der mittels vier Nieten befestigt war. Verzierung: einfache, gepunzte Punktreihen. Maße nicht angegeben.
4 (S)	(Elsaß) Abgebildet:	J. A. Schaeffer, Un dépôt d'outils et un trésor de Bronzes de l'époque Gallo-Romaine découverts à Seltz (Bas-Rhin). Publications du musée de Haguenau (Alsace). 1927, S. 32, 10 mit Abb. 9 und Taf. VII d und e.
Schweiz		
5	Mugst (Kanton Basel)	(Mus. Basel.) Deckel mit Punzornament. L. 30 cm (Mitteilung nebst Skizze von † Prof. Anthès. 1913).
6	Culm (Kanton Aargau) Abgebildet:	(Verbleib?) Deckel ungewöhnlicher Form, halbmondartig, unverziert. De Schmidt-Rossan, Recueil d'antiquités de la Suisse. I. contenant celles d'Avenches et de Culm. Frankfurt a. M. 1771, Taf. C. VI, VIII, S. 46.
Bayern		
7	Burgau b. Günzburg Abgebildet:	(Mus. Augsburg.) Becken, Form A, mit Deckel, der ursprünglich angelötet war. Punzverzierung. Die Handhaben haben keine Durchbrechung. Dm. i. L. 20,6, h. 7,8 cm. Abb. 3 Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 57 Abb. 18.
8 (S)	Dambach Kastell Abgebildet:	(Mus. Ansbach.) Becken eigener Form (oben erwähnt), ohne Handhaben mit Sieb in der Seitenwand und angelötetem Ausguß davor, halbbedelartiger Zwischenfuß darüber am Rand. Dm. 25,5 h. 8 cm. Gefunden mit mehreren anderen Bronzegefäßen usw. Obergerman.-rätischer Limes 69 „Dambach“ S. 13,7 mit Taf. IV 5. Jahresber. d. Histor. Vereins in Mittelfranken zu Ansbach 21 u. 24.
9	Kleinheubach b. Miltenberg Abgebildet:	(Mus. Würzburg.) Becken, Form A, mit Deckel aus mehr gelblichem Metall und nicht ganz passend. Schmuck: Gravierung, zwei Pfauen gegen eine Vase gekehrt, in kindlicher Zeichnung. Weißmetallüberzug. Maße nicht angegeben. Gefunden mit einem Eimer, in röm. Villa. Hock, Vor- u. Frühgeschichte Frankens (im Führer durch das fränkische Luitpold-Museum zu Würzburg, 1913) Taf. VI mit Text S. 28. — Die Sammlungen des Histor. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 2. Abtlg. 1860, S. 152, Nr. 36 „... im Innern war vor der Schnauze ein Seifer angebracht Zu beiden Seiten der Vögel: Λ — VV ...“ (letzte Zeichen gehören wohl zur Verzierung? vgl. die Abb. bei Hock).

	Fundort	
	<u>Rheinpfalz</u>	
10 (S)	Rheinzabern	(Mus. Speyer.) Becken, Form A, mit Deckel, Punzverzierung und schön gravierte Jagd großer Hunde hinter Hirsch (nach rechts) und Hindin (nach links), dazwischen ein Baum. Unterseite des Deckels mit Lotsschnitt, die Kante der graden Seite umgelegt. Weißmetallüberzug. Dm. 25, H. 11,5 cm. Gefunden mit folgenden beiden Stücken
11	desgl.	(wie vor.). Becken, Form A, mit eingepunzten Punktlinien auf dem etwas schmaleren Rand. Der dicke gegossene Deckel war mit vier Nieten befestigt. Punzverzierung. Dm. 26, H. 11,5 cm
12 (S)	desgl.	(wie vor.). Becken, Form A, mit nicht genau passendem Deckel, der mit vier Stiften festgenietet ist. Punzverzierung. Auf dem Beckenrand Reihe S-förmiger Muster eingepunzt. Dm. 26, H. 10,3 cm.
	Alle drei abgebildet:	W. Harster, Westdeutsche Zeitschr. I, 1882, S. 468–498, besonders S. 485 Taf. VIII 38 und 40. F. Sprater, Die röm. Bronzegefäße im histor. Museum der Pfalz und die Bronzeindustrie von Eisenberg. Pfälzisches Museum XXXV, 1918, S. 1–6 und 21–23, mit Taf. S. 6 – Verf. Die Pfalz unter den Römern I, 1929, S. 93 mit Abb. 79 und 80. Siehe auch H. Willers, Die röm. Bronzeimer von Hemmoor, 1901, S. 65.
13	Schwarzenacker Bez.-Amt Zweibrücken	(Mus. Speyer.) Becken „sehr unvollständig erhalten, Deckel fehlt“. Dm. 25,5, H. 11 cm. Sprater, Pfälz. Mus. XXXV S. 4.
14	Böhl b. Neustadt	(Mus. Ludwigshafen.) Becken, Form B, mit Deckel „aus einer wohl 260 zerstörten röm. Siedlung im Böhl Wald“. Dm. 20, H. 8 cm.
15	„Rheinpfalz“	(Mus. Wiesbaden.) Becken, Form B, mit schwerem Deckel, Punzverzierung, Weißmetallüberzug im Beckeninnen und am Deckel. Lötspur für das jetzt fehlende Sieb. Dm. 24,6, H. 11 cm.
	<u>Württemberg</u>	
16 (S)	Rutesheim O.-M. Leonberg Abgebildet:	(Mus. Stuttgart.) Becken, Form B, und Deckel mit Punzverzierung. Schriften des Württemberg. Alt.-Vereins I, Heft 1 S. 8; Heft 3 S. 15f. Fr. Staehle, Urgeschichte des Enzgebietes, 1923, S. 42 Abb. 24. Handhabe von einem Becken, am Rand Punktlinie.
17	Hohenack n.-b. Ludwigsburg Abgebildet:	O. Paret, Ein röm. Gutshof mit Ziegelei bei Hohenack, O.-M. Ludwigsburg. Fundberichte aus Schwaben XIX, 1911, S. 114 Abb. 56, 1 S. 116.
18	Nicholzshof O.-M. Ludwigsburg Abgebildet:	(Mus. Stuttgart.) Becken, Form B, und Deckel mit Punzverzierung. Dm. 23,5, H. 9,5 cm. O. Paret, Urgeschichte Württembergs, 1921, S. 134 Abb. 35, 2. Paulus, Schriften des Württemberg. Alt.-Vereins III, 1854, S. 13 mit Abb.
	<u>Baden</u>	
19 (S)	Waldkirch Kr. Freiburg	(Mus. Karlsruhe.) Deckel mit Punzverzierung. Lötspur. L. 30,4 cm.

	Fundort	
	Abgebildet:	Antike Bronzen in Karlsruhe. Taf. X. Wagner, Fundstätten und Funde... in Baden I, 1908, S. 230 ff. mit Abb. 151 und 152. Bericht auch bei Harster, Westdeutsche Zeitschr. I, S. 497. Siehe auch Willers, Bronzezeimer S. 65.
	Hessen	
20	Mainz am Rheinufer	(Mus. der Stadt.) Deckel mit Punzverzierung. L. 19,1 cm.
20a	Mainz Eichelfeinst.	(Mus. der Stadt.) Ein Miniaturbecken dieser Art, Typ. A, aus Ton, Ausguß und Deckel abgebrochen. Spielzeug. Dm. 7,5 cm. Abb. 4 Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 57 Abb. 18 _n
	Abgebildet:	Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 57 Abb. 18 _n
21	Saalebürg Canabae	(Mus. Saalebürg.) Deckel mit kantig gewölbter Nasenüberhöhung. Punzverzierungen. Lötspuren. L. 21, Br. 7,5 cm. Gefunden in röm. Brunnen hinter dem Mithräum.
	Abgebildet:	Erwähnt: Saalebürg Jahrbuch VI, 1914–24, S. 57 in Abb. 20 unten rechts.
22 (S)	Saalebürg hinter dem Wärfertaus	(Mus. Saalebürg.) Becken und Deckel mit Punzverzierung. Weißmetall- überzug im Becken. Dm. 22,5, H. 8 cm.
	Abgebildet:	H. Jacobi, Saalebürg Jahrb. VI S. 56 f. mit Abb. 20.
	Lugemburg	
23	Dalheim	(Mus. Lugemburg.) Deckel mit Punzverzierung.
	Abgebildet:	Publications de la société de Lugemburg IX, 1853, S. 120 A ^a 1 mit Taf. VII 11.
24	Alttrier	(Landes-Mus. Trier.) Becken, Typ A, mit Deckel und Sieb. Sauber gravierte Verzierung, Hirsch, von Leopard geheßt. Weißmetallüberzug im Becken und auf Deckel. Lötspicht auf der Deckelunterseite (z. T. ab- gewittert). Dm. 23,6, H. 10,4 cm. Mitgefunden ein silberner Löffel. Abb. 6 (vgl. auch Abb. 1).
	Abgebildet:	Trierer Jahresberichte V, 1912, S. 29 mit Taf. III 2 und (Deckelbild) Abb. 14. — Germania Romana 2 Heft V 1930, Taf. IV 4, Text S. 7.
	Rheinprovinz	
25	„Trier“, aus der Sammlung v. Mell.	(Landes-Mus. Trier.) Deckel (eine Ecke fehlt) mit Punzverzierung. Nase kantig überhöht. Lötspur. Aufgesetztes rechteckiges Blechstück (15×30 mm) auf der Unterseite. L. (ergänzt) 22,5, jetzt noch 15, Br. 10,7, Dm. 0,2 cm.
	Abgebildet:	Germania Korrr.-Bl. XVII, 1933, S. 229 Abb. 20. Jahresbericht des Prov.-Mus. Trier für 1932, Trierer Zeitschr. VIII, 1933, Taf. VII 3.
26 (S)	Filzen a. d. Mosel Kr. Bernkastel	(Landes-Mus. Trier.) Becken, Form B, und Deckel, der aber nicht (ur- sprünglich) zugehörig ist, da der Beckenrand zwei Nietlöcher aufweist, nicht aber der Deckel. Dieser ist roh geschnitten. Nase nur schwach aufgewölbt. Ungezeichnete Punktverzierung. Lötspur. Der Boden ist kantig hochgetrieben (siehe Abb. 2), ganz so wie bei dem henkellosen steilwandigen Messingbecken aus Grethem bei Willers, Neue Untersuchungen über die röm. Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, 1907, S. 62 Abb. 37. Dm. 23,7, H. 7 cm, Deckellänge 20,3, Br. 6 cm. Sammelfund im freien Gelände.
	Abgebildet:	Trierer Zeitschr. II 1927, S. 200, 14+17, mit Taf. X (auch S. 47). Germania XI 1927, S. 84.

	Fundort	
27	Weitersburg Kr. Neuwied	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel schmaler Form, Punzverzierung. Weißmetallreste. Lötspur am Rand und an der Längsseite eine runde Lötspur. L. 20,4, Br. 5,7—8,5 cm. Gefunden in röm. Gebäude „Alte Burg“, Hagen, Römerstraßen S. 494 (wo Literatur) — Lehner, Führer ² I, 1924, S. 53.
28	Niederbieber Kr. Neuwied	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel mit leichtgepunktter Verzierung: Tierhaß (Löwe mit Esel?) und Punktlinien. Lötsticht auf der Unterseite. Weißmetallüberzug mit Ausparung oder -schabung. L. 21,7, Br. 8—11,8 cm (Lehner, Führer S. 104)
29	Waldorf am Bingt- bach Kr. Ahrweiler	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel, in Bruchstücken, 2½ mm dick, Punzverzierung. L. 27, Br. 11—15,8 mm. Gefunden in röm. Gebäuderesten „auf dem Scheidt“. Lehner, Führer S. 53.
30	Billig (Belgica) Kr. Euskirchen	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel, grob und schwer, 2 mm dick, mit Punzverzierung. L. 22,5, Br. 7,8—12,5 mm. Aus röm. Gebäuderesten, Aus'm Weert in Clemen, Kunstdenkmäler des Kreises Euskirchen S. 18 ff. — Hagen, Römerstraßen 150 — Lehner, Führer S. 53.
Niederlande		
31	Nymwegen	(Mus. Kam.) Becken, Form A, mit flachem Boden, ohne Deckel, vier Nietlöcher am vorderen Rand. Punzlinie auf dem Rande. Dm. 23, H. 9 cm. — Gevelin, Gids van het Rijksmuseum G. M. Kam te Nijmegen, 1930, S. 69 Nr. 11.
übriges Deutschland		
32	Ravensberg Prov. Westfalen	(German. Mus. Nürnberg.) Becken, Form B, ohne Deckel. Punktverzierung auf den Handhaben. Weißmetallüberzug. Dm. im Nichten 22,5, H. 11 cm. — Diente als Leichenbrandgefäß.
	Abgebildet:	B. Schulz, Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit. Mannus V, 1913, S. 48 Abb. 8, dort Literaturangaben.
33	Trebitz a. Saale Prov. Sachsen	(Mus. Halle.) Becken, Form A, ohne Deckel, vier Nietstifte (zwei aus Bronze, zwei aus Eisen) im vorderen Beckenrand. Dm. 25, H. 11 cm. Aus einem Skelettgrab.
	Abgebildet:	H. Hahne, Über zwei spätrömische Skelettgräber von Trebitz bei Wettin. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV, 1903, S. 51 f.
34	Gegend des Kniffhäusers	(Mus. Halle.) Ein Deckel mit abgebrochener Ede. L. noch 14,5 cm. Punzverzierung. Hinweis und Photo verdanke ich von diesem und dem nächsten Stück Herrn Prof. Dr. B. Schulz.
35	Fundort unbekannt (aber Prov. Sachsen)	(Mus. Gisleben.) Ein Deckel. Punzverzierung, vier Nietlöcher. L. 24,7 cm. (Angaben auf Grund einer Zeichnung, die Museumsleiter Rühlmann freundlichst zur Verfügung stellte.)
36	Brüel, Gut Häven Mecklenburg	(Mus. Schwerin.) Becken ohne Deckel. Dm. 26,5, H. 10 cm. Aus einem Skelettgrab. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 43, 1878, 204. — Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogt. Mecklenburg-Schwerin 1910, 352. — Rosinna, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV S. 54 mit Anm. 4. (Nicht bei Willers.)

	Fundort	
37	Dänemark Himlingöje Seeland Abgebildet:	(South-Kensington Mus. London.) Becken, Form B, mit aufgelötetem Deckel. Punzverzierung. Weißmetallüberzug. Standfläche nicht eingebeult! Handhaben nicht durchbrochen. Dm. 32,5, H. 11,8 cm. — Aus Skelettgrab unter Hügel. Bulletin de la société des antiquaires de France, 1890, S. 280, Abb. 174 nach South-Kensington Museum art handbooks. The industrial arts of Denmark by J. J. Worsaae. II S. 21, Abb. 174 a, b. Mémoires des antiquaires du Nord. 1866—71, Taf. I 2.—Willems, Bronzeimer S. 64.
	Mittelmeer Aquileia Prov. Udine, Italien	(Mus. Aquileia.) Deckel, verziert mit zwei gravierten, roh gezeichneten, gegeneinandergestellten Delphinen über gepunztem Band. Punktlinien am Rand entlang. Keulenförmige Nasenüberwölbung. Loischicht auf der Unterseite. Am Rand beiderseits je fünf Nietlöcher, z. T. ausgerissen. Sie sind nachträglich angebracht, da sie, wie G. Brusin schreibt, „die punzenartige Verzierung durchbrochen haben“. Weißmetallreste. L. 19, Br. 9 cm. Briefliche Mitteilung von Dr. G. Brusin, Direktor des Reale Museo archeologico in Aquileia.

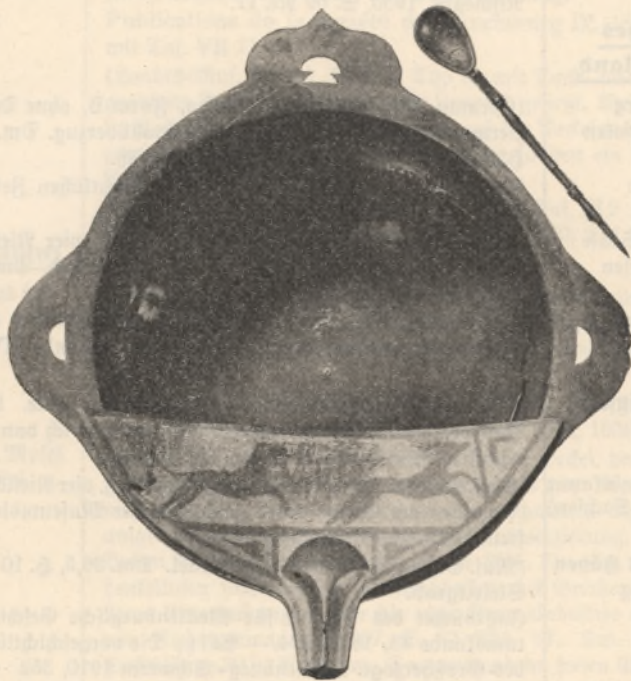


Abb. 6. Messingbecken mit bildlich verziertem Halbdeckel und Seiher aus Alttrier (Mus. Trier). Vgl. Abb. 1

Skynthijierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie

Von Andreas Alföldi-Budapest

Mit Tafel L—LI und einer Abbildung

Die Darstellungen aus dem Leben und der mythischen Vorstellungswelt der Skythen, die die griechischen Künstler der Pontusstädte im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. schufen, haben auch Nachklänge in der römischen Epoche. Die Originalschöpfungen der Glanzzeit griechischer Toreutik wurden noch in der Kaiserzeit kopiert und man vermutete daher allgemein eine Fortdauer der künstlerischen Überlieferung im Pontusgebiet selbst. Eine solche Annahme kann man bis zur Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts noch in Erwägung ziehen. Da aber zu dieser Zeit die meisten Griechenstädte am Nordgestade des Schwarzen Meeres zugrunde gingen und die Barbarisierung ihrer Werkstätten-Überlieferung aus den sogenannten „polychromen“ Goldschmiedearbeiten offensichtlich zutage tritt, so müssen wir es für ganz ausgeschlossen halten, daß sie trotz einer solchen Schicksalswendung die Träger einer echt antiken, stilreinen, figürlichen Plastik hätten verbleiben können. Wer die starken Brandschichten in den antiken Siedlungen einmal kennen lernt, die das erste Auftreten der Goten überall kennzeichnet, der wird sich vergegenwärtigen können, daß zu einem Ausgleich vom antiken Wesen und Germanentum — etwa im Sinne eines Theoderichs — die bitteren Erfahrungen eines langen Zeitraums nötig gewesen sind; die alte Herrlichkeit der Pontusstädte war jedoch schon längst dahin, als diese Verständigung ausreifte.

Friedrich Dregel hat diese Schwierigkeiten empfunden und wollte daher die pontische Kunstüberlieferung als nur mehr in der Südostecke Europas, in Thracien und um Konstantinopel erhalten wissen¹⁾. Und das, obwohl er selbst darauf hingewiesen hat, daß diese Kunstmotive nicht nur in einem engen Kreise vererbt wurden, sondern das Gemeingut der ganzen Antike geworden sind. Er zeigte, daß das altionische Motiv des Silberbeckers von Osztrópataka: der Greif, der einen Hirsch zerfleischt (Taf. L 1), im Rahmen der griechischen Kultur selbst auf die alexandrinische Kunst vererbt und durch diese unverändert weiterverwendet wurde²⁾. Noch viel weniger, als die Stadt Alexanders, konnte sich Rom von diesem Bann der klassischen Schöpfungen befreien³⁾. Die Tierkampffzenen

¹⁾ Fr. Dregel, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts XXX, 1915, S. 207 und Strena Buliciana, 1924, S. 69 ff. Vgl. dagegen R. Zahn, Amtliche Berichte der Berliner Museen XXXVIII, 1916/17, S. 303.

²⁾ Fr. Dregel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 219 ff.

³⁾ Th. Schreiber, Die alexandrinische Toreutik (= Abh. der philos.-histor. Klasse der Kgl. Sächsischen Ges. der Wissenschaften XIV, 1894), S. 131, 141 ff.

verdrängen in der Toreutik die dionysisch-bukolischen Kompositionen der alexandrinischen Vorlagen⁴⁾ allmählich immer mehr. Die Volkstümlichkeit der Jagd und der Tierhege der Arena hat zur Beliebtheit dieser Darstellungen sicher viel beigetragen, aber es genügte auch die schrankenlose Bewunderung des römischen Publikums für die Leistungen der altgriechischen Toreuten dazu, um deren Bildschöpfungen skythischer Prägung nachzuahmen.

Das auffallendste Beispiel dafür ist der Abglanz eines solchen Skythenbildes auf einer Sigillata-Bilderschüssel (Abb. 1) aus der Werkstätte eines Rheinzaberner Töpfers⁵⁾. Diese Art von Keramik hat sich, wie bekannt, sehr stark an die Form und Ornamentik der Metallgefäße angelehnt und auch diesmal ist die Abhängigkeit der Bilder dieses merkwürdigen Stückes von der pontischen Griechenkunst offensichtlich. Das Medaillon mit der Zerfleischung eines Hasen durch einen Adler und der Silenskopf kommen zwar sehr oft als Zierelemente von Sigillatagefäßen vor, doch vertreten sie hier in einem ursprünglichen Zusammenhang mit dem skythischen Genrebilde sicher noch die wohlbekannten alten Motive der Skythenkunst⁶⁾. Leider verschleiert die schlechte Ausführung die ursprüngliche Darstellung in mehreren wichtigen Punkten: das Renntier ist einem Hirsch angeähnelte worden, und es bleibt zweifelhaft, ob der Skythe in seinem charakteristischem Baschlyk bei dem Lassoerwerfen dargestellt ist, oder ob er ein gezähmtes Tier am Zügel führt. Die letztere — immerhin wahrscheinlichere — Lösung würde (durch die anzunehmende griechische Vorlage) für die Zählung des Renntieres einen in das 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. zurückführenden Beleg liefern!

Zu den allgemeinen Gründen des Fortlebens einer skythisierenden Kunst-richtung im Römerreich trat sofort eine besondere Bewegkraft hinzu, wenn es sich um die Ausfuhr in die nordischen Grenzländer des Reiches handelte. Die skythische Farbenprägung, die diese Gegenden durch die Schilderung von Herodot erhielten, hat die antike Bildung niemals abzuschleifen vermocht. Ein anderes Mal möchte ich darlegen, wie z. B. Pannonien noch bei den spätrömischen Schriftstellern als die Heimat der skythischen Kälte, Armut und Finsternis geschildert wird. Man soll darin nicht nur einen üblichen Kunstgriff der Erzählungskunst und nicht nur den Gang zum Archaisieren erblicken; solche Krücken, wie die Skythentopik, waren der antiken Bildung offenbar zur Formprägung der völkergeographischen Kenntnisse unumgänglich nötig. Darum muß man die Spiegelung dieser Vorstellungen auch auf Kunsterzeugnissen erwarten, die man den Nordländern zuzuführen beabsichtigte.

⁴⁾ Fr. Drexel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 209 f. und 218 f.

⁵⁾ W. Ludowici, Römische Siegelgräber. (Katalog IV meiner Ausgrabungen in Rheinzabern 1908—1912), S. 232, Grab 421.

⁶⁾ Aber die Rolle des Silenskopfes im skythischen Bereich wird demnächst R. Fetti ch in seinem Buch über die Kunst der ungarischen Landnahmezeit eine ausführliche Erörterung bringen.

Dem Scharfblick von Dregel ist es nicht entgangen, daß der erwähnte Silberbecher von Osztrópataka auf die Gedankenwelt der Illyrier Bezug nimmt⁷⁾. Er erkannte nämlich in der Göttermaske mit Kiefernkranz und Gartenmesser den Hauptgott der Pannonier, der mit dem römischen Silvanus gleichgestellt und in dieser Gestalt oft als Vertreter jenes Landes dargestellt wurde⁸⁾. — Der Absicht, den figürlichen Schmuck dem Geschmack desselben Abnehmerkreises anzupassen, werden wir auch die Abbildung des Fabeltieres des Nordens mit seinem Opfer zuweisen müssen.



Abb. 1. Darstellung auf einer Sigillata-Bilderschüssel aus Rheinzabern. Etwa $\frac{1}{4}$. Nach Ludowici

Die skythisierende Tendenz mußte sich noch viel kräftiger äußern, wenn die Bildzier der Kunsterzeugnisse für die Barbaren nördlich der Donau bestimmt gewesen ist. Denn Sarmaten oder Germanen waren für den Römer gleichsam „Skythen“. Und die Bilder aus dem Steppenleben, die man aus dem klassischen Formenschatz für eine solche Ausfuhrware verwerten konnte, entsprachen vielfach auch tatsächlich den Neigungen dieser Völker. So begegnet man z. B. in den sarmatischen Funden der ungarischen Tiefebene oft römischen Bronzefibeln in der Form eines Pferdes. Von den verschiedenen Typen dieser Fibel ist besonders derjenige aufschlußreich, bei dem das Pferd mit dem linken Vorderfuß zusammenfällt. Von den mir bekannten Stücken⁹⁾ ist ein im Gödmezővásárhely gefundenes und daselbst aufbewahrtes Stück am wenigsten verkümmert (Taf. I 5). Da sieht

⁷⁾ Bonner Jahrbücher 118, S. 203 Nr. 24.

⁸⁾ Vgl. A. v. Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion 41, S. 76 ff. — P. L. v. Strack, Untersuchungen zur Geschichte der römischen Reichsprägung I, 1931, Taf. VIII 430 und S. 209 (mit weiterer Literatur).

⁹⁾ Vgl. auch M. Párducz, Dolgozatok VII, 1931, 168. — Der Typus kommt auch im Provinzialgebiet vor, so z. B. in Novi Banovci (National-Mus. Zagreb), veröffentlicht in der Vjesnik hrvatskoga archeol. društva, n. s. V, 1901, S. 162 und Taf. IV 1. Genau dieser (stark herabgekommenen) Abart entspricht das Stück, welches von B. Párvan, Getica, 1926, S. 29 und Taf. VI 5 irrtümlich als altskythisch beschrieben ist.

man noch deutlich, daß das Motiv aus einem Zusammenhange herausgerissen ist, da das Tier von selbst nicht in diese Lage kommen kann; am ehesten könnte man an eine Skythenszene in der Art der prachtvollen Bilder der Silbervase von Čertomlyk — also ähnlich, wie die Bändigung des Rosses, Taf. L 2 — denken.

Noch viel vollstümlicher ist ein anderes Pferdmotiv des Čertomlyker Prachtgefäßes in der Römerzeit gewesen, nämlich das weidende Roß (Taf. L 3). Es gehörte schon zum Typenschatz der alexandrinischen Silbergefäße¹⁰⁾ und war auch in der römischen Weiterentwicklung der hellenistischen Toreutik stets beliebt¹¹⁾. Auch sonst hat man es auf Werken der Kleinkunst gerne angebracht; Taf. L 4 gibt z. B. einen geschnittenen Stein aus Carnuntum mit diesem Motiv wieder. Das Auftauchen von neuen Reitervölkern auf der südrussischen Steppe hat ihm dann eine neue Aktualität verschafft¹²⁾. Von den spätantiken Darstellungen, auf denen es vorkommt, ragt die Silberschüssel (Taf. L 6) hervor, welche, für die Nordbarbaren bestimmt, in das permische Gebiet ihren Weg fand. Nach der Beweisführung von Matzulewitsch¹³⁾ ist dieses eindrucksvolle Bild des weidenden Steppensperdes, das seine gedrungenen Glieder und seine zottige Mähne gut kennzeichnen, in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. in Konstantinopel entstanden. Seine Abhängigkeit von den griechischen Skythenmotiven ist ebenso offenbar, wie in dem gleichzeitigen Gedicht von Ennodius de equo, quem accepit, Hunisco, die Skythentopie¹⁴⁾:

Belliger argenti sonipes nutrite sub axe,
Per Tanais medium pectora sicca ferens,
Cana pruinosis mandentem gramina lustris,
Virtus lege poli quem sibi percoluit,
Post domitas gentes, post flumina tanta cruoris,
Alter te dominus, sed manet ipse labor . . .

Auf diese skythisierende Kunststrichtung in Rom kurz hinzuweisen, hat mir die Absicht Veranlassung gegeben, die Herkunft eines Fundstückes etwas zu beleuchten, welches Hans Seger immer am Herzen gelegen hat. Ich meine den

¹⁰⁾ Bei A. D. Curle, *The Treasure of Traprain* Taf. XXIII ist ein neues Beispiel abgebildet; vgl. dazu die interessanten zoologischen Ausführungen von J. Ritchie, ebenda S. 117.

¹¹⁾ Vgl. z. B. H. Willers, *Die römischen Bronzeimer von Hemmoor* 1901, S. 149.

¹²⁾ Auf der Säule des Theodosius in Konstantinopel: Reinach, *rep. rel.* I, S. 106, 8.

¹³⁾ L. Matzulewitsch, *Byzantinische Spätantike* S. 4 und 115 ff., Taf. XXX.

¹⁴⁾ Ennodius, ed. Vogel. *Monumenta Germaniae Historica, auctores antiquissimi* VII S. 169 Nr. CCXII. — Ins Deutsche übertragen lautet das Gedicht:

Das hunnische Pferd, das er erhalten hat.
Schlachtroß, aufgezogen unter kaltem Himmel,
durch den Don mittenhindurch schwammst du mit trockener Brust.
Graues Gras fraßest du auf bereifter Steppe,
du, das Kriegergeist nach nordischer Art sich gezüchtet hat.
Nach der Unterwerfung mancher Stämme, nach solchen Strömen von Blut
harrt deiner ein anderer Herr, aber die Pflicht bleibt.

Bronzeteller aus dem Sacrauer Funde im Museum Breslau (Taf. LI), auf dessen Randfries zwei sich gegenüberstehende Paare von Tieren — Greif und Hirsch, Panther und Hinde — im Sinne der ionisch-skythischen Kunst angebracht sind. Wir sehen jetzt deutlich, daß diese stilistische Gebundenheit nicht notwendigerweise auf eine pontisch-spätgriechische Werkstätte hinweist¹⁵). Stilistisch und technisch hängen die Zeichnungen des Tellers mit denen der — als Ausfuhrware für die Germanen hergestellten — provinzial-römischen Bronzebeimer vom „Hemmoorer“ Typus eng zusammen¹⁶) und die Raubtiere sind auf ihm nach dem Muster der Tierhege der römischen Arena mit einem Gurt um den Leib ausgestattet¹⁷).



Silberne Beschlagplatte aus Sacrau. $\frac{2}{3}$

Nach Mertins, Wegweiser Abb. 304

¹⁵) Wie es z. B. M. Ebert, Südrußland im Altertum 1921, S. 368 und andere Forscher meinten.

¹⁶) F. Dregel, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts XXX, 1915, S. 210 f. Es hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, daß dieser große Forscher den ganzen Umkreis des Schwarzen Meeres als „pontisch“ bezeichnete. Wir müssen diesen Ausdruck auf das Nordgestade beschränken.

¹⁷) S. Willers a. a. O. S. 154, 160 f. — F. Dregel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 234 f. — R. Zahn, Das Fürstengrab von Haßleben (Römisch-Germanische Forschungen VII, 1933) S. 69. — Anders R. Fettich, Acta Archaeologica I, 1930, S. 254 Anm. 74.

Die Gewebereste aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei

Von Gertrud Sage-Breslau

Mit Tafel LII—LV und 4 Abbildungen

Die durch ihre kostbare und reiche Ausstattung bekannten drei Fürstengräber des 4. Jahrhunderts von Sacrau Kr. Dels¹⁾ bargen unter ihren Funden auch mehrere Gewebereste. Grab 1, das im April 1886 beim Sandschachten aufgedeckt wurde und wegen der Beigabe eines Spinnwirtels auch eine Frau enthalten haben muß, wird hier nicht berücksichtigt, da aus ihm keinerlei Gewebereste gerettet worden sind. Dagegen geben die Gräber 2 und 3 trotz der spärlichen Gewebestücke einen reichen Aufschluß über die Handfertigkeit der vandalischen Hausfrau jener Zeit. Grab 2, das 3 m östlich des Grabes 1 am 23. Juli 1887 zutage kam, wird wegen der Beigaben gleichfalls einer Frau zugeschrieben werden müssen, und Grab 3, als einziges amtlich — am 26. Juli 1887 — gehoben, barg die Beigaben eines jungen Mädchens²⁾. Der Erhaltungszustand der Gewebereste aus beiden Gräbern, wie wir ihn heut vor uns haben, ist verhältnismäßig schlecht. Es war ja im großen ganzen nicht anders zu erwarten, da alle drei Gräber in lockeren Sand gebettet waren, umlagert von einer Steinmauer und sicherlich überdeckt mit einer Holzverkleidung. Auf diese Weise wurde eine fargähnliche Abdichtung geschaffen und der große luftgefüllte Raum darin gab dem Sauerstoff die beste Möglichkeit, alle organischen Stoffe in den Gräbern: die Leiche, ihre Bekleidung — also die Gewebe — und Holz zu zersetzen³⁾. Die Sickerwasser in der Sandgrube haben ihr übriges getan.

Die Gewebereste von Sacrau sind zum Teil in ihrer reinen organischen Masse erhalten geblieben. Sie wurden in den Gräbern dort konserviert, wo sie in dichten Lagen übereinandergeschichtet waren und die Umhüllung irgendeines Gegenstandes bildeten, sich auf diese Weise selbst luftdicht abschlossen und so dem Sauerstoff oder sonstigen Zersetzungsorganismen wenig Raum boten. Lagen sie zudem noch in der Nähe von Holzgefäßen, und handelte es sich bei diesen um Eichenholz, so diente die Gerbsäure dieses Holzes mit als vorzügliches Konservierungsmittel. Einzelne Gewebeteile sind heut derart verwittert, daß sie bei der leisesten Berührung zerfallen, andere, vielleicht die aus der Nähe von

¹⁾ Grempler, Der I.—III. Fund von Sacrau. Breslau 1887—88.

²⁾ Grempler erwähnt im Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie aus Grab 2 die Schmelzklappe eines Backenzahnes, die Prof. Haffke freilich als einem älteren Manne zugehörig betrachtet. In Grab 3 fand sich nach seiner Untersuchung der Backenzahn einer jugendlichen Person.

³⁾ Zögg, Über den Erhaltungszustand vorgeschichtlicher Körpergräber. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXII, 1932, S. 210—216.

Holzgefäßen stammenden, sind durch das Übereinanderliegen mehrerer Stofflagen zu einer rindenartigen, brüchigen Masse erstarrt, die höchstwahrscheinlich durch unzulängliche Konservierung kurz nach der Aufdeckung der Gräber noch erhärtet wurde. Mitunter konnten durch größte Sorgfalt die brüchigen Stoffmassen vorsichtig auseinander gelöst werden, so daß dadurch die Vielgestaltigkeit der Gewebearten besser herauskam. Hierbei sind einige schöne Neuentdeckungen von vorgeschichtlichen Gewebearten Schlesiens gemacht worden. Es ist die sogenannte Brettchenweberei, die in beiden Gräbern an Bändern und Gewebefanten auftritt. Sie soll im letzten Teil der Arbeit etwas näher betrachtet werden. Auf die übrigen Arten der Fadenbindungen bei den einzelnen Geweben näher einzugehen, erübrigt sich, da sie bereits früher dargestellt worden sind⁴⁾.

Die organische Masse der Gewebe ist kurz nach der Aufdeckung der Funde durch Prof. Fritsch-Berlin, Dr. med. Buschan-Leubus und Generalagent Langenhan-Breslau mikroskopisch untersucht worden⁵⁾. Danach ist das Material allem Anschein nach „ein langes, gleichmäßiges und ziemlich kräftiges Wollhaar, die Fäden scheinen durch eine besondere Durchtränkung geglättet. Beim Zerrupfen der mittelfarken, weniger glatten Fäden trennen sich braune amorphe Schollen von wechselnder Größe und Gestalt, die das Lösungswasser trüben“. Sollte das auf irgendwelche Färbung der Gewebe hindeuten? Langenhan berichtet von einzelnen feingemusterten, geköpernten Geweben, die aus scharf gedrehten, sehr gleichmäßig mittelfarken Fäden, von denen jeder einzelne aus etwa 30 Wollhaaren zusammengesetzt war, bestehen. Das Material wurde bei der feinerzeit vorgenommenen Untersuchung durchweg als Wolle festgestellt, von den Gewebefadungen wird nur Körper erwähnt. Bei der jetzigen genauen Durchprüfung sämtlicher Gewebereste konnte auch ein Flachsgewebe gefunden werden. Die Gewebefadungen sind im einzelnen in der Fadenstärke recht verschieden und werden im folgenden genauer beschrieben werden. Die Farbe der Gewebe ist heute durchweg schwarz ohne den leisesten Schimmer irgendeiner anderen Färbung.

Sacrau, Grab 2

Literatur: Grempler, Der II. und III. Fund von Sacrau 1888. — Langenhan, Fibel-funde in Schlesien, Schles. Vorzeit V S. 104. — Ortsakten.

Inv.-Nr. sämtlicher Gewebereste aus diesem Grabe 204 : 89⁶⁾. Sie sind durchweg in organischer Masse erhalten (Taf. LIV 4). Da der Inhalt des Grabes nur durch Zufall von den Schachtarbeitern gerettet worden ist, konnten über die ursprüngliche Lagerung der Gewebereste im Grabe keinerlei Angaben mehr gemacht werden. Bei der jetzigen Durchsicht sämtlicher Funde dieses Grabes haftete an einem Holzteilchen, das ursprünglich zu einer Truhe mit Griff und Beschlägen aus Bronze und Eisen gehörte (Inv. Nr. 200 : 89; 211 bis

⁴⁾ G. Sage, Gewebereste an vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien. Alt-schlesien IV S. 69 ff.

⁵⁾ Grempler a. a. D. Fund III S. 8 f.

⁶⁾ Grempler a. a. D. Fund II Taf. I 10 u. 11.

215:89 und 218:89') ein kleiner Geweberest, der genau mit dem Gewebe (Taf. LIV 4b) übereinstimmt. Demnach darf vermutet werden, daß die gleichartigen Gewebereste in der Nähe der Truhe gelegen haben. Nach der Bestimmung des Konservators am Berliner Museum für Völkerkunde E. Krause muß der Deckel der Truhe geöffnet gewesen sein⁹⁾. Die Gewebereste konnten daher nicht die geschlossene Truhe umhüllt haben.

Taf. LIV 4b. Von den 21 Resten des Stoffes der gleichen Gewebebindung ist das beste Stückchen ausgewählt worden. Dm. 3,2:0,5 cm. Es ist ein wenig zusammengerollt. Die Fäden sind recht fein, gleichmäßig links gesponnen. Schuß und Kette haben gleiche Fadestärke von 0,1 mm. Es ist ein auf einem vierschäftigen Webstuhl hergestelltes Körpergewebe.

Von einem anderen Gewebe sind vier kleine Stücke erhalten, deren eines abgebildet ist (Taf. LIV 4a). Es ist der Rest eines beiderseitig leinenbindig gewebten Tuches. Der Wollfaden ist gleichmäßig links gesponnen und 0,2 mm stark. Dm. des Geweberestes 1,2:1,5 cm. Die eine Kante ist anscheinend umgeschlagen, da sie einen ganz glatten Eindruck macht. Etwa 1,5 mm davon entfernt sind feine, sogenannte überwendliche Heststiche, sehr regelmäßig nebeneinandergereiht, sichtbar. Länge eines Heststiches etwa 1,5 mm, Gesamtlänge der Stiche 8,0 mm. Auf der Rückseite ist von der Naht nichts zu erkennen, da der Stoff durch das Konservieren stark gelitten hat. Mit einem anderen Geweberest der gleichen Bindung ist auf der einen Seite ein Stückchen Wollkörper, wie Taf. XIV 4b es zeigt, verbunden.

Taf. LIV 4c ist ein stark zerstörtes, vollkommen abgeschlossenes Band, in Brettchentechnik hergestellt. L. noch 3 cm, größte Br. 1,5 cm. Das Material besteht aus feinen Wollfäden, gleichmäßig links gesponnen. Fadestärke 0,1 mm; sie stimmt also mit der des Wollfadens im Gewebe Taf. LIV 4b überein. Soweit eine Bestimmung möglich war, ist das Band mit etwa 33 Brettchen gewebt worden, und zwar besaßen die Brettchen bei der Dicke des Bandes und der gleichzeitigen Schwäche des Fadens wohl vier Löcher. Jede Kante der beiden Längsseiten ist mit vier paarweise geordneten Brettchen gewebt; die übrigen 25, die dazwischen liegen, waren hintereinander geordnet. Durch die Mitte des Bandes ist ursprünglich ein viereckiges Loch von 0,4:0,3 cm Größe gestoßen worden, was auf der Abbildung nicht mehr recht sichtbar ist. Demnach muß durch das Band ein Nagel oder ein Niet gegangen sein. Die Weberei des Bändchens ist im großen ganzen nicht sehr sorgfältig ausgeführt, die beiden Kanten allein zeigen einen regelmäßigen Verlauf der Weberei. Die dazwischenliegenden Ketten und Schußfäden sind bald fester, bald loser angezogen; mitunter haben sich die Brettchen bei der Arbeit in der Richtung unregelmäßig verlagert, was besonders im unteren Teil des Bandes zu sehen ist. Eine Umkehrung, die sonst das Kennzeichen einer jeden Brettchenweberei ist, ist infolge des schlechten Erhaltungszustandes nicht zu erkennen. Bei der Feinheit des Materials ist es durchaus kein Wunder, daß die Fäden beim Weben durcheinander kamen, wenn man bedenkt, daß auf einer Breite von 1,5 cm 22 Brettchen verwendet worden sind. Da die in dieser Technik gewebten Bänder äußerst fest sind, kann das Band zum Zusammenhalten irgendeines Behälters gedient haben. Vielleicht war es an der Truhe angeheftet, wofür das Nietloch sprechen könnte, und ist hier mit zum Verschuß benützt worden. Abb. 1 zeigt einen Versuch der Verfasserin, das Band nachzuweben.

⁷⁾ a. a. O. Taf. II 11.

⁹⁾ a. a. O. S. 7.

Sacrau, Grab 3

Literatur: dieselbe wie bei Grab 2.

Inv.-Nr. sämtlicher Gewebereste 239:89⁹⁾. Bei diesem einzigen sachgemäß gehobenen Grabe konnten mehrere Gewebereste noch in ihrer ursprünglichen Lagerung beobachtet werden. Aus den sich mitunter widersprechenden Berichten ist noch folgendes festzustellen: Einige Gewebereste¹⁰⁾ haben etwa in der Brustgegend der Leiche in der Nähe ihrer linken Schulter an der geschlossenen goldenen Zweirollenfibrel (261:89)¹¹⁾ gelegen. Allem Anschein nach waren es die Gewebereste des Wollkörpers auf Taf. LV 4. Dann ist sicher, daß eine zweite Stoffschicht — und zwar waren es dichte Lagen eines feineren und eines gröberen Stoffes¹²⁾ — ein Schmuckkästchen aus Eichenholz (266:89)¹³⁾ umhüllten, das mit quadratischen Silberplatten und fünf aufgenieteten römischen Münzen verziert war und fünf Bernsteinperlen (241:89)¹⁴⁾ und verschiedene andere Schmuckgegenstände enthielt. Ferner sollen silberne Gürtelplatten (257—260 und 267:89)¹⁵⁾ und nach Langenhan¹⁶⁾ auch die große Dreirollenfibrel (262:89)¹⁷⁾ in Geweben eingehüllt gewesen sein. Nach Grempler war eine silberne mit Goldblech plattierte Dreirollenfibrel (263b:89)¹⁸⁾ in dichte Lagen von Geweben verpackt. Alle diese Gewebe mit Ausnahme von Taf. LV 4 sind bei der Bergung des Fundes nicht auseinandergehalten worden. Die Gewebereste bildeten fast ausnahmslos beiderseitig eine feste, rindenartige Masse, die mitunter lederartig wirkt. In Brettchentechnik ist ein einzelnes Band und die Kante eines anders gewebten Stoffes hergestellt worden.

Taf. LV 4. Aus einer großen Anzahl ganz kleiner Gewebereste der gleichen Bindung sind fünf der besten Stücke zur Bestimmung herausgesucht worden. Ihre Größe beträgt a) 2:0,5 cm, b) 3:0,6 cm, c) 2,5:1,5 cm, d) 4:1,3 cm, e) 2:1,5 cm. Es ist ein feiner Wollkörper. Ketten- und Schußfäden sind gleichmäßig links gesponnen und etwa 0,1 mm stark. Die verhältnismäßig regelmäßige Weberei ist auf einem vierschäftigen Webstuhl hergestellt, ähnlich wie bei Grab 2 (Taf. LIV 4b). Diese Gewebereste stammen, da sie sich aus fast allen nachher beschriebenen Stücken herausheben, wohl vom Gewande des Mädchens, das an der linken Schulter mit der goldenen Zweirollenfibrel zusammengehalten wurde.

Taf. LIV 3. Zu einer festen Masse erstarrter Stoffreste. Dm. 5:4 cm. Auf der nicht abgebildeten Seite war dieses Stück noch stark mit faserigen organischen Resten wie Holz oder Leder behaftet. Die ganze Masse ist in einer Form erstarrt, die dafür spricht, daß die Gewebe auf irgend einem härteren Gegenstand aufgelegt haben. Auf der abgebildeten Seite sind zwei übereinandergelagerte Stoffe zu erkennen, deren unterer in ganz wenigen Resten als ein verhältnismäßig grobes Wollgewebe erkannt werden kann; auf der Abbildung ist dies leider nicht mehr sichtbar. Die Fäden sind gleichmäßig links gesponnen. Kette und Schuß haben die gleiche Fadenstärke. Dm. 0,4 mm. Darüber liegt ein Körpergewebe. Die Weberei ist hier lose gefügt und durch die Lagerung stark verzogen und gefaltet. Allem Anschein nach ist es derselbe Wollkörper wie Taf. LV 4. Wie bereits erwähnt,

⁹⁾ Grempler a. a. D. Fund III Taf. IV 12, 13, 15.

¹⁰⁾ a. a. D. Taf. IV 13.

¹¹⁾ a. a. D. Taf. VII 1.

¹²⁾ a. a. D. Taf. IV 12 u. 15.

¹³⁾ a. a. D. Taf. VII 7a—b u. 8.

¹⁴⁾ a. a. D. Taf. V 1—3.

¹⁵⁾ a. a. D. Taf. VI 10 u. 11.

¹⁶⁾ Langenhan a. a. D. S. 104.

¹⁷⁾ Grempler a. a. D. Taf. VII 2.

¹⁸⁾ a. a. D. Taf. VII 3. Nach den Ortsakten soll diese Fibrel in dem Holzgefäß mit silbernem Randbeschlag (Grempler a. a. D. Taf. V 9a—b) an der östlichen Seite der Grabkammer gelegen haben.

hat dieser Stoffrest vielleicht in Beziehung mit dem Holzkästchen gestanden, das in der Hüftgegend gelegen hatte.

Taf. LIII 1 = Vorderseite, LIII 2 = Rückseite des gleichen Stückes und Taf. LIV 5 waren ursprünglich zusammengebacken und zwar lagerte Taf. LIII 2 auf der nicht abgebildeten Seite des Stückes Taf. LIV 5. Diese übereinander gelagerten Stücke bildeten eine rindenartig brüchige Masse, bei der an verschiedenen Stellen noch Holzteilchen zu erkennen sind. Ursprünglich lagerten diese jetzt auseinandergelösten Stücke an einem festen Gegenstand, vielleicht auch an dem Kästchen, da bei genauem Hinsehen in der Mitte noch ein durchgehendes Loch, das von einem Niet herrühren könnte, zu erkennen ist. Es sind hier mehrere Stoffeinheiten übereinandergelegt worden, die im einzelnen beschrieben werden.

Taf. LIII 1 ist der Teil des Tuches, der unmittelbar auf dem festen Gegenstand lag. Das Tuch ist leicht nach innen gewölbt. Dm. des Stückes: 5:7,5 cm. Diese Seite ist ein durchweg einheitliches, leinenbindiges Gewebe und, soweit es zu erkennen ist, aus links gesponnenen Wollfäden hergestellt. Dm. des Fadens: 0,1 mm. Der Kettenfaden ist einfach, der Schußfaden doppelt durchgeführt, aber ungezwirnt. Der einzelne Faden vom Schuß hat die gleiche Stärke wie der Kettenfaden. Das Gewebe ist sehr lose gearbeitet und macht den Eindruck eines groben Schleiertuches.

Taf. LIII 2 war mit dem Stück Taf. LIV 5 ursprünglich verbacken. Es stammt von einem größeren Wolltuch in Leinenbindung. Auch hier sind die Fäden gleichmäßig links gesponnen, mit einem Dm. von 0,1 mm. Der Schußfaden ist doppelt so stark als der Kettenfaden und ganz schwach gezwirnt. Dm. 0,2 mm. Über dem ganzen Gewebe liegt eine fafrige Wollschicht, die vielleicht noch von einem darüber — oder besser gesagt dazwischen — liegenden Gewebe herrührt, oder sich aber auch bei dem Zerlegungsprozeß von dem bereits vorherbeschriebenen Wollgewebe losgelöst haben mag. Die Tuchschicht Taf. LIII 1, 2 besteht also aus folgenden Geweben: LIII 1: ein einheitliches loses Wollgewebe mit einfacher Kette und doppeltem Schuß in der Art eines groben Schleiertuches. LIII 2: ein grobes Wolltuch in Leinenbindung, Schußfaden leicht gezwirnt, über diesem lagert noch eine fafrige Wollschicht. Das in der Mitte des Stoffes erkennbare feine, rechteckige Nietloch von 0,2 cm Dm. geht auch an derselben Stelle durch das mit ihm ursprünglich verbackene Stück Taf. LIV 5 hindurch.

Taf. LIV 5. Dm. des Stückes 9,8:5,5 cm. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes, die mit Taf. LIII 2 verbacken war, zeigt im Gegensatz zu der dortigen fafrigen Wollschicht ein ganz unregelmäßiges Fadengewirr; ob Flachs oder Bast, ist nicht mehr feststellbar. Die abgebildete Seite ist entsprechend der Wölbung von Taf. LIII 2 leicht nach außen gebogen. Es ist hier ein grobes Wolltuch — in Leinenbindung gewebt — zu erkennen, und zwar in der Art, wie es auf Taf. LIV 3 vorliegt, aber auf dieser Abbildung nicht mehr wahrnehmbar ist. Das Gewebe nimmt einen Raum von 7,5:5,5 cm ein. In der Nähe des Randes sind zwei große, überwendlich genähte, doppelte Heftfäden durchgestochen. Sie sind hier leider nur in drei Stichen erhalten. Die zweiten Heftstiche in 1,4 cm Abstand davon sind noch sehr gut in sechs großen, doppelten Fäden vorhanden. Die Stiche sind wie die vorhergehenden schräg von rechts nach links ausgeführt. Vielleicht sind zwei Stoffstücke der gleichen Art zusammengenäht worden, oder aber auch, da irgend ein loser Zusammenstoß zweier nebeneinander gelagerter Stoffstücke nicht zu erkennen ist, ist durch die Stiche ein darunter liegendes Gewebe an die Hülle angeheftet worden. In der Nähe der zweiten Naht, etwa 2 cm vom unteren Rand des Gewebes entfernt, ist ein kleines, fast regelmäßiges Biered in den Stoff hineingedrückt. Es ist auf der Abbildung nicht sichtbar. Vielleicht ist es der Abdruck eines Nietes des Schmuckkästchens. Der Stoff ist nach dem schmaleren Ende zu gefaltet. An ihn schließt sich ein kleiner Rest des Stoffes, der als

dünnes, wollartiges Schleiertuch bereits auf Taf. LIII 1 festgestellt wurde. In der Mitte der ganzen Stofflagerung, auf der Taf. LIV 5 gut sichtbar, ist das Loch, das schon auf Taf. LIII 1 zu sehen ist und auf S. 276 erwähnt wurde. Es hat auf Taf. LIII 1 einen Dm. von 0,2 cm, auf Taf. LIV 5 von 0,5 cm. Das Tuchstück Taf. LIV 5 hat also folgende Gewebe: die nicht abgebildete Seite ist nur ein Fadengewirt aus Bast oder Flachs, die abgebildete zeigt zwei verschiedene Stoffeinheiten: ein grobes Wolltuch in Leinenbindung wie Taf. LIV 3 und ein grobes Schleiertuch wie Taf. LIII 1.

Taf. LIV 1. Rindenartiger, brüchiger Gewebereft, leicht gewölbt. Dm. 4,5 : 3,5 cm. Auf der nicht abgebildeten Seite ist der Aufbau des Stoffes nicht mehr zu erkennen. Die hier sichtbare dagegen zeigt ein leinenbindiges Gewebe aus Wolle und zwar in der Art des groben Schleiertuches wie Taf. LIII 1.

Taf. LV 1. Rindenartig zusammengebackener Stoffrest, sehr brüchig. Dm. 4,5 : 3 cm. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes zeigt nur noch an einer Stelle Fadenführungen in der Form eines leinenbindigen Wolltuches wie Taf. LIII 2. Zwischen dieser Seite und der hier abgebildeten scheint eine andere organische Schicht zu liegen, die nicht mehr näher erkannt werden kann. Die abgebildete Seite besteht aus einem leinenbindigen Gewebe, das als einziges von allen Geweben der Sacrauer Gräber aus Leinenfäden gewebt ist. Der Faden ist links gesponnen und zwar recht unregelmäßig gearbeitet. Der Kettenfaden ist besonders gut erhalten und stärker als der Schußfaden. Dieser ist zum größten Teil herausgewittert. Stärke des Kettenfadens 0,4 mm, des Schußfadens 0,2 mm. Nach der Form des Stückes zu urteilen, scheint die abgebildete Seite die obere gewesen zu sein. Dieser Stoffrest enthält also ein leinenbindiges Wolltuch wie Taf. LIII 2 und ein leinenbindiges Leinengewebe.

Taf. LV 5. Rindenartige brüchige Geweberefte, mehrfach übereinandergelagert. Nur eine Seite ist davon abgebildet. Größe 7 : 4 cm. Ein Teil dieses Stückes ist von Wurzelsfasern oder andern organischen Stoffen überdeckt. Darunter zieht sich in sorgfältig gefalteten Falten fast über die Mitte des Stückes hin ein 6,5 cm langes und 1 : 1,7 cm breites Stück des mehrfach in Grab 3 erscheinenden Wollkörpers wie Taf. LV 4. An der oberen Kante reicht der Wollkörper bis an den Rand des Stückes. Dieser Wollkörper wieder lagert auf einem größeren leinenbindigen Wolltuch wie Taf. LIII 2. Auch dieser Tuchrest ist stark gefaltet und erreicht eine größte Breite von 1,5 cm. Es sind also hier zwei Gewebearten übereinandergelagert, der Wollkörper wie Taf. LV 4 und ein leinenbindiges Wolltuch wie Taf. LIII 2. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes trägt die gleichen Gewebearten in starker Faltung des Stoffes, wobei der Wollkörper unter dem leinenbindigen Tuch liegt.

Taf. LII 2 zeigt zu einer rindenähnlichen brüchigen Masse erstarrte Stoffreste. Dm. 7,7 : 3,5 und 2,5 cm. Die hier nicht abgebildete Seite ist mit einem leinenbindigen Wollgewebe bespannt wie Taf. LIII 2. Ob zwischen dieser und der hier abgebildeten Seite noch eine dritte Schicht aus organischem Stoff liegt, kann nicht mehr festgestellt werden. Die Abbildung zeigt als erstes denselben leinenbindigen Gewebereft aus Wolle wie die eben beschriebene Seite.

Auf dieser leicht nach innen gewölbten Seite des Tuches, die, nach der Form zu urteilen, vielleicht auf irgendeinem Gegenstand aufgelagert war, zieht sich ein 4,5 cm langes und 1 cm breites, wollenes Band, in Brettchentechnik gewebt, hin; Fadestärke 0,1 mm. Nach genauester Beobachtung konnten 22 bis 24 Brettchen, die zu seiner Herstellung benötigt wurden, gezählt werden. Allem Anschein nach waren diese mit vier Fäden bespannt. Die genaue Zusammensetzung der Musterung dieses Bändchens ist durch die verschiedenen, bereits angegebenen Umstände leider schwer erkennbar. Es ist noch soviel zu

erschehen, daß die ersten vier Brettchen an jeder Längskante paarweise geordnet waren, während — wie bei dem Band aus Grab 2 (Taf. LIV 4c) — die mittleren Brettchen bald regelmäßig, bald unregelmäßig nacheinander zu liegen kamen; zuweilen erscheinen sie paarweise geordnet. Ketten- und Schußfäden sind auch hier einmal fester, einmal loser angeschlagen. Eine Umkehr in der Weberei ist auch hier nicht zu erkennen. Im wesentlichen ähnelt dieses Bändchen ganz und gar dem aus Grab 2 (Taf. LIV 4c). Nach der Art der Anordnung des Bändchens auf der nach innen gewölbten Seite des darunterliegenden Stoffes kann es mit zum Umschließen irgendeines Gegenstandes gedient haben oder vielleicht der Rest eines Gürtelbandes sein. Es lagern hier also zwei Gewebearten übereinander, das leinenbindige Wolltuch wie Taf. LIII 2 und das in Brettchentechnik gewebte Band.

Taf. LIII 1 ist ein ganz besonders wertvoller Geweberest von 3,5 : 3 cm Größe. Es sind stark zusammengebackene Stoffreste in mehreren Lagen übereinander. Auf beiden hier abgebildeten Seiten Taf. LIII 1 u. LV 2 haben wir es offenbar mit demselben Stoff zu tun. Taf. LIII 1 zeigt an der rechten, oberen Seite ein wollenes Körpergewebe, an das ein in Brettchentechnik hergestellter Saum anschließt. Die Verbindungsstelle zwischen diesen beiden Webarten ist rechts oben noch schwach vorhanden. Bei der Verbindung haben die leicht gezwirnten Kettenfäden des Körpers als Schußfäden der Brettchenkante gedient. Stärke des gezwirnten Kettenfadens 0,2 mm, die übrigen Fäden haben das normale Maß von 0,1 mm. Diesmal haben wir es trotz derselben Webform mit einem anderen Körpertuch zu tun. Der Körper ist auf einem vierstädtigen Webstuhl gearbeitet. An einer zweiten Stelle unterhalb der Brettchenkante erscheint dasselbe Gewebe in einer andern Lagerung. Sämtliche Fäden sind gleichmäßig links gesponnen. Breite der Brettchenkante noch 2,3 cm. Sie ist nach der linken Seite hin in ihrer Breite noch nicht abgeschlossen. Die Zahl der Brettchen, mit denen dieser Saum hergestellt ist, beträgt bis jetzt 32. Sie sind durchweg paarweise geordnet, daher das eigenartige Flechtmuster, und zwar in einer Regelmäßigkeit, wie sie bei dem feinen Wollmaterial nicht oft anzutreffen ist. Eine Umkehrung ist auch hier nicht zu sehen. In der rechten Ecke des ganzen Stückes ist außerdem noch ein leinenbindiges Wollgewebe von 0,5 : 1,5 cm Breite zu erkennen (wie Taf. LIII 2). Dieses Gewebe überlagerte das Körpergewebe und vermutlich auch, soweit es aus den spärlichen Resten zu sehen ist, die Brettchenkante.

Taf. LV 2 ist die andere Seite des Stoffstückes und bildet die Fortsetzung der Brettchenkante in der Längsrichtung. Die dünneren Kettenfäden der Brettchenkante sind fast alle vergangen, während die Schußfäden, die Kettenfäden des Körpers, in der Zwirnung gut zu erkennen sind. Es ergeben sich also drei verschiedene Gewebearten an diesem Stück: Das Körpergewebe mit der gezwirnten Kette, ein einfaches Wolltuch wie Taf. LIII 2 und die Brettchenkante.

Taf. LIV 2. Kleines Wollknäuel, Fadenstärke 0,1 mm. Der Faden entspricht der Normalstärke der Fäden, die im allgemeinen bei den Sacrauer Geweben angewendet wurde.

Die in den beiden Gräbern von Sacrau vorhandenen Gewebereste geben uns ein Zeugnis dafür, daß die Handfertigkeit der vandalischen Frauen in nichts den vandalischen Goldschmieden nachstand. Allein die zartgesponnene Wolle mit einer Fadenstärke von 0,1 mm zeigt, wie fein das Material war.

Grab 2 enthielt drei verschiedene Webarten: einen feinen Wollkörper, ein leinenbindiges Wolltuch und ein Brettchenband, auch aus Wolle. Haben wir es auch nur mit einzelnen Gewandstücken zu tun, so vermitteln uns diese doch eine genügende Anschauung von den damals getragenen Gewändern.

Grab 3 enthielt neun verschiedene Gewebearten, bei denen die Wolle vorherrscht. Nur ein Gewebe ist aus Flachs. Zu der Verschiedenartigkeit der Gewebearten wird auch die verschiedene Stärke der leinenbindigen Fadenverbindungen gerechnet. Es liegen vor: zwei verschiedene, wollene Körpergewebe, vier wollene Gewebe in Leinenbindung, aber jedes davon in einer anderen Fadenzahl zusammengesetzt, ein leinenbindiges Flachsgewebe und zwei verschiedene Muster in Brettchentechnik. Nur von einem Körpergewebe dürfen wir behaupten, daß es von dem eigentlichen Gewande der Toten herrührt. Alle übrigen dienten mehr oder weniger zur Umhüllung irgendeines Gegenstandes, zeugen aber mittelbar auch von der Vielfältigkeit der damaligen Gewänder.

Die Brettchenweberei, eine heute in Mitteleuropa fast ausgestorbene Webart, ist in Mittel- und Nordeuropa zur Vorzeit viel benutzt worden, und war besonders bei den Germanen beliebt. Ihre Wiederentdeckung und der Nachweis ihrer Verbreitung auf der ganzen Erde — allerdings in neuerer Zeit — ist der Altmeisterin der Brettchentechnik Margarete Lehmann-Filhés zuzuschreiben¹⁹⁾. Sie hat ihre Technik erschöpfend behandelt. Weiterhin befaßte sich Hugo Ephraim²⁰⁾ in kurzen Zügen mit dem Wesen der Brettchenweberei. Göhe²¹⁾ wies erstmalig auf ihre Bedeutung in der Vorgeschichte Deutschlands hin. Es folgte Stettiner²²⁾, der in genauester Darstellung diese Technik in Funden der Völkerwanderungszeit nachweist. Sahne²³⁾ geht bei den für Niedersachsen in Frage kommenden Funden in gleicher Weise vor. Als letzte grundlegende Arbeit ist die Abhandlung von Margarete Sald²⁴⁾ zu erwähnen, welche die ältesten Brettchenarbeiten der Vorzeit Mittel- und Nordeuropas erschöpfend behandelt.

Den Namen Brettchenweberei entlehnt Margarete Lehmann-Filhés dem alten isländischen Wort „spjaldoefnadur“ (Bänder mit Brettchen gewebt). Diese Weberei wurde noch vor wenigen Jahrzehnten auf Island gepflegt, vereinzelt lebte sie auch noch auf Zütland unter dem Namen „Brifning“ (die Brettchen). In Südschweden und Finnland kannte man sie ebenfalls noch da und dort. Ebenso erwähnt Lehmann-Filhés aus alten isländischen Sagas

¹⁹⁾ Margarete Lehmann-Filhés, Über Brettchenweberei, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, Jahrg. IX, 1899, S. 24—32. — Dieselbe, Über Brettchenweberei, Berlin 1901, Verlag Ernst Vohsen.

²⁰⁾ Hugo Ephraim, Über die Entstehung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Mitteilungen des städtischen Museums für Völkerkunde, Leipzig, Bd. I Heft 1, 1905, S. 9—11.

²¹⁾ A. Göhe, Brettchenweberei im Altertum, Zeitschr. f. Ethnol. 40, 1908, S. 481—500.

²²⁾ Richard Stettiner, Brettchenweberei in den Moorfunden von Damendorf, Daetgen und Thorsberg, Mitt. d. Anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein XIX, Kiel 1911.

²³⁾ Sahne, Vorzeitfunde in Niedersachsen, Teil 3.

²⁴⁾ Margarete Sald, Die Brettchenweberei in den vorgeschichtlichen Funden in Dänemark. Arbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1930, S. 277—301.

Wortverbindungen, insbesondere bei Frauennamen, die wie „hladhünd“ bedeuten: deren Hand als geschickt im Weben mit Brettchen bekannt ist. Wenn auch mehrfach in vorgeschichtlichen Funden, wie es noch die weiteren Darstellungen zeigen werden, anderes Material als Holz zu diesem Handwerkszeug verwendet wurde, so hat doch die Bezeichnung Brettchenweberei seine volle Berechtigung.

Die Technik dieser fast vergessenen Weberei ist folgende: Kleine quadratische Holz- oder Papptäfelchen von einer durchschnittlichen Größe von etwa 5—7 cm haben in jeder Ecke etwa 1 cm vom Rand entfernt ein kleines Loch (Abb. 2). Durch jedes dieser Löcher wird je ein Faden gezogen (Abb. 3), die sogenannte Kette. Sie ist in ihrem Anfang an einem Holzpflock befestigt, darauf durch die Löcher der Brettchen gezogen und an ihrem Ende wieder an einem Pflock festgebunden. Auf diese Weise ist die Kette straff gespannt, die Brettchen liegen dazwischen und die Arbeit kann beginnen. Die Öffnung zwischen den beiden oberen und unteren Fäden ist das sogenannte Fach, durch das der horizontal lagernde Schußfaden hindurchgeworfen wird (Abb. 1). Bei jeder Vierteldrehung des Brettchens (Abb. 3a u. b) drehen sich die Fäden schnurartig zusammen und werden durch den jeweils hindurchgeworfenen Schußfaden zusammengehalten und zu einer festen Schnur vereinigt. Soll ein Band gewebt werden, müssen entsprechend der Breite des Bandes eine Anzahl Brettchen in der gleichen Weise nebeneinander mit Fäden bezogen werden. Die Brettchen nehmen dann im einzelnen die Stellung ein wie Abb. 3a es zeigt. Im gesamten sehen wir die Nebeneinanderstellung auf Abb. 1. Die Brettchen werden in der Richtung der angegebenen Pfeile (Abb. 3) in Vierteldrehung je nach der Musterung bewegt. So werden durch die verschiedenartige Stellung der einzelnen Brettchen zueinander die verschiedensten Muster erzeugt. Stehen die Brettchen paarweise geordnet, so laufen immer die Kettenfäden zweier Brettchen auf der inneren, zueinander gekehrten Seite nach einer Richtung, und es ergibt sich das Muster, wie wir es an der Brettchenkante von Sacrau Taf. LII 1 wiederfinden. Abb. 4 zeigt ein neuzeitliches in Jütland gewebtes Band, von einer Breite und Regelmäßigkeit, wie es bis jetzt aus vorgeschichtlicher Zeit noch nicht bekanntgeworden ist. Es kann als Vergleich zu unserer Sacrauer Gewandkante (Taf. LII 1) dienen. Stehen nur die ersten vier Brettchen der beiden Kanten eines Bandes paarweise geordnet, die mittleren aber alle nacheinander — das heißt, laufen die Kettenfäden der einzelnen Brettchen alle parallel hintereinander —, erhalten wir die Musterung, wie es die Bänder aus Grab 2 und Grab 3 zeigen (Taf. LIV 4c u. LII 2). Bei längerem Weben mußten sich aber durch ein gleichmäßiges Beibehalten der Drehungsrichtung der Brettchen die hinter ihnen liegenden Kettenfäden, wie es Abb. 1 zeigt, verwirren. Zu diesem Zweck wird nach einer gewissen Anzahl von Vorwärtsdrehungen die Richtung gewechselt und die Brettchen werden bei jeder Bildung des Faches für den Schußfaden

eine Zeitlang rückwärts gedreht. Auf diese Weise entwirren sich die Fäden wieder. Auf dem Gewebe macht sich diese Umkehrung durch die nun entgegengesetzt laufende Musterung bemerkbar. Diese Umkehrung ist das Kennzeichen einer jeden echten Brettchenweberei.

Das erste sichere Handwerkszeug für die Brettchenweberei aus der Vorzeit Mittel- und Nordeuropas ist aus dem Torfmoor von Dejbjerg in Jütland gehoben worden. In einem Tongefäß der vorchristlichen Eisenzeit lagen zwei Brettchen aus Holz, von denen eines vollständig erhalten ist²⁵⁾. Sie waren nach der Abbildung mit vier Löchern versehen. Die Größe der Brettchen von 4,7

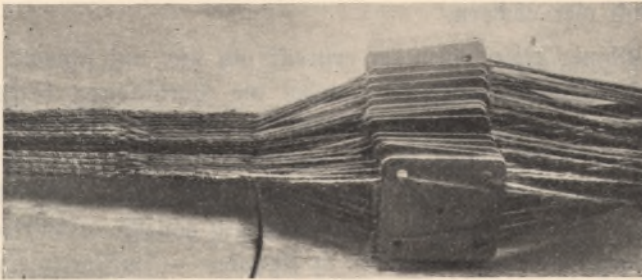


Abb. 1. Brettchen mit angefangener Webarbeit

bis 5,5 cm nähert sich der Größe, wie sie bis vor wenigen Jahrzehnten noch in Nordeuropa üblich war. Neben Holzbrettchen sind in vorgeschichtlicher Zeit auch Täfelchen aus Knochen sehr geschätzt gewesen. Das handliche, weiche und doch widerstandsfähige Material eignete sich gut zum Weben. Abb. 2 gibt eines von den drei verzierten Knochentäfelchen aus der Völkerwanderungszeit von Planisch Kr. Alzen aus dem Wormser Museum wieder, deren Größe 3,5 cm im Quadrat beträgt. Die Zeugen dieser Art häufen sich jetzt und sind besonders in der Wikingerzeit recht zahlreich. Um nur einige zu nennen, barg der Osebergfund an einer Stelle 52 Brettchen und zwar mit je vier Durchlochungen. Das Material²⁶⁾ ist Buchenholz. Ein Knochentäfelchen aus Lund, mit Runen des 10. Jahrhunderts bedeckt, diente wahrscheinlich symbolischen Zwecken. Besonders zahlreich sind Webetäfelchen auf den Gräberfeldern des ostbaltischen Kulturkreises vertreten. Auf dem Gräberfelde von Anduln Kr. Memel aus dem 8. bis 12. Jahrhundert sind oft ganze Webewerkzeuge, aus drei bis vier Bronzetäfelchen bestehend, vorhanden. Dazu gehört immer ein bronzenes Webeschwert und eine bis zwei Nadeln aus Bronze oder Eisen. Mit einer bronzernen Drahtschlinge war alles verbunden. Die Größe der Täfelchen schwankt hier zwischen 2—2,7 cm, das kleinste ist 1,1 cm lang. Das Webeschwert ist meist 7—10 cm, die Nadeln

²⁵⁾ M. Sald a. a. O. S. 393 Abb. 3.

²⁶⁾ A. B. Brögger, Sj. Falk und S. Aakon Schetelig: Osebergfund Bd. I, Kristiania 1917, S. 75 Abb. 57.

6—8 cm lang. Bei den bronzenen Täfeln wird es sich kaum um gebrauchsfähiges Werkzeug, sondern nur um symbolisches Handwerkszeug gehandelt haben.

Im Gegensatz zu den verhältnismäßig späten Überresten des Handwerkes dieser Weberei sind ihre Erzeugnisse in ganz vorzüglichen Beispielen bereits aus den dänischen Eichensärgen der frühen Bronzezeit bekannt. Es sei vorausgeschickt, daß sämtliche Brettchenarbeiten der frühen Bronzezeit bis zur älteren Eisenzeit auf Brettchen mit nur zwei Durchlochungen hergestellt worden sind²⁷⁾. Bei jeder Fachbildung der Brettchen wurde hier immer eine halbe Drehung der Brettchen vorgenommen. Auf diese Weise erhielt man die gleiche Webart wie mit vier Löchern.

Die Ausübung dieser Weberei erstreckt sich nur auf schmale Bänder oder Ranten von größeren Stoffstücken, wobei die Verbindung beider Webereien schon eine große Kenntnis der Webetechnik voraussetzt. Einzelne Versuche der Brettchenweberei werden schon in der jüngeren Steinzeit gemacht worden sein. Beweise dafür haben wir freilich noch nicht in der Hand. Man darf auch annehmen, daß die Brettchenweberei — unabhängig von ihrem Vorkommen in den südlichen Ländern Europas, besonders in Ägypten — in Nordeuropa entstanden sein kann.

In vollendeter Form tritt uns die Brettchenweberei an den Gürteln und Gewandkanten der frühbronzezeitlichen Eichensärge von Borum Eshøj, Trindhøj und Egtved entgegen²⁸⁾. Bei dem Gewebe des ersten Fundes wurde die Verschiedenfarbigkeit der Fäden besonders geschickt verwertet²⁹⁾. Der Gürtel besitzt 20 Kettenfäden und ist daher mit 10 Brettchen gewebt. Der Richtungswechsel wurde beim Weben immer an einer Farbgränze vorgenommen. Der Gürtel von Trindhøj³⁰⁾ ist ebenfalls mit 10 Brettchen gearbeitet worden. Bei der Decke von Trindhøj³¹⁾ tritt diese Weberei zum ersten Mal als Kante mit vier nacheinander gestellten Brettchen auf. Die Kette eines leinenbindigen Wolltuches bildet hier den Schuß der Brettchenborte, wie es auch an der Brettchenkante des Sacrauer Gewandes der Fall ist. Die Anordnung der Kettenfäden des Hauptstoffes für die Brettchenkante geschieht fast immer in dieser Art.

In der Völkerwanderungszeit haben wir zahlreiche Beweise für Brettchenweberei an den Gewandresten der Moorleichen von Schleswig³²⁾ und Nieder-

²⁷⁾ Ebendort S. 391

²⁸⁾ Wilh. Boye, Fund af Egetister fra Bronzealderen i Danmark. — M. Sald a. a. D.

²⁹⁾ M. Sald a. a. D. S. 397 Abb. 4.

³⁰⁾ Ebendort S. 399 Abb. 5.

³¹⁾ Ebendort S. 405 Abb. 7.

³²⁾ Stettiner a. a. D.

sachsen³³⁾. Es seien hier nur die wichtigsten genannt. Der Mantel von Korselinge³⁴⁾, Kirchspiel Sönder Alslev auf Falster, enthält mehrere Stoffreste, davon mehrere mit einer Brettchenkante versehen. Die von Stettiner veröffentlichten Moorfunde zeigen reiche, in Brettchentechnik ausgeführte Gewandkanten. Ein Körper oder Leinenbindiges Tuch bildet dabei immer das Grundgewebe. Die Kette des Hauptgewebes ist auch hier der Schuß der Brettchenkante. Die Brettchenzahl ist an den Geweben des Mantels von Korselinge ganz verschieden. Der „Schultererschmuck“ von Daetgen ist mit 19 Brettchen gewebt, die teils mit vier, teils mit zwei Kettenfäden bezogen waren³⁵⁾. Als Prachtstück der völker-



Abb. 2. Knochentäfelchen
von Planisch Kr. Alzey. $\frac{2}{3}$
Nach Lehmann Filhès,
über Brettchenweberei
S. 16 Abb. 22

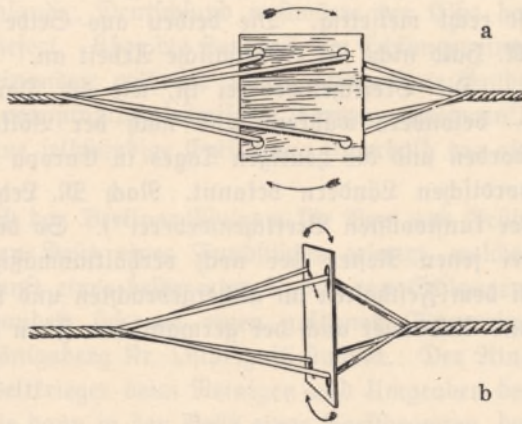


Abb. 3a und b nach Lehmann-Filhès,
über Brettchenweberei S. 19 Abb. 27–28
a Täfelchen parallel zur Kettenrichtung
b Täfelchen rechtwinklig zur Kettenrichtung

wanderungszeitlichen Weberei — insbesondere der Brettchenweberei — ist der Mantel von Thorsberg³⁶⁾ zu nennen. Bei ihm sind alle vier Ränder mit einer Brettchenkante in abwechselnder Farbe gewebt. Das Grundgewebe war Körper. Der Webrahmen muß besonders gebaut gewesen sein, da die beiden Längsseiten ebenfalls in Brettchentechnik hergestellt sind. An einer Seite sind 137 Brettchen mit je 4 Kettenfäden in schwieriger Drehung zueinander nötig gewesen. Die Herstellung dieses Mantels mag viel Mühe gekostet haben und die Mägde

³³⁾ S a h n e a. a. D., Hofe von Obenaltendorf Taf. XXIV Abb. 1, 2, 2a, 3, 4, 5. — Gewand von Marx Stapelstein Taf. XVI Abb. 2, 3, 4.

³⁴⁾ M. S a l d a. a. D. S. 408 f. Abb. 8–9.

³⁵⁾ S t e t t i n e r a. a. D. Taf. II Abb. c.

³⁶⁾ E b e n d o r t Taf. VII u. VIII.

mußten der Herrin fleißig zur Hand gehen. Eine Stelle im zweiten Gudrun-
 liede sagt es³⁷⁾:

„Sunnische Maide, die mit Brettchen weben
 Und schönes Gold machen; so daß es Dir eine Lust deucht.“

Taf. LV 3 zeigt eine augenähte Brettchenborte vom Armel des Thorsberger
 Hemdes. Sie hat eine Breite von 1,5 cm und ist mit 25 Brettchen gearbeitet.
 M. Hald erwähnt aus einem wikingischen Fürstengrabe aus dem Hügel von
 Bjerringhoj³⁸⁾, Kirchspiel Mammen, Amt Viborg auf Jütland neben einer
 Silberast, Stoffreste aus Seide, goldgestickte Bänder, ein mit Goldfitter be-
 setztes Kleid, zwei seidene, in Brettchentechnik hergestellte Armbänder und zwei
 Wollbänder, mit Brettchen für zwei Kettenfäden gearbeitet. Die Musterung
 ist recht vielseitig. Die beiden aus Seide bestehenden Brettchenbänder sieht
 M. Hald nicht für einheimische Arbeit an.

Die Brettchenweberei ist, wie die Darstellung zeigt, bei den Germanen
 — besonders während und nach der Völkerwanderungszeit — sehr gepflegt
 worden und bis heutigen Tages in Europa in der Hauptsache nur noch in den
 nordischen Ländern bekannt. Nach M. Lehmann-Filhés ist Island das Land
 der kunstvollsten Brettchenweberei³⁹⁾. So dürfte sich bis auf den heutigen Tag
 bei jenen Resten der noch verhältnismäßig rein-germanischen Bevölkerung
 in dem Festhalten an althergebrachten und schwierigen Webarten die Zähigkeit
 und Ausdauer auch der germanischen Frau beweisen.



Abb. 4. Neuzeitliches jütisches Band mit zwölf
 paarweise geordneten Brettchen gewebt

Nach Lehmann-Filhés, über Brettchenweberei
 S. 5 Abb. 3

³⁷⁾ Nach M. Lehmann. Die Stelle lautet bei Simrock: Sunnische Töchter, die
 Teppiche weben, und Goldarbeit, Dich zu ergözen.

³⁸⁾ M. Hald a. a. D. S. 415 Abb. 11a—c.

³⁹⁾ M. Lehmann a. a. D. S. 30. — Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, Jahrg. 1899.

Ein kaiserzeitlicher Goldfingerring aus der Mark Brandenburg?

Von Wilhelm A. von Jenny - Berlin

Mit Tafel LVI und einer Abbildung

Unter den germanischen Schmuckgegenständen der Kaiserzeit bilden die goldenen Schlangenringe des 3. und 4. Jahrhunderts eine zeitlich und räumlich scharf umrissene Gruppe, die in der Literatur wiederholt behandelt worden ist¹⁾. Der Typus der Schlangenringe umfaßt sowohl Arm- wie Hals- und Fingerringe; als kennzeichnendes Merkmal darf die Gestaltung der Ringendenen gelten, die in stark stilisierte, ja späterhin bis zur Unkenntlichkeit schematisierte Tierköpfe auslaufen. Das geschlossene Verbreitungsgebiet der Schlangenringe umfaßt Skandinavien und einen Teil Ostdeutschlands; Deutschland westwärts der Elbe hat bisher nur einige wenige Funde geliefert. Über die Herkunft der Schlangenringe gehen die Meinungen ziemlich auseinander: während Salin und andere skandinavische Forscher eine Abhängigkeit von provincialrömischen Formen annehmen²⁾, scheinen Kossinna und Blume an eine selbständige Entstehung innerhalb des ostgermanischen Gebietes zu denken.

Durch einen glücklichen Zufall ist das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte vor einigen Jahren in den Besitz eines Fundstückes gelangt, welches vielleicht einiges Licht auf die Herkunft eines bestimmten Typus von Schlangenringen zu werfen vermag. Es handelt sich um einen goldenen Fingerring (Taf. XVI 1), der aus dem Dorfe Königsberg Kr. Ostprignitz stammt. Der Ring wurde in den letzten Jahren des Weltkrieges beim Reinigen und Umgraben des Ortsfriedhofes gefunden; er gelangte dann in den Besitz eines Forstbeamten, der ihn längere Zeit am Finger trug, bis er ihn 1928 an das Museum verkaufte³⁾.

Der Ring besteht aus drei zusammengelöteten Goldreifen, die mit je einem plastisch ausgeführten Delphinkopf verziert sind. Die Anordnung der Köpfe ist

¹⁾ E. Blume, Die germanischen Stämme und Kulturen usw., Würzburg 1912, S. 64 f., mit weiteren Literaturangaben; Kossinna, Mannus XIV, 1922, S. 131 f.; O. Almgren und B. Kerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands, 2. Heft, Stockholm 1923, S. 73 f. mit Angabe der nordischen Literatur.

²⁾ B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, S. 180; D. Montelius, Svenska fornmin. Tidskrift IX 257; J. Bøe (vgl. Anmerkung 12); gegen eine römische Ableitung S. Müller, Die Tierornamentik im Norden, Hamburg 1881, S. 27.

³⁾ Kurz veröffentlicht in: R. Zahn, Katalog der Ausstellung von Schmuclarbeiten aus den Staatlichen Museen, Berlin 1932, S. 108, Nr. 13; W. A. von Jenny, Berliner Museen, XIV. Jahrg., 1933, Heft 3, S. 52 und Abb. 10. — Aus den etwas dürftigen Angaben des letzten Besitzers läßt sich kein deutliches Bild der Fundumstände gewinnen. Man muß grundsätzlich mit zwei Möglichkeiten rechnen. Der Ring kann ein Einzelfund sein oder aus einem zerstörten kaiserzeitlichen Grabe stammen, welches sich an der Stelle des gegenwärtigen Friedhofes befand. Es ist aber auch möglich, daß der Ring mit einer mittelalterlichen oder neuzeitlichen Bestattung in die Erde gekommen ist. Er wäre dann nicht das erste Beispiel, daß vorgeschichtliche Schmuckstücke von späteren Findern (hier sogar mehrmals!) wieder in Benutzung genommen wurden. Welche der beiden Möglichkeiten im gegebenen Falle wahrscheinlicher ist, vermag ich ohne persönliche Kenntnis der Fundstelle nicht zu entscheiden.

derart, daß der mittlere in umgekehrter Richtung blickt wie jene der beiden äußeren Reifen. Alle drei Reifen sind auf der Innenseite glatt und auf der Außenseite gewölbt, so daß sich ein annähernd dreieckiger Querschnitt ergibt. Auf der Außenseite jedes Ringes befindet sich ein umlaufender Grat aus falschem Filigran, d. h. ein Goldsteg, der durch schräge Einkerbungen geperlt erscheint. Dieser Grat zieht sich auch über die Körper der Delphine hin, hier aber nicht streng kreisförmig verlaufend, sondern dem natürlichen An- und Abswellen der Formen folgend. Die Delphinfiguren sind zugleich mit den Reifen gegossen; alle feineren Einzelheiten aber wurden erst nachträglich mit dem Grabstichel herausgearbeitet. Die Art der Darstellung muß als ziemlich lebendig, ja realistisch gelten; selbst kleine Einzelheiten wie die Querstreifung der borstigen Schnauzen und die Zungen in den offenen Rachen sind nicht vergessen.

Der Ring hat einen größten Durchmesser von 2,1 cm, eine Höhe von 1,5 cm und ein Gewicht von 8,35 g (Katalog-Nr. If 10 977). Er ist ersichtlich durch längere Zeit getragen worden, wie die starke Abnützung und Abglättung der vorspringenden Teile zeigt. Auf der Innenseite des mittleren Ringes befindet sich eine rautenförmige Vertiefung von etwa 1 mm Länge — anscheinend ein Stempelschlag, in dessen Mitte sich ein kleiner Punkt erhebt.

Wie bereits die Beschreibung erkennen läßt, steht unser Ring zweifellos in irgendeiner Beziehung zu den germanischen Schlangenringen. Doch wird man ihn selbst dieser Gruppe kaum anreihen dürfen, da der realistische Charakter seiner figuralen Verzierungen allzu scharf von der durchaus schematischen Art der germanischen Tierköpfe abweicht. Suchen wir unter den Schlangenringen nach nächstverwandten Formen, so bietet sich eine kleine Anzahl goldener Fingerringe an, die alle aus Skandinavien stammen. Es handelt sich um folgende Stücke⁴⁾:

A. Dänemark

1. Mus. Kopenhagen Nr. 8557. Spiralring mit 4 Köpfen⁵⁾.
2. Thorsberger Moor. Spiralring mit 6 Köpfen⁶⁾.
3. Himlingeie. Spiralring mit 6 Köpfen⁷⁾.
4. Bornholm. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen⁸⁾.
5. Mus. Kopenhagen Nr. 2289. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen⁹⁾.

B. Schweden.

6. Hälljom, Medelpad, Småland. Desgleichen¹⁰⁾ Taf. LVI 2,1.
7. Ekeröd, Byarum, Småland. Desgleichen¹¹⁾ Taf. LVI 2,2.

⁴⁾ Die Aufzählung ist vermutlich nicht vollständig. Ich vermag nur die Stücke zu nennen, die in der mir zugänglichen Literatur aufgeführt sind.

⁵⁾ E. Müller, Die Tierornamentik im Norden, S. 28, Abb. 13.

⁶⁾ Harbøger, 1875, S. 26 Abb. 15.

⁷⁾ Ebendort, Abb. 16.

⁸⁾ E. Bedel, Bornholmens Oldtidsminder og Oldsager, Kopenhagen 1886, S. 123 Abb. 268.

⁹⁾ E. Müller a. a. D. S. 28 Abb. 14.

¹⁰⁾ Salin a. a. D. S. 181 Abb. 430.

¹¹⁾ Ebendort, Abb. 429.

C. Norwegen.

8. Rautsdal, Forde, Sogne. Spiralring mit 2 Köpfen¹²⁾.
9. Res, Kvinnerhad, Hordaland. Bruchstück eines ähnlichen Ringes¹³⁾.
10. Løddesøl, Øgestad, Austagder. Spiralring mit zwei völlig verkümmerten, knopfartigen Tierköpfen¹⁴⁾.
11. Kolfst, Avaldsnes, Rogaland. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen¹⁵⁾.
12. Rjorstad, Fron, Oppland. Dreiteilig mit 6 Köpfen¹⁶⁾ Taf. LVI 2_a.

Diese Ringe gliedern sich deutlich in zwei Gruppen: in Spiralringe und in Formen, die nach einem dreiteiligen Schema gebaut sind. Die erste Gruppe können wir bei der weiteren Betrachtung übergehen, da sie mit unserm Fundstück nur die Tierkopfsenden gemein hat. Dagegen besteht ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Ringen der zweiten Gruppe, die grundsätzlich den gleichen, dreiteiligen Aufbau zeigen. Man wird diesen Zusammenhang wohl dahin deuten dürfen, daß man den Königsberger Ring als eine Vorstufe der genannten Formen auffaßt.

Für diese Vermutung spricht zunächst die Tatsache, daß unser Ring noch aus drei einzelnen Reifen zusammengelötet ist. Er stellt dadurch einen ursprünglichen Zustand dar als die skandinavischen Ringe, die bereits zu einem einheitlichen Gebilde verwachsen und in einem Stück gearbeitet erscheinen. Auch besitzen diese Ringe verschiedene Zutaten erweiternder und ausschmückender Art, die bei unserm Fundstück noch fehlen — ein Befund, der mit ziemlicher Sicherheit einen typologisch jüngeren Zustand anzeigt. So haben sich bei den meisten Stücken breite, filigranverzierte Blechstreifen zwischen die einzelnen Reifen geschoben; es ist damit auf der Vorderseite der Ringe eine langgestreckte, rechteckige Zierplatte entstanden, die schon durch ihre Form den wenig ursprünglichen, abgeleiteten Charakter dieser Typen zu erkennen gibt. Andererseits sind bei verschiedenen Ringen auch gewisse Veränderungen festzustellen, die, an unserm Fundstück gemessen, als Rückbildungserscheinungen zu bewerten sind. So kommt es mehrfach vor, daß die drei Reifen nicht mehr vollständig erhalten sind; sie verwachsen entweder auf der Rückseite mit dem mittleren Ring zu einem einzigen Stück (Taf. LVI 2₄), oder aber es tritt jener Zustand ein, wie ihn die Ringe von Bornholm (Nr. 4) und Ekerød (Taf. LVI 2₂) zeigen. Hier sind von den beiden äußeren Reifen rückwärts nur noch kurze Stummel vorhanden — eine Rückbildung, die mit der Verlängerung der vorderen Zierplatte zusammenhängt und einem bequemeren

¹²⁾ Johs. Bøe, Norsk gravguld fra ældre jernalder (Bergens Museums Aarbog 1926), Taf. IV 17.

¹³⁾ Ebendort, Abb. 18.

¹⁴⁾ Ebendort, Abb. 19.

¹⁵⁾ Ebendort, Abb. 21.

¹⁶⁾ Ebendort, Abb. 22.

Tragen des Ringes dient¹⁷⁾. Sie läßt erkennen, wie durch die übermäßige Erweiterung der Schau- und Schmuckseite allmählich der ganze Aufbau der Ringe, das ganze dreigliedrige Schema gesprengt wird.

Dieser typologische Befund der Ringformen wird durch den Vergleich der Ornamentik vollauf bestätigt. Auch hier steht unser Fundstück durch seine realistischen Delphinfiguren an dem Anfang der ganzen Gruppe, die sonst durchweg hochschematische Tierköpfe entwickelt hat. Ebenso wird man die Neigung zur Verdoppelung der Köpfe, die den nordischen Ringen eignet, als Zeichen eines späten und entarteten Zustandes auffassen dürfen¹⁸⁾.

Ergibt also der typologische Vergleich, daß der Königsberger Ring vermutlich in die Ahnenreihe der dreigliedrigen skandinavischen Goldfingerringe gestellt werden darf, so ist andererseits die Frage nach seiner kunstkreislichen Zugehörigkeit nicht leicht zu beantworten. Die realistische Ausführung der Delphinköpfe läßt zunächst an die Arbeit einer provinzialrömischen Werkstatt denken. Doch ergibt eine Durchsicht des einschlägigen Materials, daß das dreigliedrige Schema zumindest unter den Ringformen der römischen Rheinlande so gut wie völlig fehlt¹⁹⁾. Ähnlich steht es mit dem Delphinmotiv, das gerade auf Fingerringen römischer Herkunft äußerst selten erscheint. Ich vermag aus dem Rheinland nur zwei Stücke mit Delphinverzierung zu nennen: einen Goldring aus Kastell Niederbieber²⁰⁾ und einen Silberring, der zwischen Köln und Neuß im Rhein gefunden wurde²¹⁾. In beiden Fällen aber handelt es sich um Formen, die mit unserm Fundstück in keine unmittelbare typologische Beziehung zu bringen sind.

Wird man auf Grund dieses negativen Befundes die Möglichkeit einer provinzialrömischen Herkunft auch nicht völlig ausschließen dürfen, so scheint das Fehlen römischer Parallelen doch darauf hinzudeuten, daß unser Ring als germanisches Erzeugnis anzusprechen ist — ein Erzeugnis freilich, das durch Über-

¹⁷⁾ Aus den gleichen Gründen sind bei den Ringen Nr. 5 und 6 (Taf. LVI 2,1) die äußeren Reife auf der Rückseite fast rechtwinklig abgebogen und zum mittleren Ring hingeführt. Wollte man bei der übermäßig verlängerten Schmuckplatte die drei Reifen parallel führen, so wäre der tragende Finger in eine Art von Hülse eingeschlossen und zur Steifheit verurteilt. Die Verschmelzung der einzelnen Reifen miteinander oder ihre teilweise Verstümmelung hat also nur den Zweck, ein bequemerer Tragen zu ermöglichen. — Am nächsten steht unserm Fundstück in seinem ganzen Bau der Ring Nr. 12 von Rjorstad (Taf. LVI 2,1). Wenn die Abbildung bei Bøe nicht trügt, so will es mir scheinen, als ob auf der Rückseite des Ringes die ursprünglichen drei Reifen noch durch die Ornamentik angedeutet wären.

¹⁸⁾ Möglich, daß auch die Kenntnis gewisser römischer Schlangenringe mit paarweise auftretenden Köpfen zu dieser Verdoppelung den Anstoß gegeben hat (vgl. F. Senkel, Die römischen Fingerringe der Rheinlande, Berlin 1913, Taf. II 43, 44).

¹⁹⁾ Am nächsten kommen unserm Fundstück noch Formen wie Senkel a. a. O. Taf. VI 107, 108, 111.

²⁰⁾ Senkel a. a. O. Taf. XIII 260; Bonner Jahrb. 1911 Heft 120 S. 280 f. Taf. XVII 2—4. Der Ring ist durch seine Fundumstände in die Zeit vor der Zerstörung des Kastells (260 n. Chr.) datiert.

²¹⁾ Bonner Jahrb. 1903, Heft 110, S. 317.

nahme eines römischen Tiermotives und in unmittelbarer Anlehnung an eine römische Vorlage entstanden ist. Der verhältnismäßig naturalistische Charakter der figuralen Verzierungen steht dabei einer germanischen Herkunft nicht unbedingt im Wege. Wir kennen aus der jüngeren Kaiserzeit verschiedene Arbeiten nordgermanischen Ursprunges, die an Lebendigkeit der Darstellung nicht wesentlich hinter unserm Fundstück zurückstehen. Das bekannteste Beispiel dieser Art sind vielleicht die nachträglich aufgenieteten, von germanischen Künstlern gefertigten Tierfiguren der Thorsberger Silberscheibe (Schleswig) — insbesondere der Fisch, der in der Art seiner Ausführung unsern Delphinen recht nahekommt²²⁾. Ähnliches gilt aber auch von den Schmuckplatten von Häven in Mecklenburg²³⁾ und von gewissen skandinavischen Bronzeblechen des 4. Jahrhunderts, die mit gepreßten Tierfiguren verziert sind²⁴⁾. Alle diese Arbeiten (wie später auch manche Brakteaten) zeigen, daß die germanischen Künstler bei unmittelbarer Anlehnung an römische Vorlagen sehr wohl einer einigermaßen realistischen Darstellungsweise fähig waren. Andererseits aber liefert gerade die Thorsberger Silberscheibe — vermutlich eine donauländische oder südrussische Kopie nach römischem Vorbild — durch ihre Delphinfiguren den Beweis, daß die für unsern Ring in Frage kommenden Vorlagen tatsächlich im Norden bekannt waren. Ich möchte daher — bei vorsichtiger Erwägung alles Für und Wider — doch eine germanische Herkunft unsres Fundstückes für wahrscheinlich halten. Was aber das engere Ursprungsgebiet anlangt, so scheinen die nahen Beziehungen zu den nordischen Ringen eher auf Skandinavien als auf Norddeutschland hinzudeuten.

Es bleibt noch die Frage nach der absoluten Zeitstellung zu beantworten. Von den skandinavischen Goldfingerringen mit dreiteiligem Bau gehören die norwegischen Stücke nach der vorzüglichen Untersuchung Boes²⁵⁾ durchwegs dem 4. Jahrhundert an; ein Gleiches mag von den dänischen und schwedischen Formen gelten. Sollte unser Ring wirklich an den Beginn der ganzen Entwicklungsreihe zu stellen sein, so dürfte eine Datierung in die Wende des 3./4. Jahrhunderts vermutlich das Richtige treffen²⁶⁾.

²²⁾ C. Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund, Kopenhagen 1863, Taf. VI 1d; Salin a. a. O. S. 178 Abb. 418; F. A. van Scheltama, Die altnordische Kunst, Berlin 1924, Seite 168.

²³⁾ R. Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtumes Mecklenburg-Schwerin, Taf. 63, 8a—b.

²⁴⁾ Salin a. a. O. S. 180, Abb. 421—422; Engelhardt a. a. O. Taf. XI 47.

²⁵⁾ Bøe a. a. O. S. 73 f.

²⁶⁾ Es könnte verlockend erscheinen, unsern Ring mit gewissen nordischen Tierköpfen der Wikingerzeit in Verbindung zu bringen, die mitunter eine überraschende Ähnlichkeit zeigen (vgl. etwa den Silberring aus Ängermanland, Montelius, Antiquités Suédoises, Stockholm 1873, S. 167 Abb. 604 und die vermutlich irische — oder zumindest irisch beeinflusste — Bronzeplatte von Halsan, Levanger, Norwegen, D. Nygh, Norske Oldsager, Christiania 1885, Nr. 632). Doch hält der Vergleich einer genaueren Prüfung nicht stand. Es zeigt sich, daß diese Tiere niemals als Delphine gedeutet werden können — wie ja das durchaus klassisch-antike Delphinmotiv dem Norden an sich völlig fremd ist. Es taucht nur

N a c h t r a g

Nachdem der vorstehende Aufsatz bereits zum Druck eingereicht war, stoße ich auf eine Ringfibel aus Schweden (Taf. LVI 2_a), welche eine wesentlich abweichende Datierung des Königsberger Ringes nahezu legen scheint. Es handelt sich um ein Fundstück aus Västernorrland im Historischen Staatsmuseum zu Stockholm, das der Zeit um 1300 n. Chr. angehört (Bror Emil und Hans Hildebrand, *Tedningar ur Svenska Statens Historiska Museum*, 1. Heft, Serie VI, Stockholm 1874, S. 12 und Taf. Xk). Die Ringfibel ist auf der Oberseite mit sieben gegenständig angeordneten Tierköpfen verziert, die — wenigstens in der Aufsicht — eine fast völlige Übereinstimmung mit den Köpfen unsres Fundstückes zeigen. So beachte man insbesondere die Darstellung der Augen, weiter die tief eingegrabenen Wellen, in denen das Haar nach beiden Seiten auseinanderstreicht. Betrachtet man jedoch die Köpfe von der Seite, so erscheint die Ähnlichkeit schon wesentlich geringer; hier verrät die stark abweichende Bildung der Schnauzen, daß es sich nicht um Delphine, sondern vermutlich um vierfüßige Tiere handelt. Auch fehlt bei den Tiergestalten der schwedischen Ringspange der charakteristische, längs des Rückens verlaufende Mittelgrat, der sowohl bei unsern Delphinfiguren, wie bei fast allen skandinavischen Schlangenfingerringen vorhanden ist. Ich möchte daher — trotz der auffälligen Übereinstimmung gewisser Einzelzüge — doch an der oben gegebenen Datierung des Königsberger Ringes in die jüngere Kaiserzeit festhalten. — Schließlich weise ich noch auf einen zweiteiligen Bronzefingerring (Abb. 1) der slawischen Epoche aus Groß Radwitz Kr. Löwenberg, Schlessien, hin (Altshlessien III, S. 103, Abb. 11), dessen Verzierungen in zwei verflochtenen Schlangen besteht. Auch hier erinnern manche Einzelheiten lebhaft an unser Fundstück.

Abb. 1. Gr. Radwitz, Schlessien. $\frac{1}{1}$

Nach Altshlessien III S. 103, Abb. 11

 Fortsetzung von 28)

für eine kurze Weile im 4. Jahrhundert unter unmittelbar römischen Einfluß auf. Andererseits kenne ich auch unter den Ringen der Wikingerzeit keine Formen, die sich in ihrem Bau typologisch mit unserm Fundstück in Verbindung bringen ließen. Ich möchte daher diese Spur für abwegig halten.

Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichsthal bei Schwedt a. d. Oder

Von Hans Zeiß-München

Mit Tafel LVII—LVIII und 2 Abbildungen

Bei Baggerungsarbeiten des Kanalbauamtes Stettin in der Oder wurden am 15. März 1912 im „Durchstich Schwedt, Friedrichsthal, Teerofenablage“ einige Funde der Völkerwanderungszeit entdeckt¹⁾, die bei dem seltenen Vorkommen gleichzeitiger Stücke in Ostdeutschland eine Besprechung gerade an dieser Stelle verdienen. Es handelt sich um ein Scheidenmundstück und zwei Spathafnäuse, welche ordnungsgemäß an das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin abgeliefert worden sind. Das Scheidenmundstück ist bereits von Robert Zahn im Führer durch die Ausstellung aus den Staatlichen Museen 1932 beschrieben²⁾ und bei Jenny-Volbach abgebildet worden³⁾. Trotzdem wird eine nochmalige Vorlage, für welche der Direktion des Staatlichen Museums die Erlaubnis und das Abbildungsmaterial verdankt werden, nicht unwillkommen sein.

Scheidenmundstück aus Goldblech, Inv. Ic 3705 (Taf. LVII 3a u. b). L. 6,35, Br. 2,1 cm. Die eingehende Beschreibung Zahns sei wiederholt, da sie für jede fernere Beschäftigung mit diesem Stück als Ausgangspunkt zu dienen hat: „Befschläge vom oberen Rand einer Schwertscheide, aus Blechplatte gebogen. Auf der Vorderseite ist teils durch hochkantig gestellte Streifen, teils durch gezogene Leisten von dreieckigem Querschnitt ein Rahmen hergestellt, der an drei Seiten aus doppelten Wänden mit zwischengesetztem Zellenwerk besteht. In dem Innenfelde werden durch hochkantig aufgelötete Blechstreifen ein Rund und zwei an dieses mit den Spitzen stoßende Dreiecke dargestellt, wieder mit Zelleinteilung. Füllung durch rote Glasstücke auf gemusterten Folien. Der zwischen diesem erhöhten Zellenwerk erscheinende Boden ist durch sorgfältig in Reihen angeordnete Ringelchen und kleine eingerollte Bogen aus gekörntem Draht besetzt. Auf der Oberkante der gezogenen Leisten ist solcher Draht in eine dafür vorgesehene Längsfurche eingelegt. Der Rückseite, die ebenfalls durch

¹⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Stadtarchivar Westermann-Schwedt liegt der fragliche Teerofen (und die heutige Teerofenbrücke) 9,8 km stromabwärts von Schwedt an der sogenannten Westoder (eigentlich Friedrichsthaler Wasserstraße) 2,6 km südlich von Friedrichsthal (Kirche). Eine Anfrage bei der Wasserbaubehörde hat bis zur Drucklegung kein Ergebnis erbracht.

²⁾ Ausstellung von Schmutzarbeiten in Edelmetall aus den Staatlichen Museen zu Berlin [Berlin 1932] 111 f. (P. G. Nr. 21). Fundangabe „aus der Oder bei Stettin“ (entsprechend der Beschriftung des Stücks).

³⁾ W. A. von Jenny und W. J. Volbach, Germanischer Schmuck des frühen Mittelalters (Berlin 1933) Taf. XXIII (S. 43 unter 13). Eine selbständige Beurteilung wird hier nicht versucht.

Blechstreifen und Leisten eingeteilt ist, fehlt die Zelleneinlage fast völlig.“ Hierzu darf noch ergänzt werden, daß der senkrechte Blechstreifen in der Mitte der Rückseite die Lötstelle des zusammengebogenen Bleches zu verbergen hat; der Streifen ist gerippt, ebenso wie die Goldbleche, welche die Schmuckzellen auf dem filigranverzierten Feld bilden. Kleine Beschädigungen der Einlagen sind auf den Abbildungen zu erkennen. Die auf meine Bitte durch die Direktion des Museums veranlaßte Untersuchung seitens des Instituts für Edelsteinforschung des Mineralogisch-Petrographischen Seminars der Universität Berlin hat ergeben, daß die Einlagen mit Ausnahme des runden Steins (wohl Karneol) sämtlich Almandine sind. Die Bestimmung der kleinen Öse auf der Rückseite ist unklar; offenbar ist ihretwegen ein schmaler Streifen (4 mm) des zum Beschlag bestimmten Goldblechs ausgeschnitten worden. Die Breite der ledernen Schwertscheide ist nach dem Beschlag auf 5,7 cm zu berechnen, so daß eine — durchaus übliche — Klingebreite von etwa 5 cm anzunehmen ist.

Oberteil eines Schwertknaufs, aus Bronze gegossen, Inv. Ic 3706 (Taf. LVII 1 u. Abb. 1). L. 4,9 cm, H. 1,7 cm, größte Br. 1,2 cm. Die Form nähert sich der eines Pyramidenstumpfes; doch sind die schmalen Seitenflächen konv. Der Querschnitt ist trapezförmig, welche Bezeichnung, als Parallelbildung zu den „dreieckigen“ Knäufen, im folgenden angewandt werden wird. Der kräftige hohle Knauf, der auf eine holzumschalte Angel aufgesetzt zu denken ist, schließt oben mit einem kleinen Quadrat ab und zeigt zwei seitliche Durchbohrungen für Niete zur Verbindung mit einem vergangenen, wohl hölzernen Mittelstück und der gleichfalls fehlenden unteren Begrenzungsplatte des Knaufs, ganz wie der bekannte Typus des Ringknauffschwertes von Gilton, Kent (Taf. LVIII 1). Die geschwungenen Ranten des Knaufs werden von einer Reihe eingepunzter Punkte begleitet.

Oberteil eines Schwertknaufs, aus Silber gegossen, Inv. Ic 3707 (Taf. LVII 2 u. Abb. 2). L. 4,5 cm, Höhe 1,5 cm, größte Br. 0,85 cm. Stimmt im Typ mit Abb. 2 überein; besitzt jedoch statt der seitlichen Durchbohrungen je ein Paar Ösen an den schmalen Seiten des Knaufs, in welchen sich noch die Niete befinden, während die übrigen Knaufteile nicht erhalten sind.

Die „ganz ausgezeichnete Arbeit“ des Scheidenmundstücks hat Zahn einer südl. Werkstatt mit antiker Tradition zuschreiben wollen, unter Hinweis auf einige langobardische Ohrgehänge, die indessen nicht gerade als die nächsten Verwandten des Fundes von Friedrichsthal erscheinen. Gewiß sind Zellen- und Filigranarbeit im weiteren Mittelmeergebiet ausgebildet worden; von dorthier haben sie die germanischen Goldschmiede übernommen, und da gerade die langobardischen Grabfunde für beide Verzierungsarten gute Beispiele aufweisen, so ist die Anknüpfung an dieses Gebiet naheliegend. Indessen verrät das Stück aus der Ober engeren Zusammenhang mit Erzeugnissen nordgermanischer Werkstätten, vor allem mit Bügelfibeln in Stil I, deren Herstellung niemand in

südlichen Ländern vermuten wird. Kleine Blechauflagen mit Filigran und Schmuckzellen meist runder Form sind, wie die Werke von Salin und Åberg zeigen, in Skandinavien in der Zeit von Stil I üblich geworden⁴⁾; eine Fibel von Grönby in Schonen (Taf. LVII 4)⁵⁾ besitzt auch eine dreieckige Zelle⁶⁾ und stellt sich damit sowie durch das Filigranmuster der eingerollten Bögen besonders nahe zu unserem Fund. Am engsten verwandt ist ihm aber das Scheidenmundstück von Skjoldelev, Lading sn., Nærhus Amt (Taf. LVIII 2a-b)⁷⁾, mit völlig

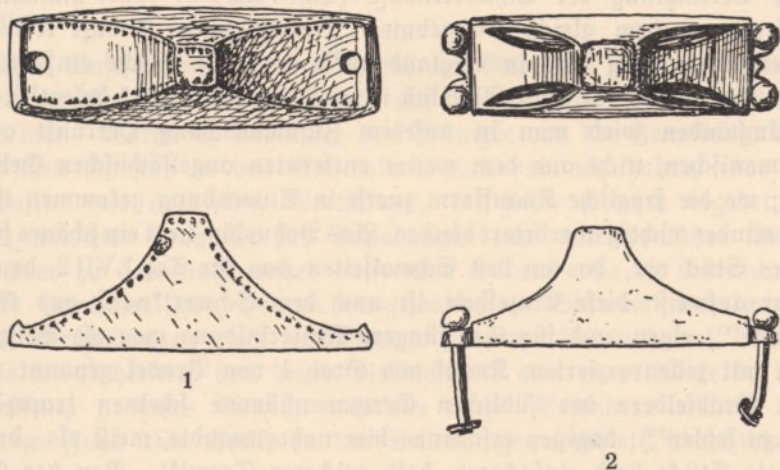


Abb. 1. Bronzener Schwertknauf von Friedrichsthal (=Taf. LVII 1). $\frac{1}{4}$

Abb. 2. Silberner Schwertknauf von Friedrichsthal (=Taf. LVII 2). $\frac{1}{4}$

gleichartiger Filigranarbeit und mit ähnlichen Schmuckzellen; wenn auch der Rahmen aus Zellenwerk fehlt, so möchte man die beiden Stücke doch derselben Werkstatt zuschreiben. Unser Fund scheint sich durch reichere Verwendung von Zellen, auch durch die Verwendung von solchen in Zickzacklinien, aus der Gruppe

⁴⁾ Vgl. Salin, *Die altgermanische Tierornamentik* (Stockholm 1904) Abb. 538 und 540; Åberg, *Den nordiska folkvandringstidens kronologi* (Stockholm 1924) Abb. 78, 79, 89, 91, 121.

⁵⁾ Salin Abb. 495 = Åberg Abb. 63 (hier für etwas älter als die übrigen gehalten). Die Abbildungsvorlage wird der freundlichen Vermittlung von St. Bolin-Lund verdankt.

⁶⁾ Solche sind anscheinend im Langobardischen Gebiet nicht üblich, dagegen im angelsächsischen; vgl. z. B. [Reginald A. Smith], *Brit. Mus. Guide to Anglo-Saxon Antiquities* (1923) Taf. 1, 2, 6. Die engen Beziehungen zwischen der angelsächsischen und der nordgermanischen Kunst sind bekannt; z. B. ist der in Anmerk. 3 und 4 erwähnte Fibeltyp aus Skandinavien nach England gelangt, wo indessen gerade die hier wichtige filigranverzierte Abart nicht vorzukommen scheint.

⁷⁾ Sune Lindqvist, *Vendelkulturens ålder och ursprung* (Kungl. Vitt. Hist. och Antikv. Akad. Handl. 36 : 1, Stockholm 1925) Abb. 90 S. 74.

etwas abzuondern; doch hat dies angesichts der in genau derselben Technik ausgeführten skandinavischen Schwertknäufe⁸⁾ nichts Auffälliges und ist daraus kein Gegengrund gegen die Zuweisung an eine nordgermanische Werkstatt abzuleiten. Daß die Arbeit das besondere Lob eines so ausgezeichneten Kenners der antiken Goldschmiedekunst gefunden hat, ist das beste Zeugnis für die Kunstfertigkeit der nordischen Handwerker, welche in ihrem Bereich mit ursprünglichem Lehngut nicht minder trefflich zu schaffen verstanden, als es die germanischen Völker auf so mannigfachen Gebieten bewiesen haben.

Die Betrachtung der Schwertknäufe (Taf. VLII 1-2) führt hinsichtlich der Heimatfrage zu dem gleichen Ergebnis. Trapezähnliche Knäufe treten zwar schon verhältnismäßig früh in England auf⁹⁾, aber die gleiche einfache Abart mit dem oberen quadratischen Abschluß ist auch aus Dänemark belegt¹⁰⁾. Unter diesen Umständen wird man in unserem Zusammenhang Herkunft aus dem nordgermanischen, nicht aus dem weiter entfernten angelsächsischen Gebiet annehmen; wo die fragliche Knaufform zuerst in Anwendung gekommen ist, kann als hier minder wichtig unerörtert bleiben. Aus Bohuslän liegt ein schönes filigranverziertes Stück vor, das an den Schmalseiten das für Taf. LVII 2 bezeichnete Ösenpaar aufweist; diese Einzelheit ist auch dem Schwertknauf aus Grab 14 von Bendel¹¹⁾ eigen, und für ihre jüngere Weiterbildung mag als Beispiel das Schwert mit zellenverziertem Knauf aus Grab 1 von Bendel genannt werden. In den Grabfeldern der südlichen Germanenstämme scheinen trapezähnliche Knäufe zu fehlen¹²⁾; dagegen erscheinen hier nahverwandte, meist als „dreieckig“ bezeichnete Stücke bald einfacherer, bald reicherer Form¹³⁾. Von der Gesamtgruppe haben sich die Ringschwerter seit jeher besonderer Aufmerksamkeit seitens der Forschung erfreut.

Für die Datierung des Fundes von Friedrichsthal kommen eine Reihe verschiedener Gesichtspunkte in Betracht. Das eben erwähnte Grab 14 von Bendel wird in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts gesetzt¹⁴⁾, und die einfachen dänischen Schwertknäufe hat Salin dem 6. Jahrhundert zugewiesen; das

⁸⁾ Vgl. z. B. Olov Robert Janse, *Le travail de l'or en Suède à l'époque mérovin-gienne* (Orléans 1922) 194 Abb. 119 (= Salin Abb. 247) und 121; Lindquist a. a. O. 38 Abb. 20; Salin Abb. 252.

⁹⁾ *Archaeologia* XXXVIII, 1860, Taf. II; vgl. Åberg, *The Anglo-Saxons in England* (1926) 141 f.

¹⁰⁾ Salin 101 Abb. 245 und 246.

¹¹⁾ Lindquist a. a. O. 62 Abb. 67; Hj. Stolpe und L. J. Arne, *Gravfältet vid Bendel* Taf. 43,5 und 6.

¹²⁾ Auch das Ringschwert von Mainz-Kastel, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V Taf. XXX Nr. 512, zeigt bereits eine abgewandelte Form.

¹³⁾ Vgl. Salin Abb. 250 (Kent) und 662, dazu die vereinfachte Form Abb. 253; Harbauer, *Katalog Schrehheim I* (Progr. Dillingen 1900/01) Abb. 37 u. a. m.

¹⁴⁾ Stolpe-Arne a. a. O. 60.

Stück Taf. LVII 2 möchte man aus typologischen Gründen am liebsten dazwischen einreihen. Zum Scheidenmundstück von Skjoldelev erinnert Lindquist an die Schwerter aus Grab 1 und 32 von Rocera Umbra, die er in die Mitte des 6. Jahrhunderts datiert¹⁵⁾, wohl etwas zu früh¹⁶⁾. Angesichts dieser Beziehungen liegt es nahe, unseren Fund der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zuzuschreiben. Vielleicht ist nach weiteren Forschungen über die allgemeine Chronologie der frühmittelalterlichen Germanenfunde eine noch genauere Festlegung möglich; sollte sich dann eine etwas spätere Ansetzung vertreten lassen, so wäre dies für die geschichtliche Auswertung des Fundes von einiger Bedeutung.

Allem Anschein nach handelt es sich um Reste von Waffen, die bei einem nordgermanischen Zug oderaufwärts auf irgendwelche Weise zu Verlust gegangen sind. Waren es Vorläufer der Wikinger von der Jomsburg, die einen kriegerischen Vorstoß in das Binnenland unternommen haben, oder Händler mit Waffen aus nordischen Werkstätten, die sicher weithin begehrt waren? Besitzen wir hier Zeugnisse für Beziehungen zum mitteldeutschen Germanengebiet oder zu dem noch weiter entfernten Süden? Es ist bekannt, daß die aus der skandinavischen Heimat ausgewanderten Stämme noch im 6. Jahrhundert Verbindungen nach dem Norden hin unterhalten haben. So gibt es mehrere Möglichkeiten, von denen vielleicht die eine oder andere bei weiterer Überprüfung größeres Gewicht erhalten mag. Besonders wichtig wäre es aber, dem Fund eine Stelle in der Besiedlungsgeschichte Ostdeutschlands anzuweisen.

Es ist bis heute unklar, wann die Slawen über die verödeten Wohnsitze der Ostgermanen bis an ihre spätere Westgrenze vorgeedrungen sind; bekanntlich versagen hier die Funde, auch in Gebieten wie Böhmen. Die Abwanderung der Langobarden aus Ungarn und das vertragsmäßig sich anschließende Einrücken der Awaren, der Oberherren der Westslawen, geben, wie seither angenommen wird, die obere zeitliche Grenze. Dank dem gelegentlichen, freilich seltenen Vorkommen von germanischen Resten des frühen Mittelalters östlich der Elbe vermögen wir indessen in dieser Frage weiter zu kommen. Bei der Untersuchung von Beziehungen, die noch in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zwischen dem merowingischen Gebiet im Westen und Ostpreußen bestanden, hat J. Werner mit Recht angedeutet, daß dies für die Festlegung der Einwanderungszeit der Slawen von Belang ist¹⁷⁾. Auch der Fund von Friedrichsthal darf in diesen

¹⁵⁾ Vendelskultur 87; vgl. 75 (zu Abb. 90 S. 74).

¹⁶⁾ Rocera Umbra kann aus historischen Gründen höchstens einige Gräber aus dem dritten Viertel des 6. Jahrhunderts enthalten.

¹⁷⁾ Kronologi 28 ff. (vgl. auch Anmerk. 5).

¹⁸⁾ Germania XVII 1933, 283.

Zusammenhang eingereiht werden. Er stammt offenbar aus einer Zeit, zu der den nördlichen Germanenstämmen die Wege durch Ostdeutschland noch nicht infolge des Vordringens der Slawen versperrt waren; mit Rücksicht auf die oben gegebene Datierung dürfen wir in ihm ein Zeugnis dafür sehen, daß die slawische Besitzergreifung des unteren Odergebietes in der Zeit vor rund 600 noch nicht erfolgt war¹⁹⁾. Ob aus dem reichen, von der rührigen ostdeutschen Forschung geborgenen Material sich bereits heute weitere einschlägige Zeugnisse beisteuern lassen²⁰⁾, muß künftiger Untersuchung zu entscheiden überlassen werden.



Goldblech von Hödricht Kr. Ohlau. $\frac{1}{1}$

Nach Schlesiens Vorzeit N. F. III S. 47 Abb. 5

¹⁹⁾ Funde von Münzschätzen und einzelnen Goldmünzen nach Justinian I. kommen in diesem Gebiet nicht mehr vor; vgl. Sture Bolin, *Fyndn av romerska mynt i det fria Germanien* (Lund 1925) 242 ff. und XIX. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1929 (1930) 125. Dies bedeutet indessen nicht, daß die fraglichen Funde alle bereits in der Zeit Justinians in den Boden gelangt sind. Für den Fund von Biesenbrow Kr. Angermünde (Bolin AH 2 = *Fyndn*, Anh. 64) wird sogar ein Vorkommen von Phokasmünzen behauptet, was angesichts der ungenügenden Bestimmung dieses Schatzes freilich unsicher ist.

²⁰⁾ Hingewiesen sei auf die Riemenzunge von Michaelisbruch Kr. Ruppin (Prähist. Zeitschrift XIX 1928, 373 Abb. 3; vgl. Mannus, *Ergänzungs-Bd.* VII 1929, 169), welche O. Felsberg a. a. O. 374 mit einer frühslawischen Besiedlung im Zusammenhang bringen wollte. Sie gehört wohl richtiger in die hier behandelten Zusammenhänge. Unter den von Kossinna, *Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus* (Mannus-Bibl. 50, 1932) 249–252 behandelten Brakteatenfunden kann einer (Groß-Lüben, Kr. Westprignitz) in die Zeit des Fundes von Friedrichsthal gehören; der Fundort ist indessen zu weit westlich, als daß er mit dem Oderweg in Beziehung zu sehen wäre.

Die Chronologie der Merowingerzeit im Lichte einiger neuer Funde

Von RILS ÅBERG-Stockholm

Mit Tafel LIX und einer Abbildung

In der Forschung der letzten Jahrzehnte über die Archäologie der Merowingerzeit scheinen Brenners¹⁾ späte Datierungen kaum weitgehendere Zustimmung gefunden zu haben, dagegen haben sich in letzter Zeit Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung geltend zu machen begonnen. So ist Lindqvists²⁾ interessanter Datierungsversuch bekannt, nach dem Stil II in der provincial-römischen Kunst des 5. Jahrhunderts wurzelt und gewisse Elemente noch ein weiteres Jahrhundert zurückzuverfolgen sind. Ähnliche Bestrebungen treten auch bei süddeutschen Erforschern der Merowingerzeit, besonders bei Beed³⁾, hervor und neuerdings auch bei englischen, u. a. bei Rendick⁴⁾.

Ich habe früher zu Brenners⁵⁾ und Lindqvists⁶⁾ Datierung Stellung genommen und dabei in dieser Frage den Weg eingehalten, der durch Salin in seiner Arbeit über nordische Tierornamentik vorgezeichnet ist. Nichts ist bisher in der Forschung eingetroffen, was mich von diesem Wege, der mir im Verhältnis zu den eben genannten Extremen andauernd den goldenen Mittelweg darzustellen scheint, hätte abdrängen können. Vielmehr sind in jüngster Zeit einige in chronologischer Hinsicht interessante Grabfunde hinzugekommen, die entschieden zugunsten der Salinschen Auffassung sprechen und die wir daher hier einer kurzen Untersuchung unterziehen wollen.

Zwei von diesen Funden sind chronologisch ungefähr gleichwertig und rühren aus Gräbern bei Schreghheim⁷⁾ in Bayern und bei Herbrechtingen⁸⁾ in Württemberg her. Das erstere Grab enthielt zwei Relieffspangen vom Typus Taf. LIX 1, eine Rosettenfibel mit einfacher Granatmosaik, eine S-förmige Fibel mit Granaten, eine durchbrochene Zierscheibe sowie einen Goldbrakteaten, geprägt nach einer Münze von Justinianus (527—565); das andere Grab barg zwei Relieffspangen vom Typus Taf. LIX 2, eine runde Scheibfibel mit dichter Granatmosaik (Purpurglas), eine einfache S-förmige Fibel, eine durchbrochene Zierscheibe, eine einfache Schnalle mit beginnendem Schilddorn, Bruchstücke eines

¹⁾ Bericht der Römisch-germanischen Kommission VII, Frankfurt a. M. 1915.

²⁾ Rig 1919 u. 1925; Fornvännan 1922 u. 1925; Bitterhetsakademiens Handlingar 1926.

³⁾ Fundberichte aus Schwaben, N. F. III, 1926, S. 180; Beed, Die Alamannen in Württemberg, Stuttgart 1932.

⁴⁾ Rendick, Polychrome Jewellery in Kent: Antiquity 1933.

⁵⁾ Rig 1919; Mannusbibliothek XXII, 1922.

⁶⁾ Fornvännan 1926.

⁷⁾ Jahresbericht des historischen Vereins von Dillingen, Bd. VIII.

⁸⁾ Beed, Germania XIV, Heft 2, Frankfurt a. M. 1930.

Riemenbeschlags mit undeutlicher Tierornamentik in Stil I sowie sechs Nachprägungen von Goldmünzen des Justinianus, laut Angabe in dem Fundbericht in Ravenna geprägt zwischen 555 und 565.

Die beiden Relieffspangen haben die gleiche Rankenverzierung, die gleichen in Zonen eingeteilten Knöpfe und weichen voneinander nur durch die Form der Kopfplatte ab. Die Spange von Schreghheim stimmt auch in der Form vollständig mit den ältesten Langobardenspangen in Italien überein, und wenn diese auch der Rankenverzierung entbehren, kann ihre Zeitstellung doch nicht weit von der der Schreghheimer Spange abliegen. Von diesem Gesichtspunkt aus ließen sich also die beiden Gräber in die Zeit um die Mitte des 6. Jahrhunderts oder wenig später verlegen. Für diese Datierung sprechen auch die Schnalle mit beginnendem Schilddorn, die S-Fibeln und die runden Granatfibeln, sämtlich Typen darstellend, die auch aus italienischen Langobardengräbern her bekannt sind⁹⁾. Wenn also Beek auf Grund der Münzenfunde das Grab von Herbrechtingen in die Zeit um 565, den Zeitpunkt des Langobardeneinfalls in Italien, verlegt, kann man auch aus stilistischen Gründen einer solchen Datierung beitreten. Weniger ansprechend ist dagegen Beeks Ausnützung desselben Grabfundes für eine Zurückdatierung des Stils II. Das mit Tierornamentik versehene Beschlagnbruchstück in dem Funde zeigt nämlich, soweit man sehen kann, nicht die mindeste Andeutung von Stil II.

Etwas jüngeren Charakters sind zwei andere Funde, der eine von Soest¹⁰⁾ in Westfalen, der andere von Tübingen¹¹⁾ in Württemberg, beides reiche Frauengräber in Holzkammer oder großer Kiste. Dem erstgenannten Funde gehört die vergoldete und längs den Rändern niellierte Silberspange Taf. LIX 3 an, die stilistisch eng an die in Abb. 1 wiedergegebene Spange von Heidingsfeld in Bayern anknüpft, gleichwohl aber in der Formgebung wie auch in der Verzierung etwas altertümlichere Züge aufweist. Die Spange von Heidingsfeld hat nämlich größere Knöpfe und einen kräftiger ausgebildeten Tierkopf an der Spitze des Fußes, und ihre Verzierung ist in verhältnismäßig klarem und durchsichtigem, obwohl nicht elegantem Stil II ausgeführt, während dagegen die Verzierung der anderen Spange zwar dem Stil II am nächsten steht, aber doch noch etwas von der gefnäuelten und unklaren Komposition des älteren Stils bewahrt hat. Hiernach zu urteilen, muß die Spange von Soest in die eigentliche Übergangszeit zwischen den beiden Stilen fallen, also etwa in die Zeit um 600 oder unmittelbar vorher.

Die übrigen Grabbeigaben sprechen auch nicht gegen eine solche Datierung. Man bemerkt darunter eine mit dichter Granatmosaik bedeckte Goldfibel von

⁹⁾ Uberg, Die Goten und Langobarden in Italien, Uppsala 1923, Abb. 126–129, 143, 120, 164.

¹⁰⁾ Stieren, Germania XIV, Heft 3, Frankfurt a. M. 1930.

¹¹⁾ Beek, Germania XVI, Heft 1, Frankfurt a. M. 1932.

runder Form, eng anknüpfend an die Typen aus den Langobardengräbern in Italien, obwohl fast noch prachtvoller als diese. Zu dem Inventar gehören ferner ein Halsband mit Perlen und Hängezieraten aus Gold, diese letzteren verziert mit Filigran oder Granatmosaiken und stark erinnernd an die verfeinerte keltische Goldschmiedekunst aus dem Ende des 6. und dem folgenden Jahrhundert. Zwei der Hängezierate bestehen aus Münzen, eine von Valentinianus I. (364—365), die andere von Justinianus (527—565), letztere mit breiter „Flechtborte“ und olivenförmiger Öse, bedeckt mit Ringen in Goldfiligran. Die Münzen selbst bieten kaum Datierungsmöglichkeiten, kommen doch Justinianusmünzen noch in so späten Funden wie Langobardengräbern aus dem Beginn des 7. Jahrhunderts oder dem einem mehr vorgeschrittenen Teil desselben Jahrhunderts angehörenden Goldschatz von Wieuwerd¹²⁾ in Friesland vor. Chronologisch wichtiger sind die Flechtborte und die filigranverzierte Olivenöse, beide im Wieuwerder Schatz vertreten, der Ösentyppus auch in keltischen, süddeutschen und langobardischen Funden aus dem Ende des 6. Jahrhunderts oder noch jüngeren Gräbern, dagegen bisher nicht bekannt in älteren Funden¹³⁾.

Das Grab von Tübingen enthält die in Taf. LIX 4 wiedergegebene Reliefspange, die der von Skandinavien ausgehenden Spangengruppe mit beißenden Tierköpfen zwischen Bügel und Fuß angehört, die aber gleichwohl weder nordischen noch mitteleuropäischen, sondern eher angelsächsischen Ursprungs und wahrscheinlich in der Grafschaft Kent angefertigt ist. Wir charakterisieren die Spange hier kurz unter Bezugnahme auf das Abbildungsmaterial in der eben genannten Arbeit über die Angelsachsen.

In ihrer allgemeinen Formgebung knüpft die Spange zunächst an die keltische Gruppe Abb. 139—141 a. a. O. an, weicht aber in mehreren Einzelheiten ab, die ihre Entsprechungen vielmehr bei anderen angelsächsischen Spangentypen haben. Die mit Gesichtern verzierten Rundel um die Fußpartie herum erscheinen in Abb. 141, desgleichen die halb plastisch ausgeformten Bierfüßler längs den unteren Rändern des Fußes. Die Verzierung der Fußpartie besteht aus einem von oben gesehenen Bierfüßler (Taf. LIX 4c) von einem in der angelsächsischen Kunst bisher einzigartigen Typus, gleichwohl aber mit typisch im angelsächsischen Stil I (a. a. O., Abb. 210) ausgebildeten Füßen. Die beißenden Tierköpfe (Tafel LIX 4b) haben halbbrunde Augeneinfassungen, ausgezogene Schnauzenpartien und in eine Schlinge umgewandelte Kiefer mit einem vollständig aufgelösten kleineren Tierkopf zur Seite. Angelsächsische Entsprechungen sind a. a. O., Abb. 108—111 wiedergegeben. Die Kopfplatte hatte eine Borte vom Typus Abb. 98—99, und das innere Feld zeigt Rankenverzierung wie die angelsächsischen Typen Abb. 103, 122 und 123. Das Mittelfeld nehmen zwei rechtwinklig gebogene Tierfiguren (Taf. LIX 4a) in typischem angelsächsischem Stil I

¹²⁾ Åberg, *The Anglo-Saxons in England*, Uppsala 1926, S. 149.

¹³⁾ Sechs Goldhängezierate mit derartigen Ösen sind abgebildet Fornvännan 1926, S. 126.

ein, wie sie wohlbekannt sind von Spangen mit beißenden Tierköpfen (a. a. O., Abb. 119, 120, 128), wie auch von Schnallenbeschlägen (a. a. O., Abb. 210) her¹⁴⁾.

Der angelsächsishe Ursprung der fraglichen Spange kann also als wahrscheinlich betrachtet werden, und die Anknüpfung an die Gruppe Abb. 139—141 könnte möglicherweise auf einen keltischen Herstellungsort hinweisen. Die zeitliche Stellung der Spangengruppe Abb. 139—141 ist a. a. O., S. 84 behandelt worden, und die angeführten Fundvergesellschaftungen sprechen für den späteren Teil des 6. Jahrhunderts, wobei möglicherweise die jüngeren Typen noch etwas in das 7. Jahrhundert hinein fortleben. Die Spange von Tübingen ist stilistisch älter als der Typus Abb. 141, kann aber dennoch zeitlich kaum weiter rückwärts als in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegt werden.

Eine derartige Datierung wird nicht erschüttert durch das rankenverzierte innere Feld der Kopfplatte, auch nicht durch die mit Nielloeinlagen versehenen Randleisten. Die Rankenverzierung mag ihre Blüte früher gehabt haben, sie kommt aber beispielsweise auf ostschwedischem Gebiet und auch in England noch bis gegen den Anfang des 7. Jahrhunderts vor. Die Nielloeinlage geht zwar auf klassischen Ursprung zurück, lebt aber in germanischer Kunst nachweislich bis ins 7. Jahrhundert fort. Die Beispiele sind zahlreich sowohl aus süddeutschem Gebiet wie auch aus dem langobardischen Italien¹⁵⁾. Ein später Zug bei der Tübinger Spange ist es auch, daß der Nadelhalter den Charakter einer reich verzierten Hülse erhalten hat, eine Konstruktion, die auch an der runden Fibel im selben Grabe und an der Wittislinger Spange wiederkehrt, die aber sonst nur von der „Kingston Brooch“, einer englischen Brunnfibel aus dem 7. Jahrhundert (a. a. O., Abb. 206), her bekannt ist.

Das übrige Inventar im Grabe von Tübingen macht eher einen noch jüngeren Eindruck als die eben genannte Spange und ist vergleichbar mit dem Grabgut von Soest. Man bemerkt hier eine mit filigranverzierter Nadelhalterhülse versehene runde Goldfibel mit prachtvoller Granatmosaik von so gut wie vollständig demselben Charakter wie an einer solchen Fibel aus Grab 168, von Castel Trofino, einem nach dem Jahre 578 angelegten langobardischen Gräberfeld¹⁶⁾. An das langobardische Italien knüpft ebenso eine zu dem Fund gehörige Schnalle an, mit zipfeligem Beschlag und querverieftem Draht um die Nietenköpfe herum; vielleicht gilt Ähnliches auch von einer einfachen Bronzeflasche „orientalischen“ Aussehens. An die keltische Goldschmiedekunst erinnern dagegen

¹⁴⁾ Festländische Entsprechungen zu den rechtwinklig gebogenen Tieren des angelsächsischen Stils I finden sich außer auf der Tübinger Spange, meines Wissens nur auf Relieffspangen von Herpes in der Charente (aus Kent eingeführt) sowie auf einer Spange von Weimar („Franken und Westgoten“, Abb. 139).

¹⁵⁾ Die angelsächsische Nielloeinlage nützt Rendrid für seine chronologischen Zwecke auf eine vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt höchst gewagt erscheinende Weise aus, wenn er an das 5. Jahrhundert und den Silberfund im Rydamer Moor anknüpft. Und mit derartigen Beweismitteln als wissenschaftlichem Rüstzeug glaubt Rendrid die Arbeit seiner Vorläufer als „profoundly wrong“ (a. a. O., S. 433) bezeichnen zu können.

¹⁶⁾ „Goten und Langobarden“, Abb. 127.

vier goldene Hängezierate mit gefaßten Granaten in lichter Verteilung, die Bodenplatte bedeckt mit erlesenstem Filigranwerk.

Schließlich gehört zu dem Grabinventar von Tübingen auch eine runde Bronzescheibe mit Silber- und Goldeinlage. Das Muster tritt zwar in der Abbildung des Fundberichts etwas undeutlich hervor, man unterscheidet aber doch vier Tierköpfe (mit um den eigenen Schwanz beißenden Riefen?) und eine Augeneinfassung von einem Charakter, der in Stil I beginnt, aber in Stil II hinein fortlebt¹⁷⁾. Die Tierkörper sind ringförmig gebogen und bilden, der Abbildung nach zu urteilen, eine vierblättrige Rosette in der Mitte. Diese mehr oder weniger an die Ringkette erinnernde Komposition ist sehr charakteristisch für den keltischen Stil II, tritt aber auch im Book of Durrow sowie in einigen wenigen skandinavischen und kontinentalgermanischen Funden, sämtlich aus dem 7. Jahrhundert, auf¹⁸⁾.

Fassen wir unsere Beobachtungen betreffs der vier hier beschriebenen Grabfunde zusammen, so kann man sagen, daß die Verzierung der Relieffspangen verschiedene Stufen der germanischen Stilentwicklung zeigen. Zwei der Spangen bewahren noch die flächendeckende Rankenverzierung aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, die beiden anderen sind stilistisch jünger. Wenn nun die erstgenannten in ihrer Formgebung an die ältesten Langobardenspangen in Italien anknüpfen, und wenn die Münzen des Grabes von Herbrechtingen nach 555 geprägt sind, so folgt daraus, daß die Spangen in den beiden anderen Gräbern entschieden einer jüngeren Zeit entstammen als der Mitte des 6. Jahrhunderts. Das ergibt sich auch aus dem übrigen Grabinventar, dessen Charakter teilweise in die Formenwelt überleitet, das das 7. Jahrhundert und die Zeit des Stils II kennzeichnet.



Abb. 1. Heidingsfeld
Bayern. $\frac{2}{3}$
Nach Salin,
Tierornamentik. Abb. 641

¹⁷⁾ Vgl. „Franken und Westgoten“, Abb. 253: 12, 13, 42.

¹⁸⁾ „Anglo-Saxons in England“, S. 171 und Abb. 228, 249, 250, 289, 298, 313. Vgl. auch Wendelgrab X.

Neue Grabung im Alamannenfriedhof von Oberflacht Oberamt Tuttlingen

Von Walther Beed-*Stuttgart*

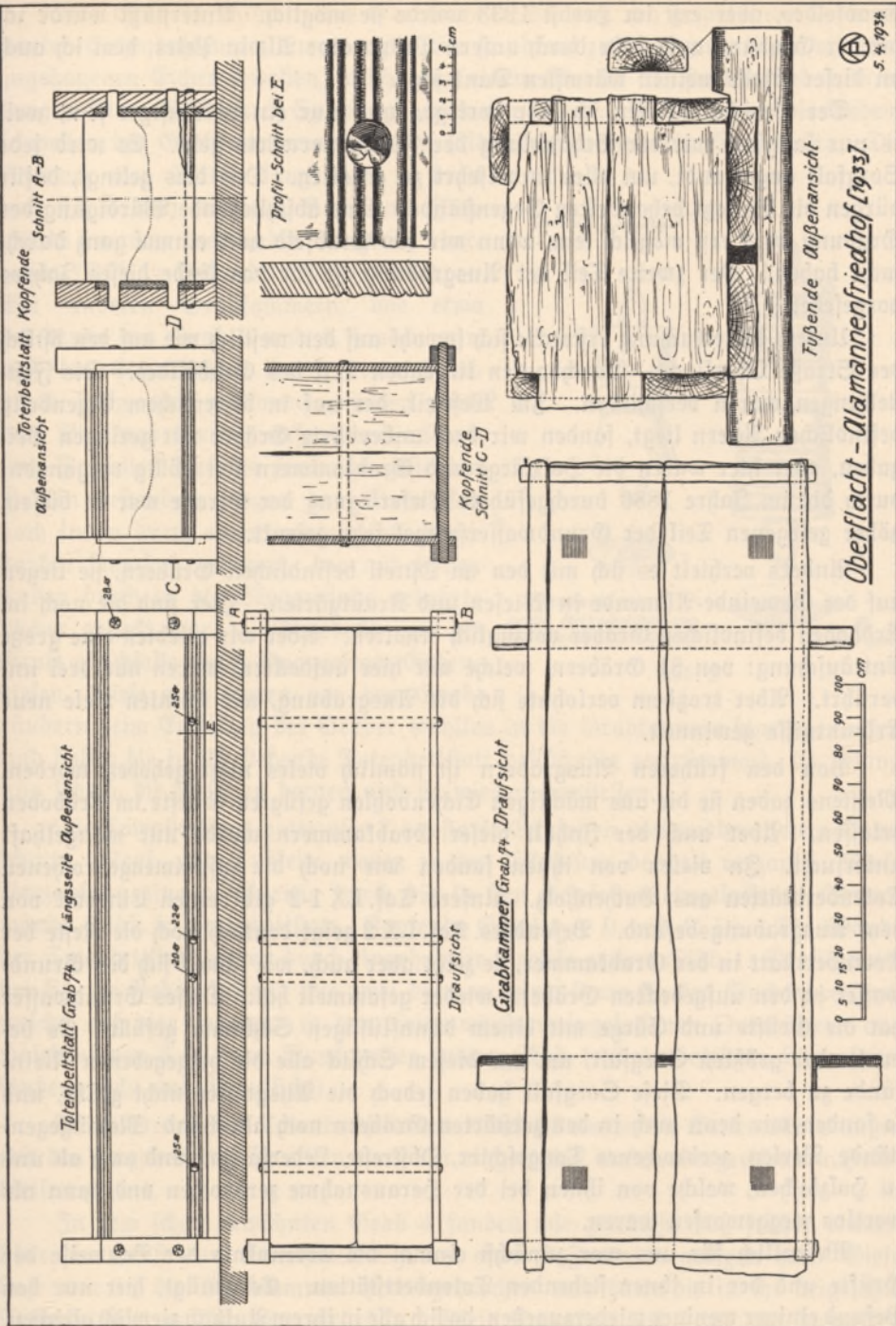
Mit Tafel LX—LXIV und 3 Abbildungen

Keinem der gegen 800 bekannten württembergischen Reihengräberfriedhöfe kommt eine solche Bedeutung zu wie dem von Oberflacht im Oberamt Tuttlingen. Denn hier hat sich infolge ganz besonders günstiger Bodenverhältnisse Kulturgut erhalten, wie wir es in keinem anderen germanischen Reihengräberfriedhof der Völkerwanderungszeit bisher gefunden haben: Gegenstände aus vergänglichen Stoffen, aus Holz, aus Leder, Reste von Geweben, von Obst, von Pflanzen, daneben natürlich noch die auch sonst in völkerwanderungszeitlichen Gräbern vorkommenden Beigaben aus Metall, Ton, Glas und Bein. Die Gräber befinden sich 1,20—1,50 m tief in einer von Grundwasser gesättigten blautonigen Ablagerung des Braunjura, der sie fast völlig gegen den Zutritt der Luft abschloß und so den Zersetzungsprozeß erheblich verlangsamt hat.

Gart nördlich von Oberflacht zwischen dem Bergkegel des Hohenkarpfen und dem Tafelberg des Lupfen weitet sich das Tal und hier am Wege nach Durchhausen auf dem Kreuzbühl liegt das Grabfeld. Es ist schon bekannt seit dem Jahre 1809, wo man beim Lehmfisch für eine in der Nähe befindliche Ziegelei den ersten Sarg fand. Auch in den Folgejahren kamen immer wieder Gräber zutage. Hierdurch wurde der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein veranlaßt, im Jahre 1846 durch von Dürrieh und Menzel das Grabfeld erstmalig untersuchen zu lassen. Die Grabung ist für damalige Verhältnisse vorbildlich. Es wurden 52 Gräber geöffnet, davon 40 mit Beigaben. Die Ergebnisse der Grabung sind in einem zuverlässigen Grabungsbericht niedergelegt, sämtliche gehobenen Funde sind sofort bei der Bergung gezeichnet worden. Diese Zeichnungen sind für uns überaus wertvoll, denn sie geben uns allein einen Gesamteindruck von dem damals Gefundenen und seinem außerordentlichen Wert. Denn leider sind viele Gegenstände, da man sie nicht in der nötigen Weise behandeln konnte, um sie zu erhalten, zugrunde gegangen oder haben ihre alte Gestalt verloren und sind unansehnlich geworden.

Nach der Ausgrabung von 1846 hatte der Friedhof Ruhe bis zum Jahr 1886, wo er gelegentlich einer Straßenverbesserung neu entdeckt wurde. Die Kunde hiervon kam auch nach Stuttgart an den Vorstand der staatlichen Altertümersammlung. Er hat aber die Bedeutung des Friedhofs nicht erkannt. Er erwarb die beiden besterhaltenen Holzsärge mit ihren Beigaben. Er griff nicht ein und öffnete dadurch der Raubgrabung Tor und Tür. Seit 1886 bis um 1900 haben Unberufene in dem Grabfeld gegraben, viele Funde vernichtet, vieles verschleudert. Wir hören, daß man sich aus dem wohl erhaltenen Holz der Gräfte sogar Möbel machen ließ! Die Raubgräber arbeiteten mit dem Erdbohrer. Stießen sie bei ihren Bohrungen auf Holz, so setzten sie den Spaten an und gruben das betreffende Grab aus.

Da nun anzunehmen war, daß nicht alle Gräber bei diesem Vorgehen aufgefunden worden sind, betrieb ich schon seit 1921 eine neue Untersuchung des



Grabfeldes, aber erst im Herbst 1933 wurde sie möglich. Unterstützt wurde ich bei der Grabung aufs beste durch unsern Präparator Alwin Peter, dem ich auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank sage.

Der Bericht, welchen ich hier vorlege, kann nur ein vorläufiger sein, weil es nur langsam mit der Behandlung der Funde vorwärts geht. Es wird jede Sorgfalt angewandt, um alles unversehrt zu erhalten. Daß dies gelingt, dafür bürgen die bis jetzt behandelten Gegenstände. Eine abschließende Würdigung der Grabung wird erst möglich sein, wenn wir das Grabfeld noch einmal ganz durchsucht haben. Der zweite Teil der Ausgrabung ist für das Ende dieses Jahres vorgesehen.

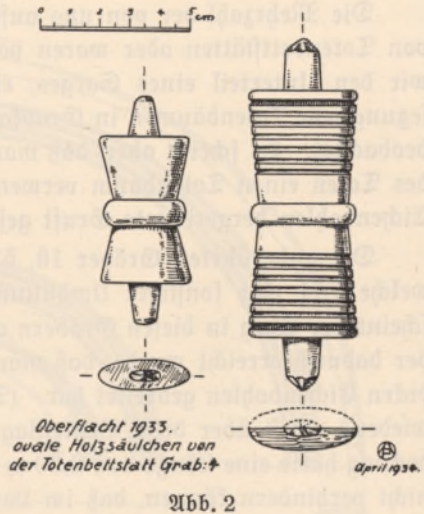
Unsere Untersuchung erstreckte sich sowohl auf den westlich wie auf den östlich der Straße Oberflacht—Durchhausen liegenden Teil des Grabfeldes. Die Feststellungen waren verschieden. Im Westteil, der auf in bauerlichem Eigenbesitz befindlichen Äckern liegt, fanden wir drei unberührte Gräber mit geringen Beigaben, aber hier waren die Holzsärge und Grabkammern fast völlig vergangen; durch die im Jahre 1886 durchgeführte Tieferlegung der Straße war in diesem höher gelegenen Teil der Grundwasserspiegel sehr gesenkt.

Anders verhielt es sich mit den im Ostteil befindlichen Gräbern, sie liegen auf der Gemeinde-Allmende in Wiesen und Krautgärten. Hier sind die noch im Erdboden befindlichen Gräber vorzüglich erhalten. Aber wir erlebten eine große Enttäuschung: von 81 Gräbern, welche wir hier aufdeckten, waren nur drei unberührt. Aber trotzdem verlohnte sich die Ausgrabung, wir konnten viele neue Erkenntnisse gewinnen.

Von den früheren Ausgräbern ist nämlich vieles nicht gehoben worden. Meistens haben sie die aus mächtigen Eichenbohlen gefügten Grüste im Erdboden belassen. Aber auch der Inhalt dieser Grabkammern wurde nur mangelhaft untersucht. In vielen von ihnen fanden wir noch die zusammengebrochenen Totenbettstätten aus Buchenholz. Unsere Taf. LX 1-2 gibt einen Eindruck von dem Ausgrabungsbefund. Besonders Taf. LX 2 zeigt deutlich noch die Reste der Totenbettstatt in der Grabkammer, sie zeigt aber auch, wie schnell sich das Grundwasser in den aufgedeckten Gräbern wieder gesammelt hat. Dieses Grundwasser hat die Grüste und Särge mit einem dünnflüssigen Schlamm gefüllt. Es bedurfte der größten Sorgfalt, um aus diesem Schlick alle die beigegebenen Kleinfunde zu bergen. Diese Sorgfalt haben jedoch die Ausgräber nicht geübt, und so fanden wir denn auch in den zerstörten Gräbern noch allerhand: Metallgegenstände, Perlen, zerbrochenes Tongeschirr, Obstreste, Ledersachen, und auch ab und zu Holzsachen, welche von ihnen bei der Herausnahme zerbrochen und dann als wertlos weggeworfen waren.

Wesentlich für uns war zunächst einmal die Erkenntnis der Bauweise der Grüste und der in ihnen stehenden Totenbettstätten. Es genügt, hier nur den Befund einiger weniger wiederzugeben, da sich alle in ihrem Aufbau ziemlich gleichen.

Das Grab 74 enthielt eine Grabkammer, die aus roh gespaltenen 6—8 cm starken Eichenbohlen gezimmert war. Sie stand auf zwei zangenartigen, vierkant zugehauenen Eichenschwellen, welche aus einem 25—30 cm starken und 1,25 m langen Stammstück durch Spaltung gewonnen waren. In sie waren die Bodenschwellen der Grabkammer eingelassen (Abb. 1: Grabkammer, Draufsicht). Die Kammer war 2,40 m lang, 0,90 m breit und 0,8 m hoch. Seiten-, Kopf- und Fußwände waren ineinander ungleich verzahnt (Abb. 1: Fußende Außenansicht). — Bei anderen Grabkammern, wie etwa bei denen aus Grab 3 und 4, fanden wir, daß die Eichenbohlen durch etwa 2 cm starke Holzapfen zusammengehalten wurden. Bei Grab 4 waren außerdem die Kopf- und Fußseite, die aus senkrecht gestellten Bohlen bestanden, gegen das Eindringen nach innen durch einen vorgelegten, 3 cm starken Querstab gesichert, der mit seinen Enden durch in die Längswände gebohrte Löcher gesteckt war. — Abgedeckt war die Gruft gleichfalls durch längsgelegte Eichendielen. Diese aber waren von den Grabräubern beim Einfüllen der Gräber wahllos in die Grabkammer hineingeworfen und haben die in ihr stehende Totenbettstatt vollständig zertrümmert. Es gelang uns jedoch, die Reste zu bergen und sie wiederherzustellen.



Die Totenbettstatt hatte vier 7 cm starke Eckpfosten von quadratischem Querschnitt. Kopf- und Fußseite waren in den Eckpfosten doppelt verzapft. Diese Verzapfung ging gleichzeitig durch die in den Eckpfosten eingelassenen Seitenwände (Abb. 1: Totenbettstatt. Kopfende Schnitt A B und C D). Die Wände der Totenbettstatt waren durch eingehobelte Profile geziert (Abb. 1: Profilschnitt bei E), ihr Boden bestand aus zwei dünnen, etwa 2 cm starken Buchenbrettern, welche auf vier runden, in den Seitenwänden eingelassenen Querhölzern aus Haselnuß von 2—2,5 cm Durchmesser ruhten (Abb. 1: Totenbettstatt, Längsseite. Außenansicht und Draufsicht).

Bei einer anderen Totenbettstatt aus Grab 68 waren die Seitenwände außer mit den eingehobelten Profilen noch mit eingerigten ineinandergreifenden Halbkreisen geziert.

In dem schon erwähnten Grab 4 fanden wir zunächst, daß früher einmal über der Gruft eine Steinschüttung von etwa 3 Zentnern gelegen hat. Diese Last war in die Grabkammer hineingebrochen und hatte die in ihr beigesetzte Totenbettstatt vollkommen zerdrückt. Diese Totenbettstatt hatte ein doppeltes

aus einzelnen kleinen Holzfäulchen gefertigtes Geländer. Das Aussehen dieser Holzfäulchen gibt die Abb. 2 wieder. Als wir beim Heben dieser Grabkammer die Bodenbohlen herausnahmen, fanden wir unter ihnen die Reste eines größeren Holzfeuers, das beim Einsetzen der Grabkammer noch in Glut gewesen sein muß, so daß Teile des Bodens derselben wie der Totenbettstatt stark angekohlt waren. Diese Beobachtung ist vereinzelt.

Die Mehrzahl der von uns aufgedeckten Grabkammern enthielten die Reste von Totenbettstätten oder waren völlig leer, nur in einer, in Grab 40, fanden wir den Unterteil eines Sarges, eines sogenannten Totenbaumes. Die Beisetzung von Totenbäumen in Grabkammern haben auch von Dürrieh und Menzel beobachtet. Es scheint aber, daß man im allgemeinen, wenn man zur Bestattung des Toten einen Totenbaum verwendete, den Sarg nicht in eine besonders aus Eichenbohlen hergerichtete Gruft gestellt hat.

Die unberührten Gräber 16, 53 und 72 jedenfalls enthielten Totenbäume, welche frei von sonstiger Umhüllung dem Erdboden übergeben waren. Doch scheint der Sarg in diesen Gräbern auch in einem Hohlraum gestanden zu haben, der dadurch erreicht wurde, daß man über den Sarg eine waagerechte Decke aus dicken Eichenbohlen gebreitet hat. (Taf. LXI 2 gibt die Bohlendecke über Grab 72 wieder.) Erst über diese Bohlenlage wurde der Erdboden geschüttet. Die Abdeckung hatte eine Länge von 2,30 m und eine Breite von 1 m. Sie hat natürlich nicht verhindern können, daß im Laufe der Zeit sich die Höhlung unter ihr mit einem dünnflüssigen Schlamm füllte, der auch in den Sarg selbst eindrang. Taf. LXII 1 zeigt den ungeöffneten Sarg des Grabes 72 in dem Schlamm stehend und Taf. LXII 2 den geöffneten Sarg, angefüllt mit Schlamm und in ihm schwimmend am Fußende (gerade über dem Schöpfer, mit dem wir den Schließ herausbefördert haben) zwei Holzgefäße und ein Bündel dünner geschälter Weidenruten. Am Kopfende ist der Schädel zu erkennen. Er zeigt die Kaulfläche des Oberkiefers dem Beschauer. Der Sarg ruhte auf zwei Halbrundhölzern. Er ist aus einem Eichenstamm gefertigt und hat eine Länge von 1,98 m, eine Breite von 40 cm und eine Höhe von 42 cm. Über den Deckel zieht sich als Zierat ein gezahnter Schlangenkörper, der an beiden Enden in Köpfe endigt (Taf. LXI 1). In dem Totenbaum ruhte auf einem Polster von Heu und Moos das vollkommen erhaltene Skelett einer Frau. — Durch diesen Befund wird die Angabe von Dürrieh und Menzel, daß nur Männer in solchen Särgen mit Schlangenkörper beigelegt seien, berichtigt. — Als Beigaben konnten wir bergen: eine Perlenkette in der Halsgegend, einen Beinkamm, der am Schädel lag, Leder- und Gewebereste (Taf. LXIII) in der Beckengegend. Dazu kommen noch Pflaumen, Wal- und Haselnüsse und schließlich die Weidenruten und die beiden Holzgefäße (Taf. LXIV 3 u. 5). Beide sind aus Birnbaumholz gedreht. Der Topf (Taf. LXIV 5) hat kugelige Form und unter dem abgesetzten Hals einen dünnen Wulst. Der Topf ist 9 cm hoch und hat 14 cm Durchmesser. Besonders schön

ist die fast papierdünne kleine Holzschale (Taf. LXIV 3). Sie ist $3\frac{1}{2}$ cm hoch und hat einen Durchmesser von 11 cm.

Auch in den Gräbern 16 und 53 hatten wir einen ähnlichen Befund. Das Grab 53 war ein Kindergrab. Der Totenbaum stand auf zwei je 50 cm langen Halbrundhölzern als Lager. Er war 1,70 m lang und 40 cm breit und aus

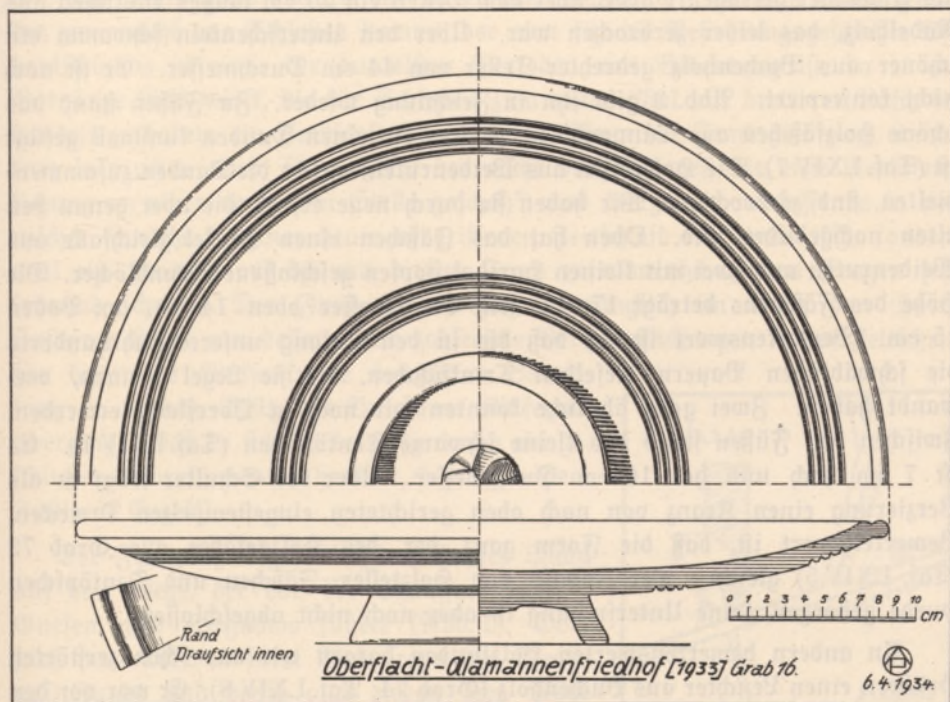


Abb. 3

einem seiner Rinde entkleideten Kirschenstamme (?) gefertigt. Das Holz war aber derartig morsch, daß der Sarg beim Versuch der Bergung in einzelne Teile zerfiel. Das Skelett war fast gänzlich vergangen. Es ruhte auf einem Lager aus Stroh und Moos. In der Halsgegend lagen einige wenige Perlen, in der Mitte des Sarges über den Oberschenkeln eine zerbrochene Holzschüssel. Zu Füßen stand ein doppelfonischer Topf aus gelbem Ton, 12,5 cm hoch und 15 cm Durchmesser (Taf. LXIV 2). Außerdem bargen wir aus dem Schlamm Gewebereste, drei Kirscherne und Reste eines Apfels.

Das Grab 16 war ein Frauengrab. In 1 m stießen wir auf die schlecht erhaltene Lage von etwa 1 m langen Bohlen, welche den Sarg deckten. Der Sarg selbst war 2 m lang, 44 cm breit und 40 cm hoch. Gefertigt war er aus einem seiner Rinde entkleideten mächtigen Eichenstamm; der Deckel war ohne Verzierung. Er ruhte auf zwei Halbrundhölzern. Das Skelett war fast ganz

aufgezehrt. Von den größeren Knochen fand man noch die äußere Knochenhaut, der Schädel war um ein Geringes besser erhalten. Das Skelett ruhte auf einem Lager von Stroh, Moos und Schilf. Unter dem Schädel fanden wir Gewebereste und einzelne Federn, die wohl von einer mit Federn gezierten Haube herrühren. Am Hals lagen eine Anzahl kleine Glasperlen und eine durchbohrte Eichel, welche als Anhänger getragen wurde, über dem Becken ein 25 cm langes Brettchen aus Nadelholz, das leider zerbrochen war. Über den Unterschenkeln schwamm ein schöner aus Buchenholz gedrehter Teller von 44 cm Durchmesser. Er ist noch nicht konserviert. Abb. 3 gibt ihn in Zeichnung wieder. Zu Füßen stand das schöne Holzfäßchen aus Tannenholz, das aus einzelnen Dauben kunstvoll gefügt ist (Taf. LXIV 7). Die Holzreifen aus Weidenruten, welche die Dauben zusammenhielten, sind zerbrochen. Wir haben sie durch neue ersetzt, die aber genau den alten nachgebildet sind. Oben hat das Fäßchen einen Henkel gleichfalls aus Weidenruten und zwei mit kleinen Hartholzstopfen geschlossene Spundlöcher. Die Höhe des Fäßchens beträgt 17 cm, sein Durchmesser oben 14 cm, am Boden 15 cm. Bemerkenswert ist es, daß bis in den Anfang unseres Jahrhunderts die schwäbischen Bauern dieselben Trinkfäßchen, die sie *Regel* nennen, verwandt haben. Zwei ganz ähnliche konnten wir noch in Oberflacht erwerben. Zwischen den Füßen stand das kleine schwarze Tontöpfchen (Taf. LXIV 1). Es ist 7 cm hoch und hat 10 cm Durchmesser. Über der Schulter trägt es als Verzierung einen Kranz von nach oben gerichteten eingestempelten Dreiecken. Bemerkenswert ist, daß die Form ganz der des Holzgefäßes aus Grab 72 (Taf. LXIV 5) gleicht. Der Inhalt von Holzsteller, Fäßchen und Tontöpfchen wurde geborgen, seine Untersuchung ist aber noch nicht abgeschlossen.

An andern bemerkenswerten Holzfunden bargen wir aus schon zerstörten Gräbern einen Leuchter aus Buchenholz (Grab 74; Taf. LXIV 8). Er war von den Grabräubern wieder in die Grube hineingeworfen, da sein Fuß zerbrochen war. Er ist wieder von uns nach einer alten Vorlage aus dem Jahre 1846 ergänzt worden. Der Leuchter ist 33 cm hoch. In dem Grab 59 stand neben der unteren Hälfte eines ausgeplünderten Totenbaums der schöne fäßchenartige Becher aus Eichenholz mit eingesprengtem Weichholzboden, 20 cm hoch und 13 cm Durchmesser (Taf. LXIV 6). Als Deckel stand der stark verletzte aus Wurzelholz gedrehte Napf (Taf. LXIV 4) oben auf dem Becher. Er ist 6 cm hoch.

Die übrigen Beigaben sind die gewöhnlich in alamannischen Gräbern des 5. bis 7. Jahrhunderts vorkommenden. Es verlohnt sich nicht, an dieser Stelle darauf einzugehen. Wenn man jedoch die hier beschriebenen Holzfunde betrachtet, so kann man sich einen Begriff machen von den durch unverantwortliche Schatzgräber verursachten Verlusten. Württemberg besäße jetzt die bedeutendste Sammlung von völkerwanderungszeitlichen germanischen Geräten und Gefäßen aus Holz sowie aus anderen vergänglichen Stoffen. Hoffen wir nur, daß bei Fortsetzung der Grabung sich doch noch manches von diesen Gegenständen bergen läßt.

Der Wifingerfund aus Libau in der Provinz Posen

Von Herbert Januhn-Kiel

Mit Tafel LXV—LXVII und 5 Abbildungen

Im Jahre 1928 erwarb das Altertums-Museum in Breslau einen Fund, der zwar nicht aus Schlesien stammt, der aber für die Besiedlungsgeschichte Ostdeutschlands in einer der dunkelsten Perioden von Bedeutung ist, da er auf Vorgänge Licht wirft, die für Schlesien zum ersten Mal auf breiterer Basis behandelt zu haben, ein Verdienst Segers ist¹⁾. Wenn der Fund hier noch einmal kurz besprochen wird, so geschieht das nicht deshalb, weil die erste Veröffentlichung an einer versteckten Stelle geschah²⁾ und die zweite, umfassende in polnischer Sprache in einer heute vergriffenen Zeitschrift erschienen ist³⁾, sondern weil ein Hinweis auf die mit diesem Fund zusammenhängenden Fragen sehr lohnend scheint. Der Fund befand sich ursprünglich im Besitz von Herrn Justizrat Engel, aus dessen durch zahlreiche Veröffentlichungen in der Zeitschrift für historische Waffenkunde bekannten Sammlung er in den Besitz des Breslauer Museums überging. Daß es sich bei dem Fund um ein geschlossenes Grabinventar handelt, bestätigte Herr Justizrat Engel⁴⁾.

Der Fundplatz liegt östlich des Dorfes Libau auf dem Wege, der von der Chaussee Posen—Gnesen nach Rzegnowo führte (Abb. 1). Dort stieß man 1912/13 beim Tieferlegen des Weges auf Funde und deckte auch neben dem Wege mehrere Skelettgräber auf. Im ganzen waren es etwa acht Gräber. In einem Grab sollen mehrere Skelette gelegen haben. Außer dem hier zu besprechenden Grabfund wurden noch drei Schädel mit Unterkiefer, drei Tongefäße⁵⁾ und Bruchstücke von Eisenmessern geborgen. Diese Gegenstände kamen ins Provinzial-Museum nach Posen.

Zu dem Fund, der einem Skelettgrab entstammt, gehören folgende Beigaben: Eine Lanze mit tauschierte Tülle, eine Axt, ein Sporn, ein Messer, zwei

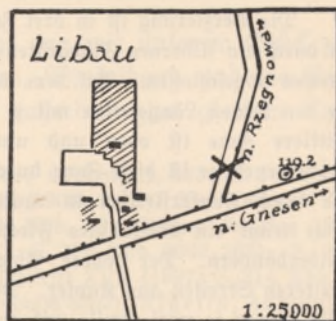


Abb. 1. Lage des Fundortes X

¹⁾ H. Seger, Die Schlesischen Silberfunde der spät-slawischen Zeit. *Altshlesien* II (1929) S. 129 ff. besonders S. 154 ff.

²⁾ *Zeitschr. f. historische Waffen- und Kostümkunde* VI (1912/14) S. 328 Abb. 3.

³⁾ *Przeglad archeologiczny* 1921 (Kostrzewski). Für Hilfe beim Übersetzen dieses Aufsatzes bin ich Herrn Dr. Jazdzewski-Warschau zu Dank verpflichtet.

⁴⁾ Nach freundlicher brieflicher Mitteilung vom 19. 4. 1932 von Herrn Dr. E. Petersen-Breslau. — Vgl. auch *Altshlesien* III (1931) S. 313 mit Abb. 19.

⁵⁾ Kostrzewski a. a. O. Taf. XV 1—4.

ganze und Reste von weiteren Eimerbändern⁶⁾. Wie diese Stücke im Grabe gelegen haben, läßt sich nicht feststellen.

Die Lanzenspiße (Mus. Breslau, Kat. Nr. 510 : 28; Taf. LXV 1) ist ganz erhalten und hat eine Länge von 42,8 cm. Das Blatt ist flach abgedacht, die abgedachten Flächen schwingen ganz schwach nach innen ein; größte Breite des Blattes 7,0 cm; größte Dicke etwa 0,8 cm. Die Tülle greift zungenförmig auf das Blatt über; sie hat am unteren Ende einen Durchmesser von 3,0 cm außen und 2,5 cm innen. Am Übergang zum Blatt ist die Tülle oval (2,1 × 1,8 cm). Die größte Breite des Blattes liegt sehr weit unten. Die Schneiden setzen an der Tülle breit an und werden nach der breitesten Partie des Blattes zu scharf. Die eine Schneide ist durch Rost stärker beschädigt als die andere. Eine Damaszierung läßt sich auf dem Blatt nicht feststellen. Die Tülle ist mit Silber plattiert und mit Kupfer tauschiert. Der Eisengrund ist, soweit man aus Stellen, an denen die Silberplattierung fehlt, schließen kann, gerieft, um der Auflage einen besseren Halt zu geben. Das Silber ist in dünnen Streifen aufgelegt, was man an einzelnen Stellen auf Taf. LXVI erkennen kann. Aus der Silberplattierung sind Streifen ausgeschnitten, in die Kupfer eingehämmert ist, so daß sich ein rötliches Muster auf silbernem Grund ergibt. Die Ränder der silbernen Flächen sind teils glatt, teils gezahnt und zwar bisweilen gegenständig, so daß die Kupfer-einlage ein tannenzweigartiges Muster bildet.

Die Verzierung ist in drei Zonen gegliedert. Die untere Zone ist nach dem Tüllenrand zu durch ein silbernes Fischgräten-Band und nach dem Blatt zu durch einen glatten Kupferstreifen abgeschlossen. Auf dem unteren Abschluß stehen mit Kupfer tauschierte Dreiecke, die an den beiden Längsseiten mit je einem schräg geferbten Silberband abgeschlossen sind. Die mittlere Zone ist oben und unten durch einen glatten Kupferstreifen verziert. In der Schneideebene ist diese Zone durch je vier Streifen auf beiden Seiten in zwei Teile geteilt, die durch Kupferstreifen in rautenförmige und dreieckige Felder geteilt sind. Die obere Zone trägt ein dreiteiliges Flechtband aus beiderseitig mit Kupferstreifen abgeschlossenen Silberbändern. Der obere Abschluß der Zone erfolgt durch einen schmalen oder einen breiteren Streifen aus Kupfer. Die beiden zungenartig auf das Blatt übergreifenden Tüllen-teile tragen je zwei Kreise mit nach oben zu fortlaufenden Streifen. Der obere Abschluß ist auf beiden Seiten zerstört; es handelt sich hier wohl um die Andeutung von Augen eines Tierkopfes.

Die Einordnung der Lanzenspiße nach Zeitstellung und Herkunft ist schon von Kostrzewski vorgenommen⁷⁾. Sie gehört ihrer Form nach, um einer von Jan Petersen aufgestellten Typenreihe zu folgen, zum Typ G.⁸⁾ Die Form ist durch verzierte Stücke, die Ebert zusammenfassend besprochen hat, zeitlich in die Jahrzehnte um die Jahrtausendwende, hauptsächlich in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts festgelegt⁹⁾. Die Vergleichstücke für das Muster hat Kostrzewski

⁶⁾ Der Sporn befindet sich nicht im Breslauer Museum, er war in der Sammlung Engel nicht aufzufinden.

⁷⁾ Kostrzewski a. a. O.

⁸⁾ Jan Petersen, *De norske Vikingesverd*. Kristiania 1919, S. 29.

⁹⁾ M. Ebert, *Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts*. Baltische Studien, Riga 1914, S. 117 ff.

ebenfalls zusammengestellt¹⁰⁾. Zu diesen Funden kommen einige Stücke aus Deutschland. Eine Lanzenspize aus Paretz¹¹⁾ (Taf. LXVII 1-1a), eine Spize aus der Oder (Taf. LXVII 2-2a) bei Stettin¹²⁾, eine Spize aus Lintuhnen¹³⁾ (Abb. 2), eine Spize aus Haithabu¹⁴⁾. Aus Ungarn ein Stück aus der Donau¹⁵⁾ und weitere Stücke aus Skandinavien. Von den hier angeführten Stücken gehören einige zu einer Gruppe, die durch geometrische Muster und zwar unter anderem durch Rautenverzierungen gekennzeichnet sind: Die Lanze aus Råtorp (Deland), die Lanze aus Helgaslätt¹⁷⁾, die Spize aus Mlso¹⁸⁾, die Spize aus dem Kirchspiel Kaarman (Desel)¹⁹⁾, und das mit dieser Spize verwandte Stück aus Lintuhnen (Abb. 2), außerdem die Lanzenspize aus Gotland²⁰⁾, eine Spize aus Rönnebecksholm, die im Nationalmuseum Kopenhagen (Nat. Nr. C 9488) aufbewahrt wird und eine aus Deland stammende Lanze, die im Museum Lund aufbewahrt wird. Davon gehört die Lanze aus Råtorp, das Stück aus Deland im Museum Lund, die Spize aus Mlso, die Lanze aus Rönnebecksholm und die Lanze aus Gotland zu einer kleinen Gruppe, für die man wegen der gleichen oder doch sehr ähnlichen Muster einen gemeinsamen Mittelpunkt, vielleicht die gleiche Werkstätte annehmen muß.

Von allen Stücken gehört diese kleine Gruppe eng mit unserem Stück zusammen. Sie haben ein, wenn auch abweichendes, Winkelband und die Verwendung von Rautenmuster gemeinsam, gehören außerdem zum gleichen Typ.

¹⁰⁾ Gustafson, Norges Oldtid Abb. 415; S. Müller, Ordnung II, 583; Montelius Kulturgeschichte Schwedens S. 265 Abb. 428. Fornvännen III (1908) S. 297 Abb. 182 und VIII (1913) S. 311 Abb. 101, 102; Prähist. Zeitschr. V S. 556 Abb. 43; Rigaer Katalog 1896 Taf. XXIII 8-9; Aspelin, Antiquités S. 371 Abb. 2010, S. 376 Abb. 2049, 2051, S. 362 Abb. 1954, S. 293 Abb. 1543; Fornminnes Föreningens Tidskrift XVII (1897) S. 314 Abb. 3. Lanze aus Gotland: Kofstrzewski a. a. D. Abb. 5 (Mus. Stockholm 5352); Aspelin, Antiquités S. 363 Abb. 1960. Zwei Lanzen aus Gudrings-Gotland. Prähist. Zeitschr. V S. 556; weitere Stücke aus Nordlivland und Estland, Prussia Ber. XV (1888/89) Taf. XIII 8c; a. a. D. Bd. XXIII S. 166 Abb. 45, 46 und S. 173 Abb. 54, 55.

¹¹⁾ Staatliches Mus. Berlin If. 2383. Zeitschr. f. Ethnologie 1887, S. 409f. Mannus XX (1929) S. 99. Mannus Ergänzungs-Bd. VII (1929) S. 157 Abb. 180, S. 159.

¹²⁾ Staatliches Mus. Berlin Ic 3671. Mannus XXI (1929) S. 99.

¹³⁾ Mus. Tilsit, Mainzer Zeitschrift XXVI (1931) S. 108 Abb. 20_a. Ob sich unter den neueren Funden aus Lintuhnen noch weitere Stücke befinden, entzieht sich meiner Kenntnis.

¹⁴⁾ Museum Kiel.

¹⁵⁾ Archaeologia Hungarica XII (1933) S. 7 ff. (Paulsen)

¹⁶⁾ Fornvännen 1913, S. 311 Abb. 101, 102.

¹⁷⁾ Månadsblatt 1903-1905, S. 10 und Abb. 14 auf S. 12. Das gleiche Stück bei Nerman, Die Verbindungen . . . S. 119 Abb. 114.

¹⁸⁾ Universitetets Oldsaksamling Oslo C 5613. Zum Fundbericht vgl. Marsberetning 1871 S. 89 Nr. 124; Rygh, Norske Oldsager 531; J. Petersen, De norske Visingesverd S. 29.

¹⁹⁾ B. Nerman, Die Verbindungen . . . S. 109 Abb. 106 a. C.; Aspelin, Antiquités Nr. 1960. Tallgren, Eesti II S. 130 Abb. 162.

²⁰⁾ Kofstrzewski a. a. D. Abb. 5.

Der untere Abschluß mit Dreiecken verbindet unsere Lanze mit dem Stück aus Helgeslätt. Im Gegensatz zu den Rautenmustern der oben erwähnten Stücke hat unsere Lanze keine verschiedenfarbig angelegten Flächen bei den Rauten, sondern diese sind nur durch gezahnte Bänder aus dem silbernen Grund ausgeschnitten, eine Verzierung, die sonst bei Steigbügeln und Sporen beliebt ist. Über die Datierung der Lanzenform ist schon gesprochen worden. Ob das Stück aus Alfo, das ja mit einem Schwert zusammen gefunden zu sein scheint, auf Grund dieses Schwertes anders datiert werden muß, kann ich nicht sagen. Was den Herstellungsort angeht, so scheint die Verbreitung der wenigen Funde für das Ostseegebiet zu sprechen, jedenfalls aber für das eigentliche Wikingergebiet und nicht für die Kolonien am Südufer der Ostsee. Für die Annahme einer Herstellung in Ostpreußen, wie Kostrzewski vermutete, lassen sich keine Stützen beibringen. Für die Verwendung von Flechtbändern im nordgermanischen Kreis hat Legow zahlreiches Material beigebracht²¹⁾.

Die Art (Mus. Breslau Kat. Nr. 511 : 28; Taf. LXV 2) ist durch Rost stark beschädigt. Größte Länge 13,0 cm; größte Breite der Schneide 9,8 cm. Der Rücken ist schwach abgebogen. Ob die Schneide ursprünglich auch oben breit abschloß oder symmetrisch nach oben gezogen war, ist nicht ganz sicher, jedoch scheint die Schneide schon ursprünglich ungleichmäßig gewesen zu sein. In der Schneide sitzt ein Loch. Die Parallelen für diese Form hat Kostrzewski ebenfalls angeführt²²⁾. Arne hatte schon früher darauf hingewiesen, daß diese Form, die gelegentlich auch im Norden auftritt, als Einfuhrgut aus dem Südosten betrachtet werden muß²³⁾, und hat eine Reihe von Funden aus dem russischen Gebiet aufgeführt, aber auch aus Ungarn²⁴⁾, und sogar aus Hessen²⁵⁾ erwähnen Arne und Kostrzewski Parallelen. Die Art aus Libau steht aber in Ostdeutschland nicht allein. Aus Dollkeim Kr. Fischhausen stammt ein jetzt im Prussia-Museum bewahrtes Stück ähnlicher Art²⁶⁾, bei dem die Schneide aber heute wenigstens nicht nach unten zu spitz zuläuft, sondern etwas abgeschnitten erscheint, wenn es sich dabei nicht um eine Zerstörung durch Rost handelt. Auch das Loch im Schneidenteil findet sich bei diesem Stück wieder. In der Art haben wir eine Form, die also nach dem Südosten weist; es ist allerdings nicht sicher, ob sie vom Osten direkt nach Posen gekommen ist, oder ob sie über das Südost-

²¹⁾ Einar Legow, Hovedlinierne i entrelacornamentikkens historie. Bergens Museum Årbok 1921/22, S. 1 ff.

²²⁾ Kostrzewski a. a. O. S. 145 Anm. 17 ff.

²³⁾ Arne, La Suède et l'Orient S. 202.

²⁴⁾ Hampel, Altertümer des Mittelalters Ungarns Atlas 418_m.

²⁵⁾ Osborn, Beil, Taf. XIX 34.

²⁶⁾ Prussia-Mus. 11699. Im Prussia-Museum befindet sich ein weiteres aus Dollkeim stammendes Stück mit der Kat.-Nr. 11697, das wohl auch auf Beziehungen zum Osten schließen läßt.

baltikum gegangen ist, wofür gewisse Beziehungen zwischen dem Weichselmündungsgebiet und Ostpreußen oder dem Südostbaltikum sprechen könnten²⁷⁾.

Der Sporn (Abb. 3) ist verschollen und wurde nicht vom Museum in Breslau erworben. Nach Kostrzewski war der Bügel U-förmig und im Querschnitt plan-konvex. Der Dorn war im Querschnitt rund. Die Enden der Bügel waren flach gehämmert. Die ganze Länge betrug 16 cm, davon entfielen auf den Dorn 6,3 cm. Der Abstand der Schenkelfenden voneinander betrug 8,5 cm. Auf einige Parallelen hat Kostrzewski hingewiesen²⁸⁾. Eine gute Entsprechung bildet ein Sporn, der aus dem Grab 11 in der Raup stammt und dort in einem Grabe des 10. Jahrhunderts gefunden wurde²⁹⁾. Das Grab ist wikingisch, so daß das Auftreten dieser Sporenart in wikingischen Funden gesichert ist.

Das Messer (Mus. Breslau Katalog Nr. 513:28; Taf. LXV 3) ist stark durch Rost beschädigt; es hat eine Länge von 12,2 cm, von denen etwa 4 auf die Griffangel entfallen. Diese ist nur schwach gegen den Rücken abgesetzt. Nach der Klinge zu ist der Übergang stark zerstört. Diese Messerform ist zu untypisch, als daß sie für die Einordnung des ganzen Fundes herangezogen werden könnte. Ein zweites Eisenmesser kam in das Museum Posen (Kat. Nr. 1913:7), es scheint nach der Beschreibung von Kostrzewski nur schlecht erhalten zu sein.

Von den eisernen Eimerbeschlägen (Mus. Breslau Kat. Nr. 512:28; Taf. LXV 4) sind fünf Stücke, die zu einem Eimer gehört haben, erhalten, davon



Abb. 2. Abgerolltes Muster der Lanzenspitze von Linkuhnen in Ostpreußen. $\frac{1}{1}$

²⁷⁾ Ein von Kostrzewski veröffentlichtes Ortband von Dombrowa gehört zu einem für das Baltikum kennzeichnenden Typ (vgl. Arne, Montelius Festschrift 1913, S. 387 Abb. 34, 35), der auch in Ostpreußen vertreten ist. Auch das Ortband aus Orhöft (Seetreibs Pomerellen) besitzt Parallelen in Ostpreußen, wie ein Stück aus Lößertshof zeigt, wenn auch dieser Typ nicht baltisch ist, sondern ein sehr viel größeres Verbreitungsgebiet hat.

²⁸⁾ Swiatowit VII 24 Abb. 10; Mertins, Wegweiser S. 137 Abb. 330. Prussia Bericht XV Taf. XIII, XIV; Staro, Zeme czeske III Heft 1, S. 122 Abb. 1 und Taf. XXXI 2.

²⁹⁾ Prussia Bericht XXI Taf. IX 6; Gaerte, Urgeschichte Taf. XVII 6.

ein Reifen recht gut. Sein Durchmesser beträgt 14,3 cm, doch ist er ursprünglich etwas größer gewesen, da die beiden Enden übereinandergreifen. Der Querschnitt ist dreieckig und zwar liegt die Grundfläche nach innen. Die Breite beträgt 0,6, die Stärke 0,3 cm. Ein zweiter in seinen Ausmaßen ähnlicher Reifen ist etwas verdrückt. Außerdem liegen zwei Bruchstücke von weiteren Reifen und ein Stück mit einer, wie es scheint, ursprünglichen Verkröpfung vor; dieses letzte Stück könnte wohl die Öse für den Henkel darstellen, von dem nichts erhalten ist.

Solche Eimer gehören zu dem Grabgut der Wikinger, wie die Bruchstücke aus dem schon oben erwähnten Grab 11 aus der Raup, und andere Funde zeigen. Außerdem kommen sie auch im slawischen Gebiet vor, können dort aber, wie auch die Grabsitte der Kammergräber wohl aus dem germanischen Gebiet entlehnt sein.

Die beiden wichtigsten Stücke des Fundes sind die Lanzenspitze und die Axt, wichtig, weil sie gleichsam die beiden Pole angeben, zwischen denen der Fund liegt und denen er seine Bedeutung verdankt, das skandinavische Wikingergebiet und Südrußland als nordgermanisches Kolonialreich. Bedeutungsvoll aber ist der Fund auch noch aus einem anderen Grunde. Es handelt sich hierbei nicht nur um Stücke wikingischer Herkunft, sondern um das Grab eines Nordgermanen auf einem sogenannten slawischen Friedhof. Dieser liegt in der Nähe eines Verwaltungsmittelpunktes auf einer kleinen Insel im Ledniza-See an der Straße, die die beiden Hauptplätze des Landes Posen und Gnesen miteinander verbindet. Das Grab wirft ein Licht auf die Verhältnisse dieses Gebietes um die Jahrtausendwende und auf die Beziehungen zum Norden. Der germanische Anteil an der Besiedlung jenes Landes ist wesentlich stärker als die gewöhnlich herangezogenen Funde es erscheinen lassen, wie Langenheim das für ein kleines Gebiet gezeigt hat³⁰⁾. Man muß in diesem Zusammenhang berücksichtigen, daß nur die Funde als nordgermanisch angesprochen werden, die typisch wikingische Gegenstände geliefert haben. Es ergibt sich aber auch bei den Untersuchungen im wikingischen Kerngebiet, in Gegenden, die ausschließlich wikingisch besiedelt sind, daß nur ein Bruchteil der Gräber wirklich so reich ausgestattet ist, daß man sie unbedingt als wikingisch erkennt, daß daneben aber eine große Menge von beigabenlosen oder doch an Beigaben armen Gräbern vorkommt, die außerhalb des wikingischen Gebietes nicht als wikingische erkannt werden. Sehr lehrreich ist dafür das vom Schloßmuseum in Sonderburg ausgegrabene Gräberfeld von Ketting auf Alsen³¹⁾. Unter den Gräbern, die infolge ihrer Beigabenarmut vollklich nicht einzuordnen sind, befindet sich in Ostdeutschland wahrscheinlich eine Reihe von germanischen Gräbern, von denen nur die reicheren bisher als solche erkannt sind. Daß eine Karte der wikingischen Funde oft ein ungenaues Bild von der Siedlungsdichte geben kann, zeigt die Untersuchung

³⁰⁾ Langenheim, Spuren der Wikinger um Truso. Elbinger Jahrbuch Heft 11 (1933).

³¹⁾ Raben, Wikingerspuren auf Alsen. Apenrade (1933).

eines Gebietes, das im Wikingerkreis von großer Bedeutung war, die Umgebung von Haithabu. Dort ergaben sich nur wenige Funde (Abb. 4), zu einem großen Teil einzelne Gegenstände und nicht größere Fundgruppen. Daß die Besiedlung sehr viel dichter war, zeigt ein Blick auf die Karte wikingischer Ortsnamen in jenem Gebiet, die in Abb. 5 nach la Cour wiedergegeben ist. In Gegenden, wo uns das Hilfsmittel der Ortsnamen fehlt, kann das Bild der Besiedlungsverhältnisse unzureichend ausfallen. Die Ortsnamenforschung hat dieses Gebiet noch nicht genügend bearbeitet. Zwar haben Kossinna, Ekblom und Vasmer einige Ortsnamen herausgestellt, zu denen noch andere kommen, wie Warrenzin (Mecklenburg)³²), Warengen und Schwendlund (Kr. Fischhausen)³³). Damit aber ist die Zahl sicher noch nicht erschöpft. Für Posen und Schlesien sind die wikingischen Funde kürzlich von Petersen zusammengestellt worden³⁴). Besonders wichtig sind die Funde aus Oppeln³⁵), die — wie auch Funde aus Zantoch — zeigen, daß der wikingische Einfluß gerade auch in den Mittelpunkt des Landes vorhanden war. Die Verbreitung der Funde zeigt für Ostdeutschland drei Mittelpunkte, die Odermündung, die Weichselmündung und das Samland als altes Memelmündungsgebiet. Daß gerade die Flußmündungen so starke Beziehungen nach dem Norden aufweisen, ist nicht so verwunderlich; bilden sie doch schon seit frühester Zeit die Einfallswege in den mitteleuropäischen Raum von Norden her. So zogen an der Weichsel die Basternen, die Goten und später die Wikinger entlang, während an der Odermündung die Wandalen und Silingen nach Ostdeutschland vorrückten.

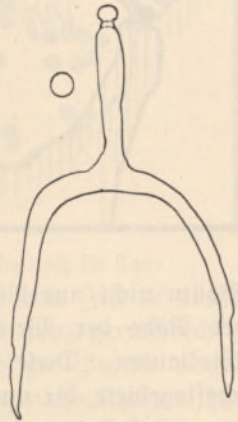


Abb. 3. Eisensporn
von Libau. $\frac{1}{3}$

So ist es auch kein Zufall, daß jedem dieser Fundmittelpunkte eine Siedlung entspricht: An der Odermündung die Jomsburg, für deren Lage bei

³²) W. D. Asmus, Wikingerspuren in Mecklenburg. Mannus (im Druck).

³³) Janfuhn, Ein mittelalterl. Goldring aus Schlesien. Prähist. Zeitschr. XXIV (1933) S. 201

³⁴) E. Petersen, Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands. Mannus XXV, S. 147 ff. Zu den a. a. O. S. 152 angegebenen Funden aus Schlesien könnte man als vielleicht wikingisch beeinflusst hinzufügen: 1. Striegau, Waageballen, Mus. Breslau 6665, Schles. Vorzeit N. F. III Taf. II 30. — 2. Oberglogau Kr. Neustadt, Art und Lanzenspitze, Mus. Ratibor, (wikingisch?) — 3. Al. Tinz Kr. Liegnitz, Steigbügel (Mus. Breslau 130:98). — 4. Militisch, Knochenstück mit ausgesprochen wikingischer Verzierung, die ein Gegenstück auf einem Messergriff aus Oppeln hat. Zu der Entstehung des Musters vgl. Einar Løwø, Ringkjeden. Bergens Mus. Aarbok 1917/18, S. 1 ff. — 5. Poppschütz Kr. Freystadt, Eiserner Art (Mus. Breslau 1540:27) (wikingisch?)

³⁵) G. Raschke, Prähist. Zeitschr. XXIII (1932) S. 323.



Abb. 4. Karte der Witingerfunde um Haithabu

Wollin nicht nur historische, sondern auch archäologische Gründe sprechen³⁶⁾, in der Nähe der Weichselmündung Truso und im Samland die Siedlung von Wislautoen. Diese Flußmündungen sind die Mittelpunkte wikingischer Herrschaftsgebiete, die uns historisch bekannt sind. Im Westen kommt dazu Wagrien, das mindestens ein germanisches Fürstengeschlecht hatte³⁷⁾. Wieweit für Böhmen ein nordgermanischer Anteil der Bevölkerung in Betracht kommt, was der kürzlich ausgegrabene Grabfund auf der Prager Burg nahelegt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit sagen.

Aber auch für das Innere des Landes haben wir historische Nachrichten, die für einen starken germanischen Einfluß in jener Zeit sprechen, Nachrichten, die sich auf die Gründung des polnischen Staates beziehen. Hier wird die Einigung der kleinen Stämme, wie die polnische Nationalsage in ihrer ältesten Fassung berichtet³⁸⁾, durch ein neues Geschlecht herbeigeführt, das — wie es scheint — auswärtige Hilfe hatte.

Der richtige, in der Kommendationsurkunde des „Reiches Gnesen“ für den ersten großen polnischen König Misco erwähnte Name heißt Dago und deutet

³⁶⁾ Aus Wollin stammen außer dem schon oft herangezogenen Messergriff ein verziertes Hirshornbruchstück (Baltische Studien XXXVI Taf. V 19) und in einem Schatzfund, der im Staatlichen Museum in Berlin aufbewahrt wird, zwei Stücke ganz sicher wikingischer Herkunft: ein Silberbruchstück mit Tierköpfen, die Seitenstücke in den Hängekreuzen vom Typ der Hiddenseer Stücke haben und das Bruchstück eines silbernen Thorshammers. (Kat. Nr. II 2541/42).

³⁷⁾ Marquardt, Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge S. 322 ff.

³⁸⁾ Lambert Schultke, Die älteste polnische Nationalsage. Zeitschr. des Vereins f. Geschichte Schlesiens Bd. 49 (1915) S. 91 ff.

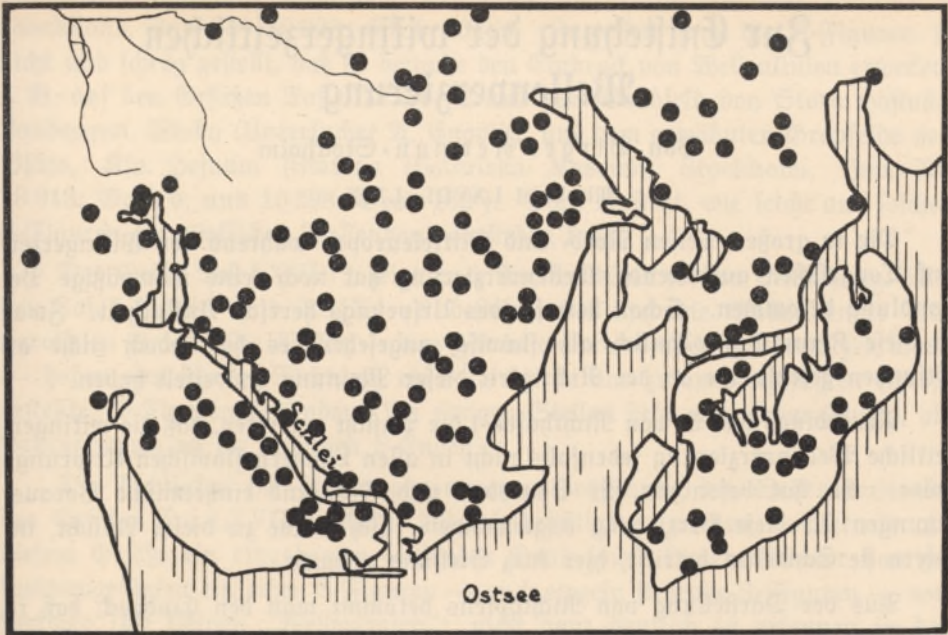


Abb. 5. Die wikingischen Ortsnamen in der Gegend von Haithabu nach La Cour damit absolut sicher auf germanische Herkunft³⁹⁾. Die für seine Zeit in arabischen Quellen geschilderte Einrichtung der Gefolgschaft ist ganz germanisch⁴⁰⁾, und die germanischen Funde in der Nähe militärisch wichtiger Punkte weisen deutlich auf die Herkunft der Mitglieder dieser Kriegergenossenschaften hin. Die familiären Bindungen nach dem germanischen Gebiet hin sind wichtig, und die Tatsache, daß noch zwei Jahrhunderte danach beim schlesischen Adel Familienbeziehungen nach wikingischen Gebieten bestehen, beweist die Stärke der Verbindungen⁴¹⁾, wie an anderer Stelle gezeigt ist.

Im Mittelpunkt der Gründung des polnischen Reiches durch die Wikinger liegt nun der Fund aus Libau, der von der archäologischen Seite aus jene historisch nur unvollkommen bekannten Vorgänge beleuchtet, und ein Zeugnis für die Richtigkeit der Überlieferungen darstellt. Eine Tatsache, die auch erklärt, wie es kam, daß die Wiedereindeutschung des ostdeutschen Gebietes so schnell und so gründlich erfolgte, weil nämlich in slawischer Zeit nicht nur germanische Reste die Stürme der Völkerwanderung in Ostdeutschland überdauerten, sondern weil sie auch vor dem Beginn der Kolonisation blutmäßig Zuzug aus dem germanischen Norden erhielten, wofür der Libauer Fund ein sicherer Beweis ist.

³⁹⁾ Holzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Ebendort Bd. 59 (1918) S. 1 ff.; Lambert Schulte, Beiträge zur ältesten Geschichte Polens, a. a. O. S. 38 ff.

⁴⁰⁾ Rutzaba, Polnische Verfassungsgeschichte, Berlin 1912, S. 10f.

⁴¹⁾ Friedrich Reiche, Die Herkunft des Peter Wlast. Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens Bd. 60 S. 127 ff.; Fedor v. Heydebrand und der Lasa, Peter Wlast und die nordgermanischen Beziehungen der Slawen. Ebendort Bd. 61 (1927) S. 247 ff.

Zur Entstehung der wifingerzeitlichen Wellenverzierung

Von Birger Nerman-Stockholm

Mit Tafel LXVIII—LXIX

Die in großen Teilen Nord- und Mitteleuropas während der Wifingerzeit auf Tongefäßen auftretende Wellenverzierung hat noch keine planmäßige Behandlung bekommen. Schon betreffs des Ursprungs herrscht Unklarheit. Zwar ist diese Keramik gewöhnlich als slawisch angesehen, es hat jedoch nicht an Stimmen gefehlt, die an der Richtigkeit dieser Meinung gezweifelt haben.

Neuerdings hat B. von Richthofen¹⁾ die Ansicht vertreten, daß die wifingerzeitliche Wellenverzierung jedenfalls nicht in allen Ländern slavischen Ursprungs wäre. Er hat besonders für Schweden und Finnland einheimische Voraussetzungen für diese Verzierung angenommen. Ich werde zu dieser Ansicht, insofern sie Schweden betrifft, hier kurz Stellung nehmen.

Aus der Darstellung von Richthofens bekommt man den Eindruck, daß in Schweden mehrere Beispiele der fraglichen Keramik aus älteren Epochen als der Wifingerzeit vorhanden wären. Dies ist nicht der Fall. Ich kenne nur ein einziges solches Stück, das Gefäß Taf. LXVIII 1, auch von Richthofen erwähnt und abgebildet (a. a. O., S. 121, Abb. 3a). Das Gefäß stammt aus einem von einem Fachmann, J. Nordin, 1890 untersuchten Grab des Friedhofes von Bjärs, Rsp. Sejnum, Gotland (Statens Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 8767: Grab 120)²⁾. Durch die Begleitfunde, u. a. eine sogenannte tierkopffähnliche Fibel wie Antikvarisk Tidskrift för Sverige, XXII, Heft 4, Abb. 8, eine sogenannte Rückenknopffibel wie ebendort Abb. 26 (wieder abgebildet von Richthofen a. a. O. Abb. 3b) und eine Schnalle wie ebendort Abb. 81, steht die Datierung fest: das Gefäß gehört der Mitte des 7. Jahrh. an.

Innerhalb der vorwifingerzeitlichen gotländischen Keramik ist unser Gefäß, was die Verzierung betrifft, ganz einzigartig. Aber es scheint sehr leicht zu erklären, wie das Wellenmuster in unserem Falle entstanden ist. Während der zweiten Hälfte des 5. und während des 6. Jahrh. besteht eines der beliebtesten Ziermotive in rings um die Tongefäße herumlaufenden S-förmigen Figuren. In Taf. LXVIII 2 sehen wir ein ähnlich verziertes Gefäß, das auch von Nordin auf demselben Grabfelde von Bjärs gehoben worden ist (Statens Historiska Museum,

¹⁾ von Richthofen, Zur Verbreitung und Volkszugehörigkeit der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Tongefäße mit Bodenzeichen und Wellenlinien. Mannus XXV, 1933, S. 115 ff.

²⁾ Antikvarisk Tidskrift för Sverige XV, Heft 3, S. 45, 114 ff.; das Gefäß ist auf S. 115, Abb. 72 wiedergegeben.

Stockholm, Inv.-Nr. 10 298: Grab 161)³). Zuweilen sind die S-Figuren so dicht und schräg gestellt, daß sie beinahe den Eindruck von Wellenlinien erwecken, z. B. auf den Gefäßen Taf. LXIX 1—2 aus dem Grabfeld von Stora Hästnäs, Landesgem. Wisby (Untersucher A. Enqvist), und dem erwähnten Grabfelde von Bjärs, Rsp. Hejnum (Statens Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 18 913: Grab 5, und 10 298: Grab 162⁴). Man versteht, wie leicht aus solchen S-Figuren ein wirkliches Wellenband entstehen kann.

Das Gefäß Taf. LXVIII 1 zeigt auch Spuren einer solchen Entstehung. Wie bei Taf. LXVIII 2 und LXIX 1—2 bestehen bei ihm die Wellenbänder aus parallelen Linien. Die Wellen — dies gilt besonders von dem großwelligen Band — haben eine schräge Richtung, eben als ob sie aus zusammengefügtten schräggestellten S-Figuren beständen. An einigen Stellen sieht man sogar Fugen, als Erinnerungen an die einstigen S-Enden.

Die Richtigkeit der hier angenommenen Entstehung der Wellenverzierung des Gefäßes Taf. LXVIII 1 scheint dadurch bestätigt zu werden, daß gerade auf diesem Gefäße ein ringsherum laufendes Band sowie kürzere Bänder von zusammengefügtten einfachen S-Figuren — auch einzeln stehende S-Figuren — vorkommen (die kleinen „Wellenlinien“; nicht ganz deutlich zu erkennen in den Abbildungen in Antikvarisk Tidskrift und im Mannus).

Abgesehen von dem Gefäße Taf. LXVIII 1 kann ich mich keines Beispiels von gotländischen Tongefäßen mit Wellenverzierung erinnern, das älter als das 11. Jahrh. wäre. Auch in diesem Jahrhundert sind solche Gefäße nicht besonders zahlreich.

Zwar ist es richtig, daß die gotländischen Tongefäße, die während des 5. und 6. Jahrh. überaus zahlreich vertreten sind, im 7. Jahrh. seltener werden, und daß wir aus dem Ende dieses Jahrhunderts und dem 8. Jahrh. fast keine Tongefäße kennen; auch aus dem 9. und 10. Jahrh. sind sie spärlich vorhanden. Man könnte sich deshalb vorstellen, daß ein reicheres Fundmaterial uns auch Gefäße mit Wellenverzierung liefern würde, die die Lücke zwischen dem 7. und 11. Jahrh. ausfüllen würden. Obwohl diese Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen ist, scheint es jedoch am wahrscheinlichsten, daß Gefäße wie Taf. LXVIII 1 in bezug auf ihre Verzierung eine mehr zufällig entstandene Gruppe bilden, die keine Sprößlinge bekommen hat. Jedenfalls kann dies alleinstehende Gefäß nicht einen einheimischen Ursprung der wifingerzeitlichen Wellenverzierung beweisen.

Das von Richthofen (a. a. O., S. 122, Abb. 5) abgebildete Gefäß aus dem Grabfelde von Södra Berga und Folkesta, Rsp. Lumbo, Södermanland (Statens

³) Antikvarisk Tidskrift för Sverige XV, Hef 3, S. 62, 141; das Gefäß ist abgebildet S. 141, Abb. 108.

⁴) Antikvarisk Tidskrift för Sverige XV, Hef 3, S. 63, 141 f.

Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 18 212: Grab 7) stammt aus der Wikingerzeit; es ist u. a. zusammen mit einem Kamm und einigen eisernen Eisnägeln aus dieser Zeit gefunden worden. Auf dem schwedischen Festlande sind wellenverzierte Tongefäße erst aus der Wikingerzeit bezeugt. Nach freundlicher Mitteilung Dr. Holger Arbman, der das überaus reiche Material aus Birka vorbereitend durchmustert hat, kommen auf diesem Platz Tongefäße mit Wellenmustern vereinzelt aus dem Ende des 9. Jahrh. vor, z. B. das von Nidhøfen (a. a. O., S. 122, Abb. 4) abgebildete Gefäß aus Grab Nr. 606. Jedenfalls können vorläufig keine Tongefäße von Birka schon in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts gesetzt werden.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist verneinend ausgefallen: es fehlen in Schweden bis jetzt vor-wikingerzeitliche Voraussetzungen der Wellenverzierung. Aber auch ein solches negatives Ergebnis ist zur Klärung notwendig, ehe die Frage der Entstehung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung gelöst werden kann.



Slawisches Gefäß mit Wellenlinien aus Mertschütz Kr. Liegnitz. $\frac{1}{5}$

Nach Altschlesien I, Taf. IX 4

Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde Kr. Elbing

Von Werner Neugebauer-Elbing

Mit Tafel LXX

Die Elbinger Höhe, das östliche Hochufer der Weichsel-Nogat-Niederung, weist für verschiedene vorgeschichtliche Zeitstufen eine starke Besiedlung auf¹⁾. Besonders reichlich vertreten sind Funde aus der preußischen Zeit, der Jahrhunderte zwischen der Völkerwanderungszeit und der Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden. In jüngster Zeit ist in Conradswalde im nordöstlichen Teil des Elbinger Landkreises ein weiteres altpreußisches Gräberfeld entdeckt worden, das eine wesentliche Bereicherung des im Städtischen Museum zu Elbing aufbewahrten Fundstoffes der baltisch-preußischen Kultur gebracht hat²⁾.

Die neue Fundstelle liegt am Wege von Conradswalde nach Luisenthal in einer Entfernung von 500 m vom Dorfausgange (Mestischblatt Tolkemit 397). Dort wurden bei Schachtarbeiten zum Bau der neuen Chaussee, die die Richtung des alten Weges innehält, vorgeschichtliche Gegenstände gefunden. Auf Grund der sofortigen Meldung wurde die Fundstelle vom 19. bis 21. April 1934 vom Staatlichen Vertrauensmann für Westpreußen, Prof. Dr. Ehrlich-Elbing, untersucht und dabei festgestellt, daß etwa zehn, zum Teil sehr beigabenreiche Gräber und Pferdebestattungen zerstört waren. Aus diesen Grabstellen stammen die von den Schachtarbeitern eingelieferten Pferdeknochen, Tonscherben und Gegenstände aus Bronze und Eisen.

Aus den Tonscherben konnten mehrere Gefäße zusammengesetzt werden. Einige von ihnen haben doppelkonische Form mit ziemlich hohem, leicht eingezogenem Hals (Taf. LXX 5a, g, i). Ein Gefäßrest zeigt einen umlaufenden, durch Schrägstriche gekerbten Wulst (Taf. LXX 5f). Ein schwärzliches Tongefäß mit leicht eingezogenem Hals und weichem Umbruch ist mit schräg gestellten und umlaufenden Strichen verziert (Taf. LXX 5e). Im ganzen rühren die eingelieferten Scherben von zwölf verschiedenen Gefäßen her. Von Schmucksachen wurden gerettet: ein bronzenener Armring mit Hakenverschluß (Taf. LXX 3c), zehn Stücke eines bronzenen Zaumzeugbeschlages mit gut erhaltenen kleinen Rietnägeln (Taf. LXX 4f), zwei kleine bronzene Schnallen von sehr einfacher Form (Taf. LXX 3d), eine bronzene Armbrustfibel mit Schlußkreuz (Taf. LXX 3f), der Bügel einer bronzenen Fibel mit Schlußkreuz (Taf. LXX 3i), der Bügel einer bronzenen Fibel mit einem durch Querkerven verzierten Fuß (Taf. LXX 3h), der Rest einer Armbrustfibel und eine in zwei Teile zerbrochene Riemenzunge, die mit eingetieften Dreiecken und senkrechten Strichen verziert ist (Taf. LXX 3e). Von den übrigen Gegenständen sind noch die Reste von sechs eisernen Pferde-

¹⁾ Die letzte vollständige Zusammenstellung bei R. D o r r, Übersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreis Elbing, Elbing 1893 und 1894, Beilagen zum Programm des Elbinger Realgymnasiums.

²⁾ Herrn Prof. Dr. Ehrlich danke ich bestens für die Veröffentlichungserlaubnis.

trensen, ein eisernes Messer (Taf. LXX 4a) und eine dicke Ringperle aus Bernstein (Taf. LXX 3a) erwähnenswert.

Bei der planmäßigen Ausgrabung wurden 20, meist noch unberührte Brandgruben festgestellt. Sie zeigten in einer Tiefe von 0,30 m unter der Erdoberfläche eine runde oder ovale Verfärbung von 0,30 bis 1,10 m Durchmesser, deren Tiefe 0,08 bis 0,70 m, meistens 0,20 bis 0,30 m betrug. Der Inhalt bestand aus Holzkohle und Leichenbrand; an Beigaben traten Gefäße, Schmucksachen und Werkzeuge auf. Ein gutes Beispiel für die Anlage der Brandgruben bieten die Stellen 4 und 18. Grab 4 (Taf. LXX 1) wies in der Mitte der kreisförmigen schwarzen Mulde ein sehr beschädigtes, doppelsonisches Tongefäß mit leicht eingezogenem Oberteil (Taf. LXX 5d) und ein Bruchstück eines Bronzeringes auf. Grab 18 (Taf. LXX 2) zeichnete sich durch eine besonders dichte Packung von Holzkohle und Leichenbrand aus und enthielt ein zusammengebogenes eisernes Messer (Taf. LXX 4b). Sehr zerstört und daher in seiner Anlage nicht ganz eindeutig war das von den Schachtarbeitern angeschnittene Grab 6, aus dem zwei kubooktaedrische Bronzeperlen stammen (Taf. LXX 3b). Die Brandgrube senkte sich sehr tief hinab und ließ in ihren untersten Schichten eine Gruppe schwarzer Striche im gelben Sande erkennen, die auf eine hölzerne Umkleidung der Grube, vielleicht sogar auf eine Unterteilung derselben hindeuten könnten. In Grab 15 wurden Bernsteinstücke, Eisenreste und ein Topfboden geborgen. An die schwarze Verfärbung schlossen sich in nördlicher Richtung versprengte Leichenbrand- und Holzkohlestückchen an; darunter lagen unverbrannte Tierknochen und Scherben. Zu diesem Grabe gehörte eine große Anzahl der von den Arbeitern eingelieferten Tierknochen. Nach der Bestimmung durch Prof. Müller-Elbing³⁾ stammen sie von einem jungen Hengst von kleinem Wuchs, wie ihn die Panjepferde der russischen Bauern aufweisen⁴⁾. Die Sichtung der Pferdebezähne ergab die Feststellung, daß im Grabe 15 zwei Pferde bestattet worden sind. Ein Teil der Gebisse wurde noch in alter Lagerung angetroffen. Über die genauere Lage der beiden Pferdegurte ließ sich nichts mehr ermitteln, da die meisten Knochen, besonders die Rumpfteile von den Arbeitern geborgen worden waren. Außer den Knochen aus Grab 15 sind noch Reste von zwei oder drei Pferden vorhanden. Die Gebisse von vier Pferden sind fast vollständig wiederhergestellt. Ein Gebiß zeigt Grünfärbung, die von Bronzetrensen herrühren könnte. Allerdings sind solche unter den Streufunden nicht vorhanden. Es besteht aber die Möglichkeit, daß sie verloren gegangen oder nicht abgeliefert worden sind. Die Zahl der festgestellten Pferde stimmt ungefähr mit der Anzahl der erhaltenen Trensen überein.

Von den in den Gräbern 1 bis 20 geborgenen Gegenständen verdienen außer den schon genannten Stücken noch erwähnt zu werden: eine bronzene Arm-

³⁾ Herrn Prof. Dr. Fr. Müller-Elbing spreche ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank für die mühevollen Arbeit der Bestimmung der Pferdeknochen aus.

⁴⁾ Dieselbe Rasse ist auch in Bentzenstein Kr. Elbing vertreten: Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 185 f. (Ehrlich).

brustfibel aus Grab 5 (Taf. LXX 3g), ein verziertes, doppelfonisches Tongefäß mit hohem Nberteile aus Grab 9 (Taf. LXX 5c) und eine Schale mit abgesetztem, leicht eingezogenem Hals aus Grab 11, zu der vielleicht eine Scherbe eines hohlen Fußes aus demselben Grabe gehört.

Steinsetzung war bei keinem der planmäßig untersuchten Gräber vorhanden. Auch die zerstörten Gräber wiesen nach Aussage der Arbeiter keine Steinsetzung auf. Anhaltspunkte dafür, daß die Gräber in Reihen angeordnet waren, ergaben sich kaum. Bemerkenswert ist, daß zwischen Grab 15 und Grab 19 eine eiserne Lanzenspize (Taf. LXX 4d) einzeln in reinem Sande gefunden wurde; unter denselben Fundumständen wurden an einer anderen Stelle des Gräberfeldes zwei Lanzenspizen (Taf. LXX 4c, e) zusammen ausgegraben. Sämtliche Conradswalder Fundstücke sind jetzt im Städtischen Museum zu Elbing unter den Nummern 1—84:34 aufbewahrt.

Zur chronologischen Einreihung des Gräberfeldes geben die Tongefäße und die Fibeln den besten Anhalt. Ihrer doppelfonischen Form wegen gehören die Tongefäße in die Stufen D und E der nachchristlichen Eisenzeit nach der Einteilung Tischlers und Kemkes⁵⁾. Der weich- und scharfkantige Umbruch, der leicht eingezogene Hals und die Verzierung mit umlaufenden Strichen und schräg gestellten Strichgruppen sind Eigentümlichkeiten der altpreussischen Keramik der Völkerwanderungszeit⁶⁾. Die Gräberfelder vom Silberberg bei Lenzen⁷⁾ und von Benkenstein Kr. Elbing⁸⁾ bieten eine Anzahl guter Vergleichsstücke. Die Fußbildung, die an einem Scherben aus Grab 11 zu erkennen ist, tritt auch bei einem Gefäß vom Silberberg auf⁹⁾. Der doppelfonische Henkelnapf (Taf. LXX 5b) gehört noch in einen frühen Abschnitt der Periode D, da sich die Henkelbildung während dieser Stufe verliert¹⁰⁾. Der bei einem Gefäß auftretende Wulstring erscheint auch an anderen Gefäßen der Stufe D¹¹⁾. Für die senkrechten gekerbten Leisten zwischen Hals und Umbruch ist ein sehr gutes Vergleichsstück von Dollkeim Kr. Fischhausen vorhanden¹²⁾.

Dieselbe Datierung wie die Tongefäße geben die Fibeln. Von ihnen gehören drei zum Typus der Fibeln mit Schlußkreuz. Diese Form erscheint nach Tischler und Kemke in den Stufen D und E¹³⁾. Die Conradswalder Fibeln haben noch eine ziemlich einfache Form, denn die vordere Platte am Bügel ist noch nicht

⁵⁾ Otto Tischler und Heinrich Kemke, Ostpreussische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder nach Christi Geburt, Königsberg 1902, Taf. XX—XXX.

⁶⁾ Eberts Reallexikon der Vorgeschichte Bd. IX, S. 306 f. § 20 (Ehrlich).

⁷⁾ R. Dorr, Die Gräberfelder auf dem Silberberg und bei Serpin, Elbing 1898, Taf. I 1—3, 6.

⁸⁾ Ehrlich, Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 196 Abb. 3. — W. Gaerte, Ur- geschichte Ostpreußens, 1929, Abb. 246.

⁹⁾ Dorr, Silberberg, Taf. I 4.

¹⁰⁾ Tischler und Kemke a. a. O. Taf. XXIV 11, 12.

¹¹⁾ Ebendort, Taf. XXVII 18, Taf. XXVIII 5, Taf. XXX 10, 17.

¹²⁾ Ebendort, Taf. XXIX 16.

¹³⁾ Ebendort, Taf. V 24—26.

so stark ausgebildet wie in der eigentlichen Stufe E. Sie stehen deswegen einer Fibel von Preußisch-Holland¹⁴⁾ näher als den Stücken vom Silberberg und von Benkenstein. Die vierte Fibel aus Conradswalde, die einen durch Querstriche verzierten Fuß besitzt, hat Vergleichsstücke aus der Stufe D in Ostpreußen¹⁵⁾.

Schwierigkeiten bei der Zeitbestimmung bereitet die Riemenzunge. Ein gleiches oder ähnliches Stück ist augenblicklich nicht zu finden, sie scheint aber nach der Blumeschen Typologie eine verhältnismäßig junge Form zu haben¹⁶⁾. Die kubo-oktaedrischen Bronzeperlen gelten zusammen mit Bernsteinperlen gleicher Form als Nachbildungen eingeführter Glasperlen; sie erscheinen auch an Fibeln der Stufen C und D¹⁷⁾. Die Bernstein-Ringperle kann mit einem ähnlichen Stück aus Benkenstein verglichen werden¹⁸⁾. Die Zaumzeugbeschläge, Trensen, Lanzenspitzen und Messer bieten im Vergleich mit den Stücken aus Benkenstein und vom Silberberg nichts Außergewöhnliches¹⁹⁾, auffallend ist nur die Zusammenbiegung des Messers aus dem Grabe 18, die bisher auf preußischen Gräberfeldern Ostpreußens nicht beobachtet worden ist.

Das Gräberfeld von Conradswalde gehört nach Ausweis seiner Fundstücke in die Übergangszeit von Stufe D zu E. Die Mehrzahl der Gegenstände scheint aber noch am Ende der Stufe D in die Erde gelangt zu sein. Die Belegung des Gräberfeldes dürfte daher um die Wende des 6. zum 7. Jahrhundert n. Chr. erfolgt sein. Die Übereinstimmung mit den bekannten Gräberfeldern dieser Zeit aus dem Elbinger Kreise zeigte sich schon beim typologischen Vergleich der Gegenstände. Außerdem sind den Gräberfeldern von Benkenstein und Conradswalde die Einzelfunde von Waffen zwischen den Gräbern gemeinsam²⁰⁾. Pferdebestattungen konnten in Benkenstein und am Silberberg²¹⁾ genauer als in Conradswalde untersucht werden. Es wird anzunehmen sein, daß in Conradswalde die Pferde ebenso wie in Benkenstein und am Silberberg mit erhobenem Kopf und angehockten Beinen bestattet worden sind. Eine Doppelbestattung konnte aber bisher nur in Conradswalde beobachtet werden. Hier fehlen aber im Gegensatz zu Benkenstein und zum Silberberg die Steinsetzungen und die reihenförmige Anordnung der Grabstellen²²⁾. Auch mit dem benachbarten Gräberfeld von Pr.-Holland ergaben sich Übereinstimmungen. Kulturell stehen aber die drei Gräberfelder aus dem Elbinger Kreise einander näher als dem von Pr.-Holland. Das hat seine Ursache darin, daß die drei

¹⁴⁾ Elbinger Jahrbuch III, 1923, S. 193 Taf. IX Abb. I. = Gaerte a. a. D. Abb. 2471.

¹⁵⁾ Tischer und Kemke a. a. D., Taf. V 21; Gaerte a. a. D. Abb. 249, 1 u. 2.

¹⁶⁾ Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur Römischen Kaiserzeit, I, Würzburg 1912, Mannus-Bibliothek VIII, S. 53 ff.

¹⁷⁾ Blume a. a. D. S. 103.

¹⁸⁾ Elbinger Jahrbuch I, 1920, Abb. 2c.

¹⁹⁾ Dorr, Silberberg, Taf. I 19, 23, 25.

²⁰⁾ Ehrlich, Benkenstein, Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 181.

²¹⁾ Dorr, Silberberg, S. 7; Ehrlich, Benkenstein, S. 184 f.

²²⁾ Dorr, Silberberg, Abb. 2 und 3; Ehrlich, Benkenstein, S. 187 f.

Elbinger Gräberfelder zum samländisch-natangischen Kulturkreis gehören, während das von Pr.-Holland auch Einflüsse aus anderen altpreußischen Gebieten zeigt²³⁾.

Die Erforschung der kaiserzeitlichen und völkerwanderungszeitlichen Kulturgruppen Ostpreußens ist dank der Arbeiten Tischlers, Kemkes, Blumes, Ehrlichs, Gaertes und Engels²⁴⁾ jetzt so geklärt, daß die drei großen einheimischen Kulturkreise — der samländisch-natangische, der masurische und der memelländische — ziemlich streng geschieden werden können. Der samländisch-natangische Kulturkreis ist schon in der älteren römischen Kaiserzeit klar zu erkennen und hebt sich deutlich von der auch auf der Elbinger Höhe siedelnden Weichselmündungskultur der gotischen Stämme ab. Seine Träger sind baltische Stämme gewesen, die Aisten des Tacitus, die Vorfahren der Preußen. Nachdem die Goten und Gepiden endgültig abgerückt sind, schieben sich die samländisch-natangischen Stämme — vielleicht unter germanischer Oberschicht — weiter nach Westen vor. In der Stufe C bildet die Passarge die Grenze. In der folgenden Stufe dringen sie nach Westen vor und nehmen die Elbinger Höhe in Besitz. Aus dieser Zeit stammen die ersten Anfänge der Gräberfelder des Elbinger Kreises. Eine weitere Ausdehnung der preußischen Besiedlung nach Westen läßt sich für die Stufen D und E nicht nachweisen. Erst in der jüngsten heidnischen Zeit finden sich preußische Siedlungen auch westlich der Weichsel²⁵⁾.

Die Bedeutung des neu entdeckten Gräberfeldes von Conradswalde liegt in seiner im Vergleich mit den anderen bekannten Elbinger Gräberfeldern sehr frühen Zeitstellung. Es gibt damit wohl den frühesten Zeitpunkt der Besitzergreifung des Landes durch die altpreußischen Stämme an.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß sich auf der Gemarkung Conradswalde ein 1920 von Ehrlich entdeckter, wahrscheinlich preußischer Burgwall befindet²⁶⁾. Er trägt den Flurnamen „Hünenberg“ und liegt südöstlich des Ostausganges des Dorfes. Im Mittelpunkt der Anlage befindet sich ein halbkreisförmiger Doppelwall mit steilem Abhang. Eine amtliche Ausgrabung ist noch nicht erfolgt. An der Stelle der heutigen Gemeindefriedgrube, am „Heidenberg“, haben Kossinna und Ehrlich 1923 preußische Siedlungsfcherben aufgefunden²⁷⁾. Daher liegt die Vermutung nahe, daß hier Friedhof, Siedlung und Burg des alten preußischen Dorfes entdeckt worden sind, auf dessen Gebiet 1308 der Elbinger Komtur des Deutschen Ordens, Heinrich von Gera, das Dorf Conradswalde nach kulmischem Recht ausgezehrt hat²⁸⁾.

²³⁾ Ehrlich, Elbinger Jahrbuch III, 1923, S. 196 ff.

²⁴⁾ Tischler und Kemke a. a. O.; Blume a. a. O.; Ehrlich in Eberts Reallexikon Bd. IX, S. 284 ff.; Gaerte a. a. O.; Engel, Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit, Gumbinnen 1932.

²⁵⁾ Erich Keyser, Preußenland, Danziger Beiträge Heft 3, 1929, S. 13.

²⁶⁾ Ehrlich, Elbinger Jahrbuch II, 1922, S. 163 f.; Kerstan, Die Geschichte des Landkreises Elbing, Elbing 1925, S. 40 f. und S. 178.

²⁷⁾ Elbinger Jahrbuch IV, 1924, S. 166 f. (Ehrlich); Kerstan a. a. O. S. 179 u. Anm. 1.

²⁸⁾ Kerstan a. a. O. S. 175.

Ein spätslawisches Haus am Fuße des Burgwalles von Güzkow in Vorpommern

(Aus der vorpommerschen Denkmalpflege)

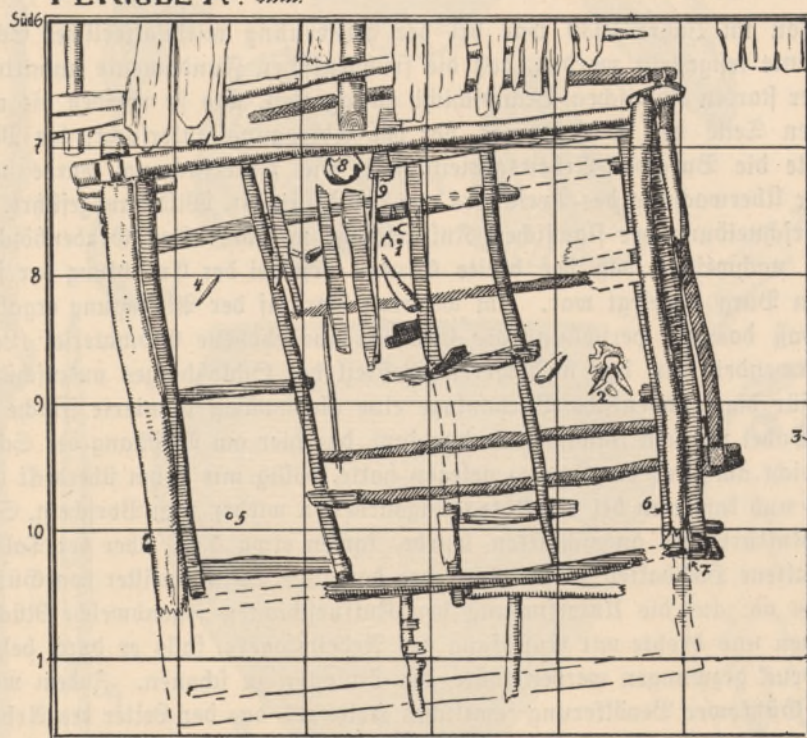
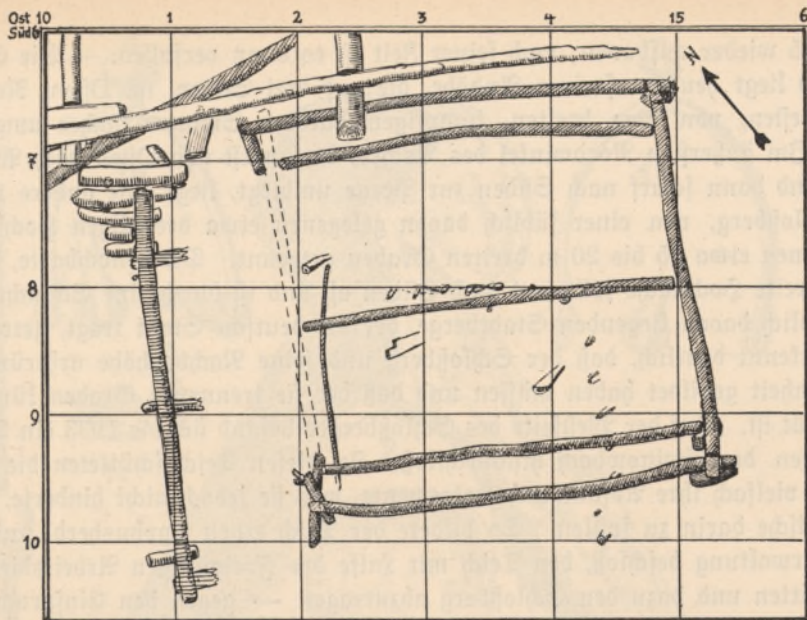
Von Wilhelm Pechsch-Greifswald

Mit Tafel LXXI—LXXIII und 2 Abbildungen

Wenn Herr Professor Seger an seinem 70. Geburtstage auf seine Lebensarbeit und ihre Ergebnisse zurückschaut, so wird er kaum auf ein anderes Werk mit größerer Befriedigung zurückblicken können als auf die Erfolge seiner Tätigkeit als Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer Schlesiens. Jede Nummer der Altschlesischen Blätter mit ihrer schier unübersehbaren Menge von Fundmeldungen, der langen Reihe freiwilliger Mithelfer aus allen Kreisen der Bevölkerung legt Zeugnis davon ab, in wie hohem Maße er es verstanden hat, das Interesse für die Vorgeschichte der Heimat in weitesten Kreisen zu wecken und lebendig zu erhalten. Die Fortbildungslehrgänge für die Lehrerschaft, die Errichtung des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege, die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, — alles zeugt davon, wie feste Wurzel die vorgeschichtliche Denkmalpflege und Forschung im schlesischen Volke und bei den schlesischen Behörden geschlagen hat. So war es kein Wunder, daß Segers Schüler, Dr. Raschke, bei der Ausgrabung der alten Slawensiedlung Oppeln auf ebenso großes Interesse der Bevölkerung wie Entgegenkommen seitens der Provinzialbehörden sich stützen konnte.

In wie weitem Abstände ein anderes preußisches Grenzland, die Provinz Pommern, in dem Verständnis für vorgeschichtliche Denkmäler hinter dem schlesischen Vorbild zurückbleibt, das möge ein Beispiel aus dem vorpommerschen Arbeitsgebiet des Verfassers zeigen.

Im Kreise Greifswald liegt in geringer Entfernung vom Peenetal das Städtchen Güzkow, einst als Sitz der Grafen von Güzkow weit berühmt, heute eine Kleinstadt von kaum 2000 Einwohnern. Als Bischof Otto von Bamberg auf seinem zweiten Missionszuge 1128 nach Güzkow kam, zerstört er hier einen Gözentempel, den die Güzkower gerade mit großen Kosten wieder aufgebaut hatten. Als politisches Oberhaupt des Ortes verhandelt mit ihm der Fürst Mzlaw von Güzkow. Der Ort muß also in slawischer Zeit als Kultstätte und Fürstensitz eine beträchtliche Bedeutung gehabt haben. 1164 verbrennt Heinrich der Löwe nach dem großen Siege bei Verchen über das Wendenheer den Ort, und schon 1177 belagert Waldemar von Dänemark die Burg Güzkow erneut und zerstört sie. Ein halbes Jahrhundert später, um 1230, belehnt der Pommernherzog den Edlen Jaczo von Salzwedel mit der Grafschaft Güzkow, und dessen Geschlecht hat über 100 Jahre hier regiert. Nach einer Zerstörung des Grafenschlosses durch die Greifswalder und Stralsunder ließ Herzog Barnim VII. es



K.A. Wilde, März 34

Abb. 1. Drei Hausgrundrisse A-C einer Hausstelle

um 1425 wieder aufbauen; nach seiner Zeit ist es dann verfallen. — Die Stadt Güzkow liegt heute auf einer Anhöhe, die auf drei Seiten, im Osten, Norden und Westen, von dem breiten, sumpfigen Tal des Swinow-Baches umgeben wird. Im äußersten Nordwinkel des Baches, der zuerst von Osten nach Westen fließt und dann scharf nach Süden zur Peene umbiegt, liegt eine andere Höhe, der Schloßberg, von einer südlich davon gelegenen etwa dreieckigen Hochfläche durch einen etwa 15 bis 20 m breiten Graben getrennt. Die benachbarte, kaum 20 m breite Hochfläche fällt steil nach Süden ab und ist durch eine Schlucht von dem südlich davon liegenden Stadtberge, der die deutsche Stadt trägt, getrennt. Man erkennt deutlich, daß der Schloßberg und seine Nachbarhöhe ursprünglich eine Einheit gebildet haben müssen und daß der sie trennende Graben künstlich hergestellt ist. Auf der Westseite des Schloßberges befand sich bis 1933 ein Teich, durch den der Swinowbach hindurchfloß. In diesen Teich schütteten die Umwohner vielfach ihre Abfälle und Exkremente, was sie jedoch nicht hinderte, auch ihre Wäsche darin zu spülen. So bildete der Teich einen Typhusherd, und die Stadtverwaltung beschloß, den Teich mit Hilfe des Freiwilligen Arbeitsdienstes zuzuschütten und dazu den Schloßberg abzutragen — gegen den Einspruch des Vertrauensmannes für Bodenaltertümer.

Schon im Jahre 1930 war bei der Entfernung mittelalterlicher Schloßfundamente festgestellt worden, daß die frühdeutschen Fundamente unmittelbar auf einer starken slawischen Brandschicht auflagerten, und so wurden die abzutragenden Teile des Schloßberges vor der Abtragung untersucht; die Mittelbewilligte die Burgwall-Arbeitsgemeinschaft, die Untersuchung wurde unter ständiger Überwachung des Verfassers von cand. prähist. Wilde ausgeführt. An der Überschneidung der slawischen Kulturschicht mit der alten Grabenböschung ließ sich nachweisen, daß der breite Graben erst bei der Errichtung der frühdeutschen Burg angelegt war. Im weiteren Verlauf der Abtragung ergab sich dann, daß das zur Herstellung des Grabens ausgehobene Erdmaterial (Lehm) dazu verwendet war, den niedrigeren Westteil des Schloßberges aufzuschütten, so daß für die frühdeutsche Burganlage eine gleichmäßig geplanierte Fläche entstand. Dabei war ein slawisches Suburbium, das hier am Westhang des Schloßberges dicht am Ufer des Teiches gelegen hatte, völlig mit Lehm überdeckt (Taf. LXXI 1) und kam nun bei den Abtragungsarbeiten wieder zum Vorschein. Schon als die Kulturschicht angeschnitten wurde, kamen etwa 1 m über der Talsohle wohlerhaltene Holzbalken zutage; aber der damalige Bürgermeister von Güzkow lehnte es ab, auf die Untersuchung der Kulturschichten irgendeine Rücksicht zu nehmen und drohte mit Auflösung des Arbeitslagers, falls er durch behördlichen Druck gezwungen werden sollte, die Schichten zu schonen. Zudem wurde von der Güzkower Bevölkerung sämtliches Holzwerk, das der Leiter des Arbeitsdienstes verständig geschont hatte, während der Dunkelheit als Brennholz weggeschleppt. Das hörte erst auf, als der neu ernannte Landrat des Kreises

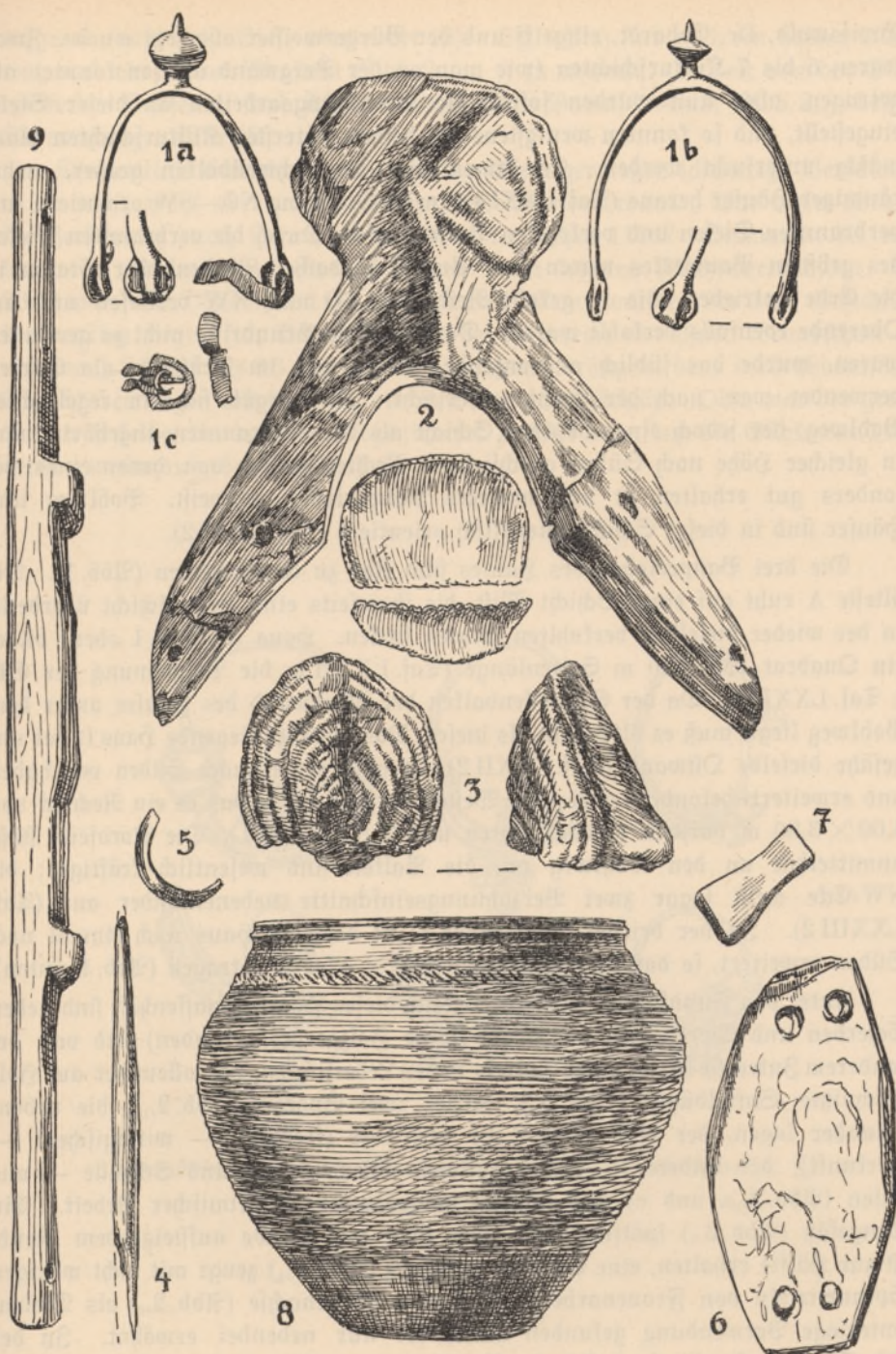


Abb. 2. Fundstücke aus der slawischen Hausstelle. 1–4, 6–8 in $\frac{1}{3}$; 5 in $\frac{2}{3}$; 9 in $\frac{1}{9}$ nat. Gr.

Greifswald, Dr. Ebhardt, eingriff und der Bürgermeister abgesetzt wurde. Zwar waren 6 bis 7 Kulturschichten (wie man an der Bergwand ablesen konnte) abgetragen, aber nun wurden sofort die Abtragungsarbeiten an dieser Stelle eingestellt, und so konnten wenigstens die beiden untersten Kulturschichten planmäßig untersucht werden. Es kamen hier die Schwellbalken großer, mehr-räumiger Häuser heraus (Taf. LXXI 1), in der Richtung NO—SW orientiert, mit verbrannten Dielen und verkohlten Balkenköpfen. Durch die verbrannten Dielen des größten Bauwerkes waren eine Anzahl schwacher Pfosten oder Staken in die Erde getrieben, die in gerade Reihe von SO nach NW verliefen und am Oberende ebenfalls verkohlt waren. Da hier klare Grundrisse nicht zu gewinnen waren, wurde das südlich angrenzende Gebiet, das im Frühjahr als Garten verwendet war, nach der Ernte untersucht. Hier ergab sich ein regelrechter Bohlweg, der jedoch einer höheren Schicht als der verbrannten angehörte, und in gleicher Höhe nach Süden anschließend Rechteckhäuser, von denen eines besonders gut erhalten ist und mehrere Bauperioden aufweist. Bohlweg und Häuser sind in dieser Schicht ostwestlich orientiert (Taf. LXXI 2).

Die drei Bauperioden des Hauses sind klar zu unterscheiden (Abb. 1). Die älteste A ruht auf einer Schicht Mist, die ihrerseits eine Brandschicht überdeckt, in der wieder dieselben verkohlten Staken stecken. Haus A (Abb. 1 oben) bildet ein Quadrat von 3,20 m Seitenlänge (Taf. LXXII 1; die Verzahnung der Ecke s. Taf. LXXII 2). Da der Schwellenbalken der Nordwand des Hauses unter dem Bohlweg liegt, muß es älter sein als dieser. Das darüber liegende Haus B hat ungefähr dieselbe Ostwand (Taf. LXXII 2), ist aber etwas nach Süden verschoben und erweitert, besonders aber nach Westen vergrößert, so daß es ein Rechteck von $4,60 \times 3,80$ m darstellt (Abb. 1 unten und Taf. LXXIII 1). Die Nordseite stößt unmittelbar an den Bohlweg an, die Balken sind wesentlich kräftiger; die NW-Ecke weist sogar zwei Verzahnungseinschnitte nebeneinander auf (Taf. LXXIII 2). In der dritten Bauperiode C ist dasselbe Haus noch einmal nach Süden erweitert, so daß seine Ausmaße $4,60 \times 4,50$ m betragen (Abb. 1 unten).

Unter den Fundstücken aus dem Bereich dieses Hauses (massenhaft sind neben Scherben und Tierknochen vor allem kleine Holzgeräte gefunden) sind von besonderem Interesse Reste eines Sattels neben Lederstücken, vor allem der aus Holz geschnitzte Sattelbügel (Abb. 2₂), ferner zwei Sporen (Abb. 2₁), die nebeneinander lagen, der eine (Abb. 2_{1b}) versilbert (fremder — wikingischer? — Herkunft), der andere — mit erhaltenen Riementeilen und Schnalle — aus Eisen (Abb. 2_{1a} und c) und sichtlich vergrößerter, einheimischer Arbeit. Ein Tongefäß (Abb. 2₈) spätslawischer Art, aber mit gerade aufsteigendem Rand, ist zur Hälfte erhalten, eine Spindel aus Holz (Abb. 2₄) zeugt mit nicht wenigen Spinnwirteln von Frauenarbeit. Daß eine Wagenachse (Abb. 2₆) als Dielenunterlage Verwendung gefunden hatte, sei nur nebenbei erwähnt. In der SO-Ecke des Hauses fand sich ein Rehschwimmer (Abb. 2₁₀) aus Rinde (Kiefer,

während sonst meist Birke verwendet ist). Schließlich sind noch ein halber Glasring und ein kleiner Wehstein (Abb. 2,₅ u. 7) zu nennen. Unweit von der Südostecke des Hauses A fand sich ein ausgehöhlter Baumschwamm (Abb. 2,₈), dessen Verwendung unklar ist.

Die zeitliche Einordnung des Hauses ist einigermaßen schwierig. Verbrannt ist es nicht, wohl aber nach einem großen Brande erbaut. War dieser Brand die Zerstörung durch Heinrich den Löwen im Jahre 1164? Stammt die verbrannten Staken von „Notwohnungen“ mit leichten Flechtwerkwänden, die Waldemar von Dänemark 1177 verbrannte? Dann müßten die 6—7 Schichten, die darüber liegen (im Bergabhang ist bei mehreren von ihnen Brandschutt zu erkennen), sich auf das 13. Jahrhundert zusammendrängen; denn die frühdeutschen Tonscherben liegen erst über der obersten slawischen Schicht. Oder war der große Brand derselbe, bei dem der Gözentempel zerstört war, den die Güzkower 1128 gerade wiederaufgebaut hatten?



Schmuckstücke aus dem Hadzsilberfunde von Rudelsdorf II Kr. Nimptsch. ¹/₁

Nach Seger, Alttschlesien II S. 141

Zum Hack Silberfund von Łącz-Mühle Kr. Posen-Ost

Von Kurt Tackenberg-Leipzig

Mit Tafel LXXIV—LXXV und einer Abbildung

Im Jahre 1872 kam bei Łącz-Mühle ein großer Hack Silberfund zutage, der dem Berliner Museum für Völkerkunde geschenkt wurde. Der Fund ist schon oft in der Literatur herangezogen worden. Zuerst hat ihn Schwarz in der Beilage zum „Programm des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Posen“ 1876 erwähnt, zuletzt — soweit ich die polnische Literatur verfolgen konnte — Antoniewicz in „Archeologia Polski“, der drei Gegenstände, einen Ohrring, einen Halsring und Teile einer Perlenkette, abgebildet hat. Die Vorlagen dazu sind aus Kostrzewski „Wielkopolska w. czasach przedhistorycznych“ entnommen, wo noch mehr Einzelfunde auf Taf. XIV zusammengestellt sind. Die weitgehendste Beschreibung des Fundes verdanken wir Menadier in der Abhandlung „Funde deutscher Münzen aus dem Mittelalter“¹⁾. Sie genügt den heutigen Ansprüchen allerdings nicht mehr, da der Verfasser als Numismatiker auf die in den Hack Silberfunden vorkommenden Münzen den meisten Wert legte und die Schmuckstücke nicht sehr beachtete. Trotzdem erfahren wir durch Menadier, daß der Fund von Łącz-Mühle in einem Gefäß lag und von einer eisernen Schüssel bedeckt war, — die Vergleichsstücke dazu stellte Seger zusammen²⁾ — und daß er vier gewundene Halsringe und Spangen im Gewicht von 320 g, anderen Silberschmuck im Gewicht von 370 g und außerdem 2220 g Hack Silber und 140 g größere Münzbruchstücke enthielt. Die Münzen sind sämtlich bayrischen und kufischen Gepräges.

Obwohl die Arbeit von Menadier im Jahre 1887 — also nur wenige Jahre nach Auffindung des Fundes — erschienen ist, hat er nicht den gesamten Fund berücksichtigt; denn schon 1880 sind Teile des Fundes auf dem Wege des Austausches ins Landesmuseum Hannover gelangt, von wo sie vor kurzem als Leihgabe an das Vorgeschichtliche Institut der Universität Göttingen weitergegeben worden sind.

Es ist bedauerlich, daß der schöne Fund derartig auseinandergerissen worden ist. In der Zeit, als die Teilung erfolgte, fand man allerdings noch nichts dabei. Daß die damalige Leitung des Berliner Museums nicht die besten Stücke dem Museum Hannover überwiesen hat, ist verständlich. Eine Veröffentlichung dieses Teilfundes ist aber trotzdem von Wert, da es notwendig ist, den Fund von Łącz-Mühle vollständig zu kennen und „die Schmuckformen“, wie Seger in seiner wichtigen Arbeit über die schlesischen Silberfunde der spätlawischen Zeit ausführt³⁾, „möglichst vollzählig in Wort und Bild wiederzugeben, weil nur so die

¹⁾ Zeitschrift für Numismatik XV, 1887.

²⁾ Mittheilungen II S. 143 und Abb. 60.

³⁾ Mittheilungen II S. 130 ff.

Identität der Stücke für alle Zeiten gesichert wird, dann aber auch, weil es von allgemeinem Interesse ist, den landläufigen Charakter dieses Formenkreises mit aller Genauigkeit festzustellen und damit die vielerörterte Frage seiner Herkunft einer Lösung näherzubringen.“

Jakimowicz bemüht sich seit einer Reihe von Jahren, durch vollkommene Erfassung alles Hacksilbermaterials den Ursprung der Einzelformen zu klären. Die zusammenfassende Arbeit darüber ist angekündigt. Schon der Vortrag von Jakimowicz auf dem zweiten baltischen Archäologenkongreß in Riga 1930 und der Bericht darüber⁴⁾ lassen erkennen, daß viele weittragende Ergebnisse gewonnen sind. Jeder Materialzuwachs ist dabei natürlich willkommen, sei es, daß er das Bild abrundet, sei es, daß er eine Bestätigung der Ergebnisse bringt.

Das im Institut der Universität Göttingen aufbewahrte Material setzt sich aus 88 g Münzen und Münzresten und 270 g Hacksilber zusammen. Die Münzen und Münzreste bestehen, soweit man aus dem schlechten Erhaltungszustand erkennen kann, ausschließlich aus orientalischen Geprägen. J. S. Mordmann, Berlin hatte vor einiger Zeit die Güte, eine Bestimmung vorzunehmen. Er konnte folgende Münzen feststellen:

Samaniden:

1. Ismail ibn Ahmed; 279—295 d. S. = 892—907 n. Chr. — Ein Bruchstück; geprägt 293 d. S.
2. Ahmed II ibn Ismail; 295—301 d. S. = 907—913 n. Chr. — Ein gut-erhaltenes Stück; geprägt 298 d. S., Prägeort Samarkand.
3. Nasr II ibn Ahmed; 301—331 d. S. = 913—942 n. Chr. — Fünf Bruchstücke.
4. Ruh I ibn Nasr; 331—343 d. S. = 942—954 n. Chr. — Ein Bruchstück.
5. Mansur I ibn Ruh.; 350—366 d. S. = 961—976 n. Chr. — Ein Bruchstück.
6. Prägeort Samarkand (alles andere unlesbar). — Zwei Bruchstücke.

Bujiden.

1. Tustar-min (?); Prägeort Schiraz. — Ein Bruchstück.
2. Muicz(?)—eddaula. — Ein bis zwei Bruchstücke.
3. Imäd-eddaula; 320—337 d. S. = 932—949 n. Chr. — Ein bis zwei Bruchstücke.

Die einigermaßen erhaltenen Schmuckstücke unter dem Hacksilber des Teilfundes sind auf Taf. LXXIV—LXXV abgebildet. Zu den vier in Berlin befindlichen gedrehten Halsringen kommen noch zwei hinzu. Der eine besteht aus sechs zusammengeflochtenen Doppeldrähten, die nach der Mitte an Stärke zunehmen (Taf. LXXIV 1). Die Verschußplatten fehlen. Vom zweiten Halsring sind sie vorhanden, wenn sie auch nicht mehr mit den Drähten verbunden sind (Taf. LXXIV 2a, b). Ihre Zusammengehörigkeit ist aber erwiesen, da die

⁴⁾ Congressus secundus Archeologorum Balticorum. Riga 1931, S. 251 ff. m. Abb.

Bruchstellen aneinanderpaffen. Die Endplatten haben die bekannte Form (Taf. LXXIV 2a) und sind mit den üblichen Einpunzungen verziert. Das Drahtgewinde besteht wiederum aus sechs Doppeldrähten. Nach der Mitte ist noch ein weiterer Doppeldraht eingeflochten; er hebt sich dadurch besonders ab, daß er dünner ist als die übrigen (Taf. LXXIV 2b). Die schwächste Stelle des Halsringes war sicher der Übergang vom Drahtgewinde zu den breitgehämmerten Endplatten. Zu ihrem Schutz sind hier dünne Doppeldrahtbänder darüber gewunden gewesen. Nicht oft begegnen wir dieser Verstärkung an den gewundenen Halsringen. Daß wir es dabei wirklich mit einer Schutzmaßnahme zu tun haben, sehen wir an dem Halsring von Nieder-Landin⁶⁾; dort findet sich ein ähnliches Drahtgewinde nicht am Übergange vom Ring zu den Endplatten, sondern ein Stück davon entfernt die Drähte des Ringes umgebend. Die Lage ist vollkommen unbegründet, wenn wir nicht annehmen, daß eine verletzte Stelle durch den Drahtüberzug geschützt und ausgebessert werden sollte.

Zu den Seltenheiten in Hack Silberfunden gehören kreuzförmige Anhänger, wie einer im behandelten Material auftritt (Taf. LXXIV 3). Wieder ist es der Hack Silberfund von Nieder-Landin, der herangezogen werden muß, weil er zwei Parallelen geliefert hat⁷⁾. Urne bildet ein ähnliches Stück ab und bezieht sich als einzigen Vergleichsfund auf den von Nieder-Landin⁷⁾. Jakimowicz rechnet den Typ seiner Gruppe I zu, die Ostdeutschland und Polen umfaßt⁸⁾. — Nicht häufig erscheint ferner ein Anhänger, wie er in Taf. LXXIV 4 wiedergegeben ist. Durch ein feines Drahtgewinde werden kleine „Türmchen“ miteinander verbunden.

Alle übrigen Gegenstände bilden das übliche Inventar der Hack Silberfunde. Es überwiegen Perlen, teils rund, teils länglich-oval, stets mit aufgesetzten Drähten oder Kügelchen geschmückt (Taf. LXXV oben und rechts unten). Auch Reste von halbmondförmigen Ohrringen sind zahlreich. Bei einigen sind noch die Gehänge erhalten, die aus dünnen Silberdrähten bestehen und in rautenförmige Bleche oder doppelkonische Perlen enden (Taf. LXXV links und rechts). Die letzteren sind oft als Zwischenglieder eingeschoben (Taf. LXXV Mitte). Sie stehen technisch den tropfenförmigen Bommeln am nächsten (Taf. LXXV Mitte). Diese sind stets unverziert, im Gegensatz zu den runden Bommeln, die reiche Filigranmuster aufweisen (Taf. LXXV obere Reihe). Schlecht erhalten sind gewöhnlich die Körbchenanhänger — die besten Stücke zeigt Taf. LXXV Mitte und unten — und desgleichen die Täschchen, die aus zwei aneinandergelöteten Silberblechen bestanden. Nur von zwei Täschchen sind die Oberseiten unzerschnitten geblieben

⁶⁾ Friedel, Hack Silberfunde des märkischen Museums, in: Hervorragende Kunst- und Altertumsgegenstände des Märkischen Museums I, 1896, Taf. V, Abb. mit der Inv.-Nr. 27366.

⁷⁾ a. a. D. Taf. V Abb. 27367.

⁷⁾ Urne, La Suède et l'Orient. S. 212.

⁸⁾ a. a. D. S. 256 Abb. 3. Karte.

(Taf. LXXIV 5). Ihre Verzierungen bestehen bei einem Stück aus drei, beim anderen aus zwei höhlgearbeiteten Oberkörpern von Tieren, deren Ohren durch kleine Ösen gebildet werden. Blechbruchstücke und die eben geschilderten Tierfiguren liegen einzeln noch zahlreich vor, so daß die Täschen weit verbreitet und beliebt gewesen sein müssen (Taf. LXXV Mitte).

Vergleichen wir unsere Gegenstände mit den in Berlin befindlichen desselben Fundes, so ergibt sich, daß dort alle Typen in besserer Auswahl wieder erscheinen, bis auf den kreuzförmigen Anhänger und den mit Türmchen. Als Besonderheiten im Berliner Material sei nochmals auf die großen Blechperlen mit der Buckelverzierung und die einzigartigen großen Ohrringe mit der breiten Schaufseite hingewiesen. So zeigt der Hacksilberfund von Łącz-Mühle eigenes Gepräge, wenn er sich auch ohne weiteres in größeren Zusammenhang einordnen läßt. Die meisten der aufgezählten Gegenstände sind nach Jakimowicz Leitformen für den Ostdeutschland und Posen umfassenden Kreis der Hacksilberfunde, über den wir demnächst in seiner zusammenfassenden Arbeit Näheres und wohl Endgültiges erfahren werden.

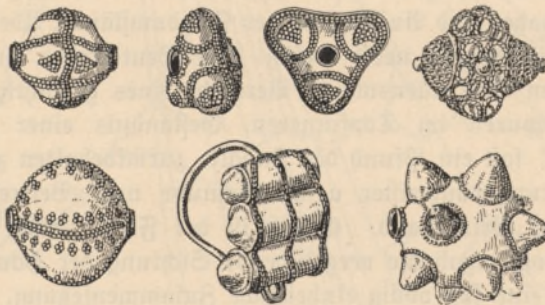


Abb. 1. Silberschmuck aus dem Funde von Zintwitz Kr. Münsterberg. $\frac{1}{4}$

Nach Seger, Altischlesien II S. 138 Abb. 33–38

Ein mittelalterlicher pommerischer Münzschatzfund als landesgeschichtliches Denkmal

Von Otto Kunkel-Stettin

Mit einer Karte

In Greifenhagen an der Oder (Regierungsbezirk Stettin) wurde am 11. September 1933 auf dem Sparkassengrundstück Wieckstraße 11 bei Fundamentausgrabungen ungefähr 1,90 m tief ein recht ansehnlicher Silberschatz gehoben. Ein ziemlich grober, 19 cm hoher schwärzlicher Kugeltopf (Skizze auf der Karte) war mit Hart- und Hohlpfennigen überwiegend der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gefüllt. Von den Münzhüllen liegen noch linnene Beutelreste vor. Auch zwei silberne Haken- und ein Hosenrosetten (ebenfalls auf der Karte) dürften von Geldbörsen stammen, da der Schatz sonst kein ungemünztes Metall aufwies. Zusammengerostete Klümpchen bestanden mehrfach aus Stücken einerlei Währung, und öfters hafteten gleiche Gepräge wie Teile einstiger Geldröllchen aneinander. Vereinzelt waren zwei oder drei Hohlpfennige als „Päckchen“ doppelt zusammengefaltete. Wir haben wohl das nach und nach eingetopfte Vermögen eines Handelsmannes vor uns.

Die Fundgeschichte ist keineswegs rühmlich: Hastig-raffende Vergung, Bemühungen des Kreispflegers Mittelschulrektor Dr. Worch um behördliche Erfassung des Schatzes und Aufklärung der Fundumstände, Übergabe einer rund sechspfündigen Silbermasse nebst Gefäß- und Beutelresten durch die Polizeiverwaltung an den Vertrauensmann, Verdacht eines gewichtigen Fehlbetrages aus den Patinaspuren im Topfinnenen, Geständnis einer örtlichen Stelle, „sicherheitshalber“ fast ein Pfund des Inhalts zurückbehalten zu haben, schließlich durch Regierungsbaumeister a. D. Schnuhr noch Beitreibung von über 1000 Münzen aus Privathand. Gewiß ist der Fund immer noch nicht ganz restlos erfaßt. Doch ergab die vergleichende Sichtung der Hauptmasse und der beiden Nachträge eine fast völlig einheitliche Zusammensetzung.

Zur Verzeichnung der Münzen erfreute ich mich genauer Angaben Herrn Schnuhrs über den von ihm beigebrachten Schatzteil. Fast alle nicht aus Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg stammenden Gepräge (rund 200 Stück) hat Professor A. Suhle vom Staatlichen Münzkabinett in Berlin bestimmt. Er wird auch die fach-numismatische Auswertung des Fundes besorgen. Ich selber möchte dem verehrten, durch diese Festschrift gefeierten Vorkämpfer der Alttertumsforschung unseres Ostens den Greifenhagener Schatz hauptsächlich als Spiegelbild der Deutschwerdung des Unterodergebiets zur Kenntnis bringen.

Der Fund lieferte uns 6062 ganze und 1556 halbe Münzen: 5469 ganze und 1504 halbe Hartpfennige, 593 ganze und 52 halbe Hohlpfennige,

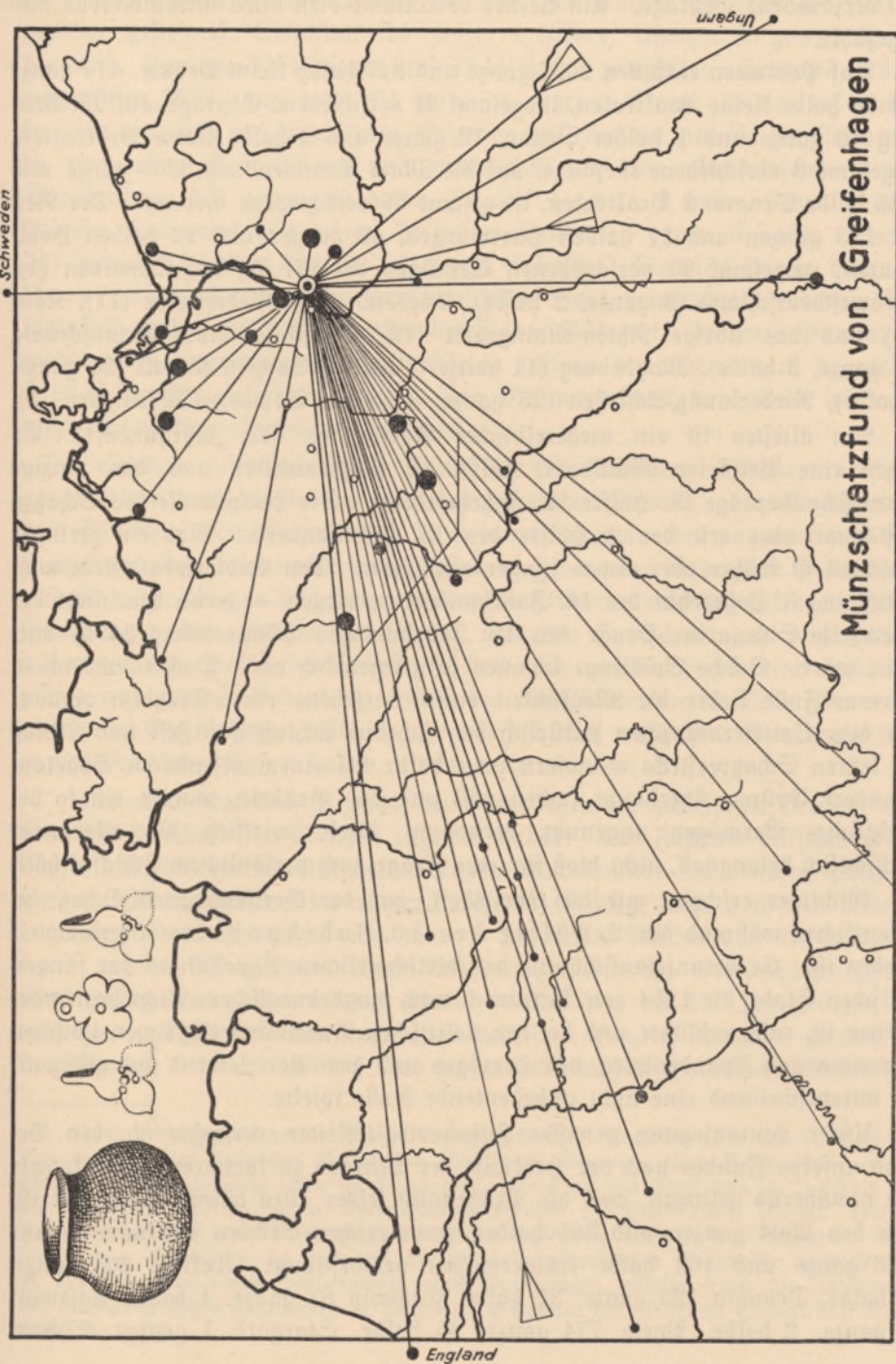


Abb. 1. Die Herkunft der Münzen des Greifenhagener Schatzfundes

189 verschiedene Gepräge. Ein kleiner verrotteter Rest blieb unbestimmbar und ungezählt.

Auf Pommern entfallen 2027 ganze und 347 halbe kleine Denare, 477 ganze und 38 halbe kleine Brakteaten, insgesamt 31 verschiedene Gepräge, auf Mecklenburg 40 ganze und 1 halber Denar, 72 ganze und 2 halbe kleine Brakteaten, insgesamt 9 verschiedene Gepräge, auf die Mark Brandenburg 3269 ganze und 1145 halbe Denare, 2 Brakteaten, insgesamt 59 verschiedene Gepräge. Der Rest mit 133 ganzen und 11 halben Hartmünzen, 42 ganzen und 12 halben Hohlmünzen, insgesamt 90 verschiedenen Geprägen verteilt sich auf Schweden (1), Nordwestdeutschland (8 ganze, 2 halbe), England (20), Niederlande (11), Köln (28) und das übrige Rhein/Maingebiet (12), Westfalen/Lippe/Braunschweig (30 ganze, 3 halbe), Magdeburg (11 ganze, 7 halbe), Sachsen/Anhalt (25 ganze, 8 halbe), Niederlausitz/Schlesien (25 ganze, 3 halbe), Böhmen (3), Ungarn (1).

Am ältesten ist ein niederelbischer Agrippiner (11. Jahrhundert). Es folgen eine Brüsseler Maille (1. Hälfte 12. Jahrhundert) und das einzige schwedische Gepräge (2. Hälfte 12. Jahrhundert). Die Hauptmasse des Schatzes entstammt aber erst der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nur ein geringer Bruchteil ist früher oder etwas jünger anzusetzen. Den Endtermin würde man getrost ins 3. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts verlegen — wenn dem nicht der vereinzelte Stargarder Denar des 15. Jahrhunderts (Dannenberg 243b) entgegen wäre. Solche Spätlinge kommen ja gelegentlich vor. Doch räume ich in unserem Falle lieber die Möglichkeit eines Versehens ein. Trotzdem verbaut uns dies Splittermünzchen natürlich den sicheren Schluß auf Zeit und Anlaß des letzten Schatzverstecks — sofern man dafür bei einem offenbaren Spartopf besondere Gründe überhaupt suchen will und das Grübeln, warum ein so beträchtliches Vermögen ungenutzt verborgen blieb, wirklich für allgemein-geschichtlich belangvoll, nicht bloß für eine Frage nach persönlichem Schicksal hält.

Wichtiger erscheint mir die Gewißheit, daß der Greifenhagener Schatz im wesentlichen während der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts angesammelt worden ist. Er veranschaulicht uns die wirtschaftlichen Beziehungen der jungen deutschen Stadt, die 1254 von Barnim I. nach magdeburgischem Recht begründet worden ist, rasch erblühte und bei den politischen Auseinandersetzungen zwischen Pommern und Brandenburg, den Herzögen und dem Adel leidend und gelegentlich mitentscheidend eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Unter Hintansetzung gewisser Zufallsmöglichkeiten versuchte ich, den Bestand unseres Fundes nach der Herkunft der Münzen zu kartieren. Das konnte nur annähernd gelingen, weil die Prägestätte selber allzu häufig unbekannt ist. Von den 2504 ganzen und 385 halben pommerschen Stücken sind nämlich nur 1286 ganze und 163 halbe einigermaßen ortsbestimmt: Anklam 208 ganze, 53 halbe, Demmin 123 ganze, 31 halbe, Cammin 81 ganze, 4 halbe, Pajewall 26 ganze, 2 halbe, Pyritz 774 ganze, 65 halbe, Stargard 1 ganzes, Stettin

25 ganze, 7 halbe (gerade Stettin hat aber gewiß einen Großteil der Herzogsgepräge geliefert), Stralsund 14 ganze, 1 halbes, Usedom 33 ganze, Wolgast 1 ganzes. Von den 3271 ganzen und 1145 halben zweifellos märkischen Münzen gar müssen 2677 ganze und 964 halbe im engeren Sinne „heimatlos“ bleiben, so sicher auch Stil und Einzelzüge oft genug auf eine der hier für die Minderzahl zu nennenden Prägestätten und namentlich auf die altmärkischen deuten: Brandenburg 137 ganze, 30 halbe, Friesack 4 ganze, 1 halbe, Lebus 2 ganze, 2 halbe, Salzwedel 166 ganze, 72 halbe, Soldin 15 ganze, 3 halbe, Spandau 247 ganze, 67 halbe, Stendal 23 ganze, 6 halbe. Vielleicht durfte daher das Kartenbild durch einige Zwischenlinien etwas retuschiert werden. Wenn schließlich auch die Markierung der beteiligten Münzorte (schwarze Punkte) und wichtigerer „unvertretener“ Prägestätten (offene Kreise) noch in mehrlei Hinsicht problematisch sein mag — den Gesamteindruck wenigstens wird man nicht als wertlos abzulehnen brauchen.

Besonders auffallend ist die Armut des Greifenhagener Schatzes an Werten aus Nordwestdeutschland, aus dem skandinavischen Norden, aus dem Osten und dem Südosten: Mit Niedersachsen stand vorwiegend nur der pommerische Küstenstrich durch den kolonisatorischen Besiedelungsvorgang in engerer Verbindung, und nach den übrigen Richtungen waren die früheren wendisch/wikingerzeitlichen Beziehungen des „Landes am Meer“ von den Deutschen noch nicht wieder aufgenommen. Selbst die Oderstraße hatte für unseren Fund eine verhältnismäßig nur geringe Bedeutung. Daß die nächstbenachbarten Teile Pommerns, mit denen Greifenhagen politisch und wirtschaftlich versflochten war, große Geldmengen hierher geliefert haben, nimmt nicht wunder.

Vor allem beachtlich ist jedoch das Überwiegen der märkischen Denare, denen sich sächsisch-anhaltische Münzen zugesellt haben. Der Zustrom fälischen Geldes dürfte auch die rhein/mainischen Münzen, insbesondere die weithin geschätzten großen Kölner Denare, die niederländischen Gepräge und auch die beliebten englischen Sterlinge mitgebracht haben. In diesem Abschnitt ist die Herkunftskarte unseres Münzschatzes einer Besiedelungskarte des Greifenhagen/Pyriker Wirtschaftsgebietes überraschend ähnlich¹⁾: Die hier im 13. Jahrhundert vom Zisterzienser-Kloster Colbaß angesetzten deutschen Bauern stammten zumeist aus der Altmark, ihre Urheimat lag aber größtenteils im Fälischen und am Niederrhein.

¹⁾ Vgl. die grundlegenden besiedelungsgeschichtlichen Ausführungen von R. Solten, Aus dem Pyriker Weizacker, Volkskunde, Stettin (L. Saunier) 1914, S. 95—104. — Erst als diese Fundmitteilung schon im Druck war, lernte ich das Werk von A. Jaster über die Geschichte der askanischen Kolonisation, Breslau (F. Hirt) 1934, kennen: Text und Karten erleichtern das Verständnis der Zusammensetzung unseres Greifenhagener Münzschatzes. — Schließlich sei noch auf die besiedelungskundlichen Ergebnisse verwiesen, die R. Solten auf einem Sondergebiet seiner Forschungen, nämlich durch die Untersuchung der ältesten deutschen Flurnamen in Pommern, gewonnen hat (Baltische Studien N. F. XXXV, 1933, S. 1—42).

Hans Seger und die schlesischen Wehranlagen

Von Mag Hellmich-Breslau

Zur Vollendung des siebenten Lebensjahrzehntes des in seiner Heimat noch immer rüstig wirkenden Altmeisters der Vorgeschichtsforschung will ich aus meinen Erinnerungen von einem Teile seines Lebenswerkes berichten, der jetzt erst auch äußerlich durch Veröffentlichungen in Erscheinung zu treten beginnt.

Seine Förderung der Erkenntnis vom Wesen und Zwecke der Wehranlagen in den letzten dreißig Jahren ist bisher wohl noch nicht so bekannt geworden, wie sie es verdient. Auf dem Wege zu diesem Ziele habe ich Seger in der zweiten Hälfte seines und meines bisherigen Lebens begleitet und mich seiner stets bereiten und fördernden Hilfe und Belehrung erfreuen dürfen.

Zum Verständnis dafür, unter welchen Verhältnissen sich diese Zusammenarbeit angespannt und entwickelt hat, muß ich einen kurzen Überblick über die damaligen Verhältnisse geben, die Seger bei seinem Eintritt beim Museum Schlesischer Altertümer vorfand.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts standen dem Schlesischen Altertumsvereine, der damals im wesentlichen neben der Förderung des Museums besonders die Erforschung der Vorzeit betrieb, eine immerhin beschränkte Zahl von Freunden zur Verfügung. Setzte es doch einen gewissen Bekennermut voraus, sich dem mitleidigen Lächeln und der wiederholt offen ausgesprochenen Ablehnung der zünftigen Historiker zum Trotz zu einer Wissenschaft von der Vorgeschichte zu bekennen, die als Stiefkinder von Laien galt und deswegen keine Anerkennung fand. Diese Helfer kamen aus den verschiedensten Berufen: Ärzte, allen voran der unvergessene Grempler, der nicht nur durch wissenschaftliche Untersuchungen, wie seine Veröffentlichung der einzigartigen Grabfunde von Sacrau, sondern auch durch die hochherzige, leider durch die Geldentwertung nach dem Kriege fast vernichtete Stiftung in den Annalen der Vorgeschichte immer einen hervorragenden Platz einnehmen wird, ferner Lustig, der Erforscher des Silings und seiner Geschichte; weiter Geistliche, von denen Söhnle die erste Zusammenstellung der schlesischen Wehranlagen veröffentlichte, die Landmesser Klose und Grundey, welche aus ihrem Berufe heraus immer wieder neue Funde beobachteten, meldeten, bargen und bearbeiteten, der Major Stöckel, der sein engeres Heimatgebiet — Ratibor und seine Umgebung — nach urgeschichtlichen Funden durchforschte und Ulrich, der bescheidene, ehemalige Werkmeister eines großen Unternehmens, der nach seinem, durch Krankheit erzwungenen Ausscheiden aus seinem Berufe sich selbstlos zu jeder Zeit in den Dienst der ständig anwachsenden Rettungsgrabungen stellte und durch Hingabe und Fleiß es zu einer für die damalige Zeit vollendeten und immer weiter verfeinerten Technik brachte, die ihm wiederholt Anerkennung von berufener

Seite eintrug und seine Verwendung trotz seines hohen Alters bis wenige Jahre vor seinem kürzlich erfolgten Tode unentbehrlich erscheinen ließ.

Einer dieser Veteranen, Klose, mit dem ich in Oppeln in Berührung kam, hatte mich durch seine Ausgrabungen für die Sache gewonnen. Er riet mir, gelegentlich das Breslauer Museum und seine vorgeschichtlichen Sammlungen zu besuchen und mich dabei dem Direktor oder seinem Vertreter Seger vorzustellen. Im Sommer 1897 mußte ich dessen Hilfe in Anspruch nehmen, da ich gerade an einem Tage hinkam, an dem das Museum für das große Publikum geschlossen war. Unter Segers Führung durften meine Frau und ich die Sammlungsschätze besichtigen, und bei dem Rundgange kam es zu einer Beratung über meine Beteiligung an der Beobachtung der Gegend um meinen damaligen Wohnort Glogau. Jetzt begann ein lebhafter schriftlicher und mündlicher Meinungsaustausch über Funde und Ausgrabungen; denn meine Amtstätigkeit führte mich in Niederschlesien weit herum. Im Jahre 1901 gelang mir die Entdeckung der Gräberfelder von Zeipern und Gurschen. Bei einer Grabung auf dem ersteren konnte ich mit Seger zusammen auch an der Aufdeckung des am reichsten ausgestatteten Grabes arbeiten.

Da mir nebenher die Aufnahme von Gräberfeldern und die Herstellung ihrer Lagepläne anvertraut wurde, schlug Seger mir im Jahre 1901 vor, die Verzeichnung der vorgeschichtlichen Fundplätze in den Meßtischblättern auszuführen und erwähnte, wie ich aus dem Briefwechsel feststellen kann, dabei auch zum ersten Male die Burgwälle. Kurz darauf erhielt ich die Akten des Museums über Burgwälle zur Einsicht. Seit dieser Zeit verschwinden die Wehranlagen nicht mehr aus dem Gesichtskreise. Im Jahre 1903 wird von uns die Aufnahme der schlesischen Burgwälle erwogen. Das erste Relief des kurz vorher aufgenommenen Burgwalles von Gustau und die Schwierigkeiten der Aufnahme mit dem Nivellierinstrument wurde zwischen uns besprochen, und das hat Seger offenbar stark beschäftigt. Denn schon im April 1904 macht er mich auf den Goëheschen Böschungsmesser aufmerksam und empfiehlt ihn mir zur Prüfung. Immer häufiger werden dann in den Briefen die Wehranlagen erwähnt. In den Dezember 1906 fallen die ersten tastenden und leider erfolglosen Versuche, den Bestand eines Walles in Friedemost zu sichern, der an den hohen Geldforderungen der drei beteiligten Grundbesitzer scheitert.

Jetzt nimmt Seger den Plan einer umfangreichen Aufnahme der schlesischen Wälle und deren Kartierung in den von mir vorgeschlagenen Schichtenplänen ernstlich in Angriff und es gelingt ihm durch eingehend begründete Anträge, mir im Jahre 1907 zunächst sechs Wochen Urlaub für die Aufnahmearbeiten vom Landwirtschaftsminister zu verschaffen. Beantragt war der ganze, für die Arbeiten zunächst veranschlagte Zeitraum von einem Vierteljahr. Im Jahre 1908 werden es acht und für 1909 sogar zehn Wochen. In diesen vierundzwanzig

Wochen wurden alle damals bekannten Wehranlagen bereist, in den Meßtischblättern verzeichnet, beschrieben und etwa sechzig von ihnen mit dem von mir verbesserten Goegheschen Böschungsmesser aufgemessen. Der Aufwand für diese Reisen wurde, und zwar wieder dank Segers Bemühungen, von der Gremplerstiftung gedeckt. Die so gewonnenen Aufnahmen wurden in den folgenden Jahren zu Lageplänen verarbeitet und dem Museum überwiesen. Sie liegen jetzt in dem 1930 gegründeten Landesamte für vorgeschichtliche Denkmalpflege.

Diese Tätigkeit wurde durch den Krieg, wenigstens für mich durch meine Versetzung nach Stettin, unterbrochen. Immerhin gab der Stellungsbau um Breslau nach der Aufgabe der Befestigungen auf der Oswitzer Schwedenschanze Seger die willkommene Gelegenheit zu großzügigen Untersuchungen der dort bloßgelegten vorgeschichtlichen Mauerbauten, an denen ich mich während eines Urlaubs einige Tage beteiligen konnte. Schon zwischen 1910 und dem Ausbruch des Weltkrieges waren die Wehranlagen auf dem Burgberge von Mertschütz, auf dem Breiten Berge bei Striegau und dem Streitberge bei Ober-Streit eingehend untersucht worden. Ich hatte, soweit es mein Beruf zuließ, an diesen Unternehmungen teilgenommen.

Die Notzeit des traurigen Nachkriegszustandes bot auch nach meiner Rückversetzung nach Schlesien Ende 1919 wenig Gelegenheit zur Fortsetzung des so kräftig Begonnenen, obgleich sich langsam die Überzeugung durchrang, daß die früher geleistete Arbeit weiter ausgebaut werden mußte. Während man nämlich von 1907 bis 1909 meinte, daß es genüge, von ähnlichen Formen nur eine oder einige wenige genau aufzunehmen und die anderen auf sie zu beziehen, überzeugte man sich nach und nach, daß es geboten sei, wenn auch nicht alle, so doch mindestens die zweifellos vorgeschichtlichen Anlagen einzeln so aufzunehmen, daß ihre jetzige Form durch die Pläne für alle Zukunft festgehalten wird.

Diese auch anderwärts angestellten Erwägungen und vor allem der Plan einer umfassenden Erforschung aller ostdeutschen Wehranlagen führten schließlich zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen Wall- und Wehranlagen.

Mein Übertritt in den Ruhestand Anfang 1928, infolge einer Magen-erkrankung als Folge des unregelmäßigen Lebens im Berufe, bot eine günstige Gelegenheit, die Arbeiten in Schlesien wieder aufzunehmen, da ich bei ihnen mehr Rücksicht auf meine Gesundheit nehmen konnte. So ergab sich die Gelegenheit mit Hilfe eines Stipendiums der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in den folgenden fünf Jahren eine durchgreifende Überholung der älteren Arbeiten und ihre Ergänzung durch neue Aufnahmen vorzunehmen und bis auf geringe Reste zu erledigen. Auch hierbei wieder, wie schon so oft vorher, muß ich der anspornenden und vorsorgenden Tätigkeit Segers dankbar gedenken, der besonders bei den Verhandlungen mit der Notgemeinschaft der Erfolg zu danken war.

Aber meine Ausführungen wären unvollständig, würde ich nicht erwähnen, daß auch die Erforschung der Schlesiſchen Dreigräben gleich am Anfange des Jahrhunderts und noch vor der Beſchäftigung mit den Rundwällen auf Segers Wuſch von mir ausgeführt wurde. Noch mehr aber habe ich in dieſem Zuſammenhange — und um ſo lieber, da ich dabei ganz ausſcheide — deſſen zu gedenken, was Seger hier in Schleſien durch die Erforschung des inneren Aufbaus der Wehranlagen geleistet hat. Dank ihm und ſeiner unermüdlichen Tätigkeit und Förderung ſind die Anlagen auf dem Breiten Berge bei Striegau und dem Streitberge unfern davon, der Burgberg in Mertschütz, der Wall in Poppſchütz, die Schwedenschanze und der Kapellenberg in Oſwiß, die Schanze von Bankwiß am Fuße des Silings und die Anlagen auf dieſem heiligen Schleſierberge ſelbſt, ſowie die 2 km langen Steinwälle ſeines Nachbarn, des Geiersberges neben manchen kleineren Anlagen, dem Alten Hofe von Wenig-Mohnau, dem Rummelsberge, dem Walle von Heidevorwerk und dem Groß-Gräbiger Walle, und zwar die erſtgenannten eingehend und die letzteren ſoweit unterſucht worden, daß Aufbau und Zeitſtellung geklärt werden konnten.

Alle dieſe Arbeiten ſind auch da, wo Seger nicht ſelbſt mit Hand angelegt hat, doch von ihm veranlaßt und gefördert worden. Nur wenig hat bisher eine abſchließende Veröffentlichung durch den Druck erlebt, wie der Breite Berg in Striegau, wenn auch vorläufige Berichte in den Fachzeiſchriften Rechenschaft über die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe zur Kenntnis der Fachgenoſſen gebracht haben. Hoffen wir, daß es Seger vergönnt iſt, ſie ſo zu veröffentlichen, wie es ihm vorſchwebt und wie es der erſte Band über den Breiten Berg beiſpielhaft zeigt.

Wenn ich meine Arbeitsbeteiligung in den vorſthenden Ausführungen häufiger erwähnen mußte als mir lieb iſt, ſo ſoll das nur den Drang erklären, der mich zur Feder greifen ließ, um meinem Lehrer und Führer meinen Dank auszuſprechen für alle Förderungen in den verfloſſenen 37 Jahren.



Mittelalterlicher Bracteate mit der Darſtellung eines Burgtores

Nach Verſu, Der Breite Berg bei Striegau S. 40

Alte Wege am Siling

Von Georg Lustig-Breslau

Mit einer Karte und einer Abbildung

Wo alte Wege aus der Vorzeit sich deutlich erkennbar erhalten haben, haben sie für die Geschichte ihres Landes einen hohen Wert. Freilich ist der Nachweis ihrer Zeitstellung nur selten unzweifelhaft zu erbringen, da ihr äußeres Bild keineswegs für die Feststellung des Alters solcher Wege allein beweisend sein kann. Meist wird nur in Bergwäldern die Erkennung solcher jahrhundertealter Wege möglich sein, während im ebenen Land die steten Wandlungen des Bodens die Spuren der Vergangenheit zerstört haben werden.

Als typisches Beispiel historischer Wege in Deutschland kann der vielbeschriebene „Kennstieg“ auf den Höhen des Thüringer Waldes genannt werden, oder im Harzgebirge der „Kaiserweg“, der im Mittelalter als Heerstraße der Sachsenkaiser von Goslar nach Walkenried in der Richtung nach Italien gedient hat. Dort kann man streckenweise noch die alten Wagenspuren als Gleise auf den Felsplatten erkennen, ähnlich wie sie sich auf der Via Appia vor Rom oder in Pompejis engen Straßen finden. So großzügig und so deutlich sind die Spuren, die der alte Silingerberg bietet, freilich nicht. Trotzdem erscheint es notwendig, auch hier einmal die erhaltenen alten Wege zum Berggipfel, soweit sie sicher erkennbar sind oder soweit ihr Verlauf durch Bodenfunde der Vorzeit wahrscheinlich gemacht wird, für die späteren Zeiten festzulegen oder wenigstens ihren heutigen Zustand zu schildern für den Fall späterer Zerstörung durch Waldwirtschaft oder Begebau.

Drei Wege führen aus der dem Berge nördlich vorgelagerten Ebene auf den Siling: unmittelbar von Norden aus der Stadt Zobten, von Nordosten aus Striegelmühle und von Nordwesten aus Gorkau, wo seit dem 12. Jahrhundert eine Abtei gelegen hat. Diese drei Wege vereinigen sich in der Gegend des „Kreuzsteins“ zu dem Hauptbergweg. Hier am „Kreuzstein“ beginnt das unverändert gebliebene Hauptstück des Weges vom Peterstein (bisher seit 1733 „Jungfrau“ genannt) bis zum Gipfel. Dieses Wegstück trägt, wie wir sehen werden, am deutlichsten die Spuren der Vergangenheit.

Der Striegelmühler Bergweg führt aus dem oberen Dorfe Striegelmühle heraus über Wiesen, bald steil ansteigend, zu der Stelle (im Distrikt 47), wo bis etwa 1904 die sogenannte „Sau“ lag, richtiger ein steinerner Bär¹⁾, der heute auf dem Berggipfel aufgestellt ist. Dieses Steinbild — das nach Sadebeck früher ein eingemeißeltes Grenzkreuz in liegender Stellung aufwies — kennzeichnet den „Sauweg“ als uralten Weg, ebenso wie das vor etwa 10 Jahren

¹⁾ Der Bär (Sau) bei Striegelmühle wurde zwecks seiner Erhaltung von seiner Stelle im Forstdistrikt 47 auf den Gipfel des Berges gebracht und 1907 vor dem Eingang der Neuen Baude aufgestellt.

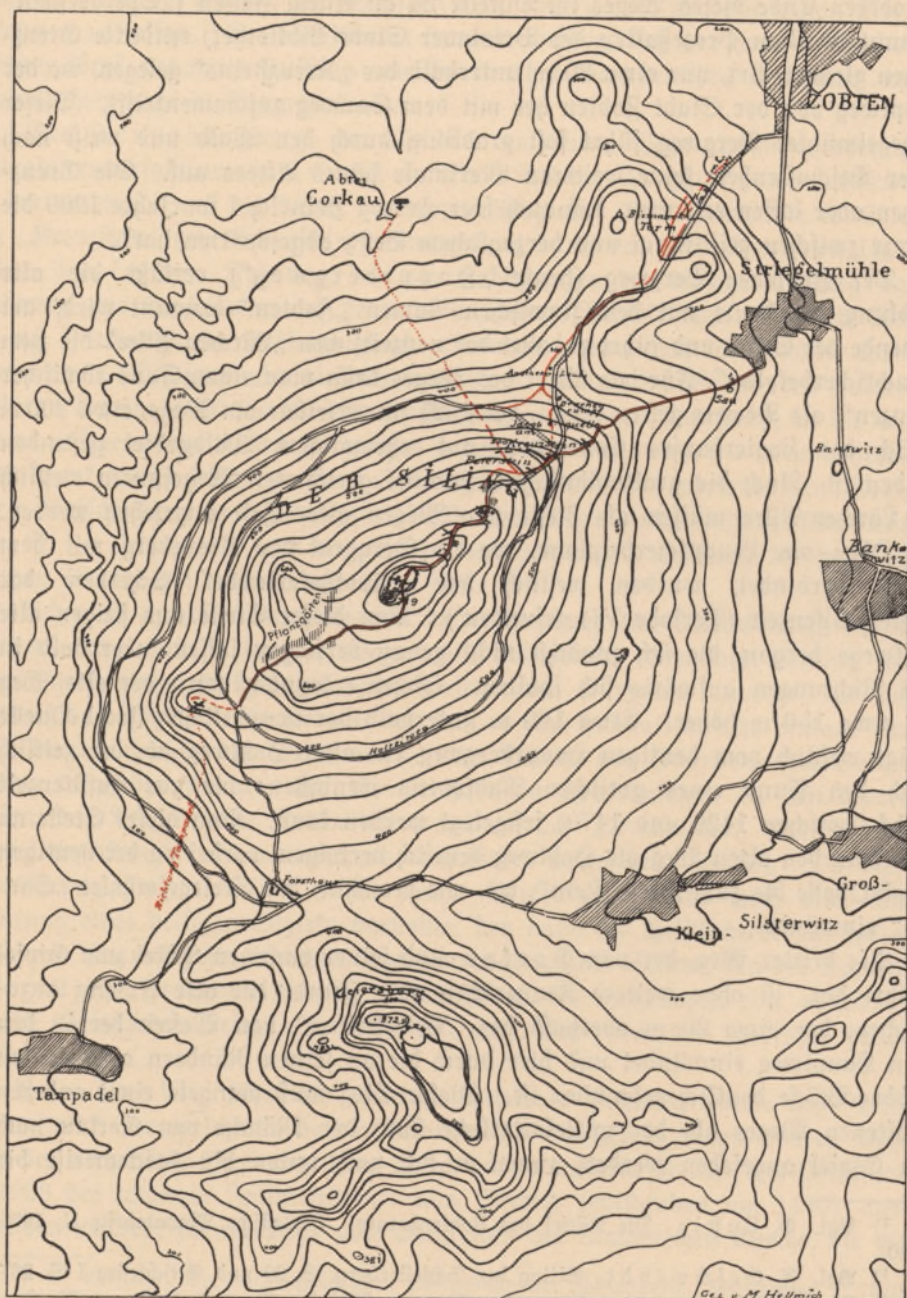


Abb. 1. Übersichtskarte alter Wege zum Siling. 1 : 50000

am oberen Ende dieses Weges im Distrikt 24 an einem Felsen („Sperberstein“ genannt in alten Prozeßakten der Breslauer Stadt-Bibliothek) entdeckte Grenzzeichen gleicher Art, nur etwa 80 m unterhalb des „Kreuzsteins“ gelegen, wo der Hauptweg von der Stadt Zobten her mit dem Sauweg zusammentrifft. Dieser Striegelmühler Bergweg führt fast gradlinig durch den Wald und weist nach seiner Beschaffenheit keine weiteren Merkmale seines Alters auf. Die Grenzzeichen aber lassen erkennen, daß auch hier Herzog Heinrich I im Jahre 1209 die Grenze zwischen geistlichem und herzoglichem Besitz abgeschritten hat²⁾.

Der Zobtener Bergweg (heute „Hauptbergweg“) verläßt die alte Siedlung, die heute mit dem slawischen Namen „Zobten“ benannt wird, am Südbende der Stadt und führt parallel der neuzeitlichen „Lärchen-Allee“ bis zum „Leuchtscherbelfplan“. Für das Alter des Weges kann man einen Fund römischer Münzen³⁾ als Beweis gelten lassen, der 1921 unmittelbar am Wege, etwa 200 m südlich des Logierhauses Concordia, auf ehemaligem Waldgebiet gefunden worden ist. Auch die grabenähnlichen, parallel gerichteten Wegespuren westlich der Lärchen-Allee müssen als Reste von Wegen alter Zeit angesehen werden.

Oben am Leuchtscherbelfplane, wo ein Berggrat den Kreuzberg mit dem Siling verbindet, wurden westlich der „Apothekerlaube“ Scherben der ältesten Eisenzeit (Periode VI) gefunden⁴⁾. Von dieser Stelle aus steigen alte Hohlwege bergan, die sich zunächst nicht genau verfolgen lassen, aber bald in zwei Richtungen aufwärts sich spalten. Sicher erkennbar wird der alte Weg erst etwa 150 m höher. Etwa 100 m unterhalb der neuzeitlichen Jacob-Quelle zweigt westlich vom heutigen Hauptbergweg ein alter Hohlweg ab, der zeitlich durch den Fund eines gotischen Radsporns wenigstens bis zur Hussitenzeit zurück (zwischen 1420 und 1470) festgelegt werden kann. Von dieser Stelle an kann man den alten Weg als Hohlweg deutlich verfolgen, vorbei an der heutigen Jacob-Quelle bis zum „Kreuzstein“, wo, wie erwähnt, der Striegelmühler „Sauweg“ einmündet.

Als dritter Weg, der von Gorkau und seiner einstigen Abtei zum Gipfel geführt hat, ist ohne weitere Kennzeichen oder Funde der alte Fußsteg anzusprechen, der etwa 20 m oberhalb des „Petersteines“ von Westen her in den alten Hauptweg einmündet und hier durch die an seinen Rändern angehäuften Gabbro-Blöcke deutlich erkennbar ist. Dieser Steg muß mangels eines anderen erhaltenen Weges als der mittelalterliche Weg der Mönche von Gorkau nach dem Gipfel angesehen werden, zumal er sich nach unten hin streckenweise bis

²⁾ Vgl. G. Lufsig, Die Rätzel des Zobtenberges. Schlesische Monatshefte II, 1925, S. 20.

³⁾ Vgl. F. Geschwendt, Siling der Schlesierberg, S. 20 und Alt-Schlesien I S. 267.

⁴⁾ Im Sommer 1928 fanden sich wenige Meter westlich der Apothekerlaube am Theodor-Körner-Bege in einem kleinen Erdloch, aus dem zur Wegbesserung Erde entnommen war, eine Anzahl früheisenzeitlicher Scherben (Museum Breslau, Inv. Nr. 857 : 28). Vgl. Alt-Schlesien III S. 304.

nahe an die Abtei Gorkau gut verfolgen läßt, ohne gerade Beweise seines Alters erkennen zu lassen. Es muß hierbei bemerkt werden, daß der heute „Theodor-Körner-Weg“ genannte Aufstieg von Gorkau her neuester Zeit entstammt und deshalb hier nicht in Betracht kommt.

Der Hauptbergweg, der alle drei erwähnten Wege nunmehr vereinigt und zusammenfaßt, um zum Gipfel auf einer Art von Berggrat emporzuführen, ist der wichtigste und am besten bezeichnete Wegteil. Er beginnt, wie erwähnt, am „Kreuzstein“ (als Grenzstein gekennzeichnet durch das Grenzkreuz von 1209) neben dem heutigen Fahrweg, der vor Jahrzehnten der einzige Aufstieg und Fahrweg zum Gipfel war und heute in sichtbarem Verfall liegt. Der alte Weg ist fast durchweg als Hohlweg gleich erkennbar, wenn auch im Sommer durch wuchernden Pflanzenwuchs vielfach unwegsam. Durch die Arbeit des Zobten-Gebirgs-Bereins 1905/08 ist der Aufstiegsweg von der Fahrstraße in die alte Rinne unseres vorzeitlichen Bergweges verlegt worden, wodurch — von unserem Standpunkte aus leider — der unberührte Zustand des ehrwürdigen Weges durch Aufschüttung von Wegmaterial (Bankett-Weg) streckenweise zerstört worden ist, — jedoch nur auf dem Boden des Hohlweges, während die hohlwegartigen Ränder gut erhalten geblieben sind.

Schon 20 m höher durchschneidet dieser Hohlweg den Steinwallrest, der in weitem, etwa 500 m langem Bogen als mörtellofes Gemäuer, sichtlich als Fundament einer großzügigen Sperranlage, die Bergnase umzieht, die den „Peterstein“ trägt⁵⁾. Die Vermutung, daß er eine hallstattzeitliche Anlage darstellt, kann auch ohne den bisher mangelnden Beweis von Scherben- oder Bodenfunden durch die Bauart und die gleichartigen Sperranlagen in den oberen Teilen des Berges: am Kriemhildenstein, an der „Dreimauer“ und an der Gipfelumwallung⁶⁾ als ausreichend begründet angesehen werden. Ob diese Umwehrung großen Stiles neben ihrem Verteidigungszweck noch eine Umgrenzung eines heiligen Bezirks darstellte, den dann die christliche Kirche später mit einer Petruskapelle bedachte, mag hier dahingestellt bleiben. An der Schnittstelle mit dem Steinwall sind die Seitenwände des Hohlweges von auffallend großen Felsstücken besetzt, so daß sie eine Art von Tor gebildet haben müssen.

Unser alter Weg führt als tiefeingeschnittener Hohlweg weiter nahe beim „Peterstein“, der gleichfalls das mittelalterliche Grenzkreuz trägt, vorbei, während der neuzeitliche Fahrweg 20 m östlich davon entfernt bleibt. Am Peterstein ist 1906 der bekannte Inschriftstein⁷⁾ aus Granit (entstanden um 1130) ausgegraben worden, ebenso Reste von Bauteilen der romanischen Epoche, die als

⁵⁾ G. Lustig, Die vorgeschichtlichen Steinwälle am Zobtenberg. *Alt Schlesien I*, 1926, S. 176 ff.

⁶⁾ F. Geschwendt, Zur Technik des Burgenbaus der Vorzeit. *Alt Schlesien II* S. 37 ff. Der Hauptwall am Gipfel ist durch Scherbenfunde als frühisenzeitlich erwiesen.

⁷⁾ G. Lustig, Schlesiens ältester Inschriftstein. *Alt Schlesien II*, S. 126—128.

Reste eines kapellenartigen Baues des 12. Jahrhunderts sicher erkennbar sind⁸⁾.

Bald wird der alte Weg wieder hohlwegartig, biegt nach etwa 100 m Entfernung im großen Bogen vom heutigen Wege nach Westen zu ab und kehrt erst am Kriemhildenplatz zu ihm zurück. Der Platz hat seinen Namen vom Kriemhildenstein erhalten, einer etwas weiter oberhalb gelegenen Felsgruppe, an der unser alter Weg dicht vorbeiführt. Die Bedeutung des Kriemhildensteins als mittelalterliche Grenzbezeichnung westdeutschen Ursprungs ist bereits an anderer Stelle dargelegt worden⁹⁾.

Der Hohlweg führt, gekennzeichnet durch zahlreiche, beiseite gewälzte Felsblöcke (während seine Belegung mit Steinplatten erst neuerer Zeit, um 1850, entstammt), weiter aufwärts zum eben genannten Kriemhildenstein. Kurz vor dieser Felsgruppe lag am Wege bis 1925 wiederum ein Kreuzstein, der leider damals in Verkennung seiner geschichtlichen Bedeutung weggeschafft und als Grabstein für einen Privatmann auf einem Zobtener Friedhof verwendet worden ist¹⁰⁾. Die Felsgruppe trägt ebenfalls einen mauerartigen, mörtellosen Steinwall, dessen senkrechte Schichtung der Gabbroblöcke noch erhalten ist. Auch diese Steinmauer ist in vorchristlicher Zeit als Wegsperre errichtet worden.

Diese Befestigungen wiederholen sich in 200 bis 300 m Entfernung weiter oben in dreifacher Ausführung, eine Anlage, die daher den Namen „Dreimauer“ erhalten hat. Hier ist der Hohlweg so tief eingeschnitten, daß er als uralter Torweg deutlich erkennbar ist. Kurz vor der Dreimauer befindet sich wieder ein erst in den letzten Jahren entdecktes Grenzkreuz auf einem festliegenden Gabbroblock eingemeißelt. Die Wehranlage der „Dreimauer“¹¹⁾ entspricht in ihrem Aufbau durchaus den meisten anderweitigen Wehrbauten des Berges. Die dreifache Folge der Quermauern in Verbindung mit großen, senkrecht stehenden Felsblöcken an den Begrändern bildet mehrere viereckige Räume, die besonders östlich vom Wege noch gut zu erkennen sind. Sie schlossen den Weg ursprünglich völlig ein und bildeten offenbar eine mehrfache, überdachte, zwingerartige Toranlage. Hier ist unser Weg in seinem Alter am deutlichsten mit den Wehranlagen verknüpft. In der Dreimauer sind zwar bisher noch keine Scherben oder sonstige Altertümer gefunden worden; aber ihr ganzer Charakter und ihr Aufbau stimmt so deutlich mit den Steinwällen auf dem Berggipfel überein, daß wir die Dreimauer mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit der Gipfelwälle, die frühe Eisenzeit (Periode VI) setzen können.

⁸⁾ G. Lufsig, Der Peterstein am Zobtenberge. Schlesische Monatshefte II, 1925, Nr. 2, S. 86.

⁹⁾ G. Lufsig, Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberge. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1907.

¹⁰⁾ Jetzt, wo die allgemeine Anteilnahme an den Zeugen der Vergangenheit unserer Heimat so stark gewachsen ist, müßte es erreicht werden können, daß der Fehlgriff eines einzelnen durch Rückaffung eines ehrwürdigen Geschichtsdenkmales an seine alte Stelle, wo es allein der Allgemeinheit nützen kann, wieder gut gemacht wird.

¹¹⁾ Vgl. Alttschlesien I S. 178–183 mit Taf. XIX 1–2.

Der alte Weg durchschneidet etwas oberhalb nochmals am sogenannten „Tor“ eine breite Sperrmauer, deren eine Torwange an dieser Stelle noch erhalten ist. Diese Mauer hat durch ihre wohlgefügtten Steine und den rechtwinklig umbiegenden Torflügel ein jüngerer Aussehen als die übrigen Wehranlagen; sie stammt am ehesten aus der slawischen Epoche. Hinter dem Tor betritt man einen weiten Plan, den „nördlichen Vorhof“, der rings von den Fundamenten eines Wallles umgeben ist und durch zahlreiche Bodenfunde als zur slawischen Epoche gehörig erkannt werden konnte¹²⁾.

Nach einem kurzen, aber steilen Anstiege auf dem einzigen von Norden her einmündenden Altwege erreichen wir schließlich die Gipfelwiese durch die Reste einer nur noch niedrigen Umwallung hindurch, die ursprünglich eine 2 m starke Steinmauer bildete. Neuere Grabungen haben durch Scherbenfunde einwandfrei erwiesen, daß diese oberste Mauer in der frühen Eisenzeit errichtet worden ist. In ihrem Brandschutte lagen einige keltische Pfeilspitzen, die bezeugen, daß die Gipfelburg um 500 v. Chr. von Keltien gestürmt worden ist¹³⁾.

Runmehr stehen wir auf der breiten Bergwiese am Gipfelsfelsen, der einst eine Herrenburg und Heiligtümer der vorgermanischen, germanischen und slawischen Zeit getragen hat. Bei der Einführung des Christentums entstanden hier kirchliche Bauten oder eine klösterliche „Cella“, über deren verfallenen Mauerwerk sich später eine Ritterburg erhob, die ebenfalls der Zerstörung anheim fiel. Auf ihren Resten wieder wuchs schließlich die heutige Kirche empor. Von dem mittelalterlichen Klosterbau müssen auch die alten Bausteine stammen, die später den Kirchen in Queitsch (erbaut um 1250 n. Chr.) und Gorkau zum Schmuck oder als Grundsteine eingefügt worden sind¹⁴⁾.

Der alte Weg verläßt den Gipfel nach Süden zu durch den Einschnitt des großen Steinwallles¹⁵⁾ in der Richtung nach Tampadel, um nach jenem Grenzkreuz zu führen, das kürzlich erst im Distrikt 35/36 am Palmenstein („Predigtstuhl“) westlich der „Tampadler Eiche“ festgestellt wurde¹⁶⁾. Für unsere bisherige Annahme, daß der alte Bergweg über den „Nassen Weg“ nach Süden ging, sprach die Beschaffenheit großer Teile dieses Weges, die ähnlich eingetieft sind wie der Hauptweg nördlich des Gipfels. Etwa 20 m westlich des „Nassen Weges“ im Distrikt 5/6 sind auch die von W. Grempler¹⁷⁾ beschriebenen „Sanf-Schüsseln“, ein ausgesprochenes Kloster-Gerät der romanischen Zeit (um 1150), beim Roden gefunden worden. Demgegenüber muß aber auch hervorgehoben

¹²⁾ Bgl. Altchlesien I S. 178 ff. und Taf. XXI 27—31.

¹³⁾ Bgl. Altchlesien IV S. 114 und S. 113 Abb. 4—6.

¹⁴⁾ G. L u f t i g, Die Anfänge des monumentalen Stiles in Schlesien. Schles. Vorzeit N. F. IX, 1928, S. 27 ff. — D e r s e l b e, Die Rätsel des Zobtenberges. Schlesische Monatshefte II, 1925, S. 14 ff. mit weiteren Abbildungen.

¹⁵⁾ Bgl. Altchlesien II S. 37 ff.

¹⁶⁾ Altchlesische Blätter, 1933, S. 85.

¹⁷⁾ Schles. Vorzeit V, 1894, S. 271 f. und Taf. XXXIII bis XXXIV.

werden, daß der heute hauptsächlich benutzte, neu hergerichtete Lampadler Weg dicht an sehr zahlreichen „Pflanzgärten“ vorüber unmittelbar zur Lampadler Eiche führt. Diese land- oder viehwirtschaftlichen Anlagen können wohl am ehesten ins späte Mittelalter oder in den Beginn der Neuzeit gehören und rechtfertigen vielleicht die Annahme, daß an ihnen entlang der alte Weg in der Richtung zum „Palmenstein“ lief.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der benachbarte, südlich gelegene Geiersberg, der eine 2 km lange hallstattzeitliche Gipfelummauerung aufweist, ebenfalls zwei Zugangswege von Osten und Westen her erkennen läßt, die jedoch an die Bedeutung des alten Siling-Weges nicht heranreichen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Schlesiens sich noch weitere Wege aus ferner Vergangenheit werden finden oder nachweisen lassen¹⁸⁾. Hier jedoch ist zum ersten Male eine Wegeanlage festgelegt worden, die mit ihren mannigfaltigen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Erinnerungen ein großartiges Bild der Vergangenheit der schlesischen Heimat widerspiegelt. Wer auf diesen alten Wegen abseits von vielbetretenen Pfaden mit offenem Sinn zum Gipfel des Silings wandert, dem wird klarer bewußt, daß er zu einer der geweihten Stätten des deutschen Vaterlandes emporsteigt.



Abb. 1. Die oberste „Dreimauer“ vom Siling

Nach Alt Schlesien I Taf. XIX 2

¹⁸⁾ In Schles. Vorzeit VII S. 247 ist bereits 1897 eine Umfrage nach schlesischen „Rennsteigen“ — alten Grenzwegen — veröffentlicht worden. Daraufhin ist damals nur eine Mitteilung über einen Weg namens „Toter Hengst“ bei Groß Wilkau Br. Nimptsch a. a. O. S. 440 bekanntgegeben worden.

Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes

Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels

Von Gustav Schwantes-Riel

Mit Tafel LXXVI—LXXIX

Das Rätsel der Schalensteine ist annähernd ebenso alt wie die Vorgeschichtswissenschaft selber; die Literatur darüber füllt eine kleine Bibliothek. Je einfacher ein symbolisches Zeichen ist, desto schwieriger ist naturgemäß seine Deutung, da es zu viele Vergleichsmöglichkeiten gibt. So ist denn auch die runde Vertiefung der Schalengruben mit allen möglichen runden oder auch vertieften Vorkommnissen in Beziehung gebracht, ohne eine befriedigende Lösung zu ergeben. Den gelungensten Vorstoß in das Dunkel, das die Schalensteine auf immerdar zu umgeben schien, bedeutet wohl Sophus Müllers bekannte und geistvolle Verbindung dieser Denkmäler mit den Geräten zum Feuerbohren. Nach ihm sind die Schalengruben Symbole des Feuers, mithin der Sonne. Mißlich war bei diesem Lösungsversuch eigentlich nur die Übertragung von Holz auf Stein; im übrigen hatte die Einordnung der Schalengruben unter die auf heiligen Steinen so vielfach vorkommenden Sonnensymbole eine außerordentlich große Wahrscheinlichkeit. O. Almgren ist in seiner bedeutsamen Studie über die nordischen Felszeichnungen, die jetzt in erweiterter Form auch in deutscher Ausgabe vorliegt¹⁾, auf keine neue Erklärung verfallen, sondern hat die schon von Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde verfochtene Verbindung der Schalengruben mit dem altindischen Yoni-Symbol, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit, wieder glaubhaft zu machen versucht. Gerade im norddeutsch-skandinavischen Kreise tritt aber diese Ähnlichkeit sehr in den Hintergrund; außerdem ist das Vergleichsobjekt etwas zu weitläufig aus der Ferne herangeholt. W. Hansen kehrt auf Grund seiner Studien über die Schalensteine sogar resigniert zur alten Deutung als Opfergruben zurück²⁾.

Die meisten Beziehungen zu den von Almgren in Abb. 138 der deutschen Ausgabe abgebildeten Yoni-Symbolen haben die mit kreisförmiger Furche umgebenen Schalengruben, wie wir sie auf dem Schalenstein von Bunsloh in Holstein bemerken (Taf. LXXVI). Dieser, der interessanteste der in unserer Provinz gefundenen Schalensteine, umfaßt ungefähr alle auf solchen Denkmälern vorkommenden Zeichen: alleinstehende oder durch Rillen miteinander verbundene oder mit Kreisfurchen umgebene Schalengruben, ein Sonnenrad, Fuß- und Handbilder. Der Stein gehört zur Bedeckung einer ehemals in einem Hügel verborgenen Megalithkammer, die von C. Rothmann untersucht und veröffentlicht wurde³⁾. Auf dem Deckstein der Kammer war ein frühbronzezeitliches Grab

¹⁾ O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934.

²⁾ W. Hansen, Zur Deutung der grubenförmigen Vertiefungen in Geschiebesteinen. Der Naturforscher, 1931, S. 45 ff.

³⁾ Mitteilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein XIX, 1911, S. 20 ff.

angelegt, so daß die Zeichen auf dem ehemals vielleicht freistehenden Deckstein spätestens aus dieser Periode stammen können; ebenso wahrscheinlich ist aber, daß sie schon in der Steinzeit angebracht wurden, da Schalen gruben und Sonnenräder schon für diese Zeit bezeugt sind. Nach Almgren bilden die Schalensteine und die mit den Schalen gruben vergesellschafteten Zeichen, wie man sie auf dem Bunsöher Stein findet, den Ausgangspunkt für die durchweg auf Skandinavien beschränkte bronzezeitliche Weiterentwicklung dieser Symbolsteine, wie sie uns in den schwedischen Felszeichnungen entgegentritt.

Ich glaube, daß man die Schalensteine sehr einfach und zwanglos mit einer ganz anderen Klasse von kultlichen Altertümern in Verbindung bringen kann, wodurch die Schalen gruben viel von ihrer Rätselhaftigkeit einbüßen und eines der ältesten Probleme unserer Wissenschaft wenn nicht gelöst, so doch der Lösung erheblich nähergerückt wird.

Wiederum Sophus Müller ist es gewesen, der in seiner Nordischen Altertumskunde Bd. I S. 171 darauf hinwies, daß es eine nicht geringe Anzahl von Steinbeilen gibt, deren Durchbohrung völlig unnütz erscheint. Außerdem findet man innerhalb der Klasse von Steinbeilen mit angefangener Durchbohrung viele, bei denen die Art oder Lage der Bohrung darauf hindeutet, daß man nie daran gedacht hat, sie zu Ende zu führen. Das gilt vor allem für solche Beilbruchstücke wie Taf. LXXVII 1, die geschäftet überhaupt kein Beil ergeben, da die Schneide fehlt! Das Steinbeil mit Absatz (Taf. LXXVIII 4), das einem auf der fimbriischen Halbinsel nicht allzu seltenen Typ angehört, hat lediglich auf der einen Seite eine schalenförmige Vertiefung erhalten. Da solche Beile ja ihre Schäftungsmöglichkeit durch den Absatz bereits erhalten haben und auch nie mit späterer Durchbohrung gefunden sind, dürfte dieser Bohrversuch kein praktisches Ziel verfolgt haben. Die beiden Felsgesteinsbeile (Taf. LXXVIII 1 u. 3), von denen unser Museum eine ganze Reihe besitzt, zeigen am Nackenende angebrachte und derartig kleine Bohrstellen, daß diese für eine Schäftung nicht in Betracht kommen können. Vielleicht sind aber solche Beile in späterer Zeit mit Hilfe dieser Bohrlöcher zu Beschwerern für irgendeinen technischen Zweck oder zu Amuletten umgearbeitet worden. Taf. LXXVIII 2 zeigt ein merkwürdiges kleines Beil mit abgerundeten Enden, also ohne Schneide, und außerordentlich großer Durchbohrung, das für praktische Arbeit wegen seiner Form und Zerbrechlichkeit schwerlich verwandt worden sein dürfte. Taf. LXXVIII 5 dagegen stellt einen Gegenstand aus einer tonartigen, leicht abreibbaren Masse dar, der, wenn er nicht in die Klasse der symbolischen Beilnachahmungen gehört, allenfalls auch ein Beschwerer hat sein können. Dieser letztere Gegenstand erinnert an die von W. Pějšč im Mannus 1933, S. 145 veröffentlichte, in Vorpommern gefundene tönernen Nachbildung eines Steinbeiles mit unvollendeter Bohrung auf beiden Seiten. Pějšč hat mit Recht darauf hingewiesen, daß durch dieses Fundstück die rituelle

Bedeutung solcher angefangenen Beilbohrungen einwandfrei bewiesen werde. Interessante Beispiele für rituelle Durchbohrungen sind außerdem vor allem von E. Lehmann (Mannus 1932, S. 62) aus Mitteldeutschland veröffentlicht worden.

Besonders unsere Abbildungen Taf. LXXVII 1 u. LXXVIII 4 zwingen im Verein mit dem erwähnten tönernen Fundstück aus Pommern zu dem Schluß, daß die Beilbohrung als Kultakt empfunden wurde. Bekanntlich sind ja Nachbildungen von Beilen, vor allem die Bernsteinbeilchen aus Riesensteingräbern, als Sinnbilder des Donnergottes außerordentlich beliebt gewesen. Es mag daher jedes Beil, vor allem aber der durchbohrte Streithammer, in gewisser Weise symbolischen Charakter gehabt haben und seine Herstellung als eine Art kultlicher Handlung empfunden worden sein, vor allem auch die Beilbohrung, was durch die erwähnten ganz durchgeführten oder nur angedeuteten völlig unpraktischen Bohrungen nahegelegt wird.

Allgemein bekannt sind im nordischen Kreise im Durchschnitt etwa faustgroße regelmäßige oder unregelmäßige Steine, auf denen schälchenförmige Vertiefungen angebracht sind (Taf. LXXVII 3). Am häufigsten sind flache Gerölle, die je eine derartige Vertiefung auf den beiden Flachseiten zeigen. Oft sind diese Steine am Rande oder an den Enden abgestoßen, so daß man sie ehemals als Schlagsteine deutete, deren Vertiefungen den Fingern einen Halt geben sollten. Abgesehen von dem geringen Nutzen, den derartige, schwierig herstellbare Vertiefungen gewähren, spricht gegen jene Deutung das Vorkommen solcher Steine mit mehreren und oft unregelmäßig verteilten Vertiefungen (Taf. LXXIX 3). Diese hat schon Sophus Müller mit den Schalensteinen in Beziehung gebracht (Nordische Altertumskunde Bd. I S. 183). Ich habe daraufhin bereits 1908 in meinem Buche „Aus Deutschlands Urzeit“ S. 78 solche sogenannten Schlagsteine geradezu als kleine Ausgaben der Schalensteine angesprochen.

Daß tatsächlich die engsten Beziehungen zwischen dieser Klasse von Funden und den Schalensteinen bestehen, wird dadurch bewiesen, daß gelegentlich auch auf den kleinen Schalensteinen benachbarte Schälchen durch eine Furche miteinander verbunden sind, wie man das auf dem Bunsöher Schalenstein (Taf. LXXVII) bemerkt. Taf. LXXIX 1 zeigt einen im Museum von Heide in Norderdithmarschen befindlichen kleinen Stein, der diese Eigentümlichkeit in deutlichster Weise hervortreten läßt. In dieselbe Klasse gehört auch offenbar der in Taf. LXXIX 2 dargestellte Stein, an dem furchenartig verbundene Vertiefungen fast zu einer Rille zusammengelassen sind, derselbe Vorgang also, den man an vielen Schalensteinen beobachtet, auf denen es schließlich zu von vornherein als solchen gewollten und angelegten Furchendarstellungen kommt (s. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde Bd. I Abb. 83). Warum die Schälchen mit Hilfe von Rillen verbunden wurden, ist ein Rätsel für sich und soll hier nicht weiter besprochen werden. Die Erscheinung interessiert uns hier nur als wertvolles Anzeichen für die engste Zusammengehörigkeit der kleinen Schalensteine mit den großen.

Entscheidend für den anzutretenden Beweis ist nun aber die Beobachtung, daß die eben besprochenen kleinen Schalensteine in Verbindung stehen mit den rituellen Beilbohrungen. Man hat nämlich solche kleinen Schalensteine ab und zu aus länglichen Geröllen gefertigt, die offenbar wegen ihrer Beilähnlichkeit dafür gewählt wurden. Taf. LXXVIII 6 zeigt ein Beispiel aus dem Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, dessen Bild ich der Freundlichkeit von W. Unverzagt verdanke. Dieser Stein trägt zwei einander gegenüberstehende angefangene Bohrungen genau wie unzählige Beile. Sehr bezeichnend ist auch das Geröllstück Taf. LXXVII 2 aus Holstein, das sowohl auf den Breit- wie auf den Schmalseiten einander gegenüberstehende Schalengruben trägt. Zur selben Klasse zählt auch das Fundstück Taf. LXXVII 4 aus Dithmarschen, das jedoch nur auf den Breitseiten gegeneinander gestellte Vertiefungen zeigt, während nur eine der Schmalseiten damit versehen ist. Durch diese und viele andere Beispiele wird eine Art Übergang von den rituell durchbohrten oder angebohrten Steinbeilen zu den zunächst beilartigen, später aber auch in anderer Form gewählten Geröllsteinen mit schalenförmigen Vertiefungen veranschaulicht. Wir bemerken, wie die bei der angefangenen Beilbohrung entstehende Schalengrube sozusagen von den Beilen losgelöst und zunächst noch auf annähernd beilförmige, später aber auch auf andere Geröllsteine übertragen wird. Von hier bis zur Übertragung auf irgendwelche anderen Steine ist wiederum nur ein Schritt. Das Ergebnis dieser allerletzten Übertragung wären also die großen Schalensteine.

Nun ist es für die Sinndeutung der Schalengruben von größtem Wert, daß der Nachweis der Beziehung der Schalengruben der großen Denkmäler zu den begonnenen rituellen Beilbohrungen möglich ist. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, die schalenförmige Vertiefung, dieses in seiner Vereinzelnung unsagbar schwer deutbare Symbol, in irgendeine Beziehung zum Beilkult zu bringen, d. h. also zur Verehrung des beilschwingenden Gewittergottes, der, wie schon Montelius überzeugend nachgewiesen hat, einmal wesensgleich gewesen ist mit dem Sonnen- und Himmelsgott.

Daß die Schalengruben tatsächlich die einfachsten und daher am leichtesten herstellbaren Sinnbilder des Sonnengottes gewesen zu sein scheinen, ergibt sich auch aus ihrer häufigen Bergesellschaftung mit anderen Symbolen derselben Gottheit, mit Sonnenrädern und Fußsohlenfiguren. Die letzteren hat Ullgren in seinem genannten Werk eingehend behandelt (S. 229 ff.). Fußsohlen kommen mit Sonnenrädern zusammen auch auf gewissen jütischen Tongefäßen der römischen Kaiserzeit vor (Ullgren a. a. O. Abb. 134). Es ist anzunehmen, daß diese beiden magischen Zeichen den Inhalt der Gefäße weihen sollten. Wenn es ferner wahr ist, daß die auf den gewöhnlichen Schalensteinen vereinten Symbole, zu denen wir auch die Hände rechnen dürften, alle dasselbe bedeuten, nämlich Sinnbilder des Sonnen- und Himmelsgottes (bezüglich der Hände vgl. Ullgren a. a. O. S. 140 und 336), so ergibt sich daraus mit aller wünschens-

werten Klarheit eindeutig, daß die Schalensteine Kultsteine des Sonnengottes gewesen sind: die einheitliche Sinndeutung der Bestandteile ermöglicht endlich die einheitliche Deutung des Gesamtdenkmals.

Die Herstellung der Schalensteine läßt sich bis in die Wikingerzeit verfolgen. Verehrt werden sie bekanntlich in manchen Gegenden Schwedens aber noch jetzt, da man in den Schalen gruben, die vom Landvolk Elfenmühlen genannt werden, Gaben für die Elfen niederlegt. Danach zu urteilen, wäre die vorausgesetzte einstige Bedeutung der Schalen gruben heute völlig vergessen. Man darf vermuten, daß vielleicht schon in der vorgeschichtlichen Zeit hinsichtlich der Anschauung, die man mit den Schalen gruben verband, Verschiebungen und Wechsel eingetreten seien. Da der Sonnenkult eng mit Fruchtbarkeitsriten verbunden war, können letztere z. B. zur Erklärung der Schalen gruben im Sinne des Jóni-Symbols geführt haben. Andererseits könnte der Vorgang der Beilbohrung selber schon frühzeitig zu dieser Verknüpfung geführt haben. Andere im Laufe der Zeiten eintretende Wechsel in der Ausdeutung der Schalen gruben haben vielleicht Veranlassung zur Furchenverbindung und schließlich zur Überführung der Schalen in Furchensysteme geführt. Was hier aber vor allem versucht werden sollte, war der Nachweis der großen Wahrscheinlichkeit des ursprünglichen Zusammenhanges zwischen der Verehrung der Schalen gruben und dem Beilkult.

Bekanntlich treten mit beiderseitigen Grübchen versehene flache Geröllsteine schon in den Maglemosefunden Dänemarks auf⁴⁾. Sie werden als Geröllkeulen gedeutet. Bei mehreren derartigen Stücken ist die Bohrung, wenn auch unvollständig, durchgeführt. Falls es sich hier wirklich um Keulen handeln sollte, müssen diese in einer uns völlig unbekannten Art geschäftet gewesen sein. Vielleicht paßten dann gewisse Vorsprünge der Schäftungsvorrichtung in die Schalen des Steines hinein. Es mag daher möglich sein, daß ein Teil dieser und auch jüngerer Geröllsteine mit paarweise gegeneinander stehenden Schalenvertiefungen tatsächlich praktische Bedeutung gehabt haben, vor allem die am Rande mit Abstoßungsspuren behafteten. Es eröffnet sich in diesem Falle die Möglichkeit, die Herleitung der kleinen und großen Kultsteine mit Schalen gruben statt von den rituellen Beilbohrungen auf rituelle Keulenbohrungen zurückzuführen. Andererseits ist an die Möglichkeit zu denken, daß jene Steine die Abnutzung bei kultischen Bräuchen erhielten. Es ist aber auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß selbst die mesolithischen oder noch älteren Gebilde dieser Art bereits rein rituell verwandt wurden, da sowohl die Beilbohrung in Geweih als auch in Stein schon in der Maglemose-Zeit bekannt war.

Wie sehr die Anbringung der Schalen gruben auf Geröllsteinen vielfach einer praktischen Verwendung zuwiderläuft, wird besonders gut auch durch den Stein (Taf. LXXVII 5) von Deversee im Kreise Flensburg bezeugt, der nur auf der einen Seite drei nebeneinander liegende Schalen gruben aufweist.

⁴⁾ Harböger 1927, S. 99. Broholm.

Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagen- darstellung

Von Ernst Sprockhoff-Mainz

Mit Tafel LXXX—LXXXI und 7 Abbildungen

Bei Premnitz an der unteren Havel wurde vor einigen Jahren eine tönernerne Kanne in Scherben geborgen, bei deren Zusammensetzung sich zeigte, daß sie mit einem höchst interessanten Muster versehen ist (Taf. LXXX 4). Ihre Form ist einfach: Ein hoher, zylindrischer, oben trichterförmig ausladender Hals sitzt auf einem gedrungenen bauchigen Unterteil. Der Henkel setzt erst etwas unterhalb der Mitte des Halses an und geht dann mit dem Rande bündig. Die Verzierung paßt sich der Gefäßform organisch an. Durch eine umlaufende Linie wird ein schmaler Bodenteil abgetrennt, während der bauchige Unterteil fransenartig durch senkrechte Strichgruppen verziert ist. Von der Halswurzel bis zum unteren

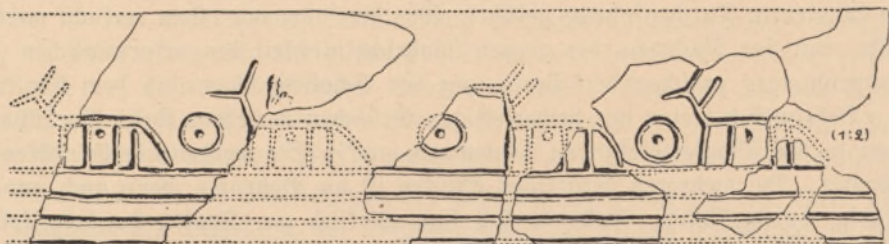


Abb. 1. Abgerolltes Muster der Kanne von Premnitz Kr. West-Havelland (Taf. LXXX 4). $\frac{1}{2}$

Henkelansatz laufen vier waagerechte Linien ringsum, und die obere Halshälfte ist durch einen Fries verziert, bei dem immer eine männliche Tiergestalt, wohl ein Pferd, mit einem Punktkreis abwechselt (Abb. 1). Die Verzierung zeichnet sich dadurch aus, daß sie in sehr kräftiger Technik ausgeführt ist. Alle Linien sind tief rinnenförmig in den Ton eingerissen.

Da die Kanne von Premnitz ohne zeitbestimmende Begleitfunde wieder an das Tageslicht gekommen ist, läßt sich ihr Alter nur aus ihrem eigenen Charakter und im Vergleich mit Verwandtem erschließen.

Die Grundform der Premnitzer Kanne entstammt zweifellos der Lausitzer Kultur. Daß wir es hier aber nicht mit reiner Lausitzer Ware zu tun haben, ersieht man aus der kräftig gefurchten Rillenverzierung, die wie eine wieder-auferstandene Tieffstichware der Steinzeit anmutet. Die keramische Gattung, von der wir in der Kanne von Premnitz einen Vertreter vor uns haben, bildet — so scheint es mir — eine besondere germanische Gruppe im Gebiet der unteren Havel und Mittelelbe. Sie gehört hier offenbar der vierten Periode (nach Montelius) an, wie es z. B. der altmärkische Friedhof von Depeschk bezeugt.

Seine Grabinventare sind zwar nicht mehr im einzelnen auseinanderzuhalten, aber die Beigaben (Taf. LXXXI), wie die kleinen Plattenfibeln, das Rasiermesser, die Nippzange, die lanzettförmige Pfeilspitze, der Zierknopf und der rundstabige massive Armring in der Form der späteren, goldenen Eidringe mit der feinen umlaufenden Rippe am Ansatz der trompetenförmigen Enden gehören hier im allgemeinen diesem Zeitabschnitt an.

Dieser zeitliche Ansaß erhält eine Bestätigung, wenn man der Frage nach der Bedeutung des Frieses und der Herkunft seines Grundelementes, der Verbindung der Pferdefigur mit dem Rade nachgeht. Es dürfte nämlich nicht zweifelhaft sein, daß wir es hier mit der abgekürzten Darstellung des Sonnenwagens zu tun haben. Der berühmte Trundholm-Sonnenwagen gehört der älteren Bronzezeit an, der vierten Stufe Sophus Müllers¹⁾, also dem Ende der zweiten Periode nach Montelius und Rosfinna. Es ist der einzige wirkliche Sonnenwagen, der uns im Original aus dem germanischen Gebiet bekannt ist. Bei einem Kultgerät von so grundlegender Bedeutung wird man schon ohne



Abb. 2. Rasiermesser von Vestrup in Jütland. $\frac{1}{2}$. Nach S. Müller, *Bronzealterens Kunst* Abb. 119

weiteres eine längere Lebensdauer, als sie durch den Fund an sich gegeben ist, annehmen müssen, so daß dem Fehlen von Zeugnissen für den Sonnenwagen in der dritten Periode (nach Montelius) keine besondere Bedeutung beizumessen ist. Für den Beginn der jüngeren Bronzezeit aber, die vierte Periode, ist dann die immer noch lebendige und wirksame Vorstellung des Sonnenwagens einwandfrei aus den Funden zu erschließen. Mehrere dänische Rasiermesser dieser gerade in jenem Lande besonders reich zur Entfaltung gelangten Stufe Sophus Müllers (Taf. LXXX 1—2 und Abb. 2) tragen als Verzierung das Sonnenpferd mit der Sonnenscheibe, also eine Darstellung, die noch ganz dem Vorbilde des alten Sonnenwagens von Trundholm entspricht. Die Rasiermesser von Kettinge auf Lolland (Taf. LXXX 1) und Bester Lem in Jütland (Taf. LXXX 2) bringen

¹⁾ *Bronzealterens Kunst* S. 12 ff.

²⁾ *Acta Archaeologica* II, 1931, S. 200—1 Abb. 1 und 3 (Brøndstedt). — S. Müller, *Bronzealterens Kunst* S. 33 Abb. 119. Die Darstellung des Sonnenwagens auf diesem Messer ist offenbar noch niemals als solche erkannt worden, da man das Messer immer nur von der anderen Seite zu betrachten pflegt.

noch in naturalistischer Weise die Sonne mit einem Strahlenkranz, fest mit dem Roß durch die Leine verbunden²⁾. Auf dem Messer von Vestrup (Abb. 2) erscheint dagegen die Sonne schon ohne Strahlenkranz, sie ist nur durch konzentrische Kreise dargestellt, und die Leine hängt vom Pferdekopf — zwar noch wie üblich mit zwei Zügeln — nur noch formal, nicht mehr in fester Verbindung, zur Sonne herüber³⁾. Auf der Ranne von Premniß fehlt dann die Leine überhaupt, und so könnte es demjenigen, der den geistigen Gehalt und den Werdegang der Darstellung nicht kennt, scheinen, als bildeten das Tier und der Punktkreis willkürliche Ornamentmotive, ohne jede innere Beziehung zueinander³⁾. Zu diesen



Abb. 3. Felsenzeichnung
von Kalleby (Westschweden)
nach Kossinna, Deutsche
Vorgeschichte Abb. 181

einzigartigen Darstellungen auf den Rasiermessern gesellt sich jene bekannte Felsenzeichnung aus der schwedischen Provinz Bohuslän⁴⁾, die wohl der gleichen Zeit angehören dürfte (Abb. 3).

An diese Darstellungen aus Dänemark und Schweden, die einem späten Abschnitt der vierten Periode angehören, knüpft nun unsere Ranne von Premniß unmittelbar an. Es ist genau das gleiche Sonnenpferd mit derselben Sonnenscheibe. Wenn die Darstellung des Sonnenwagens hier auf einem Tongefäß erscheint, was aber nicht weiter auffallend sein muß, und außerdem der Sonnenwagen in prozessionsartiger Folge als Fries rings um den Hals des Gefäßes eintönig wiederholt wird, so offenbart sich so wohl in der Übernahme des Motives auf ein Tongefäß wie in seiner friesartigen Reihung der unverkennbare Einfluß jenes donauländischen Geschmacks, den wir als Hallstättsch zu bezeichnen pflegen.

Das Auftreten eines so wichtigen Fundes gerade im Mittelgebiet ist nicht verwunderlich. Mit der gewaltigen Entfaltung der „illyrischen“ Urnenfelderkulturen, die am Ende unserer älteren nordischen Bronzezeit einsetzt, und die sich mit dem Beginn der jüngeren Bronzezeit ganz allgemein geltend macht, tritt gerade das mittlere Norddeutschland um Elbe und Havel in einen besonderen Brennpunkt der geschichtlichen Vorgänge. Hier ist die große Pforte, in der die mannigfachen Kulturbeziehungen des nordischen Kreises sich mit den südlich liegenden Kraftzentren vereinigen und von hier aus geschlossen in den germanischen Norden eintreten. Hier münden die Wege, die aus dem westalpinen Pfahlbauggebiet und aus dem italischen Süden, die Ströme, die aus Ungarn und dem mitteldonauländischen Hallstattraum gebend oder empfangend mit dem

²⁾ Im Hinblick darauf kann man wohl nun auch die Darstellung auf einem Rasiermesser aus der Gegend von Viborg als abgekürzte Wiedergabe des Sonnenwagens deuten (Brøndstedt a. a. O. S. 202 Abb. 4). Es wäre sogar zu erwägen, ob es sich hierbei nicht vielleicht um ein allerdings perspektivisch verzeichnetes Doppelgespann handeln könnte. Unter die gleiche Betrachtung fallen natürlich auch Felsbilder wie die von Telemarken und Trøndelag (Mannus XIV, 1922, S. 266 Abb. 22, 23).

⁴⁾ Kossinna, Deutsche Vorgeschichte 4. Aufl. 1925, S. 81 Abb. 181.

Germanentum engere Beziehung aufnehmen. Andererseits wird dieses Land an Elbe und Havel zum Hort und Verwalter für rein germanische Dinge, die damals in anderen Provinzen des nordischen Kreises keine Pflege mehr erfahren haben. So finden wir, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, nordische Tierplastiken im germanischen Norddeutschland nur hier im Gebiet, wo der Hallstatteinfluß am stärksten wird: Barchentin (Mus. Schwerin, Belz, Die vorgesch. Altertümer Taf. XLIII 98), Hundisburg (Mus. Neuhaldensleben, Ipf 1929, Taf. IV), neben solchen, die entweder eingeführt oder nach fremden Vorbildern hier in fremder Art gefertigt wurden: Warbende (Mus. Neustrelitz, Belz, Vorgeschichte des Landes Stargard, Kopfleiste), Löcknitz (Mus. Stettin, Kunkel, Pommersche Urgeschichte Taf. XXXII), Rössen (Staatsmuseum Berlin).

Die historische Bedeutung, die dem Elb-Havel-Gebiet während dieser Zeit zukommt, besteht nun darin, daß offenbar im wesentlichen von hier aus der Aufbruch zur ersten Germanisierung Ostdeutschlands erfolgte. Ein Beispiel dafür bildet die Kanne von Premnitz mit ihrer Tierdarstellung. Es ist die älteste Darstellung aus Norddeutschland, die wir kennen, denn sie gehört offenbar noch der reinen vierten Periode (nach Montelius) an.

Eine etwas jüngere Darstellung aus dem Übergang von der vierten zur fünften Periode stammt aus dem östlichen Mecklenburg von Groß Methling⁵⁾ (Abb. 4). Es ist die gleiche Pferdefigur, nur ohne Sonnenscheibe, ebenfalls aber auf einem Gefäß der mit tiefen Rillen verzierten Premnitzer Gruppe. Einzigartig ist in Mecklenburg das Muster, die Keramik und die Bestattungsart der Steinkiste, alles offenbar herrührend aus dem Elb-Havel-Gebiet, wo in dieser Zeit schon Grabform und Keramik etwas früher durchaus geläufig sind⁶⁾. Weiter kennen wir die gleichen Pferdedarstellungen aus Funden im Gebiet der unteren Oder, von Schmarfow Kr. Demmin⁷⁾ (Taf. LXXX 5) und Staffelde Kr. Randow⁸⁾ (Taf. LXXX 3). Die Keramik von Schmarfow enthält Premnitzer Ware, eine Kanne, zwar behäbiger nun, aber mit tiefen Rillen versehen. Die Schmarfower



Abb. 4. Groß Methling (Mecklenburg).
Etwa 1/6. Nach Belz, Montelius-Festschrift 1913, S. 93 Abb. 3

⁵⁾ Belz, Montelius-Festschrift S. 91 ff.

⁶⁾ Engel, Vorzeit an der Mittel-elbe S. 252 ff.

⁷⁾ Für die freundliche Überlassung dieses neuen Fundes zur Veröffentlichung an dieser Stelle danke ich Herrn Dr. Kunkel herzlich.

⁸⁾ Berl. Fot. Alb. III Taf. XXII. La Baume, Ipf 1928 Taf. XIII auf S. 53.

Siedlung gehört der fünften Periode (nach Montelius) an, für welche Zeit die tiefgerillte Premnitzer Tonware im Gebiet der unteren Oder auch durch das Depot von Schwennenz bezeugt ist⁹⁾. Die Scherbe von Staffelde entstammt einem Grab aus der beginnenden Eisenzeit. Das nächste Glied in der hier verfolgten Kette der Tierdarstellungen knüpft unmittelbar hier an. Es sind die bekannten Zeichnungen auf den Gesichtsturnen der Steinkistenkultur des unteren Weichselgebietes (Abb. 5—6).

Die dargelegte zeitliche Ordnung der Funde ist wohl unumstößlich, ein innerer Zusammenhang zwischen den Zeichnungen in Anbetracht des historischen

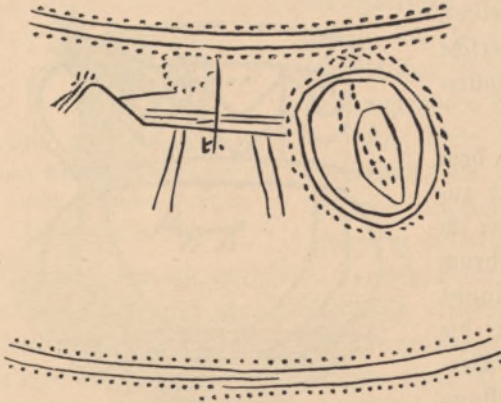


Abb. 5. Darstellung auf einer Gesichtsturne aus der Provinz Posen. $\frac{1}{2}$

Vorganges, der sich hier vollzieht, ebenfalls unabweislich. Aber es folgt nicht daraus, daß die bildlichen Darstellungen der frühgermanischen Gesichtsturnenkultur nun restlos im Elb-Havel-Gebiet wurzelten und sich lediglich von hier aus entwickelt hätten. Wir sahen bereits oben, daß die besondere Art der Tierdarstellung, ihre Reihung auf dem Gefäß als Zeugnis hallstätischen Einflusses gewertet werden mußte. Und dieser Hallstatteinfluß wandert mit den nach Osten ziehenden Ger-

manen immer mit. Die hier werdenden Ostgermanen ziehen ständig im Regel dieses Scheinwerfers, so daß sie immer vom Lichte der Hallstattkultur bestrahlt werden, das ihren Kulturzeugnissen vielfach einen ganz besonderen Stil verleiht, der sie unterscheidet von den Werken der Zurückgebliebenen und denen im altgermanischen Gebiet, wo dieser Einfluß matter geworden war oder überhaupt zu wirken aufgehört hat. Aber diese fast magnetischen Verbindungen der heranreisenden Ostgermanen hindern nicht, daß sich die Entwicklung ihrer Kultur auf heimischer Grundlage nach den eigenen konservativen Gesetzen des germanischen Nordens vollzieht, was sich an zahlreichen Gegenständen deutlich verfolgen läßt.

Die Ranne von Premnitz ist hier nur ein Beispiel für viele, die alle zeigen, daß die Grundlagen der frühgermanischen Kultur des unteren Weichselgebietes zum größten Teile dem mittleren Elbgebiet entstammen. Für die Hinterlassenschaft, die am meisten unter den Funden der jüngeren Bronzezeit in die Augen fällt — das sind die Bronzen —, läßt sich dies an über 20 Typen entwicklungsgeschichtlich klar beweisen. Aber auch die Tonware kann uns schon einige Hinweise dafür geben, wie die Premnitzer Tierdarstellung gezeigt hat. Es sei in

⁹⁾ Kunkel, Urgeschichte 1931 Taf. L 7.

diesem Zusammenhang auch an das Muster der Wellenlinie erinnert, das wir vom Elbegebiet aus der vierten Periode kennen (Rudolfsthal Kr. Stendal)¹⁰⁾. In der fünften Periode taucht es im Kreis der unteren Oder auf, so an dem Tongefäß von Schwennenz¹¹⁾ und dem Bronzebecken von Wendorf¹²⁾, und dann findet es sich auf Gesichtsurnen z. B. in Ostrotschen Kr. Karthaus¹³⁾. Vielleicht kann man die kräftige Rillentechnik, in der die Muster ausgeführt sind, ebenfalls hier nennen.

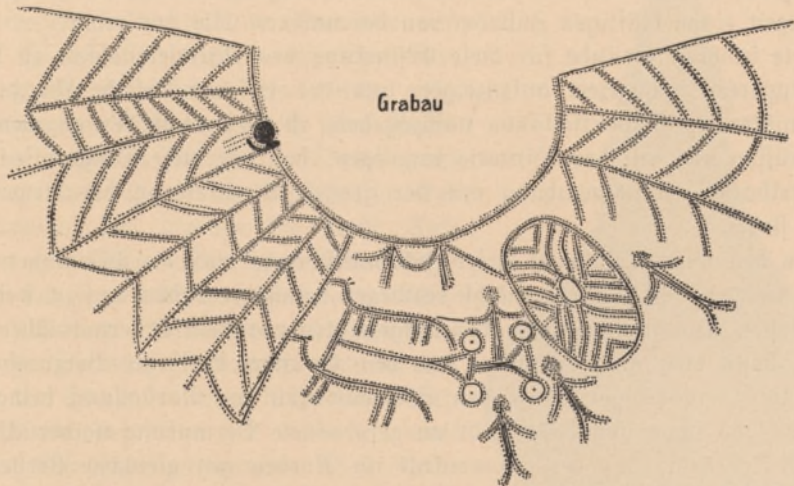


Abb. 6. Darstellung auf der Gesichtsurne von Grabau Kr. Pr.-Stargard (vgl. Abb. 7).
Etwa $\frac{1}{6}$. Nach La Baume, Ipef 1928, S. 56

Weiter wäre auf Grabform und Bestattungssitten aufmerksam zu machen, wenn auch zunächst mit einem gewissen Vorbehalt. Die Glockengräber im Mittelbegebiet gehören der vierten Periode an¹⁴⁾, das pommersche Glockengrab aus dem Kreise Saahig, der zum Gau der unteren Oder gerechnet werden muß, stammt offenbar aus der fünften Periode (nach Montelius¹⁵⁾, und an der Weichsel sind sie in ihrer überwiegenden Mehrheit wiederum jünger¹⁶⁾. Ähnliche Verhältnisse spiegeln die Steinkisten wider, die im Mittelbegebiet und in der Uckermark, was sonst in Norddeutschland und Skandinavien nicht allgemein germanischer Brauch war, in der Form der Familiengräber bereits während der

¹⁰⁾ Berlin, Staatsmus. I g 1342.

¹¹⁾ Kuntel, Urgeschichte 1931 Taf. L 7.

¹²⁾ Acta Archaeologica 1933 S. 48 Abb. 20.

¹³⁾ La Baume, Arch. f. Anthr. N. F. XXIII Taf. VI B., f. a. Petersen, Die frühgermanische Kultur S. 33.

¹⁴⁾ Mannus XVI, 1924, S. 170 (Kosfinna).

¹⁵⁾ Kuntel, Urgeschichte 1931 Taf. LVI.

¹⁶⁾ Petersen, Die frühgermanische Kultur S. 10.

vierten Periode erscheinen¹⁷⁾, wie später die bekannten frühelisenzeitlichen im östlichen Hinterpommern und an der Weichsel. Es handelt sich immer wieder um die gleiche Gesetzmäßigkeit und denselben Rhythmus. Die Keimzelle liegt jedesmal im Lande um Mittellelbe und Havel, zwar nicht im eigentlich altgermanischen Gebiet, sondern in einer Randprovinz, an deren germanischem Charakter allerdings kein Zweifel ist. Sie stellt bereits während der älteren Bronzezeit eine eigene Gruppe dar, die dann von dem Übergang der älteren zur jüngeren Bronzezeit einen kräftigen Zustrom von der unteren Elbe her erhält.

Die inneren Gründe für diese Erstarkung des Mittellelbegebiets zu Beginn der jüngeren Bronzezeit aufzuzeigen und der tieferen Ursache für die erste Germanisierung Ostdeutschlands nachzugehen, ist hier nicht der gegebene Ort. Wir müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß alle diese Dinge offenbar in unmittelbarem Zusammenhang mit der großen Ausbreitung der Urnenfelderkultur stehen.

In den weiten Rahmen dieser Zusammenhänge muß die Premnitzer Kanne gestellt werden. Ihr kommt zunächst deswegen besondere Bedeutung zu, weil sie zu den ältesten Anknüpfungspunkten der oben aufgezeigten norddeutsch-germanischen Reihe gehört, dann aber auch besonders aus dem Grunde, weil ihre Verzierung noch in durchaus eindeutiger Weise den Sonnenwagen zur Darstellung bringt, also doch wohl die schon von Bröndstedt ausgesprochene Vermutung nachdrücklich zur Gewißheit erhebt, daß der Sonnenkult im Norden mit gleichem Vorstellungsinhalt wie ihn der Trundholmer Fund aufweist, mehrere Jahrhunderte weitergelebt hat und noch in der jüngeren Bronzezeit in voller Blüte stand¹⁸⁾. Bei der bekannten Zähigkeit naturverbundener Bauernvölker im treuen Bewahren ihrer Weltanschauung im allgemeinen und dem ausgeprägten Sinn für Überlieferung bei den bronzezeitlichen Germanen im besonderen sollte man nach alledem erwarten, diesen nun schon Jahrhunderte überdauernden germanischen Sonnenwagen auch auf den Gesichtsurnen irgendwie in Erscheinung treten zu sehen. Bisher sind keine entsprechenden Beobachtungen angestellt worden, und man hat sich wohl auch in dieser Richtung keine besonderen Gedanken gemacht. Wir müssen aber, die Richtigkeit der Deutung der Premnitzer Zeichnung als Sonnenwagen und der germanischen Wanderung von der Elbe zur Weichsel vorausgesetzt, unbedingt entsprechende Zeugnisse erwarten. So zeigt — um hier nur einiges anzudeuten — eine Mägenurne aus der Gegend von Danzig noch eine an die Premnitzer Tierzeichnung unmittelbar anschließende Darstellung nebst dem gleichen Punktkreis, allerdings in flüchtiger oder mißverständlicher Anordnung¹⁹⁾. Oder man betrachte unter diesem Gesichtspunkt einmal die

¹⁷⁾ Engel, Vorzeit an der Mittellelbe S. 252 ff. Mannus XV, 1923, Taf. III 28 (v. d. Hagen).

¹⁸⁾ a. a. O. S. 202.

¹⁹⁾ La Baume, Ipf 1928 Taf. III 5 und IX. Zu der gleichen Gruppe ist wohl auch die Darstellung auf einer Gesichtsurne aus der ehemaligen Provinz Posen zu rechnen (Mus. Hildesheim), die dann einen Reiter mit der Sonnen Scheibe dahinter wiedergeben würde (Abb. 5).

Zeichnung der Prachturne von Grabau (Abb. 6—7). Ein Zweispänner mit Lenker, dahinter ein großes, vielstrahliges Gebilde, und als Begleitung die drei schreitenden Männer. Das vielstrahlige Gebilde hat man gemeinhin als Schild gedeutet; dagegen spricht, daß die ganze Zeichnung in ihren Ausmaßen wohl-abgewogen ist; Pferd, Wagen, Räder und Menschen stehen alle in durchaus natürlichem Verhältnis zu einander. Der Schild wäre dann doppelt so groß wie die Männer, eine unglaubliche Vorstellung, noch unwahrscheinlicher als die Annahme, daß die den Schutz Waffen sonst so abholden Germanen gerade den Schild als etwas ganz Besonderes und Kostbares durch seine Größe hätten hervorheben wollen²⁰⁾. Etwas ganz Hervorragendes bedeutet das vielstrahlige Gebilde fraglos, das bezeugt die große Aufmachung der Szene mit ihrer Feierlichkeit und den den Zug würdig begleitenden Männern²¹⁾. Es liegt für den, der vom Sonnenwagen von Premnitz her kommt, und der den Ablauf der Dinge in ihrer historischen Entwicklung von der Elbe her betrachtet, mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit auf der Hand, daß es sich hier eben auch um einen Sonnenwagen handelt, größer und prächtiger noch als der Wagen von Trundholm, prunkvoller und üppiger, wie eben so vieles, was die jungen Ostgermanen in ihrer neuen Heimat aus den Dingen ihres Ahnenerbes gemacht haben.



Abb. 7. Gesichtsurne von Grabau
Kr. Pr.-Stargard (vgl. Abb. 6). Etwa $\frac{1}{10}$
Nach La Baume, Blätter für deutsche
Vorgeschichte Heft 1 S. 7 Abb. 2

Soviel ist jedenfalls sicher, daß uns die Ranne von Premnitz über das Geistesleben der norddeutschen Germanen zur jüngeren Bronzezeit neues Licht gebracht hat, das geeignet ist, neue Linien zu verfolgen und Altes in neuer Beleuchtung erscheinen zu lassen.

²⁰⁾ Die ovale Gestalt der Zeichnung steht ihrer Deutung als Sonnenscheibe nicht entgegen. Vgl. Almgren, Nordische Felszeichnungen S. 88.

²¹⁾ Man vergleiche für den vorliegenden Fall die Wiedergabe auf der Urne von Grabau mit der Felszeichnung von Villa Arendal im Kirchspiel Tanum (Almgren, Nordische Felszeichnungen S. 100 Abb. 61 c).

Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Bedeutung

Von Karl Hermann Jacob-Friesen (Hannover)

Mit 9 Abbildungen

Die verzierten Rasiermesser der jüngeren Bronzezeit haben bisher in Deutschland eine nur geringe Beachtung gefunden. In Dänemark beschäftigte sich als erster Sophus Müller ausführlich mit ihnen¹⁾, ferner Hans Rjaer²⁾, schließlich J. Bröndstedt³⁾.

Im folgenden zähle ich die wichtigsten mir bekannt gewordenen verzierten Rasiermesser aus Niedersachsen auf und gebe zunächst die Fundgeschichten, soweit überhaupt welche vorliegen, sowie eine kurze Beschreibung.

1. Harsefeld-Griemshorst Kr. Stade (Abb. 1). Eigentum des Heimatmuseums Stade. Katalog-Nr. 223. Der Leiter der urgeschichtlichen Abteilung des Stader Museums, Herr Cassau, berichtet dazu: „Da das Messer bereits 1864 katalogisiert ist, fehlen leider genaue Angaben über die Fundverhältnisse. Die Katalognotiz lautet: Fundort Griemshorst Kr. Stade, gefunden in einem Hügel unweit der Harschlah bei Griemshorst. Mit Harschlah kann nur die sogenannte Harselah, ein Wald 5 km südlich von Harsefeld gemeint sein. Sowohl Griemshorst, ein Gutsbezirk, als auch die Harselah gehören zur Feldmark Harsefeld.“

Länge des Stückes 8, größte Breite 1,6 cm. Es ist stark beschädigt, der Griff ist abgebrochen, ebenso das Messerende. Parallel zum Rücken ist ein schmales Band durch Schrägstrichelung angebracht, das oben von zwei parallelen Linien und einer Punktreihe begleitet wird. Nach dem Griff und nach dem Ende zu ist das Linienband S-förmig nach innen umgebogen, so daß eine Schiffsfigur entsteht. Im Innenraum dieses Schiffes sind zwei, zwar schon stilisierte, doch aber immerhin noch einigermaßen naturgetreu wiedergegebene Pferde gezeichnet, die klarer erscheinen, wenn man sie — entgegen der sonstigen Betrachtungsart — von der Schneide aus ansieht. Die Pferdekörper sind durch zwei parallele Linien gebildet, die Bauchlinien werden von einer Punktreihe begleitet, die Ohren sowie die Beine, von denen nur zwei wiedergegeben sind, sind durch je zwei senkrechte Linien gekennzeichnet, die in Punkten enden.

2. Boizen Kr. Zeven (Abb. 2). Privatsammlung des Herrn Hans Müller-Brauel in Zeven. Nach Mitteilung des Besitzers wurde das Rasiermesser zusammen mit einem einfachen Bronzepfriemen in einer Aschenurne gefunden, die mit einem Deckel verschlossen war, und zwar unmittelbar vor der großen Haustür des Hofes Hains in Boizen (früher Langes Hofstelle). Hier liegt ein umfangreicher bronzezeitlicher Urnenfriedhof, der bei Hofarbeiten teilweise zerstört wurde. Es sind etwa 30—40 Urnen hier gefunden worden.

Länge des Stückes 10,1 cm, größte Breite 2,3 cm. Das Messer ist gut erhalten, nur Rücken und Schneide sind etwas ausgebrochen. Der Griff wird durch eine S-förmige Bandschleife gebildet, die größtenteils in einer Rückenkerbe liegt. Rücken und Messerende werden

¹⁾ Sophus Müller, Billed- og fremstillings Kunst i Bronzealderen. Aarbøger for nordisk Oldkyndighed Bd. 55, 1920, S. 125 ff.

²⁾ Hans Rjaer, To votivfund fra yngre Bronzealder fra Fyen og Jylland. Emdort Bd. 62, 1927, S. 235 ff.

³⁾ J. Bröndstedt, Pferd und Sonnenscheibe auf jungbronzezeitlichen Rasiermessern. Acta Archaeologica II, 1931, S. 199 ff.



Abb. 1. Harfefeld-Briemshorst Kr. Stade. $\frac{1}{1}$

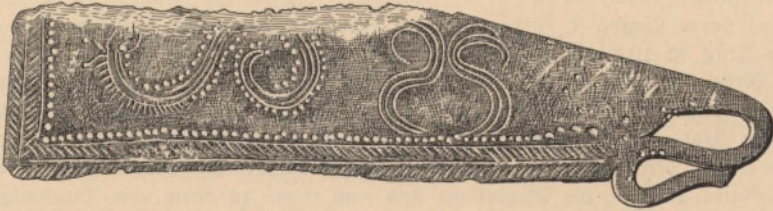


Abb. 2. Boitzen Kr. Zeven. $\frac{1}{1}$



Abb. 3. Umgebung von Lathen Kr. Aschendorf-Hümmling. $\frac{1}{1}$

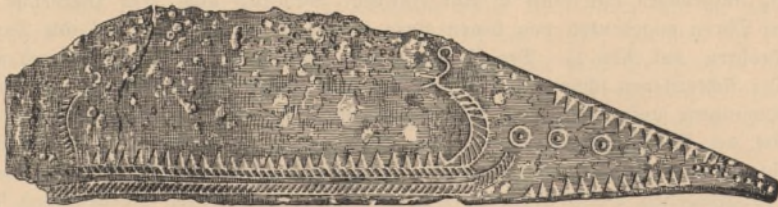


Abb. 4. Adendorf, Landkreis Lüneburg. $\frac{1}{1}$

Abb. 1 – 4. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen

Wegen der bildlichen Darstellungen sind die Messer mit dem Rücken nach unten
wiedergegeben worden

von einem Fischgrätenmuster begleitet, das nach innen zu von einer Linie und einer Punktreihe abgeschlossen ist. Auf dem Blatt finden sich nach dem Griff zu zwei S-förmige, voneinander abgekehrte Gestalten, die durch drei parallele Linien wiedergegeben sind. Nach dem Ende zu ist ein stark stilisiertes Pferd angebracht und zwar in schlangenförmiger S-Gestalt. Den Körper bilden drei parallele Linien, die Ohren sind durch zwei von Punkten begrenzte Striche, die Mähnenhaare durch Schrägstriche angedeutet. Die Bauchlinie und auch die Rückenlinie, soweit sie nicht von der Mähnenzeichnung eingenommen ist, wird von je einer Punktreihe begleitet.

3. Umgebung von Lathen Kr. Aschendorf-Himmeling (Abb. 3). Im Besitze des Kaufmanns Herrn Löning in Lathen. Nähere Fundumstände waren leider nicht zu erlangen.

Das Stück ist 10,6 cm lang und hat eine größte Breite von 2,9 cm. Sehr gut erhaltenes Messer, bei dem nur die Schneide etwas ausgebrochen ist. Der Griff wird durch einen S-förmig gestalteten Rundstab gebildet, der in einer halbkreisförmigen Ausbuchtung des Rückens liegt. Die Verzierung des Messerblattes stellt zwei Schiffe dar, die vorn und achtern in einen Pferdekopfstevan auslaufen. Schiffskörper und Stevan werden durch drei parallele Linien gebildet, die Pferdeköpfe sind nach innen zu durch eine Punktreihe betont. Die Reling der Schiffe wird durch einen Eierstab wiedergegeben, der unter den Schiffen, gewissermaßen als Wasserlinie, wiederholt ist. Über jedem Schiff schwebt ein schlangenartig stilisiertes Pferd mit stark hervorgehobenem Auge. Kopf und Hals werden oben von einer Punktreihe begleitet, die Mähnenzeichnung ist stark nach hinten gerutscht, der Schweif ist fischschwanzartig gespalten. Von den Augen der Stevanpferdeköpfe verläuft bogenförmig nach unten, dem Messerrücken zu, je eine Linie. Am Messerende sowie in der Messermitte stoßen diese Bogenlinien auf je drei konzentrische Halbkreise.

4. Adendorf, Landkr. Lüneburg (Abb. 4). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 14 249. Nähere Fundangaben fehlen.

Länge des Stückes 10,2 cm, größte Breite 2,6 cm. Das Messer ist stark beschädigt, der anscheinend bandförmige Spiralgriff ist abgebrochen, das Messer-Ende nach der Schneide und nach dem Rücken zu ausgebrochen. Die Hauptdarstellung ist ein Schiff mit geteilten Border- und Achterstevan. Der Schiffsrumpf wird durch zwei schräg gestrichelte Bänder, die fischgrätenartig übereinandergestellt sind, gebildet. Der Oberteil des Vorderstevans ist sichelförmig aufgebogen und läuft in eine einlinige S-Spirale aus. Ein Pferdekopf ist hier durch zwei Ohren angedeutet, von denen eines in einem Punkt endet (vgl. die Darstellung der Pferdeohren auf Abb. 1). Der Unterteil des Vorderstevans ist schwach nach oben gebogen. Der Achterstevan schneidet in seinem Unterteil gerade ab, der Oberteil ist durch eine sanft geschwungene aufrechtstehende Linie angedeutet, die nach außen zu Schrägstrichelung in der Art der Pferdemaßen zeigt. Die Reling wird durch eine Reihe spitzwinkliger Dreiecke bezeichnet. Ähnliche Dreiecksreihen wiederholen sich an den Rändern des spitzwinklig ausgezogenen Griffstückes. Dort, wo sie aufeinanderstoßen würden, sind sie durch eine Punktreihe abgelöst. Vor dem Vorderstevan des Schiffes sind waagrecht drei Kreise mit stark betontem Mittelpunkt angebracht.

5. Aurich Kr. Aurich (Abb. 5). Eigentum des Landesmuseums Hannover. Inv. Nr. 7402, nähere Angaben fehlen. In der Literatur ist das Stück schon erwähnt und abgebildet: Katalog der Ausstellung zu Berlin 1880, S. 171. Remble, *Horae ferales*, London 1863, Taf. X 12. Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, Bd. II 3 Taf. III 9. Müller-Reimers, *Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover*, Taf. VII 62.

Das Stück ist 14,2 cm lang und hat eine größte Breite von 3,5 cm. Es ist im allgemeinen gut erhalten, nur an der Schneide und am Rücken leicht beschädigt. Der Griff ist bandförmig und nach einer S-Schleife spiralförmig aufgerollt. Die ganze Fläche des Blattes

einnehmend sind außer einer Spiralarreihe vier Schiffe angebracht. Das größte Schiff, aus parallelen Linien mit Dreiecksreihen gebildet, zeigt einen geteilten Border- und Achterstevens. Der Unterteil des Borderstevens ist sanft nach oben gebogen, der Oberteil nach rückwärts geschwungen und zeigt am Stevenauflatz deutlich einen Pferdekopf mit abgesetzter Schnauze, die Ohren sind durch je zwei Parallel-Linien angegeben. Der Unterteil des Achterstevens ist leider nicht erkennbar, war aber wahrscheinlich ähnlich den übrigen Stücken gerade abgeschnitten, der Oberteil des Achterstevens ist nach oben geschwungen und zeigt einen Pferdekopfaufsatz ähnlich dem des Borderstevens, nur ist hier noch die Pferdemaähne deutlich gezeichnet. Aber diesem Hauptschiff schwebt ein weiteres Schiff, bei dem Border- und Achterstevens in symmetrischer Form S-förmig nach innen gebogen sind. Auf diesem kleineren Schiff stehen drei S-förmige Gestalten, von denen zwei einander zugekehrt sind. Das nächste Schiff ist umgekehrt am Schneidenteil nach dem Griff zu angebracht, zeigt ebenfalls symmetrisch S-förmig gebildete Steven; auf ihm stehen zwei S-förmige Gestalten voneinander abgekehrt. Das kleinste Schiff ist ebenfalls nach dem Griff zu, aber an den Rücken angelehnt, gezeichnet. Es hat dieselbe symmetrische Stevenform wie die beiden vorigen Schiffe, auf ihm steht nur eine S-förmige Gestalt. Messerende, Schneide und Griffabschluß sind mit Parallel-Linien und Dreiecksreihen verziert. Die aus Spiralen gebildete Wellen-Reihe nach der Schneide zu zeigt 9 Wellenköpfe.

6. „Im Bremischen gefunden“ (Abb. 6). Eigentum der Familie Blumenbach in Hannover, zur Verfügung gestellt durch Herrn Rechtsanwalt Robert Blumenbach in Hannover. Der ursprüngliche Besitzer, der Geh. Regierungsrat Georg Blumenbach, beschreibt das Messer selbst in der „Zeitschrift des Historischen Vereins in Niedersachsen“, Jahrg. 1852, Hannover 1855, in einem Aufsatz „Resultate aus germanischen Gräbern“, VII. Kapitel, das betitelt ist „von Schermessern, Haarkneipen, Haarkämmen“ auf S. 17 ff. folgendermaßen:

„Ich bin im Stande, bei dieser Gelegenheit die Abbildung eines solchen Messers aus meiner Sammlung mitzuteilen, das sich eben so sehr durch seine erhaltene Vollständigkeit, als durch die Eigentümlichkeit der darauf eingegrabenen Darstellung auszeichnet. Ich kann zwar den Fundort dieses Messers nicht angeben; da ich es aber zugleich mit mehreren anderen im Bremischen ausgegrabenen Altertümern erworben habe, so wird auch dieses Scheermesser dahin zu rechnen sein. Das Einzelne dieser Darstellung gibt zu verschiedenen Betrachtungen Veranlassung. Der Hauptgegenstand ist das Schiff, das hier auf einer weit ausgedehnten Meeresfläche schwimmend gedacht ist. Um über diese gleichsam in der Vogelperspektive dargestellte Meeresfläche keinen Zweifel zu lassen, ist dieselbe durch zwei Wassergeschöpfe, einen Fisch und eine fingierte Wasserschlange bezeichnet. Endlich ist gerade unter jenem Fische ein kleineres Schiff, vielleicht nur ein Boot, zu sehen, das halb auf das Ufer gezogen zu sein scheint. Die ganze Auffassung dieser Szene und das Bestreben, sich verständlich zu machen, ist höchst merkwürdig, da wir so selten eine Spur eines eigentlichen Kunsttriebes auf germanischen Altertümern wahrnehmen. Betrachten wir aber das Hauptschiff mit der darin knieenden und ein Ruder haltenden Menschenfigur, so mag hier Tacitus selbst die Erklärung liefern. Er sagt nämlich (Germania Cap. 44, wo er gerade die Schiffe der Schweden beschreibt): Die Völkerschaften der Suionen sind stark durch ihre Flotten. Die Gestalt ihrer Schiffe unterscheidet sich darin, daß das Vorder- und Hinterende von beiden Seiten dem Anlanden eine paßliche Stirn bietet; daß sie weder durch Segel regiert werden noch Ruder in Reihen auf den Seiten führen. Ihr Steuerruder ist lose, wie bei gewissen Flußfahrzeugen und veränderlich hier oder dort, wie es die Umstände erfordern.“

Das Stück ist im allgemeinen gut erhalten, ist 12,9 cm lang und hat eine größte Breite von 3,6 cm. Der Spiralgriff ist abgebrochen, die Schneide ist etwas schartig. In der

Literatur erwähnt: C. Schuchhardt, *AltEuropa* Abb. 82b. G. Wille, *Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung* Abb. 14. A. Nordén, *Neue Ergebnisse der schwedischen Felsbildforschung*, Jpef 1927, Taf. 53₂.

7. Göttenstorf Kr. Winsen a. d. Luhe (Abb. 8). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 4651. Der Katalog vermerkt nur: „Zusammengefunden mit der Pinzette Inv. Nr. 4783“, etwa 50 Ruthen nördlich vom Dorfe in einem Erdentmale.“ In der Literatur erwähnt und abgebildet: Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, Bd. II 3, Taf. III 8. Tewes, *Unsere Vorzeit* S. 36. Müller-Reimers, *Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover* Taf. VII 64.

Das Stück hat eine Länge von 14,4 cm und eine größte Breite von 4,7 cm, es ist im allgemeinen gut erhalten, nur an der Schneide schartig. Der Griff ist als Vierkantstab ausgezogen und nach einer S-Biegung zur Spirale aufgerollt.

Parallel zum Rücken und zum Messerende verlaufen mehrere Linien und Punktreihen. Fast das ganze Blatt wird eingenommen von einer großen Schiffszeichnung. Vorder- und Achtersteven des Schiffes sind geteilt. Der Unterteil des Vorderstevens ist schräg nach oben gebogen, der Oberteil S-förmig zunächst nach rückwärts und dann waagrecht nach vorn umgebogen. Der Unterteil des Achterstevens ist kurz abgeschnitten, der Oberteil steigt wellenförmig nach oben und endet in einer Spirale. An dem Oberteil des Achterstevens sind nach innen zu zwei Ohren angebracht, die sicherlich einen Pferdekopfstevens andeuten sollen. Als Schiffsbesatzung sind fünf S-förmige Gestalten wiedergegeben. Vor dem Schiff zeigen sich drei nebeneinanderstehende S-Figuren.

8. Gegend von Börstel Kr. Verfenbrück (Abb. 7). Eigentum des Städtischen Museums zu Osnabrück, Inv. Nr. 2405/13. Hans Gummel gibt in dem von ihm bearbeiteten „Führer durch das Museum der Stadt Osnabrück“ (Heft 1, Führer durch die urgeschichtlichen Sammlungen) auf S. 43 das Stück in Abbildung wieder, wobei auch der mit dem Messer gefundene Stangentknopf abgebildet ist.

Das Stück hat eine größte Länge von 8,9 cm und eine größte Breite von 3,4 cm. Es ist gut erhalten. Der Griff ist handförmig ausgezogen, schwach S-förmig gekrümmt und an den Rücken angelehnt. Auf dem Blatt sind zwei Schiffszeichnungen übereinander angebracht, das untere Schiff zeigt geteilten Vorder- und Achtersteven. Der Oberteil des Vorderstevens ist S-förmig nach rückwärts gebogen, an ihm deuten zwei Ohren, wiedergegeben durch zwei in Punkten endende Striche, den Pferdekopf an. Der Unterteil des Vorderstevens läuft schräg nach oben und ist vorn kolbenförmig verdickt. Der Oberteil des Achterstevens ist dem des Vorderstevens ähnlich gebildet, nur fehlen hier die Ohren. Der Unterteil des Achterstevens geht in die Randbegrenzung des Messerendes über und diese endet nach der Schneide zu in einer S-förmigen Ausbiegung. Aber dem großen Schiff schwebt ein kleines, ganz ähnlich wiedergegebenes, bei dem nur der Unterteil des Achterstevens kurz abgeschnitten ist und der Oberteil des Achterstevens ebenfalls zwei Pferdeohren zeigt. Der Griffansatz ist durch Strichbänder in Zickzackform verziert, die zur Schneide führende Kante ist durch drei parallele, von Punktreihen begleitete Linien verziert, die S-förmig nach innen aufgebogen sind.

9. Harfefeld-Königsgrab Kr. Stade (Abb. 9). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 18 298. Gefunden in der Steinkammer eines Hügelgrabes zusammen mit einem schmalen Messer, dessen gerader Rundstabsstiel in einen Ring endet. Ein ausführlicher Fundbericht über dieses bedeutungsvolle „Königsgrab“ ist leider noch nicht veröffentlicht. Im vierten Bande des „Mannus“ (Würzburg 1912) erwähnt E. Sneath den Vortrag Hans Hahn über „Neue Forschungen und Erfahrungen aus der Vorgeschichte der Provinz Hannover“. Er schreibt dort auf S. 336: „Der späteren Bronzezeit gehört das Königsgrab bei Harfefeld an. Auch hier waren Sagen im Umlauf über einen König, der an einer Tafel mit goldenen Geräten saß. Unter den Fundsachen sind zu beachten ein

Rasiermesser mit S-förmigen Figuren und Schiffsdarstellungen, wie sie für die V. Periode bezeichnend sind. Auch ein Bronzemesser mit nach oben gebogener Spitze und einem Griff, der in einen Ring ausläuft, in dem wiederum zwei Ringe hängen, hat die für diese Periode oft übliche Form". In seiner „Totenehre im alten Norden“ (Jena 1929) schildert Hans Hähne



Abb. 5. Aurich Kr. Aurich. $\frac{1}{1}$



Abb. 6. Gegend von Bremen. $\frac{1}{1}$

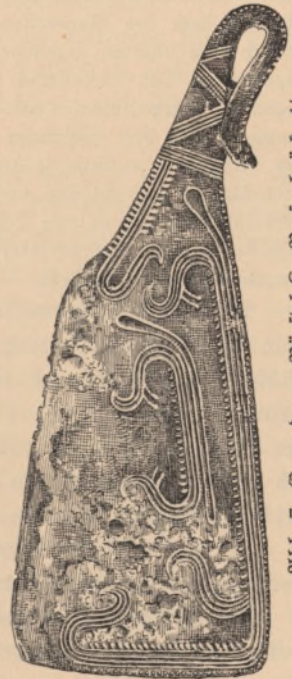


Abb. 7. Gegend von Börstel Kr. Verfenbrück. $\frac{1}{1}$

Abb. 5–7. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen

das Grab in folgenden Worten: „Ein fest gefügtes starkes Steinkammergrab von geringen Ausmaßen in einem Hügel birgt den Leichenbrand eines Toten. Der lag aber sonderbarerweise weder frei im Grab noch in einer Urne, sondern auf einem Steintisch, und als Beigabe fanden sich — wahrscheinlich als der Rest des ursprünglich vorhandenen, aus vergangenem Material gefertigten Totengutes — zwei prachtvoll gearbeitete, reich mit Sinnbildern in

Punztechnik verzierte messerartige Geräte. Der weitblickende Hängel dient heute noch als „Osterberg“ beim Volksbrauch der Frühlingsfeier, und die Bevölkerung, seit damals ununterbrochen nordisch, heute germanisch-deutsch, erzählte sich schon vor der Entdeckung des Grabes, daß hier ein König mit seinem Tisch und Eßgerät ruhe“.

Unser Rasiermesser (größte Länge 15,4 cm, größte Breite 4,2 cm) ist leider stark beschädigt, doch sind alle wesentlichen Teile noch gut erkennbar. Der Griff ist rundstabförmig ausgezogen, S-förmig umgebogen und am Ende in einer Ausbuchtung des Rückens spiralig aufgerollt. Die Hauptverzierung wird durch zwei ineinandergesetzte Schiffe gebildet, wobei über dem kleineren noch ein Dreiwirbel schwebt. Das größere, das untere Schiff zeigt geteilten Vorderstegen, dessen Unterteil in sanftem Bogen nach oben strebt, während der Obersteg stärker gekrümmt ist und in einen Pferdekopf mit abgesetzter Schnauze endet. Der Hintersteg ist ebenfalls geteilt, wobei der Unterteil kurz und stumpf endet, während der Obersteg dem des Vorderstegens entsprechend gebildet ist. Das kleinere obere Schiff ist ähnlich dem unteren gezeichnet, nur sind die Stegenpferdeköpfe durch eine einfache Schleife angedeutet. Der Dreiwirbel, der über dem oberen Schiffe schwebt, ist aus einer S-förmigen liegenden Doppelspirale mit aufgesetzter einfacher Spirale gebildet. Vor dieser Schiffsgruppe liegen drei S-förmige Doppelspiralen. Vom Griff aus ziehen sich den Rücken und das Messerende entlang je drei parallele Linien, die nach innen zu größtenteils durch eine Dreiecksreihe abgeschlossen sind. Dieses Linienband biegt dort, wo das Messerende in die Schneide übergeht, in eine Schleife um, an die sich drei einfache Spiralen anschließen. Auch nach der Schneide zu verläuft vom Griff aus ein solches Linienband, das vor der Schiffsgruppe S-förmig abschließt.

Alle diese Rasiermesser gehören in die Perioden IV und V der Bronzezeit nach Montelius. Zeitlich genauer durch Beifunde sind nur Nr. 7, 8 und 9 (Abb. 7, 8, 9) bestimmt; sie gehören nach Periode V. In der Form des Griffes erinnert Messer Nr. 3 (Abb. 3) an Periode IV. Eine typologische Scheidung der Messer und damit eine einwandfreie Zuteilung auf bestimmte Perioden ließ sich an der Hand unseres doch nicht sehr umfangreichen Materiales nicht durchführen. Wollte man typologische Entwicklungsreihen aufstellen, so würden diese je nach Gesamtform, Griffgestalt, Schiffstypen, Pferdedarstellungen oder Verzierungsmotiven immer anders ausfallen.

An Darstellungen finden wir auf den Messern: Schiffe, Pferde, Menschen, S-förmige Gestalten, einen Fisch, konzentrische Halbkreise und Kreise sowie einen Dreiwirbel.

Mit Ausnahme von Nr. 2 (Abb. 2) sind auf allen Messern Schiffe dargestellt. Aber gerade die Nr. 2 zeigt, wie das Schiffsmotiv überhaupt auf Rasiermesser kommt. Das Schiff ist nämlich ursprünglich weiter nichts anderes als eine Weiterbildung der Randverzierung; es ist also gewissermaßen nur hineingelesen worden in die Randverzierung. Das wird besonders deutlich, wenn wir das dänische Rasiermesser betrachten, das wir bei Sophus Müller „*Ordning af Danmarks Oldsager*“ Bd. I Taf. XIV Abb. 188 finden. Bei unserem Messer Nr. 2 halte ich die Randverzierung aber nicht für den Anfang der Entwicklung, sondern für eine Entartungsform. Es zeigt sich ja häufig bei allen diesen Entwicklungsreihen, daß beginnende und entartende Entwicklung ganz ähnliche Formen aufweisen.

Am naturgetreuesten ist das Schiff (genau so wie der Mensch und der Fisch) auf Messer Nr. 6 (Abb. 6) wiedergegeben. Wir sehen deutlich die geteilten Steven, bei denen der Unterteil vorn lang ausgezogen, achtern dagegen kurz abgeschnitten ist. Die Oberteile der Steven sind hoch aufgerichtet. Diese Schiffsform entspricht dem Brandskoger Typus⁴⁾. Die gleiche Schiffsform findet sich auf Messer Nr. 4, 5 (aber nur beim Hauptschiff!), 7, 8 und 9 (Abb. 4, 5, 7, 8, 9).

Eine andere Schiffsform, nämlich die mit symmetrisch gebildetem Vorder- und Achtersteven zeigen die Messer Nr. 1, 3 und 5 (Abb. 1, 3, 5); bei letzterer nur die drei kleineren Schiffe). Auffallend ist, daß auf Messer 5 beide Schiffstypen, der Brandskoger und der symmetrische gemeinsam dargestellt sind.

Neininandergeschachtelte Schiffe, dergestalt, daß ein kleineres über einem größeren schwebt, finden sich auf den Messern 5, 8 und 9 (Abb. 5, 7, 9).

Die Pferdedarstellungen sind am naturgetreuesten auf Messer Nr. 1 (Abb. 1) gezeichnet, doch muß man hier, wie schon erwähnt, im Gegensatz zu den übrigen Darstellungen, die Pferde von der Messerschneide und nicht vom Messerrücken aus betrachten. Die Abwandlung dieser Vierfüßler in schlangenartige Gebilde, die aber eben weiter nichts als stilisierte Pferde sind, hat Sophus Müller in seiner eingangs erwähnten Arbeit deutlich gezeigt. Während auf unserem Messer Nr. 1 die Vorderbeine, der Kopf, die Ohren und die Mähne noch deutlich sichtbar sind, erkennen wir an der S-förmigen Schlangengestalt des Messers Nr. 2 (Abb. 2) nur noch die Ohren und die Mähne, auf Nr. 3 (Abb. 3) nur noch die Mähne. Berunglückt erscheint zunächst die Zeichnung auf Messer Nr. 6 (Abb. 6), die vor dem Menschen über dem Schiffe schwebt. Sie ist sicherlich auch ein Pferd (vgl. auch die fischschwanzartige Teilung des Schweifes, die an die Pferde auf Messer Nr. 3 [Abb. 3] erinnert), aber so undeutlich durchgeführt, daß Blumenbach sie für eine Wasserschlange halten konnte.

Die starke Stilisierung der Pferde spiegelt sich in den Stevenauflagen wieder. Bei Nr. 3 (Abb. 3) finden sich als Stevenauflagen dieselben Pferdeköpfe, wie sie die über den Schiffen schwebenden ganzfigurigen Pferde zeigen. Am Bordesteven des Schiffes auf Messer Nr. 3 sind Pferdeohren erkennbar, ebenso auf Nr. 5, 6, 7 und 8 (Abb. 5, 6, 7, 8).

Ein Mensch ist deutlich als Paddler auf Messer Nr. 6 (Abb. 6) gezeichnet. Die Fortbewegung der bronzezeitlichen Schiffe durch Paddelruder und nicht etwa durch lange Riemen oder Segel wird ja auch durch die Felszeichnung von Brandskog⁵⁾ bewiesen. Als größere Schiffsbesatzung können wir zweifellos auch die fünf S-förmigen Gestalten auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) ansehen.

Auch die Messer Nr. 2 u. 5 (Abb. 2 u. 5) zeigen mehrere S-förmige Gestalten in den Schiffen. Auffallenderweise sind diese Gestalten nun nicht alle wie auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) in einer Richtung angebracht. Bei Messer Nr. 2 (Abb. 2)

⁴⁾ Vgl. A. Nordén, Neue Ergebnisse der schwed. Felsbildforschung. Ipef 1927, S. 161 ff.

⁵⁾ Vgl. Nordén a. a. O.

sind zwei Gestalten einander „mit dem Rücken“ zugekehrt, ebenso auf dem zweitgrößten Schiff des Messers Nr. 5 (Abb. 5), während auf demselben Messer bei dem über dem größten Schiff schwebenden kleineren zwei Gestalten „mit dem Gesicht“ einander zugekehrt sind. Nach dem Vorgang der Schiffsbesatzung auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) sind auch diese S-förmigen Gestalten Menschen und zwar „Zwillinge“. Naturgetreu wiedergegeben erscheinen derartige Zwillinge auf dem dänischen Rasiermesser, das Sophus Müller im 1. Bande seiner nordischen Alttertumskunde in Abbildung 125 veröffentlichte.

Über die kultsymbolische Bedeutung der Zwillinge äußert sich Georg Wilke⁶⁾: „Bei allen indogermanischen Völkern gelten die Zwillinge als Wohltäter der Menschheit. Sie gewähren ihnen Nahrung, Reichtum, Glück und Ruhm, heilen Krankheiten aller Art, stehen dem Bedrängten in Not und Gefahr bei, besonders bei Schiffbruch, wie sie denn überhaupt mit dem Schiff eng verknüpft sind. Im Rigveda bewegen sie sich, das Himmelsgewölbe Tag und Nacht bewachend, dreimal bei Nacht und dreimal am Tage wie ein Schiff auf dem Meere durch den Himmelsozean (Rigv. I 46, 7, 8, V 73, 8) und man nennt sie deshalb auch Söhne der See (Rigv. I 46, 2). Wie die indischen Arjuns, so waren auch die griechischen Dioskuren Beschützer der Schiffer, denen sie das baldige Aufhören des Sturmes durch Flämmchen auf den Masten anzeigten. Die keltischen Dioskuren Westfrankreichs, die den Anwohnern des Ozeans als die höchsten Götter galten, sollen nach einer uralten Sage im Schiff über den Ozean zu ihnen gekommen sein, und die slawischen Holtzschy, Lel und Polel genannt, die von den alten Chronisten mit dem römischen Castor und Pollux gleichgesetzt werden, soll man als ein auf einem Baumstamme, also wohl auf einem Einbaum, stehendes Brüderpaar dargestellt haben. Endlich findet sich diese Beziehung auch noch mehrfach in lettischen und litauischen Liedern, wo die Zwillinge gewöhnlich „Gottesöhne“ genannt und gleichfalls als Helfer in der Not angerufen werden. So in dem Liede:

Die Sonnentochter watet im Meere.

Man sah nur noch das Krönchen,

Rudert das Boot, ihr Gottesöhne,

Rettet der Sonne Leben.“

Wolfgang Schulz⁷⁾ bringt für diese Dioskuren weitere bronzezeitliche Belege von schwedischen Felszeichnungen. Daß wir in den Zwillingen auch unserer Messer Göttergestalten zu erkennen haben, unterliegt also keinem Zweifel.

In diesem Zusammenhange sei der merkwürdigen „baumartigen“ Gebilde gedacht, die auf dänischen Rasiermessern erscheinen⁸⁾. Schuchhardt behandelte

⁶⁾ Georg Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung, Leipzig 1923, S. 191.

⁷⁾ Wolfgang Schulz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, München 1934, Abb. 45 u. 46.

⁸⁾ Madsen, Afbildninger af danske oldsager og mindesmaerker. Band broncealderen. Kopenhagen 1872/76, Taf. XXIV 14 u. 15.

Abb. 8. Gddenstorf Kr. Winsen a. d. Luhe. $\frac{1}{1}$ Abb. 9. Harfefeld-Königsgrab Kr. Stade. $\frac{1}{1}$

Abb. 8–9. Verzierte Bronzemesser aus Niedersachsen

sie in einem Aufsatz „Der Busch als Segel“ in der Prähist. Zeitschr. IX, 1917, S. 178 und 179. Er sagt, diese Gebilde „erheben sich wie eine Trauerweide mitten im Boden“ und er glaubt an der Hand ethnographischer Vergleiche diese Gebilde als „Baumsegel“ ansprechen zu dürfen, d. h. als natürliche Bäume, die im Boote aufrechtgestellt und befestigt sind, so daß der Wind durch die Baumkrone das Boot vorwärts treibt, er meint also, die Germanen der Bronzezeit

hätten „vor dem Busch gesegelt“. Dieser Auffassung vermag ich mich nicht anzuschließen. Nach meiner Meinung stellen diese Gebilde auch das Zwillingspaar dar, noch deutlich erkennbar in der einfacheren Zeichnung, in der die S-förmigen Gestalten, die wir auf unseren Messern finden, nur in die gestreckte Form von zwei Haken gebracht wurden, während dann in der stilistischen Weiterentwicklung ein Bogen über sie gespannt und so allerdings ein buschähnliches Gebilde hervorgerufen wurde.

Bemerkenswert ist auf unseren Messern auch die Dreiheit von S-förmigen, also stilisierten menschlichen Gestalten vor den Schiffen auf den Messern Nr. 7 und 9 (Abb. 8 u. 9). In anderer Form erscheint die Dreigestalt, nur durch Kreise mit stark betontem Mittelpunkt wiedergegeben, auf Messer 4 (Abb. 4). Wir irren wohl nicht, wenn wir auch in ihnen göttliche Symbole sehen, die etwa der Dreigestalt auf dem Bildstein von Anderlingen⁹⁾ und auf schwedischen Felszeichnungen entsprechen.

Die Halbkreise auf Messer Nr. 3 (Abb. 3), die aus der durch den unteren Eierstab angedeuteten Wasserlinie auftauchen, und die mit den Pferdeköpfen der Schiffssteven verbunden sind, stellen zweifellos die aufgehende Sonne dar. Diese Bedeutung erkennen wir deutlich, wenn wir die von einem Pferd gezogenen Sonnenscheiben auf den durch Brøndstedt abgebildeten Messern von Kettinge und Bester Lem betrachten. Bei uns ziehen nur nicht die über dem Schiffe schwebenden Pferde, sondern die Steven-Pferdeköpfe die Sonne. Wir haben also typische Sonnenschiffe vor uns.

Die Sonne über dem Schiff erscheint auf Messer Nr. 9 (Abb. 9) in Gestalt eines Dreiwirbels oder dreischenkigen Hakenkreuzes. Es ist dies eine Abart der Sonnendarstellung, die uns von den nordischen Felszeichnungen hinreichend bekannt ist¹⁰⁾, wo über oder unter den Schiffen die Sonne in Form von einfachen Kreisen, konzentrischen Kreisen oder vier- und mehrspeichigen Rädern in unmittelbarer Verbindung mit dem Schiff oder über ihm schwebend wiedergegeben sind.

Einen ähnlichen Dreiwirbel finden wir hinter einem mit Pferdesteven geschnittenen Schiff als Gegenstück zu einer Sonne auf einem Rasiermesser, das Madsen (Abbildninger a. a. O. Taf. XXIV 16) wiedergibt. Einen weiteren hinter einer Sonne auf dem Rasiermesser von Hovedgaardens Bygholm bei Horsens, abgebildet in Sophus Müllers Arbeit in den *Narabøger* 1920 S. 141 Abb. 11 und schließlich einen über einem Schiff auf dem Rasiermesser von Udbj Sogn, Rougsøe Herred, abgebildet bei Sophus Müller a. a. O. S. 145 Abb. 15.

Eine besonders seltene Zeichnung ist die eines Fisches auf unserem Messer Nr. 6 (Abb. 6). Über die mythische Bedeutung des Fisches schreibt Wille

⁹⁾ Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte Taf. XXX.

¹⁰⁾ A. Nordén, Östergötlands Bronsälder S. 191, Abb. 125–129.

(a. a. O. S. 125 ff.): „Das nächtliche Verschwinden der Sonne und ihre rätselhafte Rückkehr nach Osten hat man sich auf verschiedene Weise begreiflich zu machen versucht ... So kann die Sonne ihre Reise aus eigener Kraft ausführen, indem sie die Gestalt eines Wassertieres, also eines Fisches oder eines Wasservogels annimmt. Häufiger aber begegnet man der Vorstellung, daß sie zurückbefördert wird. Dies geschieht vor allem im Leibe eines Fisches, gewöhnlich eines Walfisches oder Delphins, der die abends ins Meer herabstürzende Sonne verschlingt und dann nach Osten zurückträgt, wo sie sich entweder selbst befreit oder von einem Sonnenhelden befreit wird. Als Träger der Sonne erscheint häufig auch ein Wasservogel, also eine Gans, eine Ente oder ein Schwan, auf dem sie reitet. Endlich kann sie sich zu ihrer Fahrt auch noch eines Bootes bedienen, das dann bisweilen noch von Wassertieren, Delphinen, Schwänen usw. gezogen wird.“ Eine ähnliche Fisch-Darstellung über einem Schiff bildet Madsen (Abbildninger a. a. O. Taf. XXIV 18) ab.

Betrachten wir die Zeichnungen auf unseren Rasiermessern insgesamt, so sehen wir, daß sie reich mit Kultsymbolen geschmückt sind, die mit der Sonnenverehrung zusammenhängen. Auf Messer Nr. 9 (Abb. 9): die Sonne über zwei Schiffen mit Pferdekopfsternen. Auf Messer Nr. 3 (Abb. 3): zwei aufgehende Sonnen, gezogen von Schiffen, die Pferdekopfsternen haben und über denen Pferde schweben. Auf Messer Nr. 1 (Abb. 1): zwei Sonnenpferde über dem Schiffe schwebend, auf Messer Nr. 2 (Abb. 2): das Sonnenpferd mit den beiden Dioskuren. Auf Messer Nr. 5 (Abb. 5): zweimal die Zwillingspaare. Auf Messer Nr. 6 (Abb. 6): das Sonnenpferd über dem Schiff, der Sonnenfisch vor dem Schiff, das Schiff selbst geführt von dem Sonnenfährmann (oder Sonnenheld nach Wilkes Deutung?) Hier sei eingeschaltet, daß der Sonnenfährmann auch bei dem Brandskoger Schiff erscheint, nur nicht auf dem Schiff, sondern unter ihm. Ähnlich ist eine Sonnenscheibe nicht auf, sondern unter einem Schiff wiedergegeben¹¹⁾.

Einfache Schiffe ohne unmittelbare Sonnensymbole zeigen das Messer Nr. 4 (Abb. 4), wo es allerdings von drei Kreisen geführt wird, sowie das Messer Nr. 7 (Abb. 8), wo das Schiff von drei menschlichen Gestalten (eine Dreiheit, die auch auf Messer Nr. 9 [Abb. 9] vor dem Schiffe liegt) geführt wird. Auf Messer Nr. 8 (Abb. 7) sind nur zwei ineinandergeschachtelte Schiffe, alle aber mit deutlich erkennbaren Pferdekopfsternen, gezeichnet.

Die wenigen niedersächsischen Rasiermesser dürften gezeigt haben, welcher wichtiger kultsymbolischer Stoff auf ihnen verzeichnet ist, und es wäre dringend zu wünschen, daß bald eine Sonderbehandlung aller verzierten Rasiermesser des gesamten nordischen Kulturkreises durchgeführt würde.

¹¹⁾ A. Nordén, Östergötlands Bronsälder S. 191, Abb. 129 b, auch nicht über dem Schiff, sondern unter ihm.

Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz Kr. Neustadt OS.

Von Georg Raschke-Ratibor OS.

Mit Tafel LXXXII—LXXXIII und 2 Abbildungen

Im Jahre 1895 hat der Altmeister der schlesischen Vorgeschichte, Prof. S. Seger, zum ersten Male bei Behandlung der Grabfunde von Rößen Kr. Steinau einen bestimmten Formenkreis von Bodenfunden als dem 3. Jahrhundert zugehörig erkannt und ihn dem Volkstum der Wandalen zugeschrieben¹⁾. Die hier gewonnenen Erkenntnisse sind später durch Hunderte von Beispielen bestärkt worden. Durch Jahn sind zuletzt für ganz Schlesien die einzelnen Zeitabschnitte der wandalischen Kultur gegliedert und zusammenfassend dargestellt worden²⁾. Aber die Denkmalspflegetätigkeit in den Provinzen Ober- und Niederschlesien fördert immer neue Grabfunde aus dem Boden. Hierdurch werden die erstaunlichen Leistungen und die Kulturhöhe der schlesischen Wandalen immer offener. Wenn man glauben möchte, daß es nun der Funde genug seien, so erlebt man stets von neuem große Überraschungen. Erst neuerdings ist in einem wandalischen Grabfunde Oberschlesiens ein mit Schriftzeichen versehener Topf zum Vorschein gekommen, der für die Geschichte der schlesischen Wandalen von größter Bedeutung ist.

Sedschütz Kr. Neustadt, Fundplatz 2, Grab 2

Am 12. Oktober 1931 teilte Frau Anna Lazar dem Landesamt für Vorgeschichte in Ratibor OS. mit, daß ein Grabfund in der Sandgrube südwestlich der Kolonie Servitut auf ihrem Acker zum Vorschein gekommen sei. Daraufhin wurde Präparator Hanske mit der Ermittlung der Fundumstände beauftragt und er stellte folgendes fest:

Drei Meter nordwestlich der Stelle, an der bereits vor einem halben Jahr ein römischer Münzschatz von 131 (ursprünglich etwa 140) Denaren in einem rohen Topfe (Grab 1) gefunden worden war³⁾, hatte der Sohn den neuen Grabfund entdeckt. Ein schwärzlicher Fleck war zum Teil mit „Steinen umgeben“ gewesen und beim Tieferschürfen an dieser Stelle waren Scherben entdeckt worden. Dabei lagen auch Eisengegenstände. Nach den Angaben des Finders kamen die ersten Funde in 0,20—0,30 m Tiefe zum Vorschein, dürften aber nach der Höhe des aus den Scherben zusammengesetzten Gefäßes in einer Grabgrube von 0,40—0,50 m Tiefe gelegen haben. Zwischen den Scherben beobachtete er Leichenbrand. Präparator Hanske fand noch an Ort und Stelle die abgeschachtete schwarze Schicht vor und sammelte aus dem Sande Leichenbrandstücken und Scherben. Einige waren auf der Außenseite mit gerigten Linien verziert. Da an dieser Stelle der Sand ausgeschachtet und zum Teil ins Dorf gefahren worden war, konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß

¹⁾ S. Seger, Ein schlesischer Begräbnisplatz des 3. Jahrhunderts n. Chr. bei Rößen an der Oder. Schles. Vorzeit VI S. 179—186.

²⁾ M. Jahn, Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien. Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 20—26.

³⁾ G. Raschke, Zwei römische Münzfunde in Oberschlesien, Germania XVI S. 146 bis 147.

nicht mehr alles aus diesem Grabe erhalten war. Nach dem Zusammensetzen der Scherben ergaben sich zwei Gefäße. Das eine, ein roher Topf, kam nahezu vollständig zusammen, nur fehlte ein Viertel des oberen Randes. Das zweite Gefäß ließ sich nur zu einem Drittel zusammensetzen, es fehlten zwei Drittel des Randes und die untere Hälfte. Während die Randstücke frischen Bruch aufweisen, sind die Bruchkanten an der unteren Hälfte des Gefäßes alt. Es ist also dieses Gefäß offenbar unvollständig in die Grabgrube gelegt worden. Der Leichenbrand ist grobknochig, er füllt noch jetzt die Hälfte des ersten Topfes. Dieser scheint daher auch die Urne gewesen zu sein. Über die Lage der Eisensachen ist angegeben worden, daß sie neben den Scherben der im Erdboden zerdrückten Urne lagen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sie ursprünglich in der Urne gelegen haben, was der Finder bei dem zerdrückten Zustande des Gefäßes nicht beobachtet hat. Über die Lage des zweiten Gefäßes, das, wie sich später herausstellte, Runen-Schriftzeichen trägt, liegen keine Beobachtungen vor. Da Präparator Hanke aber Scherben mit Ritzungen auch noch an Ort und Stelle vorfand, besteht kein Zweifel an der Zugehörigkeit dieses Gefäßes zu dem Grabe.

Bemerkenswert ist, daß man nach der Auffindung des Münzfundes (Grab 1) sehr sorgfältig auf Funde geachtet hat, und daß man sonst bei der Schachtung in der kleinen Sandgrube nichts beobachtet hat. — Sie besaß bis zur Entdeckung des Grabes 2 eine Ausdehnung von 21 m in der Länge und 4 m in der Breite. — Bei den günstigen Erbbedingungen, dem feinen Sande, wären Funde jeder Art ohne weiteres aufgefallen. Später sind in größerem Abstände die Gräber 3 bis 6 z. Z. bei amtlicher Untersuchung entdeckt worden. Sämtliche Funde verwahrt das Landesamt für Vorgeschichte Oberschlesiens in Ratibor OS.

Das Grab 2 setzt sich aus folgenden Funden zusammen:

1. Gefäß 1, wohl Urne, rötlich-gelber Topf mit gut geglätteter Außenseite, Hals eingezogen, Rand ausladend, aber etwas unregelmäßig geschwungen. Aus Scherben zusammengesetzt, ein Drittel des Randes fehlt. Höhe 32,5 cm, Mündung 26 cm, Boden 13 cm. Taf. LXXXII 2.

2. Gefäß 2, Runentopf, rötlich-gelb, ähnlich Gefäß 1 mit glatter Außenseite, eingezogenem Halse und ausladendem schwach geschwungenem Rande. Aus Scherben zusammengesetzt, ein Drittel erhalten. Untere Hälfte zeigt alte Bruchkanten, Randstücke offenbar frisch abgebrochen. Auf der Außenseite 6 cm unter dem Rande eingeritzt acht Buchstaben. (Vgl. Taf. LXXXIII und den folgenden Aufsatz von Prof. Krause.) Die Schriftzeichen sind vor dem Brennen eingeritzt, die Buchstaben 1 bis 5 etwa 2—3 mm tief, Buchstaben 4 bis 8 schwächer; offenbar wurden letztere bei der Herstellung des Gefäßes durch Berühren mit der Hand verwischt. Mündungs-Dm. etwa 30 cm, ursprüngliche Höhe wohl 30 cm, erhaltene Höhe 21 cm, Wandstärke 0,8 cm. Taf. LXXXII 1 u. Abb. 2.

3. Leichenbrand, grobknochig, weiß gewaschen, lag offenbar in Gefäß 1.

4. Einige Scherben, die im Feuer verschlakt sind, ohne besondere Merkmale.

5. Lanzenspiße mit schmalem, dachförmigem Blatt und vielkantiger, 12 cm langer Tülle. Gesamtlänge 38,5 cm, Breite 3,8 cm, Stärke der Tülle 1,8 cm. Abb. 1.₉.

6. Lanzenspiße wie 5, nur verbogen. Gesamtlänge 43 cm (!), Breite 3 cm, Länge der Tülle 11 cm, Durchmesser der ebenfalls vielkantigen Tülle 1,6 cm. Abb. 1.₁.

7. Eisernes Messer mit geradem Rücken; Rast abgesetzt gegen die Griffangel; entlang dem Rücken verläuft eine eingehauene Linie. Länge des Messers 13 cm, Schneidentlänge 9 cm. Abb. 1.₇.

8. Schildbuckel mit hoher Stange, nach dem Ende zu verdickt, aber flach endigend; am schmalen Schildrand drei Niete, Nietköpfe platt, Durchmesser 1 cm. An der einen Seite beschädigt. Größter Durchmesser des Buckels 14,5 cm, Gesamthöhe 14,5 cm, Durchmesser der Stange 1,5—2 cm. Abb. 1.₁₀.

9. Schildgriff mit dreieckigen Endplatten und 12 mm langem Niet, Nietkopf 1 cm. In drei Stücke zerbrochen. Abb. 1.¹¹.

10. Pfriem, 8 cm lang, in der Mitte durchgebrochen. Abb. 1.⁸.

11. Feuerstahl mit rundlicher Nase, hängt an einem mit Draht umwickelten Glied an einem u-förmigen Beschlagstück, das durch zwei Nieten befestigt werden konnte. Rand durch eine Linie eingefaßt. Länge des Feuerstahls 9 cm, Länge des Kettengliedes 2,8 cm, größte Länge des u-förmigen Beschlagstückes 3,6 cm. Abb. 1.².

12. U-förmiges Beschlagstück mit zwei Nieten, an den Enden mit kreuzförmigen Erweiterungen, auf der Außenseite gekerbt. Länge des u-förmigen Beschlagstückes 3,6 cm. Abb. 1.³.

13. Pfriemenähnlicher Anhänger, hängt an einem drahtumwickelten Glied an demselben Beschlagstück wie der Feuerstahl Nr. 11. Länge des Pfriemens 5 cm, Länge des Kettengliedes 2,5 cm. Zweckbestimmung des Anhängers noch ungeklärt. Abb. 1.².

14. Rechteckige Riemen Schnalle mit breiter Riemenkappe, Nase an den Enden gekerbt, Breite der Riemen Schnalle etwa 3 cm, Gesamtlänge 4 cm. Abb. 1.⁴.

15. Riemenzunge, Länge 9,5 cm, in einen Ring auslaufend, Breite 11 cm. Abb. 1.⁶.

16. Eisene Fibel mit umgeschlagenem Fuß, Bügelquerschnitt dreieckig, Nadelkraft fehlt, etwas beschädigt, Gesamtlänge 6,8 cm, Breite des Bügels 0,5 cm. Abb. 1.⁵.

Sämtliche Eisenstücke weisen an der Oberfläche Brandrost auf, sind also dem Scheiterhaufenfeuer ausgesetzt gewesen.

Der Grabfund 2 von Sedschütz schließt sich einer Reihe ähnlicher Funde aus Ober- und Niederschlesien an. Wie in Köben Kr. Steinau (vgl. Seger a. a. O.), Chorulla Kr. Groß Strehlig und sonst in Oberschlesien⁴⁾ findet sich hier die für die Wandalen eigentümlich Ausrüstung eines Kriegergrabes. Eine Urne enthält die verbrannten Gebeine, daneben liegen die auf den Scheiterhaufen gestellten und dort verschlackten Gefäße oder deren Reste; neben und in die Urne sind die Waffenbeigaben des Mannes mitgegeben: zwei Lanzen spitzen, Schildbuckel und Griff, Messer und Pfriemen, die Fibel und das Riemengehänge (Schnalle, Beschlagstücke, Feuerstahl und ein schwer deutbarer Pfriemen). Es ist also der übliche Bestand eines Kriegergrabes nahezu vollständig vorhanden. Man würde noch die Sporen, einen knöchernen Kamm, vielleicht ein Rasiermesser oder die Schere vermissen, doch lehrt die Erfahrung, daß das eine oder andre auch in gut beobachteten Gräbern zu fehlen pflegt. Wesentliche Stücke sind bei dem Sedschützer Grabe nicht in Verlust geraten. Ungewöhnlich ist dagegen das Vorkommen des Runentopfes. Man könnte an eine zweite Bestattung mit dem Runentopf als Graburne denken, die den üblichen Leichenbrand, aber keine besonderen Beigaben enthielt. Dem widerspricht freilich, daß die Scherben der beiden Gefäße vermischt waren, und daß sich die Zweizahl der Gefäße endgültig erst beim Zusammenleben in der Werkstatt ergab. Ferner weist der Topf alte Bruchkanten auf, die sich von den frischen Bruchstellen (besonders an dem Rande) deutlich unterscheiden. Offenbar hat er zur Bedeckung der Urne des

⁴⁾ Vgl. M. Jahn, Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Prähist. Zeitschr. X S. 80—149 und XIII S. 127—149.

Grabes 2 gedient oder war neben ihr hingelegt worden. Der Brauch, Urnen mit Scherben zu bedecken, ist neuerdings wiederholt in Chorulla beobachtet worden, doch sind hierfür häufig verschlachte Gefäße verwendet worden, das heißt Gefäße,

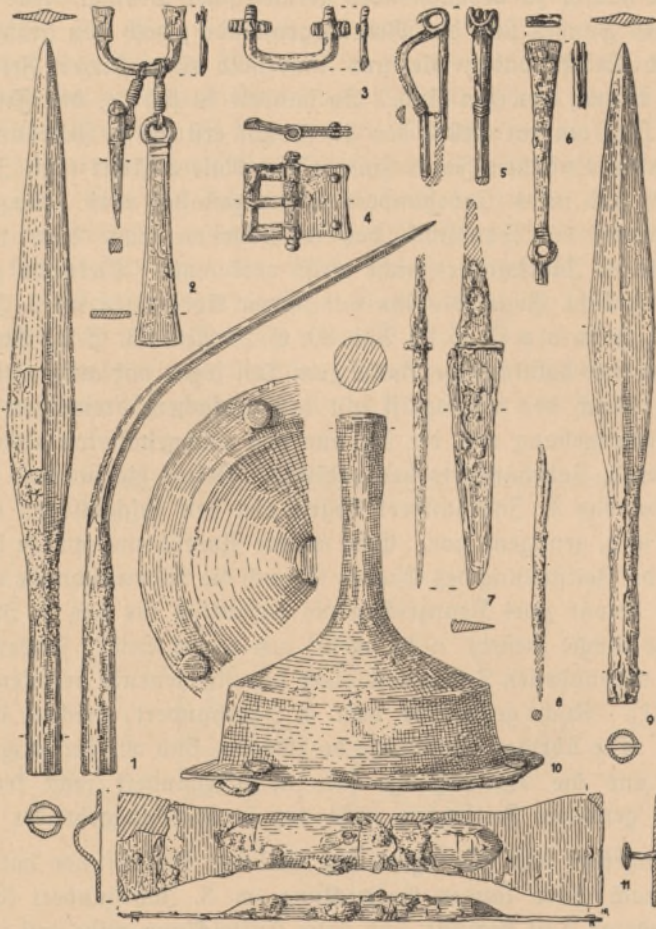


Abb. 1. Beigaben aus Grab 2 von Sedschütz. 1 und 9 in $\frac{2}{3}$, das übrige in $\frac{1}{3}$ nat. Gr.
Nach: Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 20 S. 57

die mit auf den Scheiterhaufen des Toten gesetzt worden waren und die bei der Leichenfeier Verwendung gefunden hatten. Auf religiöse Bedeutung könnte schon das einzigartige und ungewöhnliche Vorkommen von Schriftzeichen auf dem Tongefäß weisen, da bekanntlich Runen als Zauberzeichen bei den Germanen eine besondere Rolle gespielt haben⁵⁾.

⁵⁾ G. Raschke, Heilszeichen auf wandalischen Altertümern Oberschlesiens. 4. Die ältesten germanischen Schriftzeichen aus Oberschlesien. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 20 S. 56—60.

Aus den Metallbeigaben läßt sich kein besonderer, über das übliche hinausgehender Hinweis auf das geistige Leben der Wandalen entnehmen. Daß die größere Lanzenspitze vor der Niederlegung ins Grab absichtlich verbogen wurde, ist ein häufig zu beobachtender germanischer Brauch. Für die Altersbestimmung des Fundes sind die Metallgegenstände jedoch von größter Wichtigkeit. Es sind Stücke dabei, die nur innerhalb eines kurzen Zeitraumes in Schlesien in Brauch gewesen sind. So handelt es sich bei der Fibel mit umgeschlagenem Fuß um ein Stück, das überhaupt erst im 3. Jahrhundert in der hier vorliegenden einfachen Form zum ersten Male auftritt (vgl. Jahn a. a. O. S. 29 Abb. 72) und im 4. Jahrhundert reicher gestaltet wird. Dagegen ist der Stangenschildbuckel ein Fundstück, das in Schlesien nach dem vorliegenden Quellenstoff im 4. Jahrhundert nicht mehr vorkommt. Vielmehr zeigt er besonders altertümliche Züge, die ihn mit seinen Vorformen im 2. Jahrhundert verbindet (vgl. Jahn a. a. O. S. 29 Abb. 80, S. 28 Abb. 56, S. 25 Abb. 34). Im 4. Jahrhundert sind halbkugelige Buckel zum Teil sogar mit aufgenieteter kleiner Spitze üblich. Auch der Schildgriff mit den einfachen, dreieckigen Endplatten weist eine Formengebung auf, die sich aus den reichgestalteten älteren Stücken gegen Ende des 3. Jahrhunderts herausbildet. Belege hierfür und für die Abgrenzung gegen das 4. Jahrhundert liegen aus den geschlossenen Grabfunden von Chorulla u. a. genügend vor. Eine nähere Ausführung würde hier zu weit führen. Für die Zeitstellung des Grabes ist auch die Riemenschnalle von Belang. Bereits Jahn betont zwei Kennzeichen als wesentlich für das 3. Jahrhundert: „der viereckige Bügel besteht nicht mehr aus einem Stück, sondern aus zwei scharnierartig verbundenen Teilen und einer das Riemenende bedeckenden Kappe“ (a. a. O. S. 31). Auch gegenüber dem 4. Jahrhundert weichen diese Stücke wesentlich ab. Die übrigen Fundstücke des Grabes sind wie die langen schmalen Lanzenspitzen und die Riemenzunge fürs 3. Jahrhundert recht kennzeichnend, jedoch für die genauere Zeitsetzung nicht von so ausschlaggebender Bedeutung.

Zusammengefaßt läßt sich sagen: Ein Teil der Metallfunde hat sein letztes Vorkommen nach einer langen Entwicklung im 3. Jahrhundert (Schildbuckel, -griff), ein anderer Teil beginnt eine neue Entwicklungsreihe erst im 3. Jahrhundert (Fibel, Schnalle mit Riemenkappe), so daß an der Zugehörigkeit dieses Grabfundes zu den bekannten schlesischen Fundgruppen der Zeit von 200 bis 300 n. Chr. nicht zu zweifeln ist. Der Fibel wegen dürfte der Tote in der zweiten Hälfte des fraglichen Jahrhunderts bestattet worden sein.

Für die Zeitfrage sind auch die beiden Töpfe noch auszuwerten. Sie besitzen die gleiche Form „des rohen, unegliederten, rötlich-gelben Topfes“, wie sie Jahn (a. a. O. S. 31) dem 3. Jahrhundert zuschreibt. Der stark eingezogene Hals, der schwach gewellte unregelmäßige Rand ist aber gerade in Oberschlesien⁹⁾

⁹⁾ Jahn, Die oberschlesischen Funde a. a. O. Taf. VII.

unter den hier hergestellten Töpferwaren in Gräbern und Siedlungen zu Duzenden zu finden (Schimischow, Kalinowiz⁷⁾, Chorulla Kr. Groß Strehlig).

Gerade die Urnen von Schimischow zeigen auf der Außenseite eingerigte, senkrecht herablaufende Linien, die wieder von anderen quer gekreuzt werden. Diese Ritzungen sind hier wie auch auf andern schlesischen Urnen dieses Zeitabschnittes vor dem Brennen hergestellt⁷⁾. Von diesen regellosen Ritzungen auf der Gefäßwand bis zu dem Einritzigen von Buchstaben, von Runen, war nur ein kurzer Schritt. Wiederum ist diese gerigte Töpferware nur im 3. Jahrhundert üblich. Es handelt sich um die am häufigsten in Schlesien auftretende Urnenform dieser Zeit. Sie gibt daher den eindeutigen Hinweis, daß es sich bei dem Runentopf von Sedschütz um eine von oberschlesischen Wandalen in Oberschlesien hergestellte Arbeit handelt. Da Prof. Krause festgestellt hat, daß auch die Schriftzeichen eindeutig ostgermanische Runen sind, ist dieser Runentopf das älteste schriftliche Denkmal der Wandalen auf oberschlesischem Boden und darüber hinaus⁸⁾ als Fundstück des 3. nachchristlichen Jahrhunderts die älteste bekannte Runenschrift der Germanen.

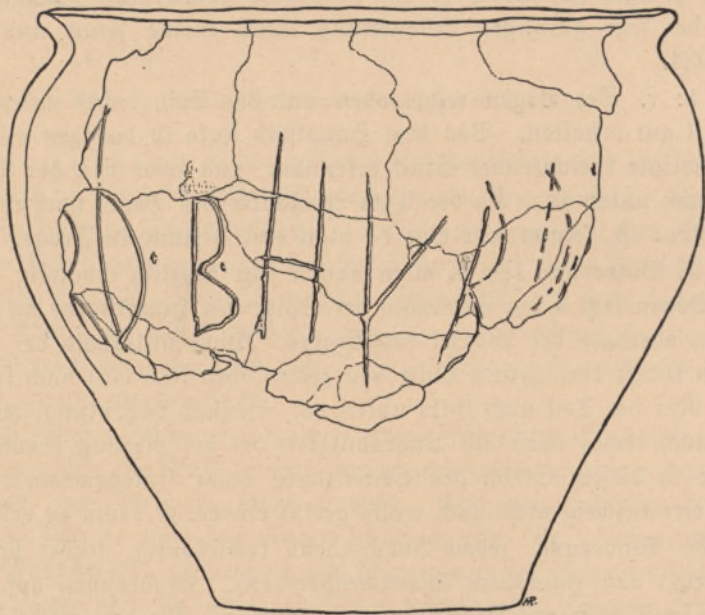


Abb. 2. Runentopf von Sedschütz. $\frac{1}{4}$

⁷⁾ A. Plettke, Germanische Gräber aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Schles. Vorzeit N. F. VII S. 113—121 (123).

⁸⁾ Die übrigen bisher bekannten ältesten Germanenfunde mit Runenschrift (Runenspeere von Müncheberg, Susieczno, Dvře Stabu, Schnalle von Bimose u. a.) gehören frühestens dem 4. Jahrhundert an.

Die Runeninschrift von Sedschütz

Von Wolfgang Krause-Königsberg i. Pr.

Mit einer Abbildung

Nachdem G. Raschke (oben S. 376 ff.) den wandalischen Grabfund von Sedschütz Kr. Neustadt (Oberschlesien) vom archäologischen Standpunkt aus beschrieben hat, soll im folgenden der Versuch gemacht werden, die auf dem einen Tongefäß eingerichteten Zeichen, die bereits Raschke als Runen angesprochen hatte¹⁾, zu deuten.

Die erhaltene Inschrift (Abb. 1) läuft waagerecht von links nach rechts in einer Länge von 30,5 cm auf der gebauchten Außenwand des Gefäßes entlang. Der Hauptstab des zweiten Zeichens hat eine Länge von 12,1 cm, die übrigen sind kürzer.

Es sind noch acht Zeichen erhalten, von denen das erste, sechste und achte Zeichen nur noch unvollständig überliefert sind. Außerdem sind die drei letzten Zeichen flacher eingericht worden als die fünf ersten.

Die beigegefügte Zeichnung beruht auf einer gründlichen Nachprüfung des Originals bei sehr günstiger Beleuchtung durch meine Frau und mich am 24. Mai 1934.

Rune 1: r. Der Bogen rechts oben und das Bein rechts unten sind zum größten Teil gut erhalten. Von dem Hauptstab links ist dagegen nur noch ein in der Bruchlinie verlaufendes Stück erkennbar, und zwar von der Wurzel des Beins an nach unten zu. Da der letzte Ausläufer des Beins nach rechts unten zu noch sichtbar ist, kommt nur eine r-, nicht eine b-Rune in Frage.

Rune 2: Binderune lh, in allen Teilen sehr deutlich erhalten. Der stark gerundete Bogen setzt 4 cm unterhalb der Spitze des Hauptstabes an und endet unten 1 cm oberhalb der Wurzel des Stabes. Dicht unterhalb der Spitze des Hauptstabes kreuzt eine gerade Linie von rechts oben (0,5 cm) nach links unten (3,3 cm). Nur der Teil nach links unten hat offenbar Bedeutung, während die Kreuzung nach rechts oben auf Ungenauigkeit bei der Ritzung beruhen dürfte. Ich erkenne in diesem Strich den Seitenzweig einer linksgewendeten l-Rune. Weshalb dieser l-Zweig nicht nach rechts gerigt wurde, ist kaum zu erklären.

Dieselbe Binderune, jedoch durchgehend rechtsläufig, findet sich auf der kleinen Zierart von Hainspach (Nordwestböhmen). Binderunen auf deutschem Boden sind sonst nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Die angebliche Binderune auf der einen der Weimarer Runenfibeln²⁾, ebenso wie die auf der Scheibenfibel von Balingen³⁾ scheint mir in der Auffassung strittig.

¹⁾ Aus Oberschlesiens Urzeit XX, S. 56 ff.

²⁾ Vgl. S. Feist, Zeitschrift für deutsche Philologie 45 S. 120 f.

³⁾ v. Grienberger, ebendort 40 S. 273 f.

Rune 3: b, vollkommen deutlich. Der obere Bogen ist rund, der untere etwas eckig. Die Einschnürung zwischen den beiden Bogen berührt den Hauptstab nicht ganz.

Links und rechts von der b-Rune befindet sich je ein Interpunktionszeichen: Das linke besteht aus einem strichartig ausgezogenen Punkt; der ungefähr senkrechte Strich mißt 0,6 cm. Das entsprechende Zeichen rechts hat Punktgestalt. Ich vermute, daß die durch diese beiden Zeichen eingeschlossene b-Rune als Sinn-element für sich gekennzeichnet werden soll, also weder zu der vorangehenden noch zu der folgenden Partie der Inschrift gehört.

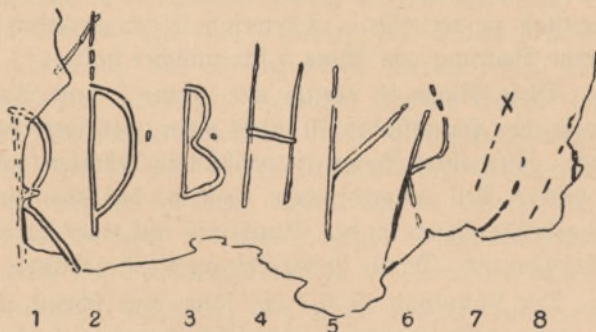


Abb. 1. Die Inschrift auf dem Gefäß von Sedschüh. 1/4

Rune 4: h, und zwar in der gotisch-nordischen Form mit nur einem Querstrich, der hier nur sehr schwach nach rechts unten zu geneigt ist. Ziemlich dicht unter diesem h-Strich und annähernd parallel mit ihm läuft eine Rißlinie, die sich nach beiden Seiten zu noch ein Stück fortsetzt. Daß sie nicht etwa den zweiten Seitenstrich der südgermanischen h-Rune darstellt, geht sowohl aus der erwähnten Überlänge wie besonders auch aus dem Umstand hervor, daß diese Rißlinie erst nach dem Brennen des Tons entstanden ist, während die Runen schon vorher gerigt worden sind.

Rune 5: Dieses Zeichen besteht aus einem senkrechten Hauptstab von 10 cm Länge. 3 cm über der Basis zweigt schräg nach rechts oben ein gerader Strich ab, der nicht ganz die volle Höhe erreicht. Das ganze Zeichen hat also die Gestalt einer f-Rune ohne den oberen Beistrich oder der k-Rune der jüngeren nordischen Runenreihe. Innerhalb des südgermanischen Bereichs findet sich ein ähnliches Zeichen noch in der einen Nebeninschrift der Spange von Charnay, ferner auf der kleineren Nordendorfer Spange und endlich auf dem Sag von Heilfingen⁴⁾. An keiner der drei eben genannten Stellen läßt sich die Bedeutung dieses Zeichens mit Sicherheit feststellen. Theoretisch könnte es sich entweder um eine k-Rune oder um eine l-Rune von der Form handeln, wie sie auf

⁴⁾ Vgl. E. Moltke, Germania XVIII, S. 38.

nordischen Brakteaten gelegentlich verwendet wird. Die l-Rune empfängt diese Form offenbar nur durch den Duktus der Brakteatenschrift, die meist sehr kleine Zeichen verwendete. Dabei gebrauchte man die genannte Abart der l-Rune, um sie von der bei sehr kleiner Schrift ganz ähnlich aussehenden u-Rune zu unterscheiden. Unter diesen Umständen bin ich geneigt, in Rune 5 des Sedschüger Gefäßes eher eine Form der k-Rune zu erblicken. Die k-Rune gehört ja ihrer Form nach zu den empfindlichsten Runenzeichen und weist schon früh mehrere Abarten auf. Die Skandinavier des 8. Jahrhunderts können unabhängig von den Südgermanen und Ostgermanen diese Form der k-Rune gebildet haben, die sich aus dem grundsätzlichen Bestreben erklärt, möglichst jeder Rune einen senkrechten Hauptstab zu verleihen. Immerhin sei ausdrücklich hervorgehoben, daß ich diese meine Deutung von Rune 5 für unsicher halte.

Rune 6: b. Diese Rune ist ebenso wie Rune 7 und Rune 8 schwächer gerigt. Die Spitze des Hauptstabes ist nicht mehr, der unterste Teil nur noch schwach erkennbar. Der obere Bogen ist vollständig erhalten, von dem unteren Buckel ist der untere Teil weggebrochen, doch so, daß das von der Basis des Hauptstabes ausgehende Stück in der Bruchlinie auf einer Strecke von 1,2 cm noch deutlich erkennbar ist. Damit ist die Lesung als b gesichert.

Rune 7: u. Der Hauptstab ist 6,7 cm lang und scheint in seiner vollen Länge erhalten, wenn auch im ganzen nur schwach gerigt, so daß der Stab gewissermaßen aus einzelnen kleinen Strichen besteht. Von der Spitze des Hauptstabes, diese noch um ein kleines Stück nach links zu kreuzend (vgl. den l-Strich der Binderune oben), läuft eine gebogene Linie nach rechts unten, gleichfalls in Form von einzelnen kleinen Strichen, ein Stück weit sogar gänzlich unterbrochen, doch einstmals wohl auch hier vorhanden. Diese gebogene Linie geht noch über die zu erwartende Basis hinaus, so daß sie im letzten Teil bereits wieder nach links zu sich neigt. Es läßt sich jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie niemals bis an die ideale Verlängerung des Hauptstabes nach unten herangereicht hat. So erscheint die Lesung als ein lateinisches D unmöglich, die als ein runisches u als sicher. Die weite Schweifung des u-Bogens nach unten erklärt sich ungezwungen aus der starken Wölbung der Topfwand.

Rune 8: l. Der Hauptstab ist in derselben Strichelform erhalten wie bei Rune 7, ungefähr 7 cm lang. Von dem Seitenzweig ist das untere Stück gut erkennbar, von dem oberen Teil aber nur noch der Ansatz am Hauptstab. (Zuerst beobachtet von Herrn H. Roesner, dem Techniker des Museums in Ratibor.) Das Ende des Seitenzweigs scheint durch den Bruch verloren zu sein. Theoretisch wäre es daher möglich, auch eine e-Rune zu lesen, deren rechter Teil weggebrochen wäre. Aus sprachlichen Gründen (s. u.) ziehe ich die Lesung als l-Rune vor.

Die gesamte Inschrift lautet also, soweit sie erhalten ist:

r lþ · b · h k b u l

Ein vollständig erhaltenes, voll ausgeschriebenes und sinnvolles Wort liegt in diesem Text offenbar nicht vor. Es bestehen nun folgende Möglichkeiten: Entweder handelt es sich um Einzelrunen ohne Bedeutung oder mit magischer Bedeutung, jedoch ohne Wort Sinn. Oder die Wortbedeutung ist durch die trümmerhafte Erhaltung des Gefäßes zerstört. Oder endlich, ein oder mehrere Worte sind abgekürzt gerigt worden.

An die erste dieser drei Möglichkeiten dürfen wir erst glauben, wenn wir gar keinen andern Ausweg finden. Im übrigen ist damit zu rechnen, daß die beiden andern Möglichkeiten vereint hier vorliegen.

Die zweitgenannte Möglichkeit scheint sich mir zu bieten für die Deutung der drei letzten Runen: In dem Komplex hul, hinter dem ja das Gefäß abgebrochen ist, möchte ich den Anfang eines Wortes sehen, dessen Etymon in altschwed. bulle, altisl. bolli, ags. holla M. „Gefäß, Becher“ (engl. bowl), ahd. hirni-holla F. „Hirnschale“ vorliegt. Die Grundbedeutung ist „bauchiges Gefäß“, was auf die Gestalt unseres vandalischen Gefäßes vortrefflich paßt. Mit dieser Erkenntnis ist erwiesen, daß es sich bei unserer Inschrift weder um bedeutungslose Zeichen noch um rein magische Buchstabenrunen handelt. Und so dürfen wir auch für die übrigen Runen der Inschrift nach Wort Sinn fragen.

Die Binderune lh begegnet, wie schon bemerkt, auch auf der kupfernen Zierart von Hainspach in Nordwestböhmen. Die Inschrift auf dieser Zierart, die vermutlich als Amulett getragen wurde, lautet lh s r. Sämtliche Runen sind ungemein deutlich erhalten. Ich sehe darin eine magische Inschrift mit der Wortbedeutung l(a)h(a) s(a)r „Zitation hier“. Über das auf mehreren Brakteaten bezeugte Formelwort urnord. lapu, got. laþa „Ladung, Zitation (übernatürlicher Kräfte)“ habe ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert⁹⁾. In dem Komplex sr der Zierartinschrift erblicke ich die abgekürzte Schreibung für das Adverb sar „hier“, das in Verbindung mit einer magischen Wortformel auch auf dem norwegischen Runenstein von Årstad (gegen 600) begegnet: sar alu „hier Abwehr“.

Ich bin nun geneigt, nicht nur in der Binderune von Sedschütz ebenfalls das Formelwort laþa „Zitation“ zu erkennen, sondern auch in dem vorausgehenden r, vor dem ja das Gefäß wiederum abgebrochen ist, den Rest des Adverbs sar „hier“ (vielleicht nur sr geschrieben) zu vermuten. Das sar laþa von Sedschütz würde dann also dem laþa sar von Hainspach und dem sar alu von Årstad entsprechen. Mit dieser Formel wären also für den Benutzer des Gefäßes übernatürliche Kräfte zitiert worden. Vielleicht diente das Gefäß zu kultischen Zwecken. Im Altnord. hieß die Opferschale blót-bolli. Dieser seiner Bedeutung würde es entsprechen, daß es, wiewohl nur noch trümmerhaft erhalten, dem Toten mit ins Grab gegeben worden war.

⁹⁾ Beiträge zur Runenforschung, zweites Heft, Halle 1934, Seite 8.

Daß die 3. Rune b durch die beiden Worttrenner als Komplex für sich bezeichnet wird, ist oben bereits gesagt worden. Ich vermute, daß es sich hier um abgekürzte Schreibung des Namens des Runenmeisters handelt. Vgl. z. B. den Schluß der Inschrift des norwegischen Runensteins von By, den man D(aga)r r(unor) m(arki)þê liest. Es wäre natürlich müßig, hier den mit b ... beginnenden Namen ermitteln zu wollen.

Unerklärt bleiben noch die Runen 4 und 5 hk. Hier wage ich es nur mit allem Vorbehalt, den Weg zu einer möglichen Deutung zu weisen, zumal ja die 5. Rune selbst nur unsicher gedeutet ist (s. o). Vielleicht birgt sich hinter diesen beiden Konsonantenzeichen eine Abkürzung für das Verbum mit angehängtem Pronomen personale, etwa eine Form *haba ik* „ich habe“. Dann wäre der Komplex *bul* ... als Objekt von diesem Verbum abhängig. Da das genannte Substantiv altschwed. *bulle*, altisl. *bolli* im Nord. und Angelsäch. als schwaches Maskulinum beugt, so würde ich das Wort unserer Inschrift als *bul[lan]* ergänzen, also mit einer Endung, die sowohl für das Gotische wie für das Urnordische bezeugt ist.

Die Inschrift würde also bis jetzt lauten:

[(a)]rs l(ap)(a). B. h(aba i)k bul(l) [an]

Möglicherweise folgte auf das Substantiv *bullan* noch ein hinweisendes Pronomen, so daß wir die erschließbare Partie unserer Inschrift übersetzen können: „Hier Zitation. B ... Ich habe (dieses) Gefäß.“

Auf ostgermanische Herkunft der Inschrift weist der Vokalismus von *bul* ...; denn nur das Schwedische zeigt noch den u-Vokal, während die etymologischen Entsprechungen in allen übrigen germanischen Sprachen dafür ein —o— aufweisen. Das Gotische würde gleichfalls eine Form *bullan* haben. Der sprachliche Befund entspricht also vollkommen dem archäologischen.

Auch die Runenschrift weist auf ostgermanische Herkunft; denn die h-Rune mit nur einem Querstrich ist nur dem Gotischen und Nordischen eigen, nicht aber dem Südgermanischen, wozu sich in runologischer Hinsicht auch das Langobardische zu stellen scheint, indem die h-Rune der Säule von Breza, deren Langobardischen Charakter ich nachzuweisen versucht habe⁶⁾, eine h-Rune mit zwei Querstrichen zeigt.

Die Inschrift von Sedschütz ist besonders wertvoll als das einzige selbständige ostgermanische Sprachdenkmal außerhalb des Gotischen und als die älteste, sicher datierbare Runeninschrift auf deutschem Boden.

⁶⁾ Beiträge zur Runenforschung, erstes Heft, Halle 1932, S. 71 ff.

Aurvandils tá

Von Rudolf Much · Wien

In meiner Abhandlung „Wandalische Götter“¹⁾ glaube ich gezeigt zu haben, daß Aurvandill soviel wie „der glänzende Wandale“ bedeutet und sich zu den bekannten Brunkformen von Völkernamen stellt; ferner, daß der Träger des Namens Stammesgott des vandilisch-lugischen Kulturverbandes ist und mit den nach Tacitus, Germania 43 von den Naharvalen verehrten Alci in engster Beziehung steht.

Daß er gleich den Dioskuren ein Sternheros ist, das zeigt wohl die nordische Überlieferung klar genug, die einen Stern Aurvandils tá „Aurvandils Zehe“ kennt.

Wie er zu diesem sonderbaren Namen gekommen ist, wird uns durch eine Geschichte aufgeklärt, die von Snorri, Skaldsk. 17 überliefert ist. Der Seherin Grö, der Gattin Aurvandils, des unverzagten, erzählt Thor, daß er südwärts über die Elivágar gewatet sei und in einem Rückenkorb den Aurvandill nach Süden getragen habe, und führt zur Beglaubigung an, daß eine Zehe von ihm aus dem Korb herausgestanden und erfroren sei; die habe Thor abgebrochen, an den Himmel hinaufgeworfen und daraus den Stern gemacht, der Aurvandils tá heißt.

Dieser Name eines Sternes hat ein Gegenstück in *piazza augu*, „den Augen (des von den Göttern umgebrachten Riesen) *piazi*“, die Thor nach *Hárbarðslióð* 50 ff. an den Himmel geworfen hat. Daß man Sterne mit Augen verglich, ist schließlich ganz begreiflich. Höchst sonderbar dagegen ist die Geschichte von der abgebrochenen, erfrorenen Zehe, die dann als Stern leuchtet, und es liegt wohl nahe, daß diese Geschichte nach dem Vorbild der anderen erfunden worden ist, um einen Namen Aurvandils tá, der ursprünglich wohl etwas ganz anderes als Aurvandils Zehe bedeutet hat, zu erklären.

Für die griechischen Dioskuren ist es kennzeichnend, daß sie Sternheroen, pferdegestaltig sind und als Pfahlgötzen verehrt werden. Das gleiche trifft auch für die germanischen göttlichen Zwillinge zu. Was dabei die Pflöckverehrung zu bedeuten hat, ist durch W. Koppers²⁾ im Anschluß an U. Holmbergs Schrift „Baum des Lebens“³⁾ dahin klargestellt worden, daß es sich dabei um den verehrten Rosspfahl handelt. Die sehr einleuchtenden Belege aus der altertümlicheren asiatischen Glaubenswelt, die Koppers aus Holmberg 23 f. zur Stütze seiner Ansicht anführt, lauten: „Die Mongolenstämme sehen in dem Sternensystem eine große Herde Rasse, welche der im Sattel sitzende Tscholbon (Plan. Venus) und sein Knecht namens Dogedoi oder Toklof hüten (vgl. ind. *eršvin*).

¹⁾ Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XXVII, 1926, S. 20 ff.

²⁾ *Anthropos* XXIV, 1929, S. 1080.

³⁾ Sonderabdruck aus *Annales Scientiarum Fennicae* XV, 1922, Heft 3.

Wir erwähnen diese Beispiele nur, um zu verstehen, warum die Weltsäule in den Erzählungen der türkisch-tatarischen Völker oft als mächtiger Roßpfahl geschildert wird. Als solchen bezeichnen sie die Jakuten mit „Roßpfahl Herr“ „Ebenso wie bei den Nomaden Mittelasiens vor den Wohnstätten ein Pfahl zum Anbinden der Pferde steht, wird erklärt, daß auch die Götter ihre Rosse am Himmelspfahle befestigen. Gewisse Tatarenstämme Sibiriens glauben, die Götter wohnen im Himmel in einem Zelte, vor welchem ein goldener Roßpfahl ist.“

Mit Recht weist Koppers im Anschluß an das über den Sternhüter Tsolbon Gesagte darauf hin, daß es sich bei ihm ebenso wie bei den Dioskuren um den Planeten Venus handelt, der in Verbindung mit letzteren in der Aufspaltung in Morgen- und Abendstern erscheint. Auch für Aurvandill dürfen wir Gleiches voraussetzen, wenn sein Name in ags. Form als *éarendel* die Bedeutung aurora angenommen hat.

Die Bilder oder Symbole der Dioskuren hießen bei den Spartanern bekanntlich *δόζαρα*, was aus *δοζός* „Balken“ weitergebildet ist. Für das Germanische, das feminine o-Stämme nicht besitzt und wo dem lat. *fagus*, griech. *φάγος*, *φηγός* ein ā-Stamm *bōkō gegenübersteht, ist daher als Entsprechung *tagō zu erwarten. Nach Crameri anecdota 1, p. 223 wäre richtiger *δόζος* zu schreiben. Ob das zutrifft oder nicht, darf man doch angesichts zahlreicher Doppelformen auch innerhalb des Germanischen, die auf alte Betonungsunterschiede zurückgehen, wie got. *auhns*, anord. *ogn* „Ofen“, got. *ahana*, aisl. *ogn* „Spreu“, mhd. *lohe*, anord. *loge* „Lohe“, got. *hauhs*, agutn. *haugr* „hoch“, unbedenklich auch mit ursprüngliche Stammesbetonung voraussetzendem germ. *tahō neben *tagō rechnen und aus *tahō würde anord. *tá* werden, ein Homonym zu *tá* „Zehe“. Ist also Aurvandils *tá*, der Planet Venus, eigentlich der Pfahl, *δοζός*, des Aurvandill?

Es spielen aber hier noch andere Möglichkeiten herein. Griech. *δοζός* ist doppelsinnig, da das Wort, gleichwie *δοξεύς*, *δοξίας*, *δοξία*, auch eine Art von Meteor bezeichnet. Plinius, S. N. 2, 96 gibt auch solches *doxoi* durch *trabes* wieder. Bei dem Namen dieser Lichterscheinung wird man wohl die Bedeutungsentwicklung vergleichen dürfen, die engl. *beam*, sunbeam = ags. *béam*, sunne-béam „Strahl, Sonnenstrahl“ neben *béam* „Baum“, ferner deutsch Strahl ursprünglich „Pfeil“, anord. *geisli* „Strahl“, ursprünglich „Stoß“, lat. *radius*, „Strahl“ und „Stange“, durchgemacht haben. Sollte es tatsächlich ein vandalisches *Auzawandilis *taha gegeben haben und dies von Anfang an oder später als „Aurvandils Lichtstrahl“ verstanden worden sein, so wäre es noch leichter begreiflich, warum *éarendel* im Angelsächsischen zur Bedeutung Lichtstrahl, Morgenlicht, jubar, léoma, aurora gelangt ist.

Wandalismus, eine Ehrenrettung

Von Paul Sabel-Breslau

Castiores ac puriores barbari (id est Gothi et
Wandali) quam Romani sunt

Salvianus

Trotz aller Aufklärungsversuche können auch wir Deutschen es immer noch nicht unterlassen, die Worte *Wandale*¹⁾ und *Wandalismus* zu gebrauchen, um damit Rohlinge und die blinde und mutwillige, gegen Werke der Kunst, der Kultur und der Natur gerichtete Zerstörungswut zu brandmarken. Und doch belegt damit der Deutsche einen deutschen Volksstamm mit einem Schandmal, und besonders die Schlesier müssen sich gegen die Verunglimpfung ihrer Vorfahren wehren, da der eine Hauptstamm der Wandalen, die Silingen, Schlesiens bis zur großen Wanderung bewohnt und in dem Namen dieser Grenzprovinz seinen Namen hinterlassen hat. Der Deutsche fügt mit diesen beiden Worten seinen Vorfahren ein bitteres Unrecht zu und folgt dabei dem Vorschlage eines Franzosen, des Bischofs Grégoire von Blois²⁾, der sich rühmt, den neuen Ausdruck *vandalisme* im Jahre 1794 „creiert“ zu haben, wenn er auch die Möglichkeit zugibt, in seiner Auffassung vielleicht das Opfer eines Irrtums geworden zu sein, und der stolz darauf ist, daß dieses Wort sofort von allen Kultursprachen Europas übernommen worden ist, so daß eine etwaige Richtigstellung nicht mehr möglich sei. Grégoire war ein angesehener Gelehrter und Politiker; er war Mitglied der Konstituante und des Konvents, Senator, und gehörte dem Institut de France an. Während seiner ganzen öffentlichen Tätigkeit hatten die Patrias der Gesellschaft an ihm einen unermüdlichen Verteidiger, indem er dafür eintrat, „das Los der Juden, der irischen Katholiken, der Neger, der Bediensteten zu verbessern“. Er hat die Bezeichnung *vandalisme* in der großen Revolution angewendet, um, in seiner Liebe zur Kunst, dem blinden Wüten des französischen Böbels gegen die Bibliotheken, die Kirchen, Gemäldesammlungen, Denkmäler usw. Einhalt zu tun (*je créai le mot, pour tuer la chose*). Der Konvent hörte auf den unerschrockenen Bischof und beauftragte ihn, über die Zerstörungen zu berichten und Mittel zur Unterdrückung des Treibens vorzuschlagen. Zweimal erstattete er über *l'irruption vandالية* Bericht.

Deutsche Gelehrte erhoben sofort gegen die Beleidigung ihrer Volksgenossen entrüsteten Einspruch, indem sie betonten, daß die Wandalen Krieger gewesen seien, aber nicht Zerstörer.

¹⁾ Der Name des Volkes ist mit **W** zu schreiben. Zu den von Glombowski vorgetragenen Ausführungen (Altchlesische Blätter 1927, S. 82 ff.) sei hinzugefügt, daß die Schreibweise *Wandalen* undeutsch und ein Zugeständnis an die lateinische Schreibart ist. Denn wenn wir *Wandalen* (*Vandali*) schreiben, müssen wir den Namen entweder deutsch = *Fandalen* oder lateinisch = *Wandalen* aussprechen. Machen wir dem Zwiespalt ein Ende und schreiben und sprechen wir deutsch *Wandalen*, wie es auch seit etwa dem Jahre 400 üblich war.

²⁾ Grégoire, *Mémoires*. Paris 1837, I S. 345 ff.

Leider hat Schiller in seinem im Jahre 1800 entstandenen Gedichte: „Die Antiken in Paris“, in dem er die Franzosen wegen ihres Zusammenraubens von Kunstdenkmälern mit der Handlungsweise der Wandalen vergleicht („dem Wandalen sind sie [die Musen] Stein“), zu der falschen Beurteilung des germanischen Volkes beigetragen.

Offenbar durch den Einfluß des Bischofs Grégoire wurde das Wort schon 1798 von der Pariser Akademie gutgeheißen und behauptet sich seitdem bis auf den heutigen Tag in den großen französischen Wörterbüchern, auch bei Larousse; nur in der Grande Encyclopédie fehlt das Stichwort *vandalisme*.

Sofort schlossen sich die Gebildeten Englands dieser Auffassung an: das Wort *vandalism* dringt in die englische Sprache ein, und so setzen es die großen Wörterbücher und auch die große *Encyclopaedia Britannica* ihren Lesern vor. Schon seit dem 16. Jahrhundert finden wir im englischen Schrifttum eine Gleichsetzung von Goten, Hunnen, Wandalen und Barbaren.

Pope (1709) sagt, daß Erasmus die heiligen Wandalen (er meint die ungebildeten Mönche) von der Bühne vertrieb und so den wilden Strom eines barbarischen Zeitalters aufhielt; nach dem französischen Vorbild trug bei den Engländern den Jakobinern ihre Zerstörungswut den Namen moderne Wandalen ein, auch für die Puritaner findet sich aus dem gleichen Grunde die Bezeichnung *narrow-minded Vandals*.

So machen sich leider auch unsere großen Konversations-Lexika, an der Spitze Brockhaus und Meyer, diesen Begriff von Wandalismus bis in die neueste Auflage zu eigen, ohne den Versuch, ihn zurückzuweisen, und geben nur seine Erfindung durch Grégoire an, und auch der „Große Duden“ trägt in seiner neuesten Auflage (1932) zur Verbreitung des beleidigenden Vorwurfes bei.

Sehr richtig sagt Littré in seinem großen Dictionnaire, daß jeder Zeitabschnitt seinem Vorgänger Barbareien vorzuwerfen hat, und da man selber kein reines Gewissen hat, ist man übereingekommen, sie alle den Wandalen aufzubürden, die dagegen nicht mehr Einspruch erheben können. So müssen wir Deutsche unsere ungerecht beschuldigten Vorfahren rechtfertigen.

Dies ist schon zweimal in eingehenden und gewissenhaften Untersuchungen geschehen, von August Friedrich Kleinschmidt³⁾ und von Julius Miedel⁴⁾.

Kräftig spricht sich der Führer der deutschen Vorgeschichtsforschung, Kossinna⁵⁾, gegen diese aus blindem Rassenhass geborene Berunglimpfung altgermanischer Art aus, ebenso der Wiener Vertreter der Germanistik R. Much⁶⁾.

³⁾ A. F. Kleinschmidt, Über den sogenannten Vandalismus. Schulprogramm, Torgau 1875.

⁴⁾ J. Miedel, Vandalismus, eine Ehrenrettung. Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins XX, Nr. 10, 1905.

⁵⁾ G. Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe, 3. Auflage, Leipzig 1934, S. 18.

⁶⁾ R. Much, Germanische Stämme in Ostdeutschland im klassischen Altertum. Der ostdeutsche Volksboden, Breslau 1926, S. 110.

Es sei auch auf die „Altschlesischen Blätter“¹⁾ hingewiesen, die das Gewissen der Altertumsfreunde in diesem Kampfe um die Befreiung unsrer Vorfahren von einem ihnen von den Fremden angetanen Schimpfe wachzurütteln suchen.

Gregorovius bewegt sich in seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter in Widersprüchen, indem er einerseits die Berechtigung dieses Brandmales anerkennt, andererseits von der ruhigen Forschung die Fabel, daß die Wandalen die Gebäude Roms zerstört hätten, verdammen läßt. Wir folgen Ludwig Schmidt²⁾: „mit Unrecht ist durch das Wort dem Volke Geiserichs ein Brandmal aufgedrückt worden“. Und zwar sollen bei der Einnahme und bei der 14tägigen Besetzung der Stadt Rom im Jahre 455 die Wandalen so blindwütig gehaust haben. Sicher sind bei den Wanderzügen aller germanischer Stämme Greuelthaten vorgekommen, aber grade von einer mutwilligen Zerstörung von Kunstdenkmälern durch die Wandalen wird nirgendwo etwas überliefert. Im Gegenteil, es wird ausdrücklich berichtet, daß Papst Leo I durch seine Bitten den König Geiserich bewogen habe, von Mord und Brand abzustehen und sich mit der Plünderung zu begnügen, und in einer Chronik von 511 heißt es auch: *sine ferro et igne Roma praedata est*. Der Presbyter von Massilia Salvianus, ein grader, aufrechter Mann, der als stolzer, fein gebildeter Römer nicht etwa blind ist gegenüber der ihn umgebenden Germanenwelt³⁾, schildert in seinem Hauptwerk *De gubernatione Dei* (etwa 438/440) die Goten und besonders die Wandalen als reiner und sittenstrenger als die Römer und berichtet als etwas Unglaubliches, ja Unerhörtes, daß, wo die Goten herrschen, nur noch die Römer unzüchtig seien; wo aber die Wandalen herrschen, seien es nicht einmal die Römer mehr; so stark wirke deren Eifer für Sittenreinheit, so ihre strenge Zucht. Den germanischen Fürsten wird Ehrfurcht vor der Größe und Heiligkeit Roms nachgerühmt; auch der Gote Marich war groß und trug Scheu in seinem Herzen. Als er in Athen eindrang und niemand mehr ihn aufzuhalten vermochte, senkte er angesichts der Götterburg vor der Schirmherrin Athens den Speer (Worte von Isolde Kurz).

Nein, nach Kriegsbeute trachteten die Wandalen, um sie in ihr afrikanisches Reich zu entführen. *Roma per Gensericum omnibus opibus suis vacuata est*.

Nach Cassiodorus und Procopius schleppten die Wandalen reiche Schätze an Gold, Erz und kostbaren Steinen aus den Kaiserpalästen Roms, aus Tempeln und Kirchen in ihre neue Hauptstadt; auch die salomonischen Tempelgefäße, die Titus einst aus Jerusalem geraubt hatte, mußten nach Karthago mitgehen, um später wieder durch Belisar über Konstantinopel nach Jerusalem zurückgebracht zu werden. Ein Schiff mit geraubten Bildwerken ging auf der Heimfahrt unter. Zerstörer waren die siegreichen Wandalen nicht; Werke der Kunst, die

¹⁾ Altschlesische Blätter 1928, S. 34 f., 1933, S. 5 f. Letzterer Aufsatz wird auch als Merkblatt des schlesischen Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege verbreitet.

²⁾ L. Schmidt, Geschichte der Wandalen, Leipzig 1901, S. 82.

³⁾ Andreas Schäfer, Römer und Germanen bei Salvian, Breslau 1930, S. 83 ff.

ihnen wertvoll und bewundernswert erschienen, haben sie als Beutestücke zum Schmucke Karthagos mitgenommen. Hat Konstantin der Große anders gehandelt, als er für den Schmuck seiner Hauptstadt sorgte! Was tat der schottische Lord Elgin, der englische Gesandte bei der Hohen Pforte, als er in den Jahren 1799 bis 1803 in Griechenland, besonders in Athen, Kunstwerke sammelte! Die Explosionskatastrophe auf der Akropolis von 1687 und die Gleichgültigkeit der Griechen und Türken den Denkmälern gegenüber gab ihm die Veranlassung, einen großen Teil der Parthenonskulpturen und andre Kunstgegenstände in seine Heimat zu entführen und später für 36 000 £ an den englischen Staat zu verkaufen. Er hatte vom Sultan nur die Erlaubnis erhalten, die Bildwerke abformen, abzeichnen zu lassen und einige mitzunehmen. Aber in welchem Umfange er raubte und wie er die Kunstwerke ausbrach, diese rohe Gewalttat wurde von der gebildeten Welt, auch in England, als Wandalismus, Raub und Ehrlosigkeit gegeißelt.

Lord Byron, der einige Jahre nach diesem Raube nach Athen kam, schrieb an eine Säule des Parthenon, an der Lord Elgin seinen Namen angebracht hatte, die Worte: *Quod Gothi non fecerunt, Scotus fecit* und hat im zweiten Gesange des Eilfeldes Harold und in dem Gedichte „Der Fluch der Minerva“ die Schale seines Hornes über diese Barbarei ausgegossen und Lord Elgin und mit ihm ganz England wegen dieses und ähnlicher Gewaltakte vor ganz Europa an den Pranger gestellt. Aber, wenn auch seitdem öfters Stimmen laut wurden, die die Rückgabe der entführten Skulpturen an die Stadt Athen verlangten, schließlich hat sich die öffentliche Meinung damit abgefunden und aus mancherlei Gründen verziehen. Nur in dem großen französischen Lexikon Larousse du *XXe siècle* ist zur Brandmarkung dieses „attentat d'un barbare civilisé“ das richtige Wort gefunden worden: *Ces pratiques barbares, flétries par Byron, ont été qualifiées d'elginisme*. Dieses Wort ist natürlich von den Engländern nicht übernommen worden. Aber die Wandalen müssen noch immer unter dem mit Unrecht über sie verhängten Fluche leiden. Als im Jahre 455 die Wandalen die Hauptstadt der Welt eroberten, bot sie sicherlich einen höchst traurigen Anblick, wie die Akropolis nach der Explosion von 1687. Denn im Jahre 410 war die Stadt eine Beute der Westgoten unter Alarich geworden, und seitdem hatten die Römer selbst Raubbau getrieben und setzten ihn im Mittelalter fort. Zahlreich sind die Klagen darüber, daß die Bewohner Roms die zerfallenden öffentlichen Gebäude ausgeplündert und die Steine zum Nutzen ihrer Neubauten verwendet haben. Papst Urban VII hat sogar aus dem Metall des Dachstuhles des Pantheons Kanonen gießen lassen (*Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini*). Zwar liefen über das Mittelalter hinaus in Rom Erzählungen um, daß die Goten Rom zerstört hätten, aber von dem Brandmale, das den Wandalen aufgedrückt worden ist, sind sie verschont geblieben.

Das Wort vandalismus findet sich in der lateinischen und griechischen Sprache nicht; ein mittellateinisches Glossar gibt einfach vandalicus = wild an. Dem gelehrten Erfinder des Wortes, Grégoire, haben vielleicht die aus der athemischen Geschichte herübergenommenen, wenn auch begrifflich verschiedenen Worte *Μηδισμός* und *Ααζονισμός* vorgeschwebt, vor allem das schon in der Zeit Ciceros gebräuchliche Wort barbarismus (*βαρβαρισμός*), wenn dieses sich auch nur auf sprachliche Fehler bezieht und somit nur ein grammatischer Begriff ist.

Wir Deutschen haben also gar keine Veranlassung, unsere Volksgenossen zu verunglimpfen. Das Gerede von der völligen Zerstörung der Kultur durch die Germanen der Völkerwanderung ist längst als ein Märchen erwiesen.

Denken wir daran, was sich die Römer bei der Zerstörung von Korinth, Karthago und Jerusalem an Schandtaten geleistet haben, denken wir an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, an die Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz und am Rhein! Hören wir endlich auf, von Wandalismus zu sprechen, streichen wir das Wort aus unserm Sprachschatz und bezeichnen wir Kulturlosigkeit jeglicher Art einfach als rohe Zerstörungswut oder mit dem Worte Barbarei, indem wir uns bewußt sind, daß zwar das Wort Barbaren im Altertum eine andere Bedeutung gehabt hat als heute, daß aber Barbarei von jeher der Ausdruck für Unkultur und Roheit ist.



Gravierte Zinnkanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523. Inv. Nr. 249:95. $\frac{2}{7}$





1



2

1-2. „Wilde Leute“, Reliefs eines rheinischen Minnebüchchens um 1500. Wien, Kunsthistorisches Museum

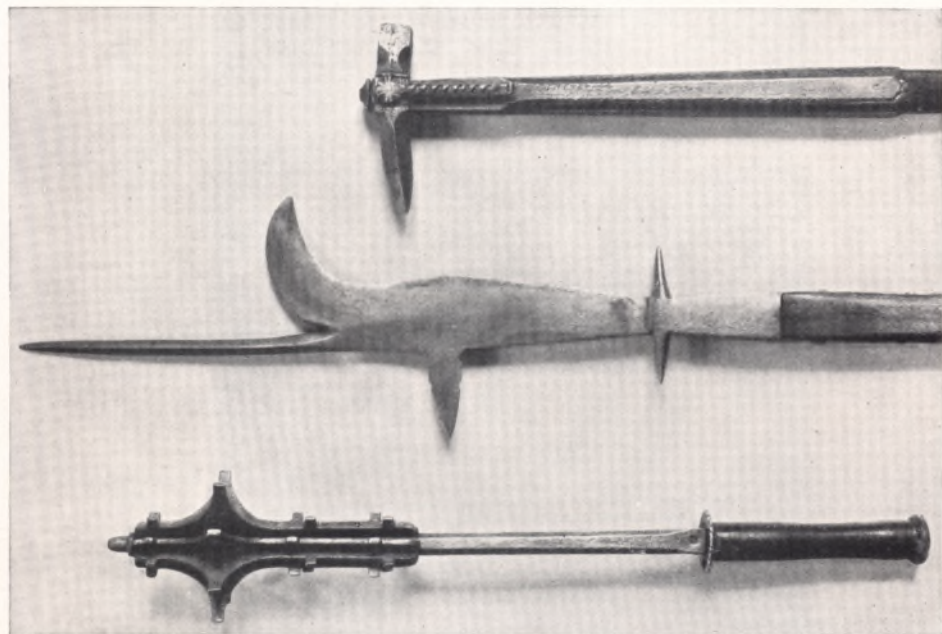


3. Holzschnitzerei, Glaser Bauernfest. Vom Hochzeitswittler bei der Einladung der Festgäste mitgeführt.
Grafschaft Glaz, 18./19. Jahrh. Inv. Nr. 117 : 97. Etwa $\frac{1}{4}$





1. Chinesische Porzellanfontäne der späten Mingzeit in vergoldeter
Bronzefassung der deutschen Spätrenaissance. Inv. Nr. 254:96. Etwa $\frac{1}{3}$



2. Streiffolben und Glöfe, 15. u. 16. Jahrh. Inv. Nr. 477:27,
545:27, 464:27. Etwa $\frac{1}{6}$





1. Silberner Sarg Schild der Frankensteiner Töpfer
Arbeit des Breslauer Meisters E. G. Haase, um 1790. Inv. Nr. 105 : 27. Etwa $\frac{2}{3}$



2. Pietà aus Braunau Kr. Gubrau
Ende 15. Jahrh. Inv. Nr. 129 : 28. $\frac{1}{12}$



3. Elfenbeinstatuette, Dudelsack spielender
Narr. Süddeutschland, 2. Drittel d. 16. Jahrh.
Inv. Nr. 325 : 98. Etwa $\frac{1}{1}$





1



2

1—2. Hirschgeweihart von Meiklewood bei Stirling. $\frac{2}{5}$
Anatomisches Museum der Universität Edinburgh

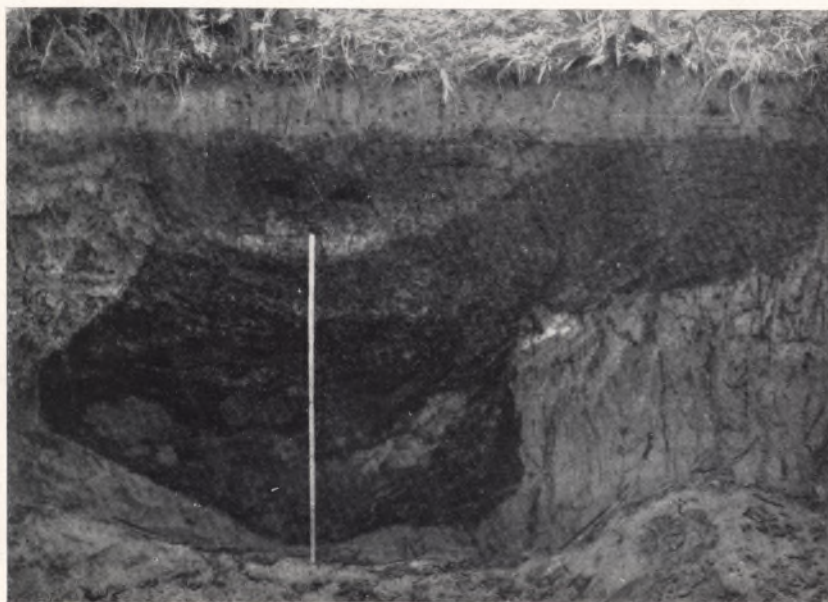


3. Hirschgeweihhammer mit vielflächigem Rachen 4. Nachbildung der Geweihart in Stein
3—4. Aus dem Themsebett bei London. London Museum. Etwa $\frac{1}{4}$





1. Tongefäß aus Grube 9



2. Profil der Grube 9

Steinzeitliche Wohngrube 9 von Drum





1 2
1—2. Gefäße des Grabes. $\frac{1}{4}$



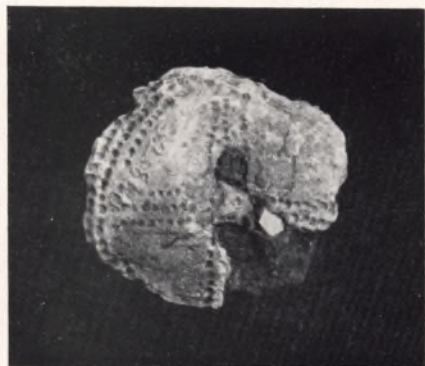
3. Blick in das Grab

Schnurkeramischer Grabfund aus Schraplau





1. Tierzahn Schmuck und Feuersteingeräte des Grabes. $\frac{1}{2}$



2. Verzierte Muschelschale aus dem Grabe. $\frac{2}{3}$



3. Verzierte Muschelschale unbekannten Fundorts zum Vergleich mit Abb. 5. $\frac{2}{3}$

1 — 2. Beigaben des Grabfundes von Schraplau





1



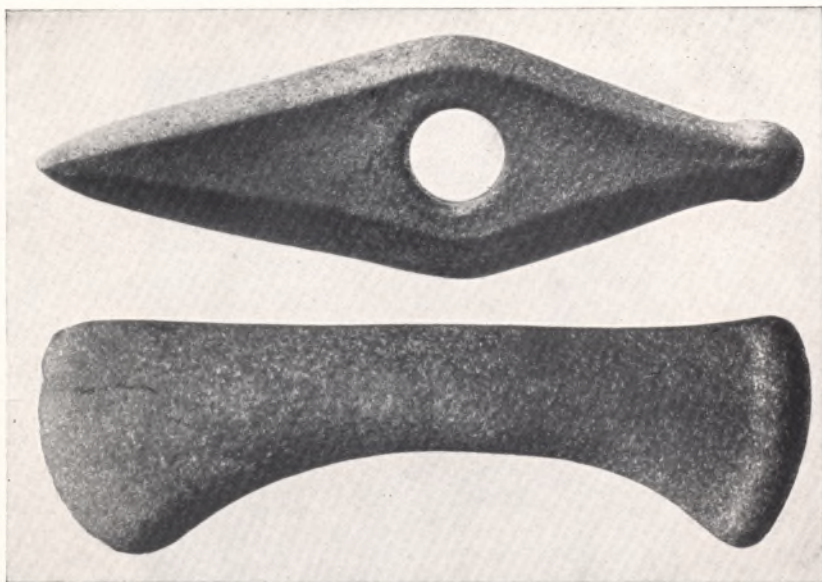
2



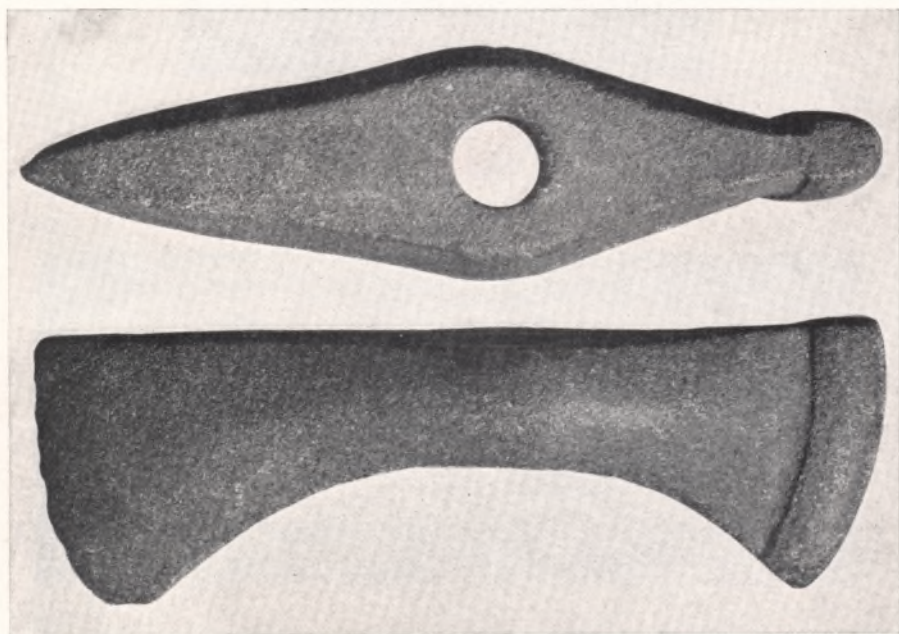
3

1. Zeichnung auf dem größeren Stein der Steinkiste von Göhlitzsch Kr. Merseburg. Nach Ebert, Reallexikon II Taf. XVI
 2. Wandbehang, nach der Zeichnung Nr. 1 hergestellt. Etwa $\frac{1}{10}$
 3. Wandbehang, nach der Zeichnung auf dem kleineren Nordstein der Göhlitzscher Steinkiste hergestellt. Etwa $\frac{1}{10}$
- 2 und 3. Nach Aufnahmen des Museums für Völkertunde in Hamburg





1. Kirchsp. Bertoft, Nordschleswig (Aufnahme des Nationalmuseums Kopenhagen). $\frac{1}{2}$



2. Alt Wanzen Kr. Ohlau (Museum Breslau). $\frac{1}{2}$

Jütländische Streitärte aus Dänemark und Schlesien





1



2

1 - 2. Grab 71 von Opperau

Steinzeitliches Einzelgrab von Opperau Kr. Breslau





1



2



3



4



6



5



7



8



9



10



11

1, 3. Jordansmühl (nach Altischlesien I 205); 2. Gr. Tschansch (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 74);
4, 5. Marischwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. III 33); 6. Puschwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 73);
7. Peterwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 69); 8. Breitenau; 9. Dzielnitz (nach Aus Oberschlesiens Urzeit VIII S. 27); 10. Peterwitz; 11. Oberglogau (nach Aus Oberschlesiens Urzeit VIII
S. 27); 1-3, 9-11 in $\frac{1}{4}$; 4-8 in $\frac{1}{3}$

Steinzeitliche Mörfcherbecher aus Schlesien

1000

1000



1. In the first part of the book, the author discusses the history of the library and its development over time. The text is written in a clear, concise style, providing a comprehensive overview of the subject.

Chapter 1: Introduction to the Library



1. Vorhallenhaus VIII. Im Vordergrund Profilschnitt durch die Vorhalle



2. Haus II. Rechts unten Türeingang

Hausgrundrisse von Succase Kr. Elbing





1. Profilschnitt durch Haus IX



2. Haus IX. Im Vordergrund rechts Siedlungsgrube
Vorhallenhaus IX von Succase Nr. Elbing





1. Scherben mit Linien- und Stichmustern und erhabenen Verzierungen. Etwa $\frac{1}{6}$



2. Amphoren und Schalen mit Schnurverzierung. Etwa $\frac{1}{6}$

Gefäßreste aus der Siedlung von Succase Kr. Elbing





1. Schnurverzierte Schale mit zwei Paaren von Griffösen. Etwa $\frac{1}{5}$



2-3. Vorratsgefäße mit Zapfen. Etwa $\frac{1}{12}$



4. Schnuramphore. Etwa $\frac{1}{6}$



5. Becher mit waagerechten Griffösen. Etwa $\frac{1}{6}$

Gefäße aus der Siedlung von Succaſe Nr. Elbing





1



2

3



4



5



6

Alles in $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Vgl. die Terttabbildungen 1, 2 und 3_{13f} 14, 5_{13f} 6_{10f} 8_{17f} 11, 12

1 und 3. Jellowa Kr. Oppeln; 2. Oberwitz Kr. Groß Strehliß; 4. Brustawe Kr. Militſch;
5. Paulau Kr. Brieg; 6. Militſch

Schleſiſche verzierte Gefäßreſte des nordeuraſiſchen Kulturkreiſes





1. Unterstedholz, 2. Pfahlbau Guevaug, 3-6. Pfahlbau Mörigen, 7-8. Pfahlbau Sutz.
1-2 etwa $\frac{1}{2}$, 3 und 6 etwa $\frac{1}{3}$, 4-5 in $\frac{2}{3}$, 7 in $\frac{1}{3}$, 8 etwa $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Zeitformen der jungsteinzeitlichen Chamblandes-Glis-Kultur



13



10



14



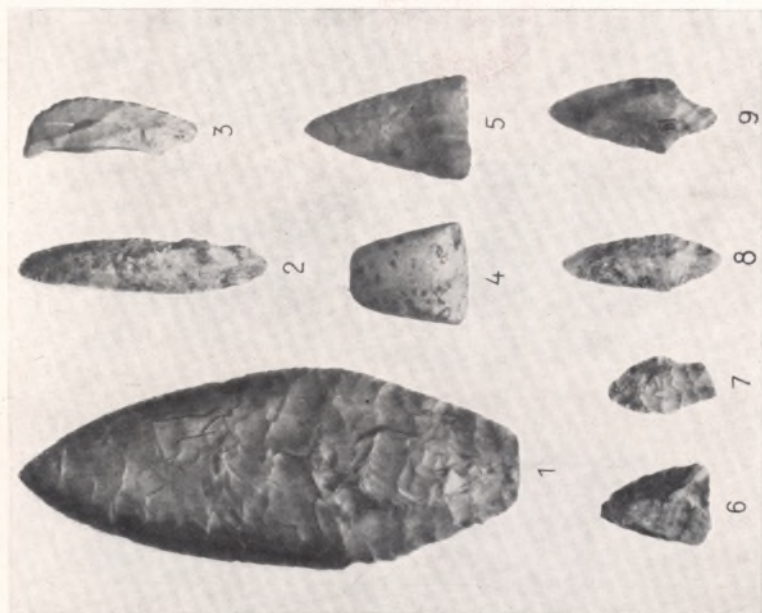
12



11



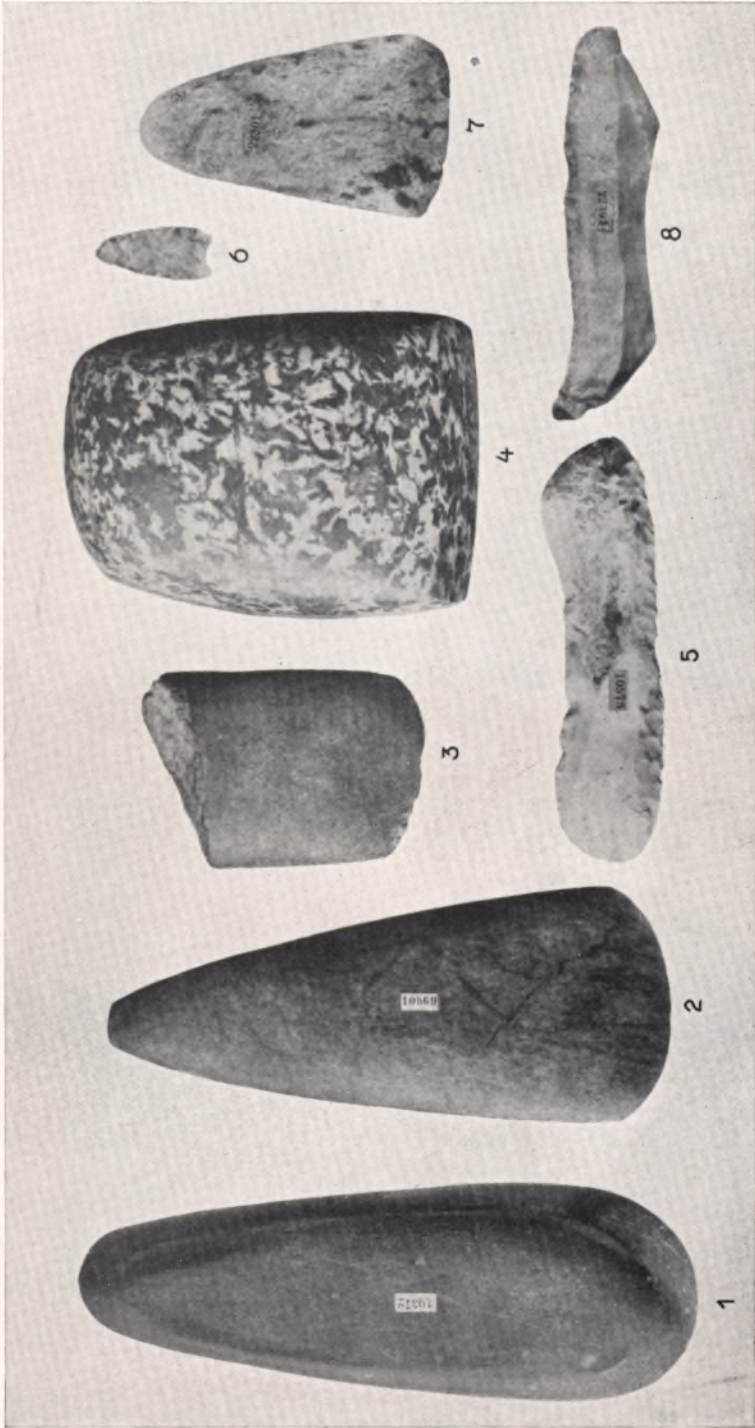
Beigaben aus Hödergräbern von Olis. Ausgrabung 1900. Etwa $\frac{1}{2}$



Beigaben des Steinzeitgrabes von Opfikon (Zürich). $\frac{1}{2}$

Beigaben aus jungsteinzeitlichen Steinzeitgräbern mit gestreckten und Höder-Skeletten



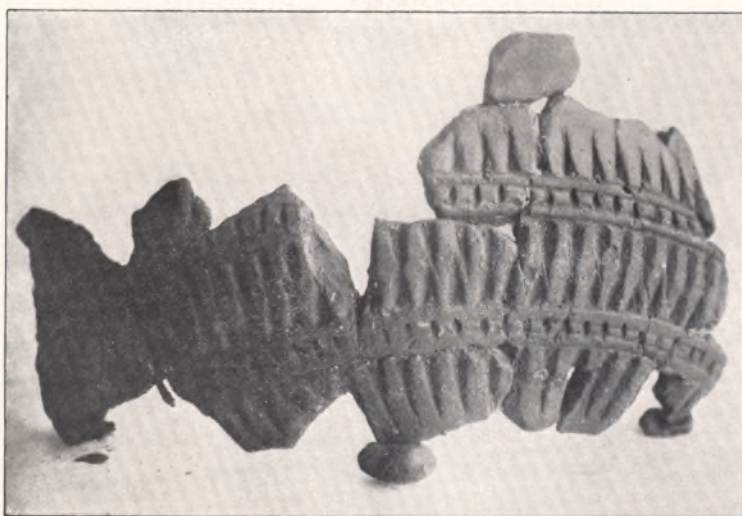


1—5. Niederried bei Warberg; 6—8. Zopfen bei Warwangen. $\frac{1}{2}$
Beigaben aus jungsteinzeitlichen Grabhügeln mit Totenverbrennung





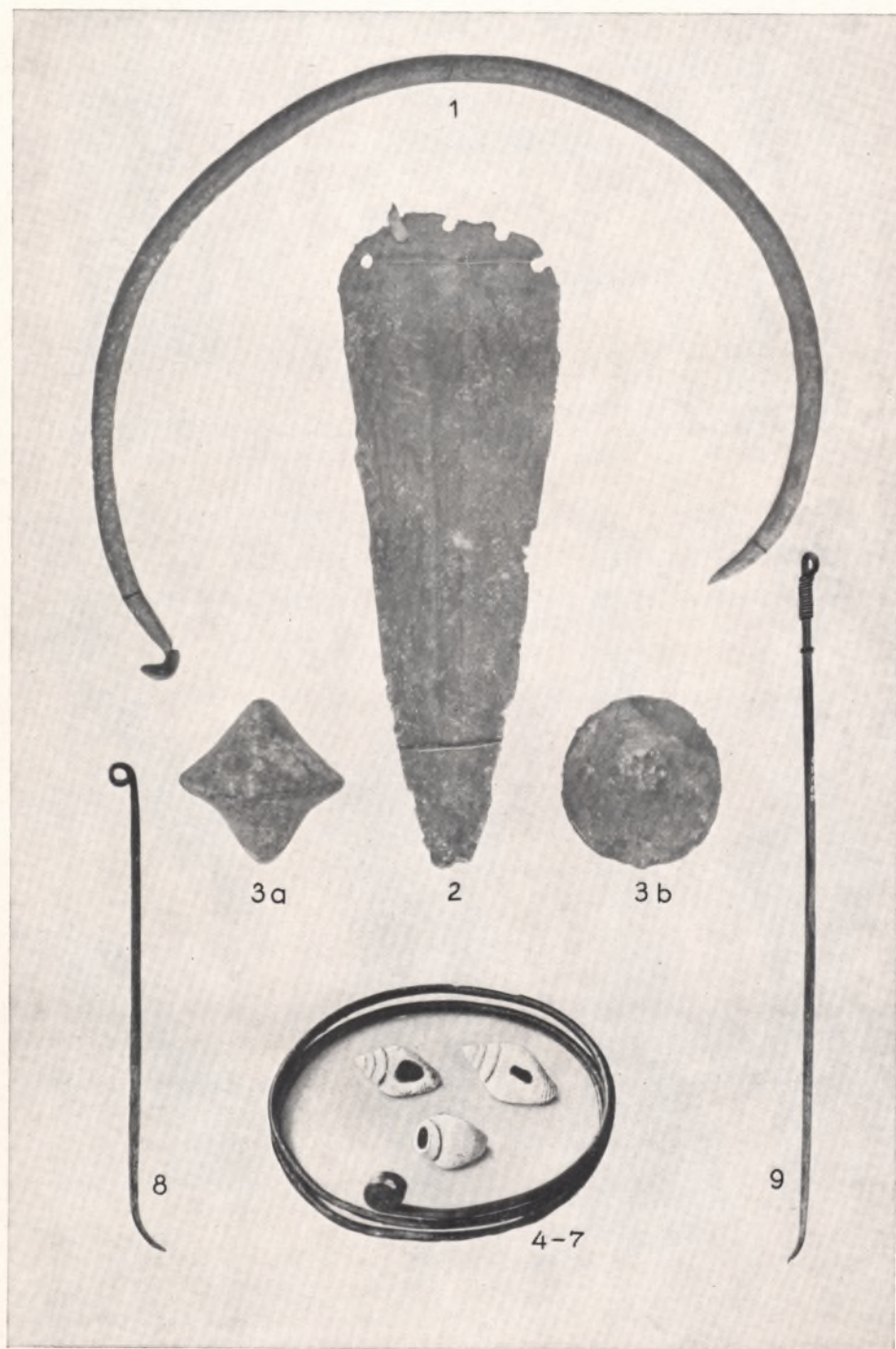
1. Grab 7. Etwa $\frac{1}{10}$



2. Tongefäßteil mit Kerbschnittverzierung aus Grab 2. $\frac{1}{1}$

Funde aus dem Gräberfeld der Bronzezeitstufe IC von Allmendingen bei Thun

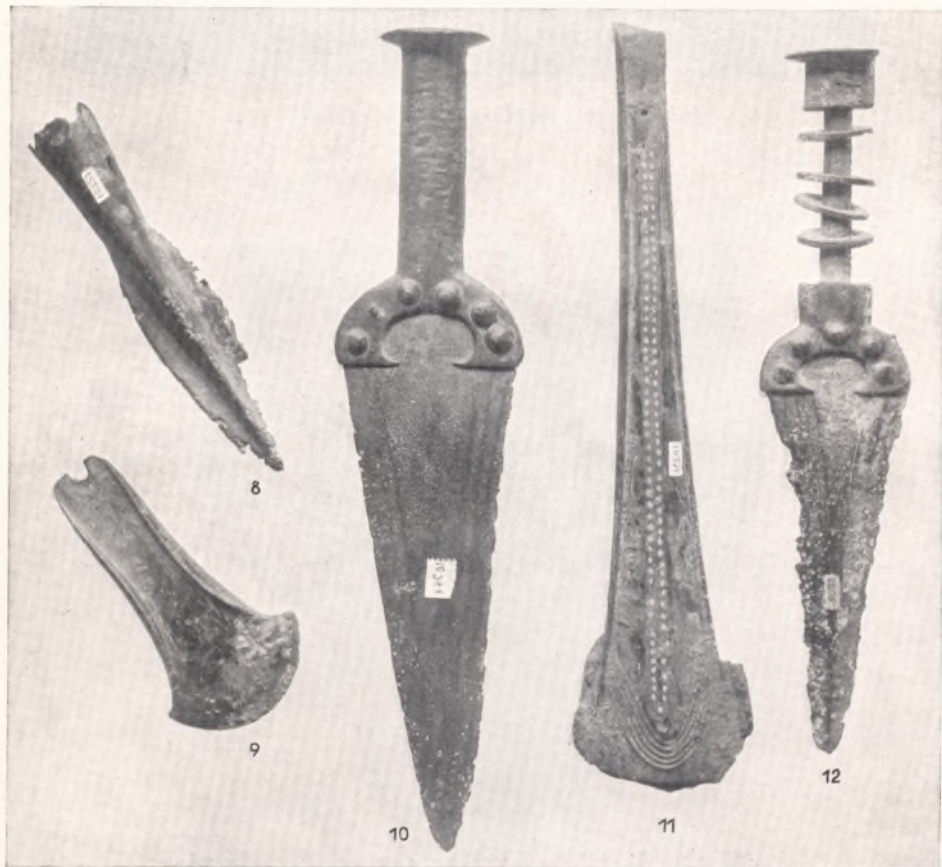
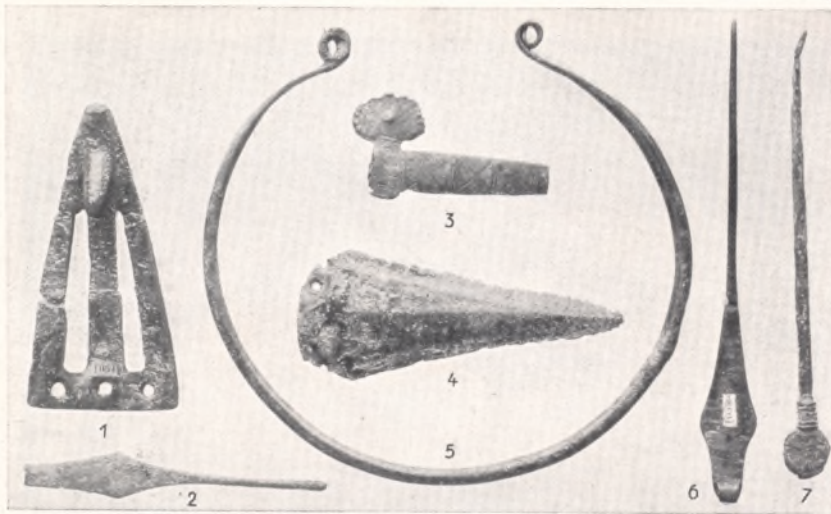




1-7. Schmuckgegenstände bei Thun; 1-2 aus Grab 1, 3a-b aus Grab 2, 4-7 aus Grab 6, 8-9 aus Spiez; 1-2 etwa $\frac{2}{3}$, 3a-b in $\frac{5}{4}$, 4-7 in $\frac{2}{3}$, 8-9 in $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Beigaben aus Gräbern der voralpinen Gruppe der Bronzezeitstufe IC





1-12. Grabbeigaben von Renzenbühl-Strättlingen. Etwa $\frac{1}{2}$

Boralpine Gruppe der schweizerischen Bronzezeitstufe IC





1. Blick auf das Fundgelände von Ramsfeld



2. Borratsgefäß von Ramsfeld. $\frac{1}{6}$





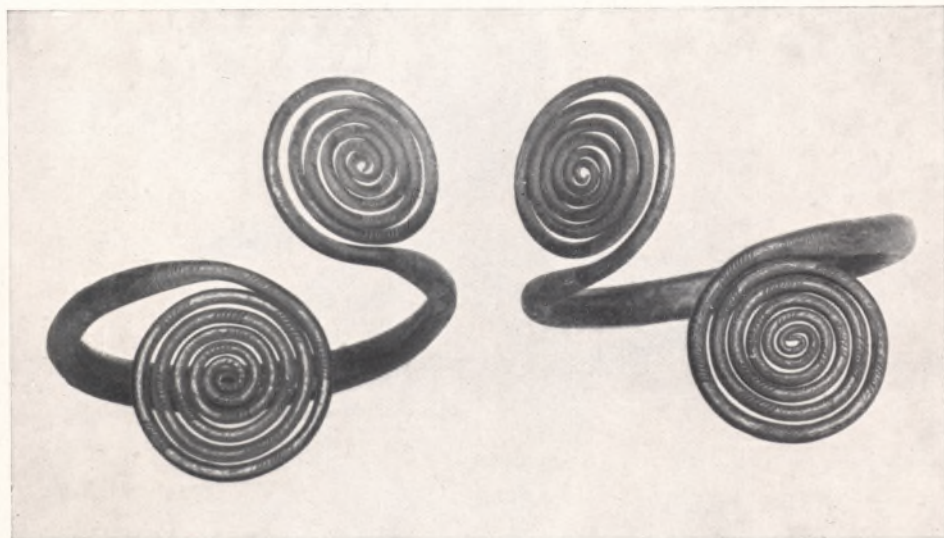
1. Höckergrab 3



2. Höckergrab 5

Frühbronzezeitliche Skelettgräber von Lamsfeld Kr. Breslau





1 2
1—2. Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisz. $\frac{1}{2}$



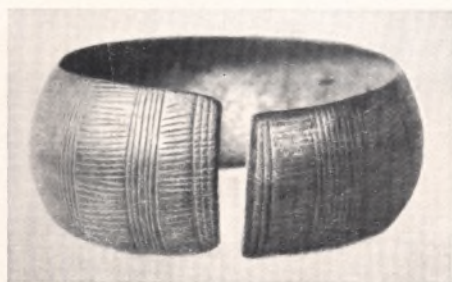
3 4 5
3—5. Kaliski Kr. Słupca. Etwa $\frac{1}{2}$

Zwei Bronzeverwahrkunde aus Westpolen





1. Etwa $\frac{4}{5}$



2. $\frac{1}{1}$



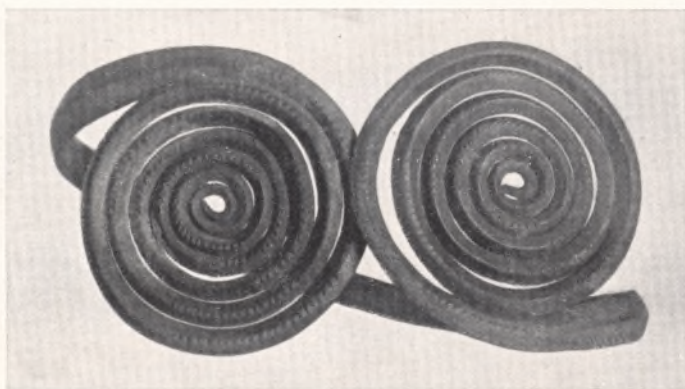
3. Etwa $\frac{1}{2}$



4. $\frac{2}{3}$

Teil des Verwahrfundes von Raſzew Kr. Kutno, Muſeum Ermitage in Leningrad





1



2

3



4

5

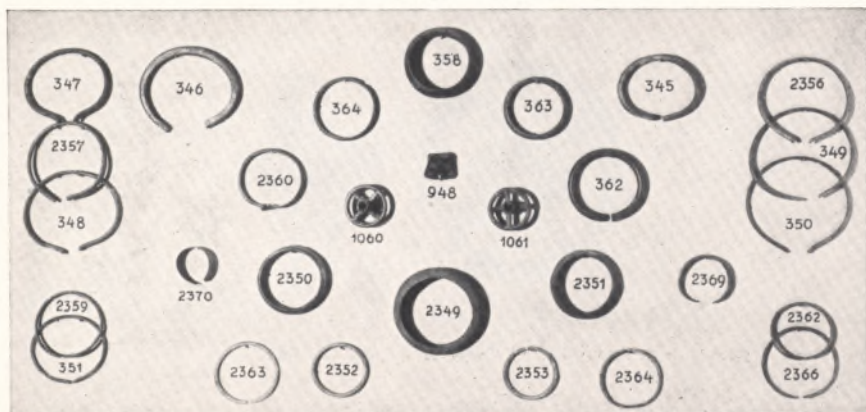
1—5. Berwahrfund von Cieſzewko Kr. Plock





Der Verwahrſund von Paulsdorf Kr. Namslau. $\frac{1}{2}$

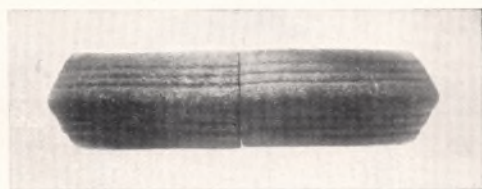




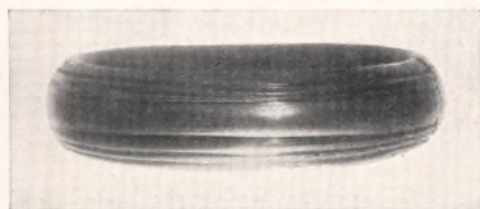
1. Der erhaltene Teil des Verwahrfundes. $\frac{1}{9}$



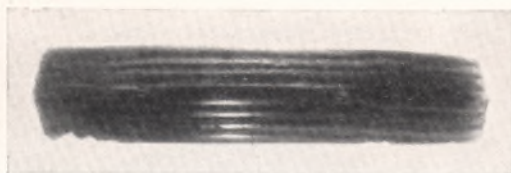
2. Bronzering Typus d. II 358. $\frac{2}{3}$



3. Bronzering Typus d. II 2351. $\frac{2}{3}$



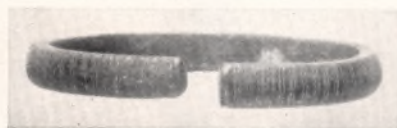
4. Bronzering Typus e. II 2350. $\frac{2}{3}$



5. Bronzering Typus m. II 2369. $\frac{1}{1}$



6. Armband Typus n. II 2370. $\frac{2}{3}$



7. Bronzering Typus l. II 345. $\frac{1}{2}$



8. Tüllenbeil. II 948. $\frac{2}{3}$

Der Bronzefund von Frankfurt a. d. O.





1. Bronzeräder, II 1060/61. Etwa $\frac{1}{2}$



2. Bronzering Typus f, II 2349. $\frac{1}{2}$



3. Bronzering Typus i, II 362. $\frac{1}{2}$



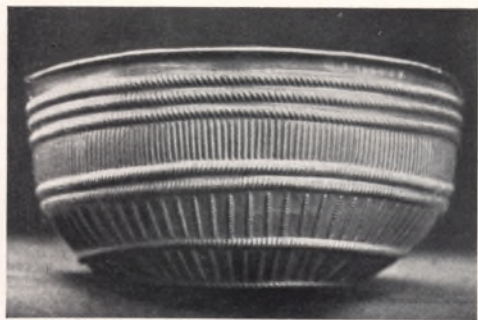
4. Bronzering Typus k, II 2360. $\frac{1}{2}$



5. Bronzering Typus l, II 346. $\frac{1}{2}$

Der Bronzefund von Frankfurt a. d. O.





1. Goldſchale von Gönnebeck. Etwa $\frac{2}{5}$, nach Schuchhardt, Goldfund von Eberswalde S. 16 Abb. 9



2. Goldſchale von Langendorf. Etwa $\frac{2}{5}$, nach Schuchhardt, Goldfund von Eberswalde S. 17 Abb. 10



3. Longeſäß von Duneragaig (Argyll). Etwa $\frac{2}{5}$, n. Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLIII 236



4. Longeſäß von Bishop's Cairn (Antrim). Etwa $\frac{2}{5}$, n. Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLVI 282



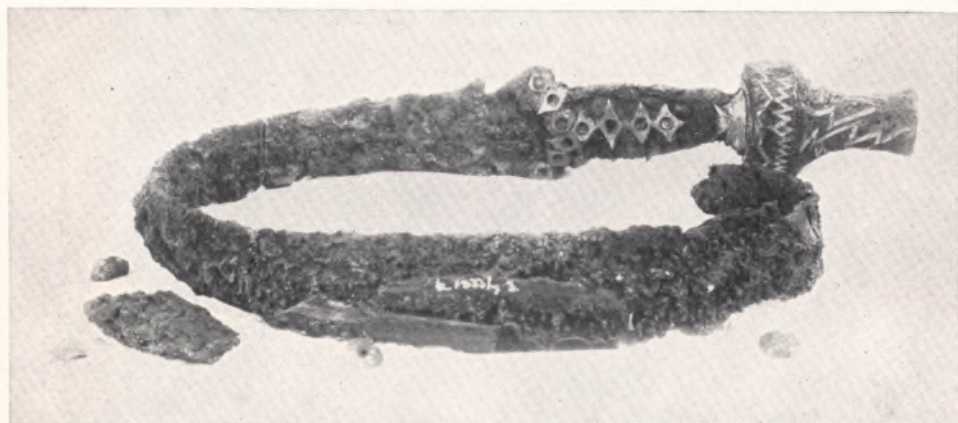
5. Boden der Goldſchale 7 von Eberswalde. $\frac{1}{2}$, nach Schuchhardt, Eberswalde Taf. IX



6. Boden des Longeſäßes von Mount Stewart Cairn (Down). Etwa $\frac{2}{5}$, nach Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLIII 233 a

Iriſche Longeſäße als Vorbilder germaniſcher Goldgeſäße





1. Eisenschwert mit goldverziertem Griff. $\frac{1}{3}$



2. Bronzesitula als Graburne. $\frac{1}{5}$

2a. Die Situla von der Seite gesehen. $\frac{1}{5}$

Beigaben des hallstattzeitlichen Fürstengrabes bei Dß in Holland





1. Graburne mit Beigefäßen. $\frac{1}{5}$



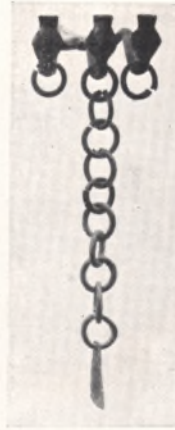
2. Graburne mit anliegender dreiköpfiger Bronzenadel. Etwa $\frac{1}{3}$

Frühheisenzeitliches Grab 6 von Steinau=Carlsruhe





1. $\frac{3}{4}$



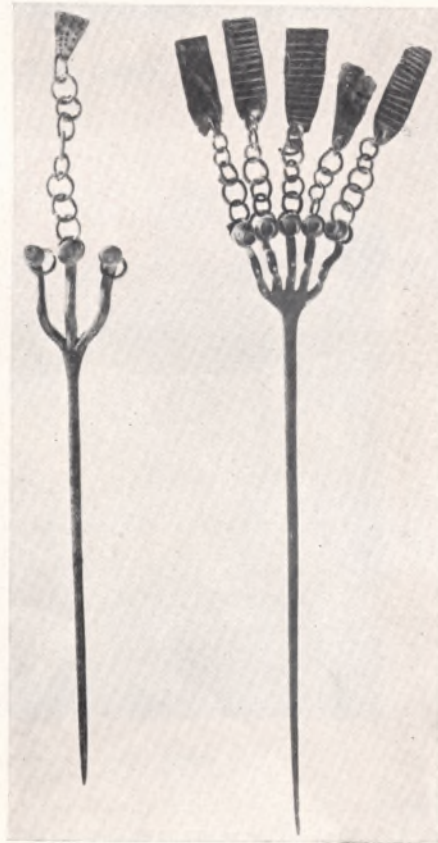
2. $\frac{1}{2}$



3. $\frac{1}{2}$



4. $\frac{2}{3}$



5-6. $\frac{2}{3}$

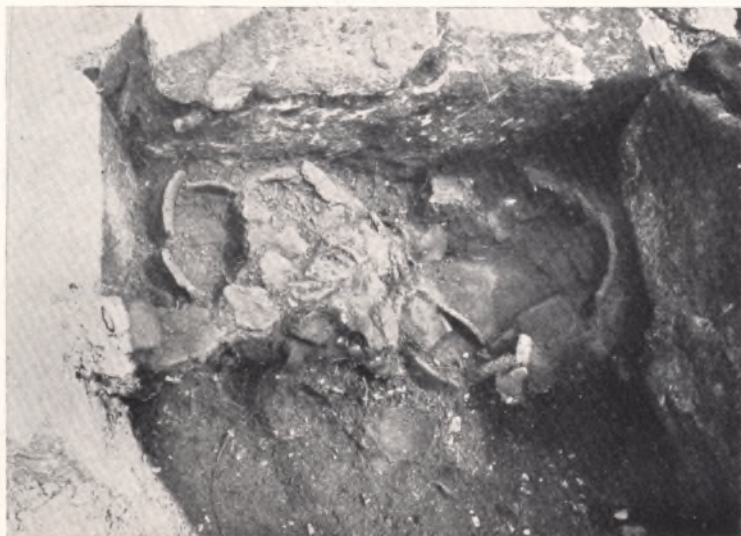
1 und 4. Steinau-Carlsruhe, Grab 6; 2 und 5. Wohlau-Ost; 3 und 6. Lerchenberg bei Glogau

Frühheisenzeitliche mehrköpfige Bronzenadeln aus Schlesien





1. Das Kerngrab des Hügels



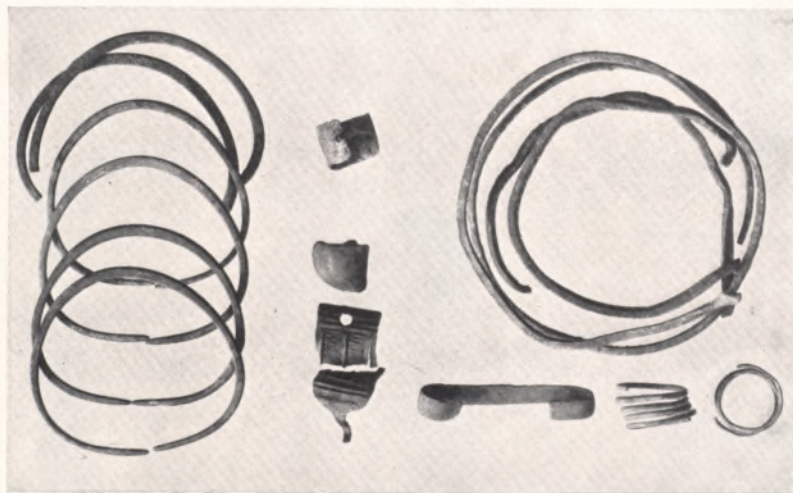
2. Das geöffnete Kerngrab des Hügels. Etwa $\frac{1}{10}$

Grab 1 des Grabhügels von Burgheßler Kr. Eckartsberga





1. Die Steineinfassung des Hgelgrabes



IX

II

2. Bronzebeigaben der Gräber IX und II. $\frac{1}{2}$

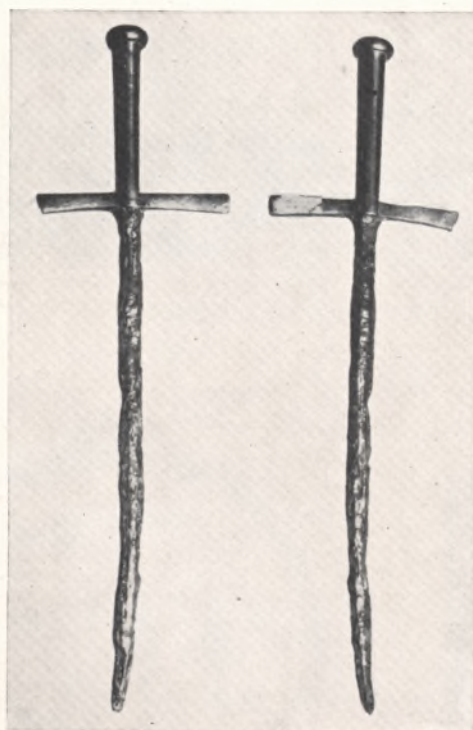
Der Grabhügel von Burghefeler Kr. Eckartsberga





1. Klein Neudorf

Kr. Görlitz. $\frac{1}{4}$



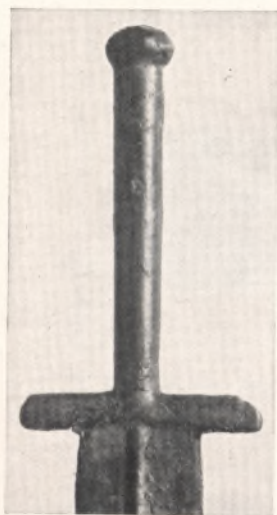
a

b

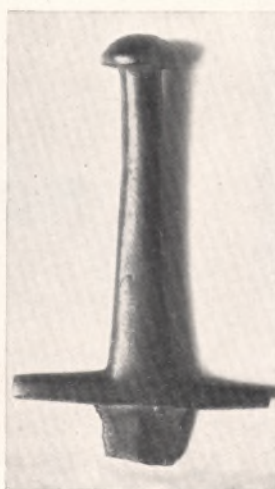
2. Pánád, Komitat Kl. Kofel (Siebenbürgen). Etwa $\frac{1}{5}$



3. Leibnitz (Steiermark). $\frac{1}{4}$



4. Griff des Dolches von Kl. Neudorf. $\frac{1}{2}$



5. Szöny (Brigetio). $\frac{1}{2}$



6. Scheidenbeschlag
des Kurzschwertes von Leibnitz
Etwa $\frac{1}{2}$

Bronzene und eiserne Parierstangendolche





1—2. Gefäße aus Fürwitz Bez. Podesam. $\frac{2}{7}$



3. Bronzebeutgaben aus Fürwitz. $\frac{1}{2}$



4. Bronzeplatte aus Schaab Bez. Podesam. $\frac{5}{4}$



5. Knochen spitze aus Liqueß Bez. Dur
Etwa $\frac{1}{1}$

Skynthische Funde aus Böhmen





1. Verchenberg Kr. Glogau; Barchlin und Trzebidza Kr. Schmiegel. Etwa $\frac{1}{6}$

3062	3061	3059
3065	3063	3066
	3060	3064



2. Provinz Posen. Etwa $\frac{1}{7}$

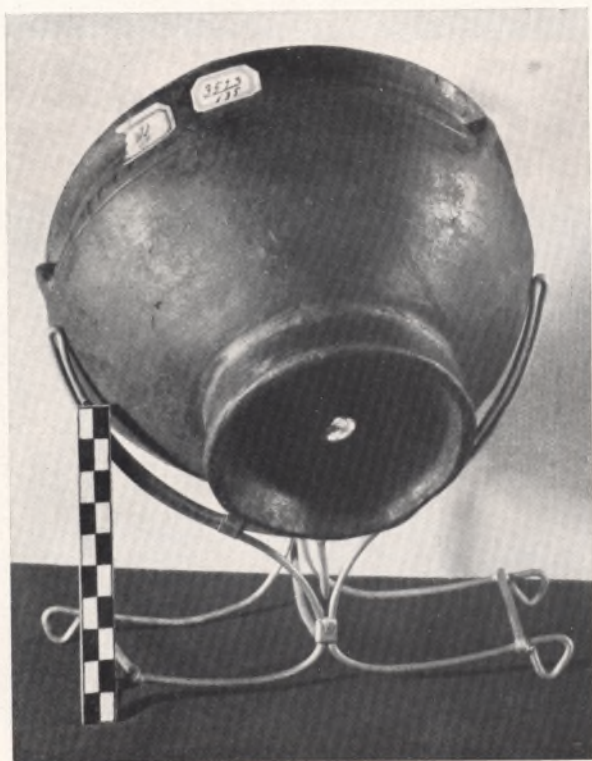
1742		1740		2279
	1750		1755	
1747		8896	1749	
1752	1753	8897	8895	1754
				1740

Gefäße der Urnenfelderkultur aus Schlesien und Posen





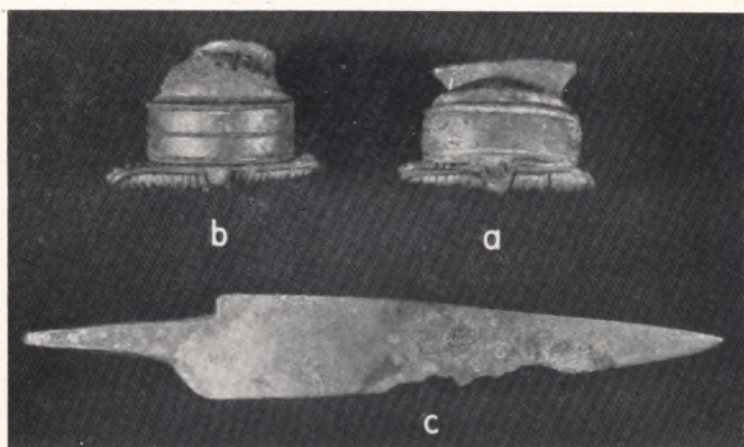
1. Seitenansicht. Etwa $\frac{2}{5}$



2. Ansicht von unten mit dem Fenster im Boden. Etwa $\frac{2}{5}$

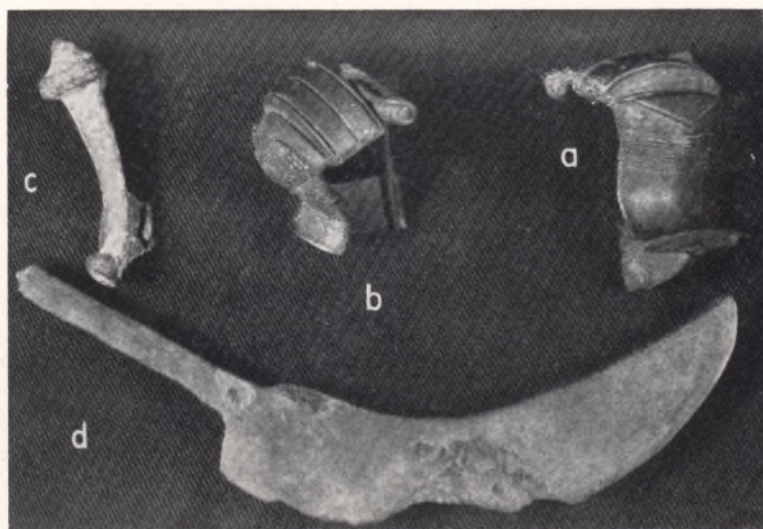
Germanisches Fenstergefäß von Mogilno?, Provinz Posen





1

$\frac{5}{6}$



2

$\frac{5}{6}$

Germanische Grabbeigaben aus Lerchenberg Kr. Glogau





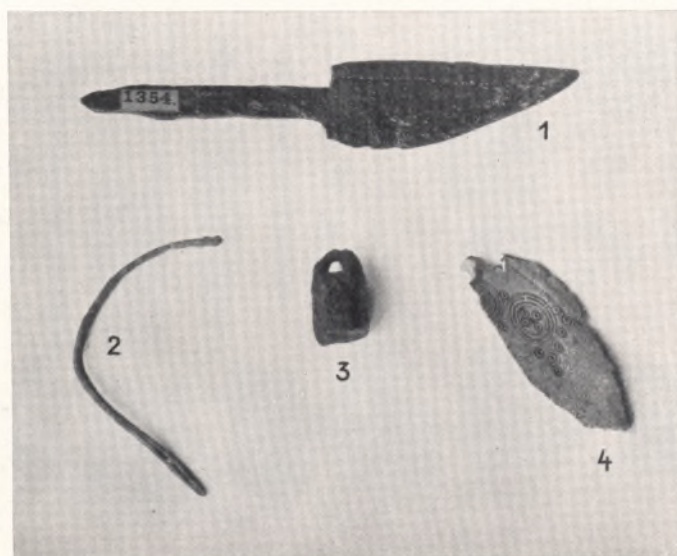
1. Brandgrabengrab nach Abdeckung der Akerfrume



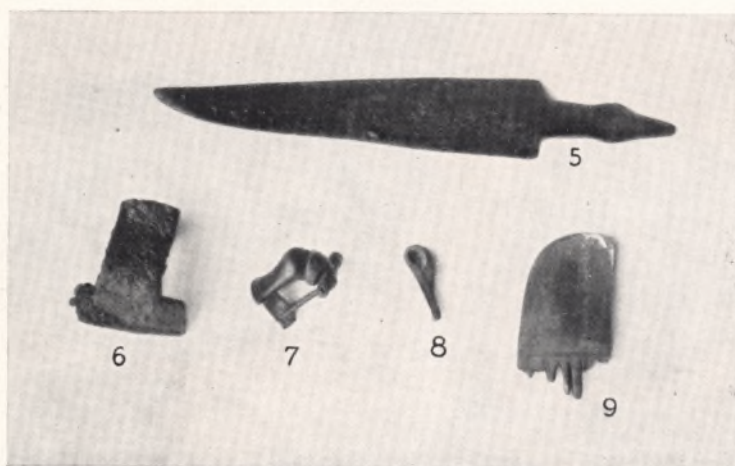
2. Daselbe Grab um 0,15 m tiefer freigelegt

Germanisches Brandgrabengrab von Gurschen Kr. Fraustadt





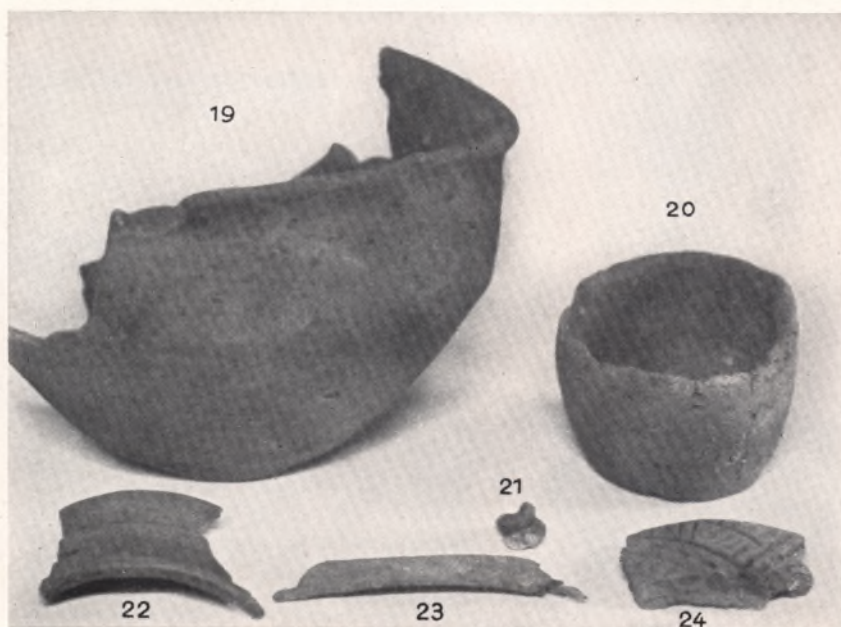
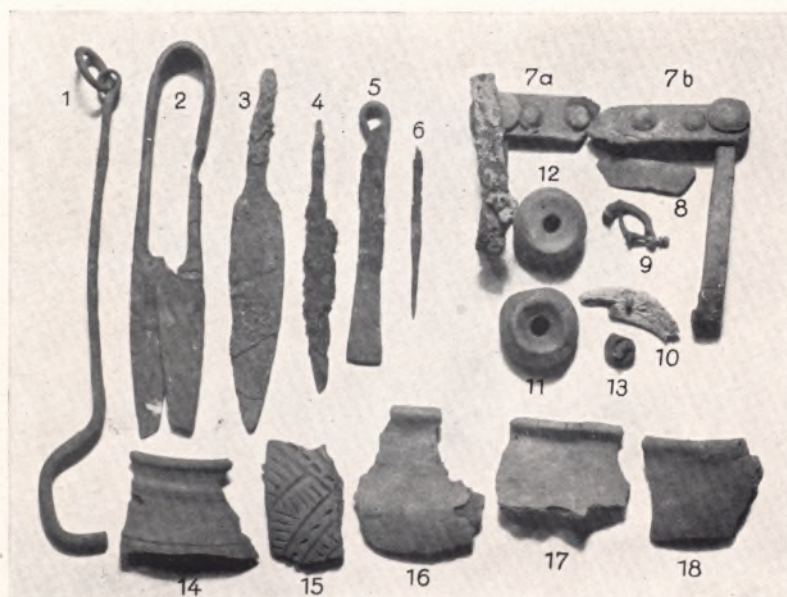
1—4. Grab von Lebus. Etwa $\frac{3}{4}$



5—9. Grab von Clieftow Nr. Lebus. Etwa $\frac{1}{2}$

Beigaben aus den Brandgrabengräbern von Lebus und Clieftow





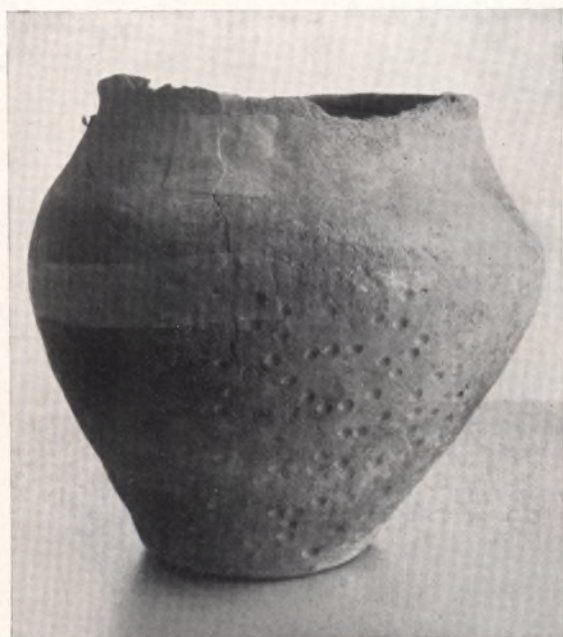
1-24. Etwa $\frac{1}{3}$

Beigaben aus dem Brandgrabengrab von Aurith Kr. West-Sternberg





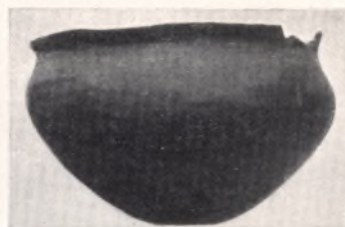
1. Runersdorf Kr. West-Sternberg. $\frac{1}{2}$



2



3



4

2—4. Urnengrab von Bolzow Kr. Lebus. 2 in $\frac{1}{4}$, 3 in $\frac{1}{2}$, 4 in $\frac{1}{7}$ nat. Gr.





1 und 2. Sojvide auf Gotland. $\frac{1}{4}$



3. Nørrebroby auf Fünen. $\frac{1}{3}$



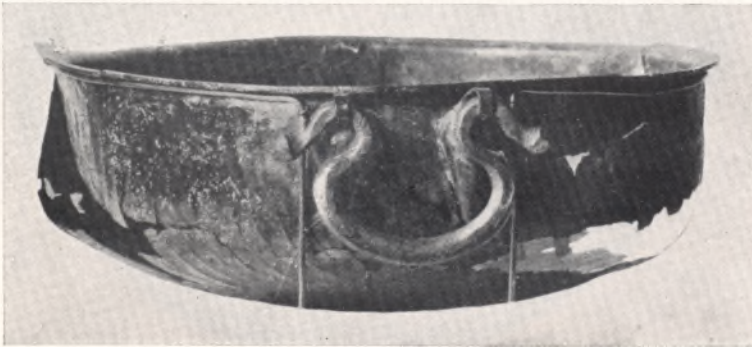
4. Hoby auf Laaland. $\frac{1}{3}$

Frührömische Bronzeschüsseln aus Skandinavien

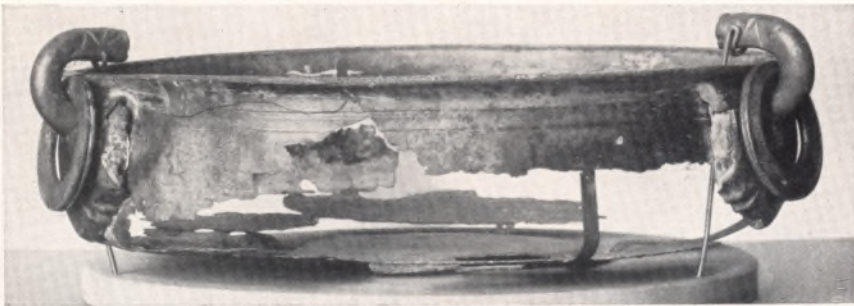




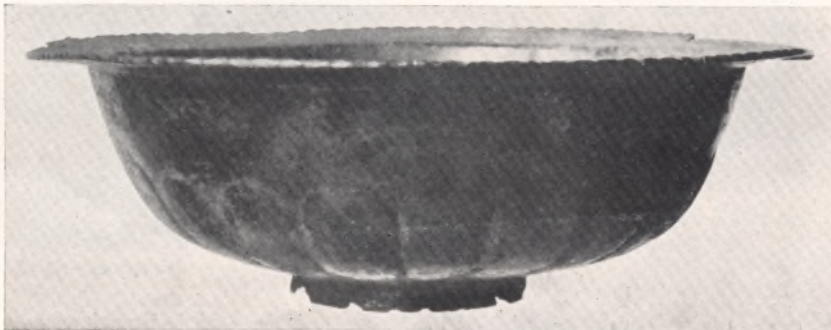
1. Söndre Kjörstad in Norwegen. Etwa $\frac{1}{3}$



2. Brostov auf Seeland. Etwa $\frac{1}{3}$



3. Eskilstrup auf Fünen. Vgl. Taf. II 1. Etwa $\frac{1}{3}$



4. Harv in Schweden. Etwa $\frac{1}{3}$

Spättrömische Bronzeschüsseln aus Skandinavien





1. Boden der Schüssel von Eskilstrup auf Fünen. Fast $\frac{1}{4}$. Vgl. Taf. XLVIII 3



2. Henkelöse von Hammerum auf Fünen. $\frac{1}{2}$



3. Tragring von Nvaldsnes (Norwegen). Etwa $\frac{1}{2}$

Teile von Bronzeschüsseln aus Skandinavien

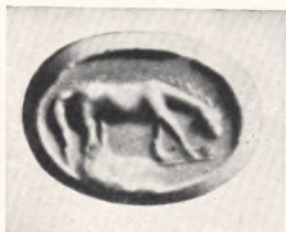




1. Silberbecher von Ostroptata (jetzt Ostrovianý in der Slowakei)



2–3. Teildarstellungen von der Silbervase von Čertomlýň (Südrußland). Nach den Antiken Denkmälern



4. Intaglio von Carnuntum. Etwa $\frac{2}{1}$
Museum Deutsch Altenburg

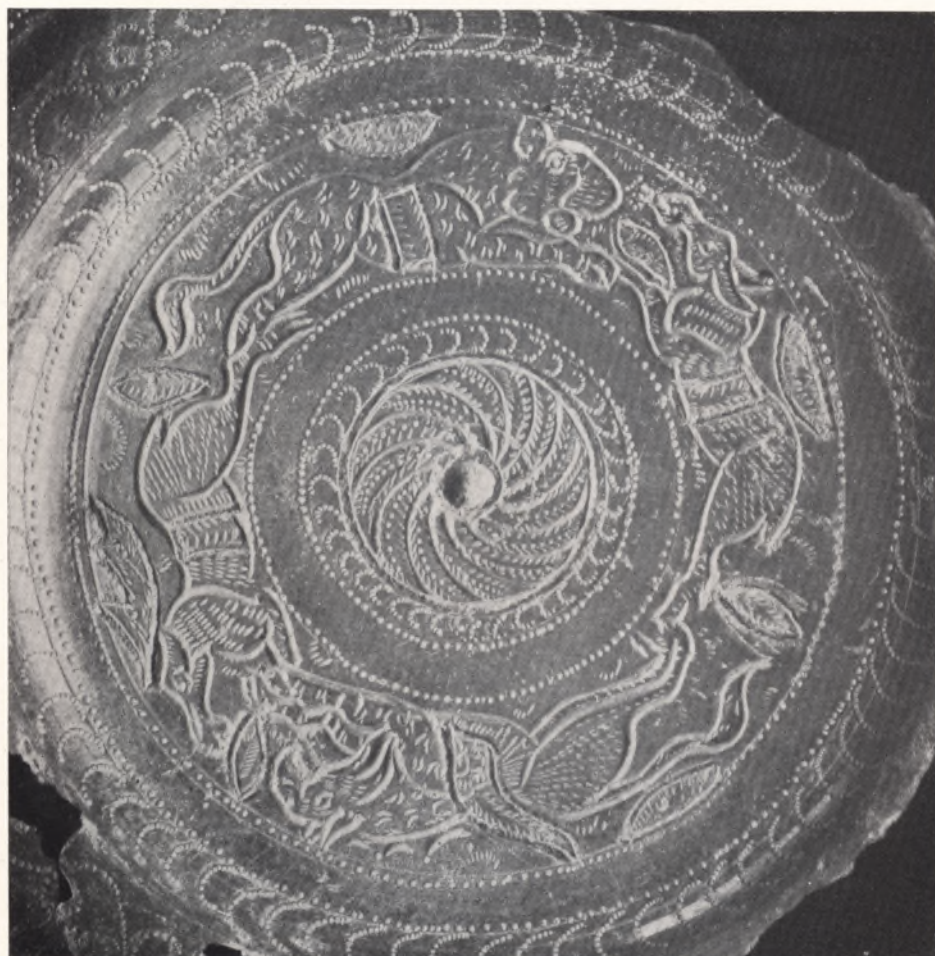


5. Römische Bronzefibel. Etwa $\frac{1}{1}$
Museum des reformierten Kollegiums
in Hódmezővásárhely



6. Silberschüssel aus dem Gouvernement Perm
Nach Mažulewitsch





Innenteil des Bronzetafellers mit Tierfries von Sacrau Kr. Dels, Grab 1. $\frac{1}{1}$





1. An Körper angewebte Kante in Brettchentechnik. $\frac{5}{2}$
Rückseite siehe Taf. LV 2



2. Wollband in Brettchentechnik. $\frac{2}{1}$

Brettchengeewebe aus Sacrau, Grab 3





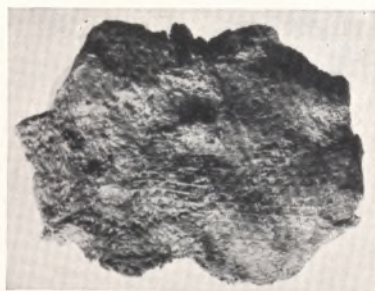
1. Grobes wollenes Schleiertuch. $\frac{3}{2}$



2. Grobes Wolltuch. $\frac{3}{2}$

Vorder- und Rückseite einer Gewebefschicht aus Sacrau, Grab 3





1. Wollrest. $\frac{1}{1}$



2. Wollnäuel. $\frac{1}{1}$



3. Lojes Körpergewebe. $\frac{2}{3}$



4. Wollföper aus Grab 2. Etwa $\frac{2}{1}$



5. Grobes Wollgewebe. Fast $\frac{1}{1}$

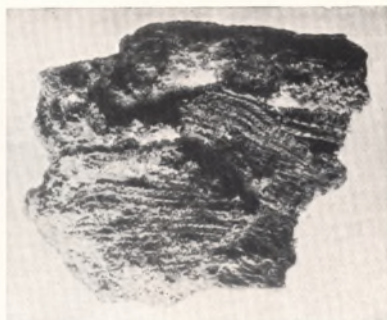
1-3, 5 aus Grab 3

Geweberefte aus Sacrau, Grab 2 und 3





1. Leinwandrest. Faßt $\frac{1}{1}$



2. Rückseite des Stoffrestes Taf. LII 1. $\frac{4}{3}$

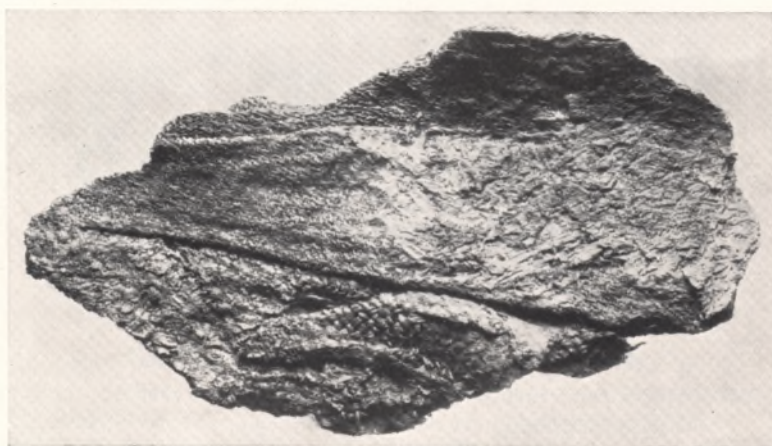


3. Thorsberg, Hemdärmel mit Brettchenfante
Faßt $\frac{1}{1}$. Nach den Mitt. des Anthrop. Ver. in
Schleswig-Holstein XIX Taf. IX

b



4. Wollföperreste. $\frac{1}{1}$
1, 2, 4 und 5 aus Sacrau, Grab 3



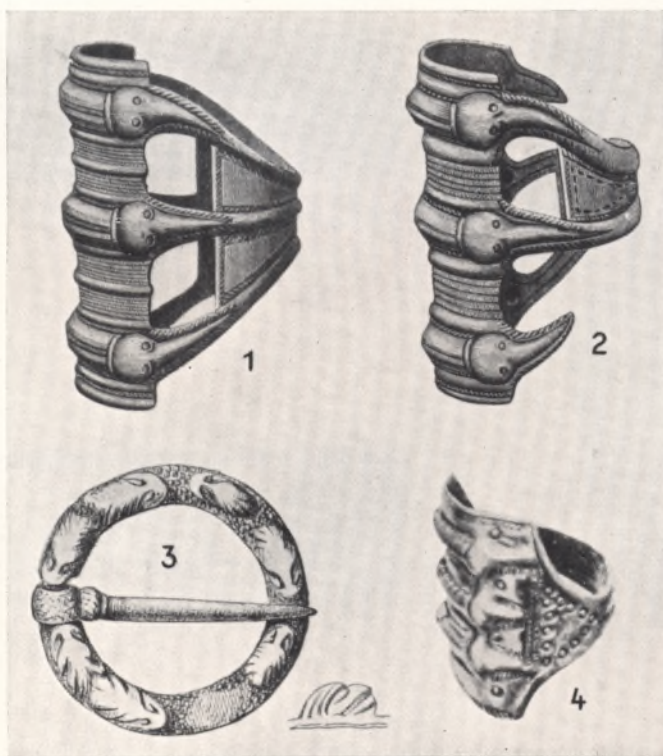
5. Wollföper und grobes Wolltuch. $\frac{3}{2}$

Geweberefte aus Sacrau und Thorsberg





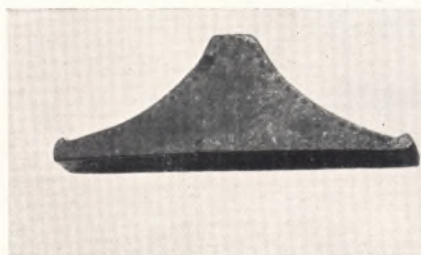
1. Goldfingerring von Königsberg Kr. Ostprignitz. $\frac{2}{1}$



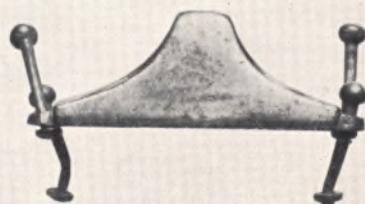
2,1-4. Skandinavische Schmuckstücke mit Tierkopferzierungen. $\frac{1}{1}$

2,1-2. Goldringe aus Småland (Schweden) nach Salin; 2,3. Ringfibel aus Västernmanland (Schweden) nach Hildebrand; 2,4. Goldring von Oppland (Norwegen) nach Bee

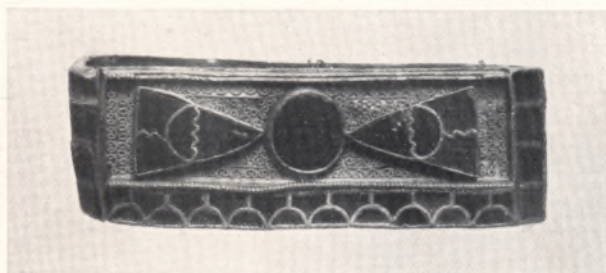




1



2



3a



3b



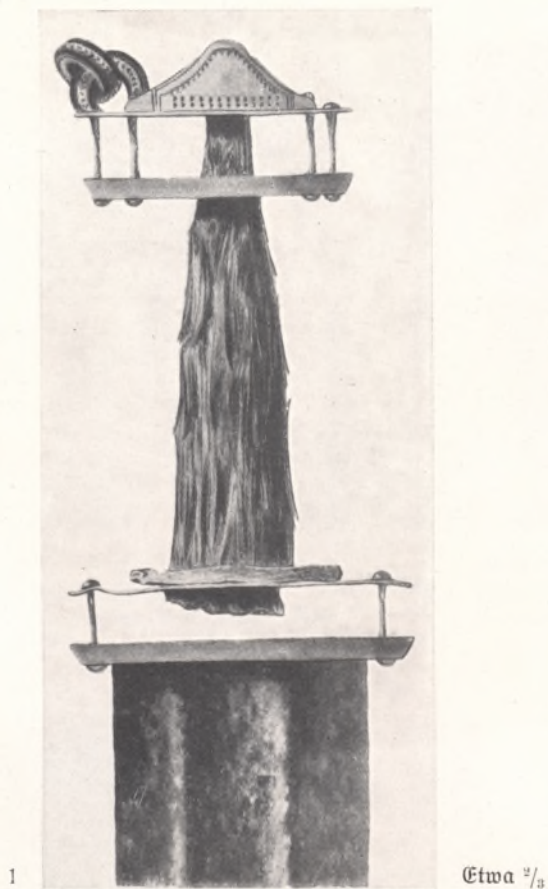
4

1–3. Fund von Friedrichsthal bei Schwedt a. O. Museum Berlin. $\frac{1}{4}$

1–2. Knaufteile, 3. Scheidenmundstück von Schwertern

4. Fibel von Grönby, Schonen, Museum Lund. $\frac{3}{4}$





1. Griff eines Schwertes von Gilton, Kent. Museum Liverpool. Nach Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V* Taf. XXX Nr. 512 d

2a-b. Scheidenmundstück von Skjoldelev, Jütland. Museum Kopenhagen. $\frac{1}{1}$





1. Schreßheim, Bayern. $\frac{1}{2}$
Nach Jahresbericht des Hist.
Vereins Dillingen VIII, 1895
Taf. IV 3b



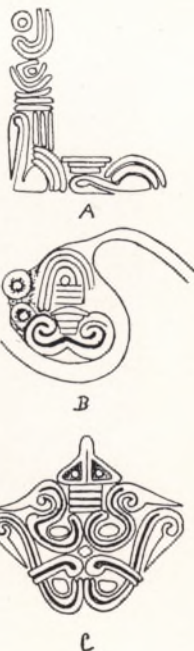
2. Herbrechtingen
Württemberg. $\frac{1}{2}$
Vgl. Beed, Germania 1930
S. 74



3. Soest, Westfalen. $\frac{1}{2}$
Vgl. Stieren, Germania 1930
Taf. VI



4. Tübingen, Württemberg. $\frac{1}{2}$
Vgl. Beed, Germania 1932, Taf. IV



4a - c. Einzelmuster der
Tübinger Fibel. $\frac{4}{5}$

Fibeln der Merowingerzeit aus Süd- und Westdeutschland





1. Grabkammer aus Eichenbohlen, Grab 2



2. Grabkammer aus Eichenbohlen mit Resten der Totenbettstatt. Grab 3

Grabkammern von Oberflacht, Oberamt Tuttlingen





1. Totenbaum Grab 72, gehoben und gereinigt



2. Bohlendecke über Grab 72

Grab 72 von Oberflacht





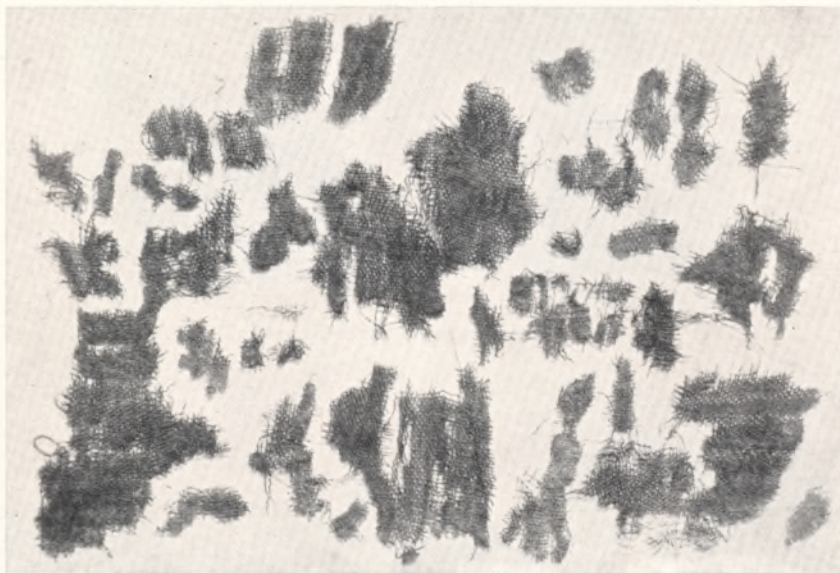
1. Totenbaum Grab 72, noch geschlossen



2. Totenbaum Grab 72, geöffnet

Baumsarg des Grabes 72 von Oberflacht





Geweberefte aus den Gräbern 36 und 72 von Oberflacht





1–2. Tongefäße aus Grab 16 und 53. Etwa $\frac{1}{3}$



3 und 5. Holzgefäße aus Grab 72; 4. Holzgefäß aus Grab 59. Etwa $\frac{1}{3}$



6–8. Holzgegenstände aus den Gräbern 59, 16 und 74. Etwa $\frac{1}{3}$

Holz- und Tongefäße aus Oberflacht

1111-3-1111



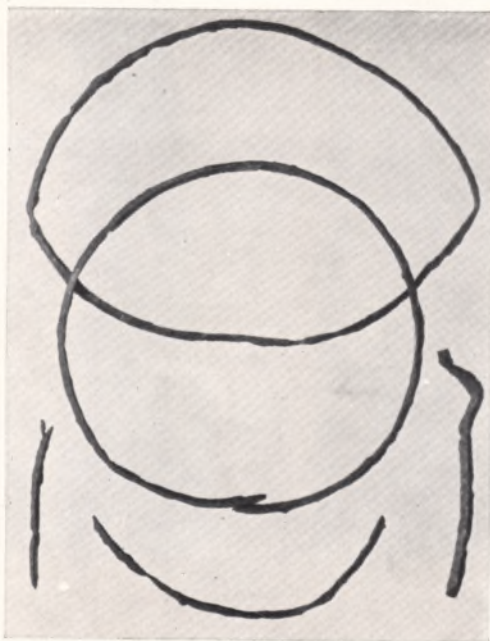
1111-3-1111



1



2-3



4

1 und 4 in $\frac{1}{3}$, 2-3 in $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

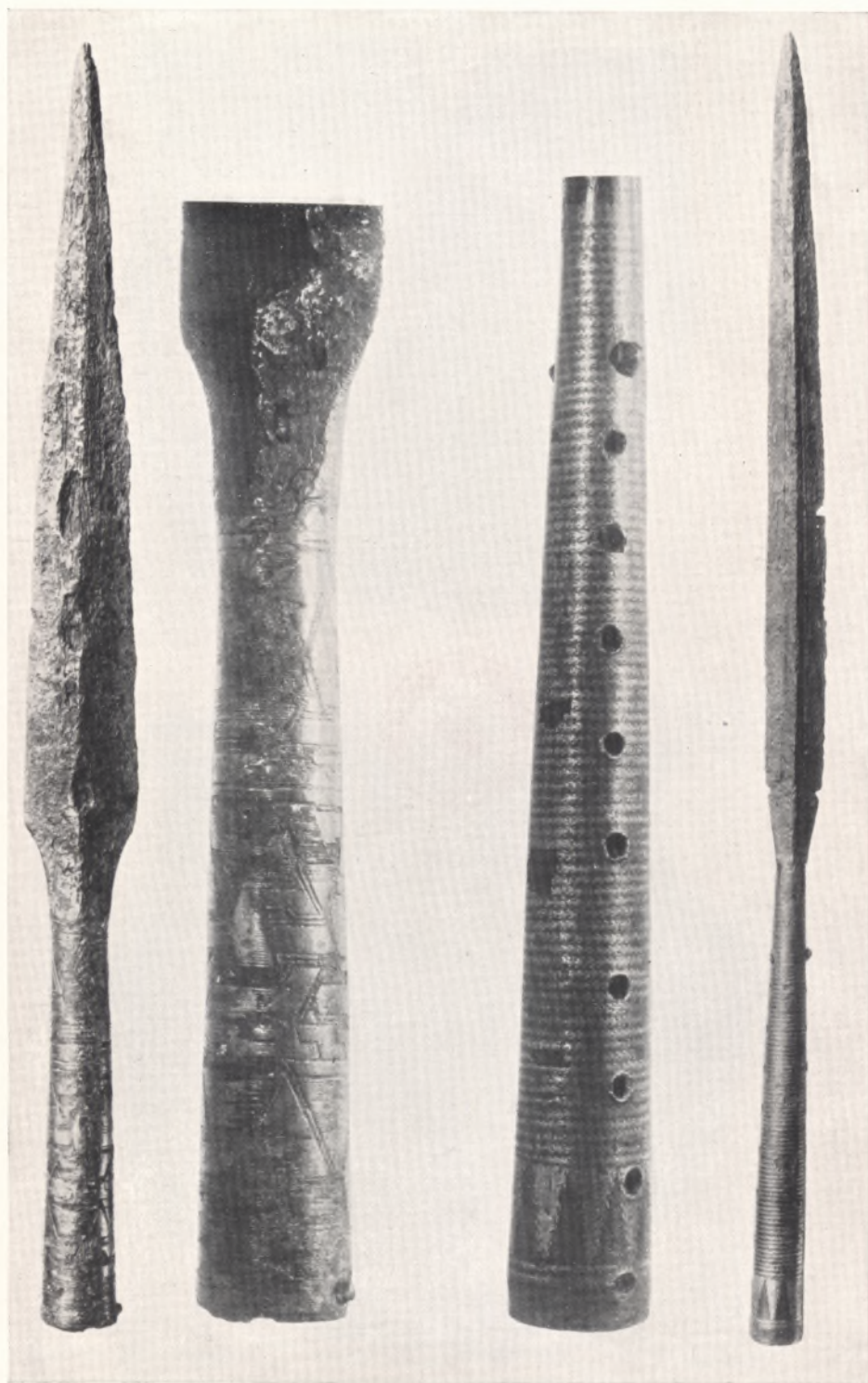
Der Fund aus Libau Kr. Gnesen





Die verzierte Tülle der Lanzenſpiße von Libau in drei Anſichten. $\frac{1}{4}$





1

1a

2

2a

Lanzenspitzen mit verzierter Tülle aus Parež Kr. Osthavelland und aus der Oder bei Stettin





1. Grab 120
Etwa $\frac{1}{2}$



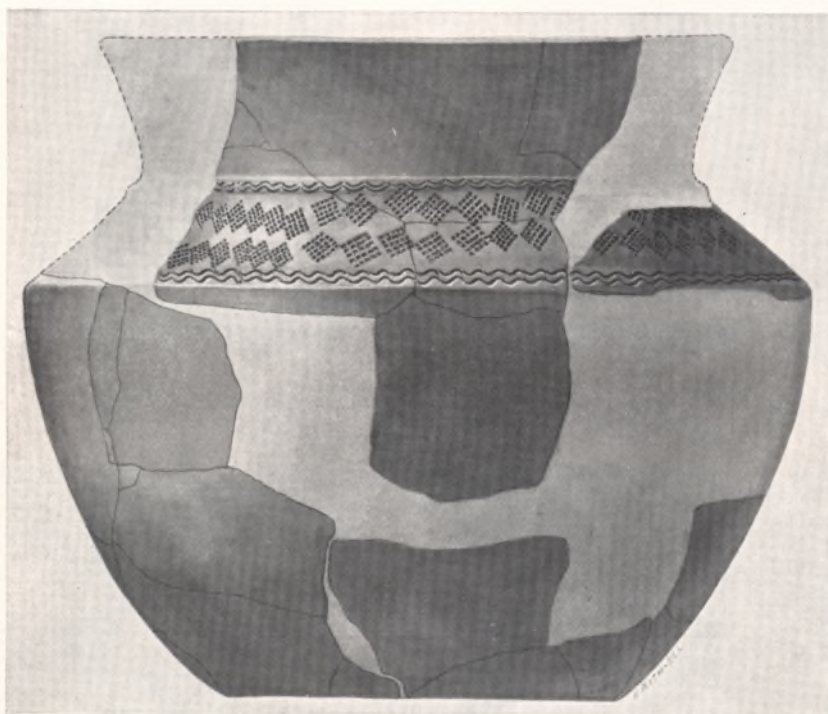
2. Grab 161
 $\frac{1}{2}$

Vorwifingerzeitliche Tongefäße aus Bjärs, Asp. Hejnum, Gotland





1. Stora Hästnäs, Landesgem. Wisby Grab 5. $\frac{1}{2}$



2. Bjärs, Rsp. Hejnum Grab 162. $\frac{1}{2}$

Vorwifingerzeitliche Tongefäße aus Gotland

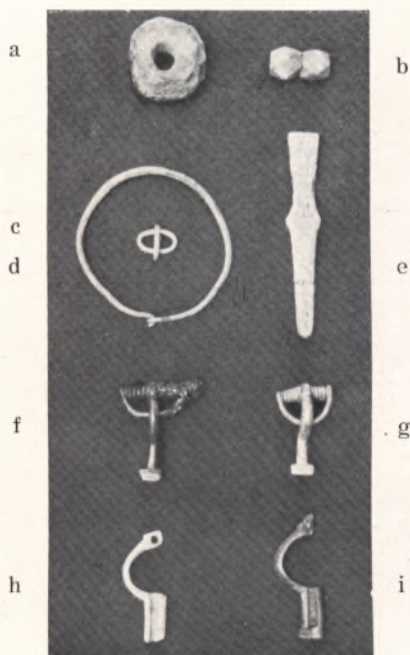




1. Grab 4. Brandgrube mit Urne. Etwa $\frac{1}{12}$

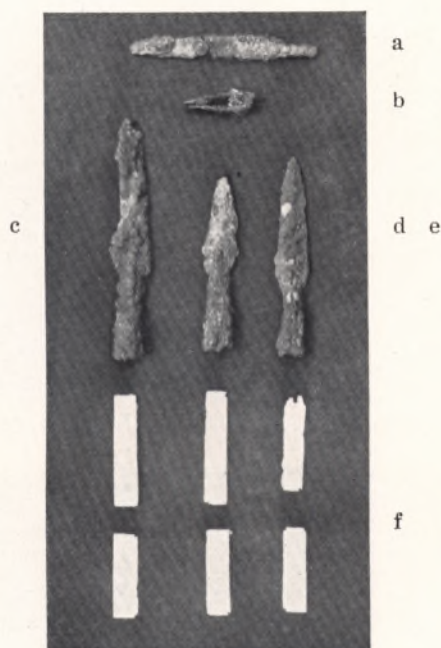


2. Grab 18. Brandgrube. Etwa $\frac{1}{17}$



3. Etwa $\frac{1}{3}$

3b aus Grab 6; 3g aus Grab 5;
die übrigen Beigaben aus zerstörten Gräbern



4. Etwa $\frac{1}{6}$

4b aus Grab 18; d und e, f Einzelfunde zwischen den
Gräbern; die übrigen Beigaben aus zerstörten Gräbern



a b c d e f g h i

5. Tongefäß c aus Grab 9; d aus Grab 4; die übrigen aus zerstörten Gräbern. Etwa $\frac{1}{7}$

Gräber und Grabbeigaben von Conradswalde Kr. Elbing





1. Südweſthang des Schloßberges, zu unterſt die ſlawiſche Siedlungsschicht



2. Bohlweg und Hausgrundriß von Weſten

Der Burgwall (Schloßberg) von Güſkow in Vorpommern und ſlawiſche Hausgrundriffe





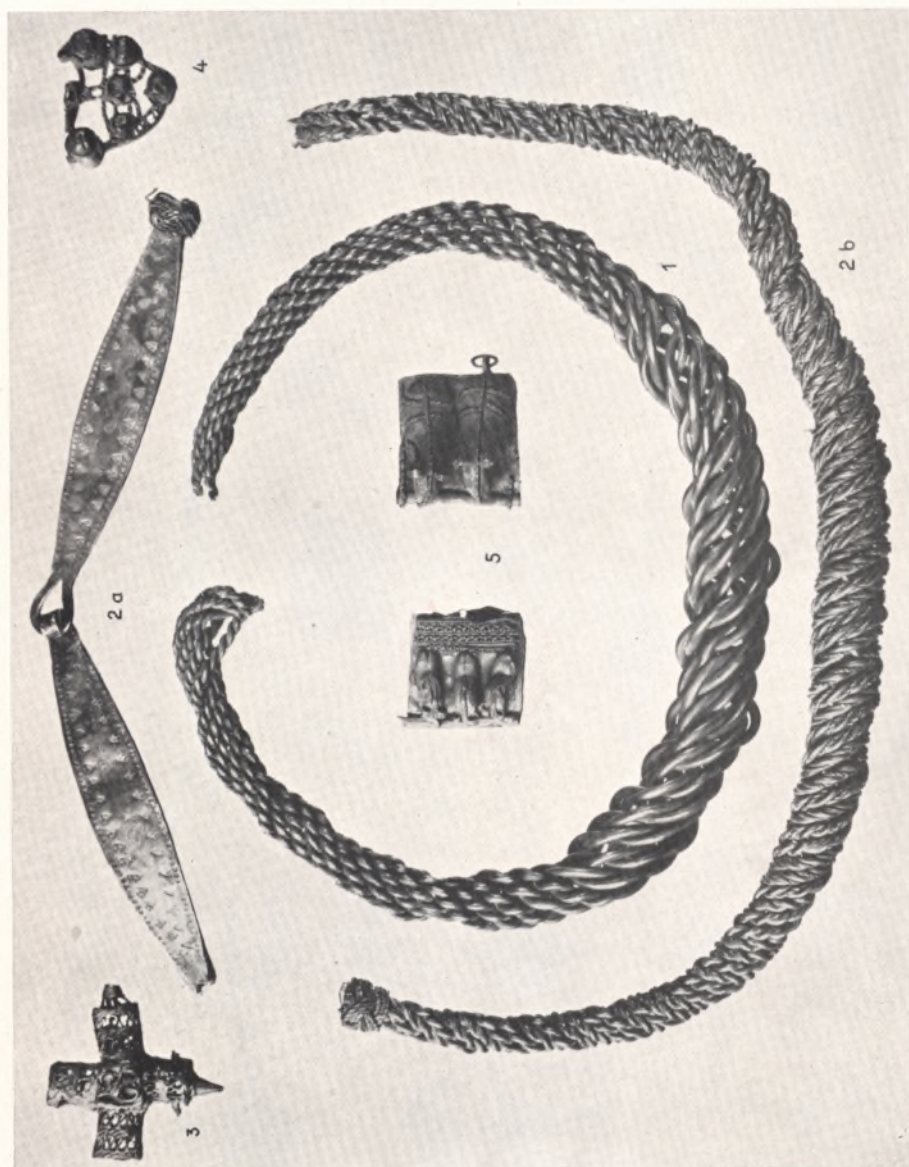


1. Haus B von Süden



2. Nordwestecke des Hauses B mit Verzahnungen





Schmuckstücke aus dem Hachsilverfund von Ląqz-Mühle im Vorgehichtlichen Institut Göttingen. ^{3/4}





Schmuckstücke aus dem Hadzsilberfund von Łączę-Mühle
im Vorgeschichtlichen Institut Göttingen. $\frac{1}{1}$





Schalenstein von Bunsloh in Dithmarschen. $\frac{1}{13}$





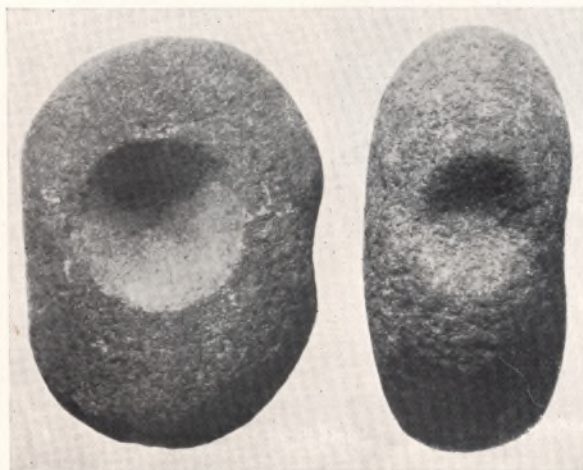
1 a—b. Priesholz Kr. Flensburg. $\frac{1}{2}$



2 a—b. Niendorf Kr. Segeberg 7926. $\frac{1}{2}$



3. Buchholz Kr. Süder-Dithmarschen 11668. $\frac{1}{2}$



4 a—b. Dithmarschen 1702. $\frac{1}{2}$



5. Deversee Kr. Flensburg 15174. $\frac{1}{2}$

Steinagt und Geröllsteine mit schalenartigen Vertiefungen





1. Lügumkloster 10083



2. Sachsdorf Kr. Rendsburg 9998



3. Hönkys Kr. Apenrade 12493



4. Malente 505



5. Schleswig-Holstein



6. Hoppenrade Kr. Östthavelland
Mus. Berlin I E 6814

1, 3, 4, 6 in $\frac{1}{3}$, 2 und 5 in $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Beile und Ägte mit Bohrungen ohne oder mit ungewissem Gebrauchszweck





1 a - c. Norder-Dithmarſchen. $\frac{1}{2}$



2 a - c. Schleswig-Holſtein 667. $\frac{1}{2}$



3 a - c. Böfen Kr. Rendsburg 15327. $\frac{1}{2}$

Geröllſteine mit ſchalenartigen Vertiefungen





1. Rasiermesser von Kettinge auf Lolland (Dänemark). $\frac{1}{1}$



2. Rasiermesser von Bester Lem in Jütland. $\frac{1}{1}$



3. Staffelde Kr. Randow. $\frac{2}{3}$



4. Premnitz Kr. West-Havelland. $\frac{1}{2}$. Vgl. Abb. 1



5. Schmarjow Kr. Demmin. $\frac{1}{4}$

Dänische Bronzemeser und norddeutsche Tongefäße mit Tierdarstellungen





Beigaben aus dem jungbronzezeitlichen Friedhof von Depefolk Kr. Salzwedel. $\frac{1}{4}$





1. Gefäß mit Runenſchrift. Etwa $\frac{1}{4}$
Nach: Aus Oberſchleſiens Urzeit Heft 20, Taf. VIII



2. Graburne. $\frac{1}{4}$

Die Gefäße des wandaliſchen Grabes von Sedſchütz Kr. Neuſtadt





1



2



3



4

1-4 in $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Teilaufnahmen der Runenschrift auf dem wandalischen Gefäß von Sedschütz in Oberschlesien





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 1174/V



013-001177-00-0